

Deutsche Dichtung

0902
.2847

Wm. W.

Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Achtzehnter Band.

April 1895 bis Oktober 1895.



Berlin.

Verlag von F. Fontane & Co.

1895.

Druck von Paj & Garleb, Berlin W.

Mitarbeiter-Verzeichniß des XVIII. Bandes.

	Seite		Seite
Arminius, Wilhelm, in Götten 8. 68. 86. 142.	190. 244	Maync, Harry, in Berlin	223
Arnswaldt, Carl von, in Wöttingen	15. 190	Mendelssohn-Bartholdy, A., in Leipzig 14.	166
Behrend, Ernst, in Berlin	201	Meffer, Max, in Wien	246
Bulke, Carl, in Königsberg i. Pr.	47	Minor, Prof. Dr. J., in Wien	247
Castelli, J. F. (Ungebrucker Nachlaß)	147	Morgenstern, Christian, in Berlin	185. 245
Dietrichstein, Graf Moriz, (Ungebr. Nachlaß)	147	Müller, Hans, in Zürich-Svitzen	101. 188
Domsch, Hermann, in Weisenbach	189	Oppermann, Otto, in Dresden 62. 110. 135.	165. 190
Edward, Georg, in Chicago	94	Otmer, F., in Berlin	168. 196 220
Ehrmann, Alfred von, in Baden bei Wien 93.	136	Pellheim, Volte, in Reichenberg	111. 201. 245
Ende, Amalie von, in Chicago	112. 194. 292	Portheim, Paul von, (Ungebr. Nachlaß)	167. 246
Franzosa, Karl Emil, in Berlin 1. 27. 33. 54.	57. 81. 105. 126. 129. 146. 158. 181. 205.	Preuschken, Hermine von, in Rom	110. 270
	229. 258. 277	Richards, Alfred, in Berlin	110
Freiligrath, Ferdinand (Ungebrucker Nachlaß)	52	Robertin, D., in Mecklenburg	15. 72. 165
Godin, Amélie, in München	15	Röbisaamen, Rosa, in Berlin	165
Grüninger, Hans M., in Konstanz 141. 223.	244. 270	Sassen, Alfred in Riga	9 41. 65. 89. 195. 212
Gader, Curt, in Berlin 15. 47. 70 111. 142.	189. 212	Scheffel, Josef Victor von, (Ungebr. Nachlaß)	22
Ganic, Tabitha, in Basel	143. 158. 186 210	Schnorr von Karolsfeld, Ludwig, (Ungebr. Nachlaß)	252
Gademann, Julius, in Wien	6. 46. 185. 214	Schuch, A. G., in Zürich	8
Gege, Heinrich, in Triest 46. 92. 112. 134. 167.	190. 212	Schmidt, Oswald, in München	47. 93
Goltel, Karl von, (Ungebrucker Nachlaß)	148	Singolt, Th., in München	112
Gugli, Emil, in Bern	201	Stoeffl, Otto, in Wien	93
Jensen, Wilhelm, in München	290	Stona, Marie, in Strzbedowitz	8
Kab, Julius, in Prag	185. 195	Strauß, Julius J., in Frankfurt a. M.	94
Kellner, August, in Neapel	16. 111	Susan, Camillo B., in Wien. 111. 142. 167 268	
Kiesewetter, Max, in Neufahrwasser	72. 166	Tietz, A. R. T., in Berlin 7. 72. 94. 112. 136.	218. 244. 270. 292
Klinke, Hugo, in Hildesheim 8. 136. 167. 223.	246	Wächter, Ernst, in Berlin	46
Knußfert, Rudolf, in München 134. 166. 195. 214		Wädeler, Hyaguth, in Laingen	68. 167
Kromayer, A., in Bonn	98	Wald, M., in München	46
Kungewiesche, Wilhelm, in Rheydt 14. 62. 136.	166. 270. 292	Wendt, Helene, in Baasdorf	214. 246
Plugg, Hermann, in München	40. 184	Wertheimer, Paul in Wien	189. 270. 292
		Wilbrandt, Adolf, in Rostock 95. 113. 137. 161.	191 215. 241. 265
		Wimmerhof, Paul, in Elberfeld	245. 291



Inhalt des XVIII. Bandes.

	Seite
Romane, Erzählungen und Skizzen.	
Um ein Grab. <i>Novelle</i> von Karl Emil Franzos. (Fortsetzung und Schluß) 1. 33. 57. 81. 105. 129. 153. 181. 205. 229. 253.	277
Der Tote. <i>Erzählung</i> von J. Ottmer 168. 196.	220
Lyrik.	
Ostermesse in St. Peter zu Rom Von Julius Habemann	6
„Viel Blumen blühen am grünen Wall...“ Von Marie Stora	8
Ostern auf dem Kirchhof. Von Hugo Klinker	8
Sonntagsskizze. Von A. G. Schöck	8
Venz. Von Wilhelm Arminius	8
Vied. Von Wilhelm Langewiesche	14
Pastorale. Von A. Mendelssohn-Bartholdy	14
Den Sänglingen. Aus dem Französischen der M. Desherbes-Balmore von A. Gahin	15
Vied. Von Carl von Arnim-Walbr	15
Die Bleicherin. Von H. Robertin	15
Unstballons. Von Curt Hader	15
Albin. Von Hermann Klingg	40
Die Zelt. Von Heinrich Hege	46
Der Stieglitz. Von Ernst Wachler	46
Nicht für Dich! Von M. Wald	46
Im Moor. Von Julius Habemann	46
Der Klosterbruder. Von Curt Hader	47
Rote Rosen. Von Oswald Schmidt	47
Junge Liebe. Von Carl Vinke	47
Zur Rindtaufe. Von Ferdinand Freiligrath. (Ungebrachter Nachlaß).	54
Erben. Von Wilhelm Langewiesche	62
Malmorgen. Von Otto Oppermann	62
Vor deinem Bilde. Von Wilhelm Arminius	63
Saunaformla. (Schwäbisch.) Von Spangth Wäderte	68
Drei Meister. Von Curt Hader	70
Mutter und Kind. Von A. G. F. Fielso	71
Märzveilchen. Von H. Robertin	72
Der Wiedehopf. Von Max Klefiewetter	72
Seemann's Traum. Von Heinrich Hege	92
Homo mutabilis. Von Alfred von Ehrmann	93
Despotenblut. Von Oswald Schmidt	98
Jrühlingsboten. Von A. Bromayer	93
Meine Seele. Von Otto Stoessl	93
Leise, leise geht die Zeit dahin. Von Georg Edward	94
Blumenleben. Von Julius J. Strauß	94
Gräß Gott. Von A. G. F. Fielso	94
Maienmacht. Von Hans Müller	101
Im Niederbühl. Von Otto Oppermann	110
Jagd. Von Hermine von Freuschen	110
Ein Morgen Gebet. Von Alfred Richards	110
Verzaubert. Von Curt Hader	111
Vor dem Sturm. Von Lotte Fellheim	111
Waldblüthen. Von Camillo B. Sanjan	111
Die Wasserrose. Von August Kellner	111
Kolumbus. Von A. G. F. Fielso	112
Die Verlobung. Von Heinrich Hege	112
Schnulst. Von Th. Singolt	112
Einer Freundin. Von Amalie von Eude	112
Ghazel. Von Hermann Klingg	134
Von meinen Liedern. Von Heinrich Hege	134
Die Broche. Von Rudolf Knuffert	134
Achtung im Park... Von Christian Morgenstern	135
Mittagsjauber. Von Otto Oppermann	135
Waldesträume. Von Julius Habemann	135
In Lust und Leid. Von Julius Kay	135
Ueberschwemmung in Lütthauen. Von A. G. F. Fielso	136
Gutsagen. Von Wilhelm Langewiesche	136
Psychologischer Compaß. Von Alfred von Ehrmann	136
Vied. Von Hugo Klinker	136
Der Bettler und der Doge. Von Hans M. Grünlinger	141
Zu Kranfahrt an der Ober. Von Curt Hader	142
Unser Glück. Von Camillo B. Sanjan	142
Am Weiber. Von Wilhelm Arminius	142
Einem Kranken. (Mit Rosen.) Von Otto Oppermann	165
Orakel. Von H. Robertin	165
Mutter und Rosa Hübsamen	165
Schneeglöckchen. Von Rudolf Knuffert	166
Moriturus. Von Wilhelm Langewiesche	166
Walburga. Von Max Klefiewetter	166
Sprach. Von Albert Mendelssohn-Bartholdy	166
Schlentkra. (Schwäbisch.) Von Spangth Wäderte	167

	Seite
Abendfriede. Von Camillo B. Susan	167
Das Mittel. Von Heinrich Hege	167
Waldabend. Von Hugo Klinkt	167
Die Falle. Von Paul von Portheim. (Unge- druckter Nachlaß.)	167
Auf dem Bergespizel. Von Hans Müller	188
Au der Wende. Von Hermann Domsch	189
Mein Wien. Von Paul Wertheimer	189
Morgen. Von Curt Facker	189
Am Waldestrand. Von Otto Dopperman	190
In tiefer Nacht. Von Wilhelm Arminius	190
Hans und Peter. Von Heinrich Hege	190
Aitornelle. Von Carl von Arnswaldt	190
Sommerfäden. Von Amalie von Ende	191
Ich laß dich nicht. Von Julius Kay	195
Mitleid. Von Rudolf Knuffert	195
Umsonst. Von P. Weidinger	195
Auf dem Meer. Von Alfred Saffen	195
Ich weiß es. Von Emil Hagl	201
„Einst . . .“ Aus dem Italienischen des Lorenzo Stechetti von Lotte Fellheim	201
Abend. Von Curt Facker	212
Freund Tannenwald. Von Heinrich Hege	212
Am Abendrot. Von Heinrich Saffen	212
Alpenpaß. Von Julius Havemann	214
Untern Tannenbaum. Von Helene Wendi	214
Frauenlaune. Von Rudolf Knuffert	214
Die Schlüsselblumen. (Alemannisch.) Von Hans M. Grüninger	223
Verrathene Liebe. Von Harry Maunc	223
Sonnenuntergang von Hugo Klinkt	223
Ein Born des Lebens. Von Wilhelm Arminius Schwalben. Von A. R. T. Tielo	244
An ein blindes Mädchen. Aus dem Italienischen des Lorenzo Stechetti von Lotte Fellheim Der Bergsee. Von Christian Morgenstern	245
Abendbild. Von Paul Wimmershof	245
Mondnacht im Walde. Von Hugo Klinkt	246
Der Dichter. Von Max Meffer	246
Abendruhe. Von Helene Wendi	246
Erläuterung. Von Paul von Portheim. (Un- gedruckter Nachlaß.)	246
Einsamkeit. Von Camillo B. Susan	268
Vom Mondberg. Von Hermine von Preußchen Mein Stern. Von Wilhelm Langewiesche	270
Lacrimae Christi. Von Paul Wertheimer	270
Mein Glück. Von A. R. T. Tielo	270
Was Liebe sei. (Alemannisch.) Von Hans M. Grüninger	270
Die Jugend. Von Wilhelm Jensen	290
Geduld. Von Paul Wimmershof	291
Herbst. Von Amalie von Ende	292
Wagnis. Von Wilhelm Langewiesche	292
Posthornklänge. Von A. R. T. Tielo	292
Stod im Gfen (Wien). Von Paul Wertheimer	292

Epische Dichtungen.

Des Nechenbergers Knecht. Von A. R. T. Tielo	7
Wolfs Massfahrten. Eine Geschichte in Versen. Von Alfred Saffen	2. 41. 65. 89

	Seite
Zu Sturmesnoth. Nach einer von den Zeitungen als wahr berichteten Begebenheit an der Schles- wigschen Küste. Von August Kellner	16
Tiefe von Falkenried. Von Wilhelm Arminius	86
Aus der Steppe. Eine Dichtung von Tabitha Haule 148. 158. 189.	210
Die große Greta zu Tedenburg. Von A. R. T. Tielo	213
Der Seneschall von Tereoulques. Von Hans M. Grüninger	241
Der Rächer von Straßburg. Von Ernst Weber	291

Dramatische Dichtungen.

Nähezahl. Phantastisches Schauspiel in vier Auf- zügen von Adolf Wilbrandt 95. 113. 137.	181. 191. 215. 241. 285
---	-------------------------

Essays und Mittheilungen.

Gottfried Keller. Nach seinen Briefen und Tage- büchern. (Jakob Baechtold: „Gottfried Keller's Leben“)	
I. Die Knaben- und Jünglingsjahre	17
II. Der Maler	48
III. Der Lyriker	78
IV. Der Student	224
V. Der Verfasser des „Grünen Heinrich“	271
VI. Der Herr Staatsfchreiber	293
Aus Schepffel's letzten Lebensjahren. Mit un- gedruckten Briefen des Dichters. (An Ebnard von Engertb. Briefe vom 8. Mai und 20. Mai 1878, 20. Juni 1881, 20. Januar 1882, 9. De- zember 1883, 17. Juni und 22. Juni 1884)	22
Franz Riffel. Nach den Tagebüchern und un- gedruckten Briefen des Dichters. Von Karl Emil Franzos. VI.	27. 54
Ungedruckte Briefe und Verse von Ferdinand Freitaggrath	52
Gustav Freitag	117. 149. 176. 202
Einiges über Heine. Von Karl Emil Franzos Briefe an Bauernfeld. Mitgeteilt von Karl Emil Franzos	146
Zur Geschichte des bürgerlichen Trauerspiels in Deutschland. Von Prof. Dr. J. Minor	247
Aus der „guten alten Zeit.“ Brief von Ludwig Schorn von Karolsfeld an Johann End- wig Deinhardt	252

Litterarische Notizen.

82. 80. 102. 128.

Neue Bücher.

82. 56. 80. 102. 128. 152. 228. 300.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

„Albumblätter“, gesendet zum Besten des Vereins für Aender- und Volks-Räthen in Berlin von hervorragenden Frauen und Männern Deutschlands	32
--	----

	Seite		Seite
Pittmar, Franz. „Balladen und poetische Erzählungen“	104	Reyherling, Gräfin Margarete. „Gedichte und Aphorismen“	102
Ervert, Ernst. „Raja's Seele“	108	Klassiker-Ausgaben des Bibliographischen Instituts	128
Engel, Georg. „Das Hungerdorf und andere Novellen“	103	Körner's Werke	128
Eichenborff's Werke	128	Kabrerz, Viktor. „Alanenstreiche“	108
Falke, Gustav. „Harmlose Humoresken“	104	Landau, J. „Nordlandsfahrt“	128
Gjellerup, Karl und Wolters, Wilhelm. „Eine Million“	102	Polhidal, G. „Psyche“	80
Grotowsky, Paul. „Der eiserne Kanzler im deutschen Viede“	108	Roquette, Otto. „Hans Haidenbut“	108
Hoppen, Hans. „Helga“. „Es hat so sollen sein“. „Der König von Thule“. „Hexenfang“	102	Hüttenauer, Benno. „Zeitiges und Streitiges“	104
Herse, Albert. „Liebe und Sport“	108	Strindberg, August. „Glänbiger.“ „Das Hand.“ „Vor dem Tode.“ „Das Herbstzeichen.“ „Das Spiel mit dem Feuer“	102
Hauß's Werke	128	Ued's Werke	128
		Mhland's Werke	128
		Wichert, Ernst. „Aus eigenem Recht.“	102





Um ein Grab.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

„Nun?“ fragte Chane ungeduldig.

Aber der Kleine konnte noch nichts erwidern; der jähe Schreck preßte ihm die Kehle zu. Und doch war der Anblick, der sich ihm bot, so schön: ein reines, kraftvolles Menschenkind in der ersten schwellenden Blüte. Aber das eben war's! Wie so das Mädchen auf den Behen da stand, das dürftige Röckchen hoch aufgeschürzt, daß darunter das kräftige, runde Bein sichtbar wurde, den Leib zurückgebengt und die Hände zur Leine erhoben, daß das hochgewölbte Mund des jungen Busens unter dem groben Hemde straff hervortrat — war das noch seine kleine Miriam, wie er sie seit langen Jahren mit denselben Augen zu sehen gewohnt war?! . . . Das muß über Nacht gekommen sein, fuhr es ihm durch's Hirn; daß es nur an seinen Augen lag, den stumpfen Augen, die immer noch angstvoll nach einem Stückchen Brod umherspähen oder sich ängstlich vor einem drohenden Faustschlag schließen mußten, die armen Augen, die für dies holdeste, natürlichste Wunder um ihn her keinen Blick haben konnten, kam ihm gar nicht zu Sinne . . .

„Was starrst Du so hin?“ rief Chane zornig. „Wie sie aussieht, weißt Du ja!“

Er konnte nur nochmals tief aufseufzen. Ja, jezt wußte er's. Und als sich das Mädchen draußen nun wieder auf den Behen erhob, das nächste nasse Hemde über die Leine zu hängen, und abermals jede Linie des blühenden Leibes hervortrat, fuhr dem Männchen ein Blutstrom über das grane, faltige Gesicht.

„Chane“, murmelte er, „sie sollte eine — eine Zaack anziehen, und —“

„Und?“ rief sie.

„Und den Rock nicht so aufschürzen“, ergänzte er verschämt.

„Narr!“ brach sie gellend los. „Ist das Alles, was Du zu sagen hast? Soll sie in einem Schleppeid die Wäsche besorgen? Und was schadet es ihr, wenn Jemand sieht, daß Gott — gelobt sei Sein Name! — sie so schön und dick und schwer hat werden lassen?! Schaden bringt's ihr nur, wenn's nicht die Rechten sehen: Leute, die einen braven Zungen haben . . . Warum sorgst Du nicht dafür?!“

Es war für den kleinen Mann gut, daß das Gespräch unterbrochen wurde; in die Schänkstube vorn trat ein Bauer, den Chane zu bedienen ging; Leib konnte in der Schlafstube bleiben, die nach dem Hofe lag und die Gedanken im wirbelnden Hirn zu ordnen suchten. Wenn er dabei nur nicht immer nach der Tochter hätte blicken müssen! — Der Anblick befremdete und beklemmte ihn immer wieder.

Kein Kind mehr — das war Alles, was er zunächst dachte. Dann erst kam, winzig, schüchtern und allmählich aufschwellend, ein Hauch von Stolz und Glück in dies verzerrte, zertretene Gemüth: Chane hatte Recht, sie konnten Gott danken, daß Miriam so geworden war, nicht blos gesund, sondern auch schwer und dick! Das heißt: nicht etwa unförmlich, kein Fettklumpen, wo ihm ein Vater, dem er sie antrug, antworten könnte: „So eine Fran noch weiter aufzunudeln, ist mein Sohn nicht reich genug“ — aber saftvoll und quellend, wie eine eben gereifte Birne, und dabei so wuchtig, daß sich im Hofe — er jah es deutlich — kein Grassalm mehr regte, auf den der

nackte braune Fuß getreten war, sondern für immer gedrückt am Boden saßete.

„Ein schweres Mädchen“ — das ist das Schönheits-Ideal dieses Volkes, das es, gleich so Vielem, was seine Seele erfüllt, sie besüßelt und niederzieht, aus der fernem, heißen, auf ewig verlorenen Heimat mitgebracht hat. Miriam war schwer und schon darum schön, aber als sich nun Leib ihr Aulitz besah, so gespannt und aufmerksam, als tauchte es heut' zum ersten Mal vor ihm auf, war er offenbar auch davon entzückt; er schloß die Augen, wiegte den Kopf hin und her; ein stolzes Lächeln glommt um die dünnen, blaffen Lippen auf und hob die sonst abwärts geneigten Mundwinkel. Doch auch ein milder befangener Richter hätte an diesem frischen, runden Gesicht seine Freude haben mögen: die Züge freilich derb, aber wohlgebildet; über dem stark hervorspringenden, eigensinnigen Kinn der kräftige, rote Mund; die Nase fein geschwungen; die großen, runden, brannen Augen strahlend von unschuldigem Feuer und Frohsinn; um die niedrige Stirn die Fülle des rötlichen, natürlich gelockten Haars, das sich schwer zu Zöpfen fügte und im Sonnenlicht wie ein schwankender, schimmernder Schein um das Haupt wob. Dies helle Goldrot ist unter den Jüdinnen des Ostens sehr selten; sie sind, wenn hellhaarig, fahlblond oder fuchsröt; aber der Schnitt der Nase, das Feuer der Augen erwies deutlich, welchen Blutes sie war.

Das überseh der beglückte Vater; im Gegenteil — „sie sieht gar nicht wie ein jüdisch Kind aus!“ dachte er und die Mundwinkel hoben sich noch stärker. Wer wollte den Aernisten, dessen ganzes Leben ihm mit Geißelhieben die Erkenntnis in's Hirn geschrieben hatte, daß „jüdisch ansehend“ ein Unglück, die sichere Anweisung auf tausendfachen Schmerz und Schimpf sei, um dieser thörichten Schwäche willen schelten! Und nun fiel ihm auch bei, was ihm Herr von Patersti einmal im Sommer, als er sich von der Miriam im Vorbeireiten ein Gläschen Viqueur hatte bringen lassen, lachend gesagt hatte: „Leibko, Deine Ehane hat Dich betrogen! Das kann nicht Deine Tochter sein!“ Er hatte es nur eben für ein Wischen des Herrn gehalten — damals, wo er das Geschäft zwischen dem Popen von Solinze und dem Zanko noch nicht vermittelt, wandte ja

der Gnädige zuweilen noch einen Scherz an ihn — jetzt glommt ihm der Sinn auf; er nickte befriedigt. Dem daß ihm seine Ehane untreu gewesen wäre, daran dachte er eben so wenig, als daß etwa die Sonne jemals vom Himmel gefallen; er schloß daraus nur, daß auch der Edelmann das „christliche“ Aussehen seines Kindes bemerkte.

Da irrte er freilich; Patersti hatte nur in seiner rohen Art das Staunen darüber ausdrücken wollen, daß dem schwächlichen Paar ein so kraftstroyendes Kind beschieden war. Aber auch Ehane war einst blühend gewesen und nur durch die allzufrühe Heirat, den Druck der Not rasch gewelkt, — und zudem erweist sich die Lebensfülle dieses Stammes, dessen Fähigkeit mit nichts zu vergleichen sein würde, wenn nicht sein Unglück fast ebenso groß wäre, gerade zumeist an den Frauen. Die jüdischen Jünglinge des Ostens schwächlich, klein, engrüstig, ganz so, wie es ihre Lebensverhältnisse bedingen, aber die Mädchen stark, voll süßiger Kraft, rätselhaft anmutend in diesem Dnnit und Moder mißachteter Armut und Niedrigkeit — aber zugleich jede eine Löfang des Rätsels, wie dies Volk all die ungeheure Drangal hat überdauern können.

Horch! Der Kleine fuhr zusammen — nun sang sie bei der Arbeit. Schmetternd klang ihre helle Stimme in den sonnigen Herbsttag hinaus:

Zanko, komm' nie wieder her,
Meine Mutter leid's nicht mehr!
Und mein Vater warnt: „O Kind,
Welst Du nicht, wie Männer sind?“

Er kannte das Lied; jedes Mädchen im Dorfe sang es; auch von Miriam's Lippen hatte er es oft gehört, ohne etwas dabei zu denken, obwohl die zweite Strophe nicht ganz harmlos war. Jetzt aber überkam's ihn: „Sie singt ja auch, ganz wie eine Christin!“ und dies empfand er nicht mehr freudig. Ehane aber trat in die Thüre und rief scharf:

„Miriam, was hab' ich Dir am Sonntag gesagt?! Du singst nicht mehr! Du bist zu groß dazu!“

Und als das Mädchen gehorsam verstummt war, wandte sie sich an den Mann:

„Was siehst Du noch immer da?! Such lieber einen Verdienst, oder“ — sie senkte die Stimme, daß Miriam sie nicht hören konnte —

„geh' nach Galicz und sprich mit Mendele Schadchen.“

„Ja, ja!“ sagte der Kleine und sah sich nach Mäke und Stod um. „Zeh geh' nach Galicz, ich hab' dort ohnehin ein Geschäft. Aber mit Mendele soll ich reden?“

„Mit wem sonst?“ höhnte sie. „Mit dem Popen? Es ist ja Mendele's Geschäft! Und bis Du selber einen Eidam findest, bekommst sie graue Haare... Bald setz' dich! Es schreit ja zu Gott!“

„Du hast Recht“, sagte er begütigend. „Zeh meinte nur: weil Mendele so viel fordert... Aber was soll ich ihm sagen?“

„Was Du ihm sagen sollst?! Daß Du ein Gut im Mond kaufen willst!“

Aber dann senkte sie tief an und ließ sich betrüben in einen Stuhl sinken. „Natürlich, Mendele wird ja nach der Mitgift fragen! Und wir haben ja nichts! Wir können ja nicht einmal anbieten, den Eidam für einige Jahre zu uns zu nehmen. In Neujahr kündigt Dir der Paterški — im nächsten Sommer sind wir selbst Bettler!“

„Er wird mir nicht kündigen“, tröstete Leib. „Und wenn auch, so findet sich eine andere Pacht!“ Und als sie nun unter heftigen Thränen, die jählings das welke Antlitz überströmten, den Kopf schüttelte, sagte er ihre Hand und seine Stimme klang fast feierlich: „Weißt Du nicht, was Er kann? Er, der Allerbarmer, kann mehr, als den kleinen Leib eine andere Schänke finden lassen!“

„Wegen eines häßlichen Bauern!“ stieß sie leidenschaftlich, fast unverständlich hervor, so sehr erstikten Groll und Thränen ihre Stimme.

Er versuchte zu lächeln.

„Nun ja“, sagte er schüchtern, „häßlich ist der Zanko und ein Bauer auch... Aber“, fuhr er dann fort und die Stimme festigte sich und auf den vergränten Bügen glomm es wie ein Leuchten auf, „um des Zanko willen habe ich es ja nicht gethan, sondern um Seinetwillen, gelobt sei Sein Name! Hat Er uns nicht befohlen: „Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst, auch wenn er ein Fremdling ist“?!... Und auch um meinetwillen hat es sein müssen! Siehst Du, ich frage sonst nicht viel nach mir, so wenig wie die andern — alle, alle treten sie auf mir herum und auch Du, Chane, auch Du bist oft — Du hast ja

gewiß immer Recht — nun, unzufrieden bist auch Du oft mit mir... Aber dies Eine muß sich bleiben...“

Sie hielt im Weinen inne und blickte auf; seine Stimme klang so seltsam voll, wie sie es kann je zuvor an ihm wahrgenommen. „Was meinst Du?“ murmelte sie.

„Daß Er mit mir zufrieden ist und daß ich Ihn in's Auge schauen kann! Wenn ich so frühmorgens hier stehe — er deutete auf das Fenster, das gegen Osten ging —, die Gebetriemen um Stirn und Arm, und die rothe Sonn' geht drüben über Galicz auf und schaut zu mir herein, dann ist mir immer zu Mut, als schaute Er mich an, durch und durch, und bis in mein tiefstes Herz hinein. Und während mein Mund die Gebete flüstert, spricht mein Herz: „Da bin ich, Ewiger, ein schwer gepriester Mann und Dein geringer Knecht, aber was ich dazu vernag, damit Dein Name auf Erden durch Erfüllung Deines Willens geheiligt werde, geschieht!“ Und um auch ferner so reden zu können, hab' ich dem Zanko die Sach' mit dem Solinger Popen vermittelt. Glaubst Du, Er weiß das nicht? Vielleicht läßt Er uns deshalb doch zu Grunde gehen; Sein Rathschluß ist unerforschlich; aber bis es geschieht, hoff' ich auf Seine Gnade. Sei getroßt, Weib, Er wird uns Brod und einen braven Eidam senden!“

Er setzte die Mäke auf das, nach Sitte der Strenggläubigen glattrasierte, nur von einem verschossenen Kappchen geschützte Haupt und sahte den Stod.

„Leb wohl! Bis Abend bin ich zurück!“

„Noch ein Wort“, sagte sie.

„Ueber Ihn?“ fragte er abwehrend.

„Nein... Mein Vater selig pflegte zu sagen: „Sei klug und hilf Dir selbst, dann hilft Dir auch Gott!“ Und mein Vater selig war auch ein frommer Mann... Aber etwas anderes will ich Dir noch sagen. Du kannst ja Mendele auch von unsrer Absicht reden, den Eidam bei uns aufzunehmen, dem jungen Paar und, so Gott will, den Kinderchen für einige Jahre Unterhalt zu geben. Aber das darf nicht die Hauptsache sein. Denn erstens ist ja jetzt alles ungewiß, und selbst wenn es sich wieder ordnet, so finden wir doch schwerlich einen frommen, kräftigen, braven Jüngling, der sich in solche Armut hineinsetzen

will. Der findet ja, wenn er sich mit der Kost als Mitgift begnügen will, leicht besseres..."

„Aber kein solches Mädchen!“ wandte er ein.

„Sind wir Christen?“ erwiderte sie. „Kennt man bei uns die Dummheiten mit der „Liebe“? Heiratet man bei uns der Schönheit wegen? Wenn ein Mädchen brav und gesund ist, so fragt man nicht nach dem Gesicht! Darum mußt Du Meudele vor Allen fragen, ob er uns nicht einen weiß, der ein Mädchen mit Geld vergeblich suchen würde. Ich meine einen ältlichen Witwer mit vielen Kindern, oder einen kranken Mann, der Pflege braucht.“

Er taumelte zurück, als hätte ihn ein Schlag getroffen. „Chane!“ schrie er auf. „Unser blühendes Kind!“

„Glaubst Du“, fragte sie mit zuckenden Lippen, „daß es mir leicht fällt? Aber was hältst Du für die größere Sünde gegen Gott: daß wir sie einem solchen Manne geben, oder daß sie ledig bleibt? Und was für ein größeres Unglück: daß sie durch einen solchen Mann versorgt wird oder mit uns betteln muß? Also — Du mußt es Meudele sagen!... Es muß ja nicht heute sein“, fügte sie bei, als sie sah, wie bleich er geworden, „aber geschehen muß es. Hörst Du?“

Er nickte nur.

„Dann lieber heut als morgen!“ würgte er endlich hervor, und die krummen Beine hasteten vorwärts.

Aber nicht lange; als er die letzten Häuser des Dorfes hinter sich hatte und das Wäldchen betrat, das sich an der Straße gegen Salicz hinzieht, schlich er immer langsamer dahin und das Köpfchen mit dem dünnen, grauen Bart senkte sich immer tiefer auf die Brust. Endlich hielt er ganz an, blickte sich scheu um, als hätte er Heimliches vor und schlich in's Wäldchen. Dort sank er auf dem Wurzelwerk einer Buche nieder und begann zu weinen — zu weinen — stromweise brachen ihm die Thränen aus den Augen und rannen über die gefurchten Wangen.

Das war eine Seltenheit bei dem Männchen; er hatte seit langen, langen Jahren nicht mehr geweint, seit jenem Tag vor fünfzehn Jahren, wo er sein einziges Bändchen begraben. Nur zweijährig war das Kind geworden, war immer schwächlich gewesen, hatte noch nicht sprechen gelernt, und doch war ihm sein Tod

wie ein Schwert durch's Herz gegangen. Denn der Arzt hatte ihm gesagt, daß seinem Weibe keine Mutterfreunden mehr gegönnt seien, und nur eine Tochter haben, keinen Sohn, der das Geschlecht fortsetzt, und die „Jahzeit“, den Todestag der Eltern, durch sein Gebet heiligt, ist das tiefste Weh, das den frommen Juden treffen kann. Er hatte nie geglaubt, daß ihm je ein ähnlich großes Weh zubestimmt sein könnte, und nun war es doch so gekommen...

Leib Weihnachtskuchen weinte selten und darum erleidete er die Thränen auch diesmal das Herz, wie einst nach dem Begräbnis des Knaben. Und diesmal noch mehr weint, denn nun war's ja nur erst eine Gefahr für sein Kind, die ihn so schmerzvoll erschüttert, freilich weit mehr der Gedanke, daß er dazu verurteilt sei, die Gefahr mit eigener Hand auf das teure Haupt zu lenken. Aber Er ersparte ihm dies vielleicht, und die Gefahr war ja noch nicht da...

Er band den morschen schwarzen Tuchgürtel los, der seinen Kasten zusammenhielt und benutzte ihn als Taschentuch, sich die Thränen abzutrocknen. Daß der Gürtel abfärbte und ihm über das faltige, nun gerötete Antlitz seltsame, schwarze Striemen zog, sah er nicht. So sah er, nachdem sich das wohlthätige Gewitter entladen, noch lange mit stillem Antlitz, mit gestilltem Herzen unter der Buche. Nur zuweilen noch brach ihm ein verspätetes Thränenlein aus den Lidern und rann übers Gesicht; er wischte es hastig weg, daß die Striemen nun vollends seltsame Figuren auf Stirn und Wangen bildeten. Das war, als ihn der Gedanke überkam: „Und ich Efel hab' mich gefreut, daß sie nicht jüdisch ansieht. Was nützt ihr das? Soll sie denn einen Christen heirathen? Und könnt's ihr auch nur ein Voth an dem Jentner ersparen, den sie durch's Leben schleppen wird? Hätt' es mir was erspart? Und wenn meine Beine grab' gewesen wären wie mein Stock da, und ich hätt' ein Gesicht gehabt, wie ein Ober-Lieutenant — Jud' bleibt Jud' — sie hätten mich doch geschlagen... Ach ja!“ Aber dann senkte er nur noch zuweilen auf und endlich konnte er sogar wieder lächeln.

„Zu Thor“, dachte er, während er langsam weiter ging, „was sorg' ich mich? — Er sügt ja doch Alles anders, als wir kurzzeitigen

Menschen meinen! Wer mir gestern gesagt hätte, daß ich heut nach Halicz gehen würde, für mein lieb klein Miriamchen einen Mann zu suchen — für verrückt hält' ich ihn gehalten. Und nun thu ich's ja doch! Und da soll ich mir den Kopf zerbrechen, wen Er mir als Eidam zubestimmt hat?"

Er begann rascher auszuschnellen, da hennute ihm ein Gedanke den Fuß. „Nach Halicz geh' ich jedenfalls; ich muß ja für Dnnstrij den Schmied zwanzig Gulden borgen. Aber zu Mendele? . . . Chane hat ja gesagt, es muß nicht heut' sein! . . . Aber warum nicht heut'? Nur sprech' ich mit ihm so im Allgemeinen und von dem, was sie die Hauptsache nennt, kein Wort! Das hat Zeit, und ich hoff', ich hoff' zu Ihn, Er wird's uns ersparen!"

Und nun lief er, noch rascher als gewöhnlich, daß das Wäldchen bald hinter ihm lag und das rote Holzkrenz ob dem Brunnen an der Straße, die die Grenze zwischen den Aedern von Winkowze und Halicz bezeichnet, vor ihm auftauchte. Schon hatte er den Brunnen fast erreicht, als er sich von fern angerufen hörte.

Er blickte auf; es war der Zanko. Die Aeder an der Bemerkung gehörten ihm; er pflügte eben zur Winterfaat; ein Jungknecht lenkte die Ochsen, er ging neben dem Pflug daher. Ohne sich in der Arbeit zu unterbrechen, winkte er den Kleinen heran.

Der kam denn auch über die Stoppeln gelaufen. Aber als er dem Gespann näher kam, wurden die Augen des Knechts ganz starr vor Staunen und dann brach er in ein wieherndes Gelächter aus. Selbst über das gelbliche, düstere Antlitz des Zanko zuckte es.

Dann aber trat er hastig auf Leib zu.

„Mensch!“ rief er. „Wie siehst Du aus? . . . Die Flecken im Gesicht . . .“

Der Jungknecht wieherte noch immer, wie von einem Krampf erfaßt; Zanko aber schrat zusammen:

„Du hast geweint . . . Um Himmels willen — ist etwas — zu Hause —?“

Er konnte es kaum hervorstoßen und sah die Hand des Juden.

Leib versuchte zu lächeln, aber die dünnen Lippen verzogen sich nur zu einem verlegenen Grinsen.

„Behüte! — was sollte geschehen sein? . . . Geweint? — warum sollt' ich —? . . . Aber

der Wind“ — den Tag über hatte sich kein Pfistchen geregt — „nun ja — alte Augen thänen leicht.“ Er griff sich ins Gesicht und sah bestürzt die Hand an, sie war schwarz. „Der Staub . . .“

Zanko schüttelte den Kopf. „Wend um!“ befahl er dem Knecht, der sich Thränen über die Backen gelacht, und hob seinen Leinentittel vom Gespann. „Wir fangen wieder ganz oben an!“

Als sich der Knecht entfernt hatte, sagte er den Kleinen und führte ihn zum Brunnen.

„Nun wasch Dich!“

Leib that's.

„So! Und nun trockne Dich.“ Er reichte ihm den Tittel von der Innenseite.

„Klein“, wehrte der Kleine ab. „Die Lust thut's schon . . . Das gibt Flecken . . .“

Aber Zanko bestand darauf. „Sonst bleiben die Flecke. Du willst ja nach Halicz . . . Er ist ohnehin seit einem Jahr nicht gewaschen“, sagte er ermutigend bei. Aber nachdem ihm der Jude den Willen gethan und nun fragte: „Du brauchst wohl etwas in Halicz? Rasch, ich hab' wenig Zeit!“ hielt er ihn fest.

„Nein“, sagte er und die kleinen, schwarzen Augen bohrten sich fest in die des Schänkwirts. „Ich habe Dich gerufen, weil Du so gelaufen bist. Da habe ich mir gleich gedacht: das bedeutet was, vielleicht ist die Miriam erkrankt oder sein Weib. Also das ist's nicht?! Oder der Paterški hat Dir schon heute gekündigt und Du läufst zu Deinen Leuten um Rat? . . . Auch nicht? . . . Also was sonst?“

„Aber wenn ich Dir sage, nichts.“

Leib versuchte wieder zu lächeln und diesmal gelang es ihm beinahe wirklich. „Alte Augen . . .“

„Du lügst!“

Er zwang den Kleinen auf die Bank am Brunnen nieder und setzte sich neben ihn.

„Dich kenn' ich! Du hast selbst damals nicht geweint, als ich Dich . . .“

Jene Szene auf der „Wygoda“ war ihm wieder in der Erinnerung aufgetaucht; er wußte selbst nicht warum. Aber wie sie ihm nun vor Augen stand, da übermannte ihn auch die Empfindung, die ihn nie verließ, nur daß er sie verschlossen in sich trug: Der einzige Mensch, dem er je Böses gethan, war auch

der einzige, der ihm Gutes erwiesen. Er wurde weich; es war sonst nicht seine Art, höchstens dem „Kinde“ gegenüber, aber da suchte er es auch zu verbergen.

„Mein alter Leibko“, sagte er und strich dem Kleinen sanft über den Kastan-Aermel „Weil Du immer so zu mir warst . . . und ich sage Dir ja auch alles . . .“

Der Ton war so ungewohnt, daß er auch den Kleinen rührte. Er widerstrebte nur noch, weil er dachte: Verstehen kann's dieser Bauer doch nicht, so gut er's meint. Was wird er mir antworten: „Esel! Sechzehn Jahre und es eilt dir schon so? So warte doch, vier oder sechs Jahre, bis sich Einer findet!“ Und dann — Chane hat ja Recht, die Christen haben die Dummheit mit der „Liebe“ — zuerst muß die Liebe da sein und wundäglich noch ein Kind dazu, dann erst wird Hochzeit gemacht. Am Ende sagt er mir: „Zuerst muß sich doch die Miriam Einen selber ansuchen“ — oder spricht gar mit ihr davon . . . Aber endlich begann er doch:

„Gut, Zanko, weil Du so drängst . . . Aber Du versprichst mir: Die Miriam erfährt nichts davon?“

Dem jungen Bauer schlugen die Flammen in's Antlitz. „Also betrifft es doch sie?“ stieß er mühsam hervor und die schief geschlittenen Augen blinzelten, wie vor einem Schlag.

„Ja. Also Du versprichst? Keine Silbe, Zanko? . . . Auch nicht so eine Neckerei, wie sie unter Euch üblich ist? . . . Dein Wort?“

„Ja . . . Redel!“ Seine Hand malkastele den Arm des Juden.

Dem fiel die Erregung des Anderen nicht

auf; er war zu tief in den eigenen Gedanken. Auch kam ihm nun bei: mit Chane durfte Zanko gleichfalls nicht darüber reden; sonst bekam er Schelte; sie war ja immer gegen die Vertraulichkeit mit ihm . . .

„Auch meinem Weib sagst Du nie, daß Du darum weißt? . . . Dein Wort?“

„Ja — was Du willst . . . Aber sprich!“

„Du scheinst Dir eine große Keiligkeit zu erwarten,“ fuhr Leib fort, indem er mit seinem Stok in den Sand vor ihm ein „Wappen Davids“ zeichnete. „Da wirst Du enttäuscht sein; es ist ja etwas, was immer so kommt. Nämlich, ich weiß nicht, ob Du es schon bemerkt hast — ich habe es nicht bemerkt, ich alter Esel, wahrhaftig! — aber natürlich sonst Jeder . . . Also nämlich, unser klein Miriamchen ist gar nicht klein mehr, kein Kind mehr — Das hast Du doch auch bemerkt, Zanko?“

Der junge Bauer erwiderte nichts. Das Haupt am Holzkreuz zurückgelehnt saß er regungslos da; schwer ging der Atem durch den halb offenen Mund aus und ein. Das Antlitz war fahl, bis in die Lippen erblaßt, und in den Augen war noch immer jenes Blinzeln, als sähen sie einen tödlichen Hieb herabtaufen.

„Natürlich hast Du es bemerkt!“ fuhr der Kleine harmlos fort. „Das könnte ja“ — er lächelte stolz und verlegen zugleich — „ein Blinder sehen. Ein schönes, schweres, heiratsfähiges Mädchen ist sie jetzt und ein solches Mädchen, mein lieber Zanko —“

„Ahn?“ Es klang wie ein Nöcheln.

„Da fragst Du noch? Ein solches Mädchen verheiratet man eben!“

(Fortsetzung folgt.)

Ostermesse in St. Peter zu Rom.

Vom weiten Plage, drauf der Menschenschwarm
Sich krübbelnd stößt und drängt, und aller Zungen
Vielsäß'ge Laute wie am Turm zu Babel
Sich stehn und suchen, aus der Sonnenshelle
Trat ein ich in Sankt Peters Dämmergrau.

Nun wölbt die kühle Halle sich empor.
Und nur vereinzelt hin am gelben Vorhang
Irrt nieder durch den weiten Raum ein Strahl
Auf Knieen, auf die Köpfe Andachtsloser,
Die neubegierig durcheinanderschieben.

Dort wo im Festsinnal der Cardinal
Das gold'ne Krucifix veräuchert, daß
Sich's bläulich durch die Sonnengardien wölkt,

Beim bronzenen Petrus, der heute reichen Zulauf
An guten Bauern hat und armen Weiblein,
Staut sich die Menge, und aus fall'ger Haut
Manch' leuchtend Auge sieht mit scheuem Schauder
Im Marmorbuche des Dominikus
Hoch in der Nische blutiggold'ne Lettern
Aufleuchten und beklemmt und jitternd beugt
Sich auf die kalten Knieen manches Anie
Zur größeren Ehre Gottes: „Nichtes nicht!
In Staub und Asche liegt der Sünder, Herr.“

Ein Häuslein nur. — Das andre schiebt und klatscht
Und lacht und tauscht die Grüße aus der Helmat.

Fetzt aus der Orgel Pfeifen quillt es auf.

Ein Schweigen rings. — Die Töne perlen süß;

Aus Menschenkehlen flatter't drein verflohen.
 Es schwillt der Echor, wie goldne Fäden blinken
 Die Klänge aufwärts; sammeln sich, umranken
 Einander mit den Armen, klimmen so
 Zu Bündeln an den Säulen höher, einen
 Sich schon zu dicken Stufen gold'nen Garben,
 Und nun, wo sich der Puppel Wölbung biegt,
 Seh ich wie Friedenopalmen sie zerfächern,
 Als sei nicht Hall in jenen luft'gen Höhen,
 Mit Flimmernehen sie den Raum durchwehn
 Von lauter Klang. Dann tropfend, nur vereinzelt
 Fällt's leise — leise nieder, wie vom Wölkchen,
 Das kalte Wand beschlug. Ein Taumeln, Hangen,
 Wie kleine Amoretten flatter't schon
 An den Gesimsen mit Kibellensflügeln,
 Die bunt erblühen in der Nillen Sonne,
 Mit rosa und mit grünen Flimmerflügeln
 Und duft'gen vom Theerosenblättermgeth.
 Fehlt im Gerank, das voll entgegenquillt,
 Wiegt sich ein Pärchen, dicke Arme breiten
 Sich jubilerend, und sie singen, — singen;
 Mit Küßen walend sinkt ein andres langsam
 An den Gesimsen schauernd, hocht mit Schwärmen
 Nun auf der Gallerien unwärmer Brüstung,
 Um die der Weibrauchwölkchen paries blau
 Sich sonnend regt, und langsam schwebend dann,
 Ein leichtes Blatt, das anflößt hier und da
 An lichten Säulen, kommt es nieder.

Plötzlich
 Wogt's aus den Tiefen auf. Von neuen Garben
 Emporgerissen jubelnd breiten sie
 Die Arme, und der Menschen Augen leuchten
 Aus dunklem Grund den Klüchtgen nach. Mit Brausen
 Segt ungelöst der Sturm empor, aufbrandend
 Berschaumt er an der Puppel mächt'ger Wölbung;
 Ein neuer rauscht ihm nach, ein ganzes Meer,
 Ein ganzes Meer schlägt an das Dach der Kirche
 Im Siegesrausch, der Götterkraft gewiß. —

Da sieh! zerpringt die Puppel und herein
 Stürzt sich die Sonne, stürzt das Himmelslicht.
 Der Gott, er kommt, die Priest'rin zu umarmen,
 Und hebt die Knieende aus warme Herz.
 Goldpalmen weh'n aus leichtem Dunst der Bläue,
 Und ringsher flatter't jubilerend um
 Das Licht und um die Herrliche, die Kunst.

An Grunde kniet mit leuchtenden Gesichtern,
 Befreit vom Alp, in schöner Andacht Schauern
 Das Häuflein, ja, ein Haufe jeht. Die Masse
 Doch schaut verflummt dem Schauspiel zu des Lichts.
 In das die Klänge sich zu waudeln scheinen,
 Und jede Seele schwebt aus Grobesenge
 Des dumpfen Alltags, aus der Nacht Umarmung,
 Durch die der Hölle Alogetöne jütern,
 Darin die bleiche Furcht die Kniee beugt,
 Im hellen Strom der Töne hinunterlan.

Julius Havemann.

Des Rechenbergers Knecht.

Nach deutschen Sagen.

Der Rechenberger brauch't einen Anecht:
 „Der heckste Bursch kommt mir eben recht;
 Der heckste Bursch im ganzen Land,
 Dem Hölle und Teufel gilt Trug und Tand;
 Er plehe mit mir zu Streik und Strauß,
 Wir plündern das Landvolk in Hof und in Haus!“

Da naht ein Landsknecht von selbstamer Art,
 Verwelkelt das Antlitz, mit struppigem Bart.

Halb Noth und halb spöttisch schaut er drein:
 „Herr Ritter, Ihr werdet zufrieden sein;

Ich schwinde das Schwert und lumme das Roß,
 Ich fische und jage und hüt' Euer Schloß.“

Der Handschlag schallt — der Geselle lacht:
 „Gib's nur in Balde Jagd oder Schlacht!“

„Nun sieh, mein Anecht, am Himmel dort streicht
 Ein Kranichzug wie ein Lüftchen leicht;

Wie wär's, du probest keinen Bolz
 Und zeigst, ob du von ehrem Holz.“

Ein Druck, ein Schwirren — es lacht der Anapp —
 Drei Vögel taumeln durchbohrt herab.

„Ein braver Schuß! Ei, habe Dank! —
 Im Söller erquicke dich Speise und Trank.“ —

Weich Lärm beim nächsten Frührollich:
 Der Bauer aus allen Schluchten bricht;

Und rings im Hage da heult es laut:
 „Herr Ritter, Herr Ritter, wahr' deine Haut!

Herr Ritter, Herr Ritter, zwei Stündlein kaum,
 So schwebst du und schwankst du im höchsten Baum!“ —

Wie zahlreich im Herbstle der Blätterfall,
 So stürmen sie winnemd empor den Wall.

Und sinkt auch mancher mit bleichem Gesicht,
 Die andern wanken und weichen nicht.

Nur schärfer schmettert am Thore das Beil,
 Es jüngelt die Flamme, es zischt der Pfeil.

„Mein Anecht, verloren sind wir jumat!
 Befehl sind alle Wege in's Thal.“

„Sind alle Wege befehlt und umstellt,
 So schaff ich euch dennoch hinaus in's Feld!“

Er führt den Ritter, sie schlagen sich durch —
 Viel Feinde begräbt die stürzende Burg.

Der Anecht verbirgt ihn im tiefsten Wald,
 Bis alle Lehde im Wind verhallt.

Das Schloß wird erbaut in schimmernder Pracht,
 Zwei Thürme erbaut der Anecht über Nacht.

Da bietet der Ritter ihm Gul und Geld:
„Mein Anecht, zieh' wieder hinaus in die Welt!

Ich fürchte keinen Gespenstergraus:
Du aber machst es mir doch zu kraus!“ —

Der hat gelacht, wie ein Nebel er schwand,
Kein Menschenauge ihn wiederfand.

Doch singt der Spielmann schlecht und recht
Noch heut' von des Rechenbergers Anecht.

A. B. V. Vielo.

„Viel Blumen blü'h'n im grünen Wall . . .“

Viel Blumen blü'h'n im grünen Wall
Und Lindenbäume rauschen,
Im Busche flütel die Nachtigall,
O komm, wir wollen ihr lauschen.

Du siehst mich an so wonnetief,
Ich fühle mich schauernd erbeben,
Mir ist, als ob dein Herz mich rief
Zu neuem, seligen Leben.

Wohl sagst du mir kein einzig Wort,
Doch mich verzaubern die Blicke,
In deinem Banne fort und fort
Träum' ich von künftigem Glücke.

Marie Stora.

Ostern auf dem Kirchhof.

Blumen blühen an den Steinen,
Drauf die Leizesnächte weinen
Thren Tau, die Frühlingstlüfte
Wehen um die stillen Gräfte,
Auf dem Kreuz ein Vöglein singt,
Und die Osterlocke klingt,
Kündel es den Blütenlanden:
„Christ, der Herr ist auferstanden!“ —

Rhnt ihr, in der kühlen Erde,
Daß es wieder Frühling werde,
In, was Vöglein laut gesungen,
Ruch hinab zu euch gedrungen,
Spürt ihr in der tiefen Grast
Leizeswehen, Blumenlust? —
Sind die lichten Blütenbäume
Eure Auferstehungsträume?

Hugo Linke.

Sonntagsstille.

Du glaubst nicht, wie mein Häuschen
Am Sonntag stille ist!
Nur in der Wand ein Mäuschen
Ansperrt zu dieser Frist.

Das laute Gewüh der Cassen,
Am Sonntag ist's verstummt;
Der Quell im Hofe, verlassen
Für sich ein Liedchen summt.

Es nicken Blütenolden
Zum Fenster dustend herein,
Und auf den Dächern golden
Ruhl aus der Sonnenschein.

Es kommt vielleicht gezogen
Ein Küfchen vom Strande her,
Ein einsamer Falter, verflogen,
Irrt über das Häufernmeer . . .

Ein Glüch, das ich nie besessen,
Herüberklingel so weit,
Und leise, schon halb vergeffen,
Regt sich ein altes Leid.

Wie in der Wand ein Mäuschen
Klagl es zu dieser Frist . . .
Du glaubst nicht, wie mein Häuschen
Am Sonntag stille ist!

A. G. Schöck.

Lenz.

Rotbrüstig auf dem Aste hocht
Ein Fink und singt den Wanderfegen,
Der Goldstern blüht, die Amsel lockt
Und baut ein Nest in den Begehen.

Ein trautes Plauderwasser rinnt
Um Käychen einer Silberweide,
In dunkler Gaidel irrt ein Kind
Mit sonnengoldumfüamtem Kleide.

Es wandelt durch die Flur — geschmückt
Mit ersten, holdem Lebensglücke,
Und wie es sich zur Erde bückt,
Lacht ihm sein Spiegelbild zurücke.

Wilhelm Arminius.



Rolfs Maifahrten.

Eine Geschichte in Versen von Alfred Sassen.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Thüre ging, und Suschen trat herein:
„Ach Gott, Herr Förster — lieber Gott — der
Wein —!

Die Herren haben trocken ja geseffen
Und ganz und gar den Pfälzer Trost vergessen!“

Der Förster schalt: „Daß Du Dich, liebster Gast,
Auch nicht mit einem Wuck gemeldet hast!
Dir muß die Zunge ja am Gannnen kleben —
Nun, lösen sollen sie die dinst'gen Reben!“

In alten Kelchen perlte bald der Wein,
Gefocht vom em'gen Pfälzer Sonnenschein.
Die Herren hoben, betend in Gedanken,
Die Gläser still zum Wohl der armen Kranken. . .

„Und nun, mein Sohn, gefest muß allzeit sein
Ein gutes Wort zum guten Tropfen Wein.
Erzähle, ob in Deinen kurzen Jahren
Zur Freude Du auch Kummer schon erfahren.“

Von neuem schenkte er die Gläser voll . . .
Da fuhren beide Tackel hoch wie toll.
Und immer lärmender ward ihr Gebahren —
Sie hörten draußen einen Wagen fahren.

Die Herren sprangen auf. Der Doktor kam.
Ob er wohl Hoffnung gab, ob er sie nahm?
Man sah die Reiden, bleich bis an die Lippen,
Mechanisch noch einmal am Glase nippen. —

„Beim Schoppen haben sie mich aufgespiert
Und nach Gefang'nemart hierhergeführt.“
So schalt der Doktor lustig auf die Jungen,
Die stramm nach Ordre mit ihm ungesprungen.

Dann sah er sich nach der Patientin um —
Da wurden seine lusc'gen Lippen stumm.
Noch sei kein Anlaß, meint' er, sich zu grämen,
Doch wen'ger noch, das Fieber leicht zu nehmen.

Die Kranke scheine gar so lilienzart,
Doch sei sie Gottlob! jung, von guter Art;
Man müsse wachen, pflegen, beten, hoffen —
Er habe schlimme Fälle schon getroffen.

Drauf schrieb er das Rezept mit viel Bedacht,
Gab Suschen Wink und Auftrag für die Nacht
Und hat dann grüßend seinen Hut genommen,
Um andern Tages früh zurückzukommen. . . .

Des leichten Bäggleins Rollen war verhallt . . .
Rolf schien der Förster plötzlich seltsam alt,
Wie er in's Wohngemach mit schweren Schritten
Höreintrug was er drüßen stumm gelitten.

Er hörte nicht auf seinen jungen Gast,
Der, wie es stünde, fragte voller Hast
Starr sah er auf zu seinen Hirschgeweihen,
Als könnten sie vom Zanimer ihn befreien.

Ja, gern wär' er ins Grüne fortgestürzt,
Daß alles, was sich auf der Brust ihm türmt,
Zerstiebe durch die alten Ruhehelfer,
Durch Knall und Rauch und seines Hund's Gebelzer.

Doch war's nicht Zeit zu solchem wilden Thun,
Der Dennit Friedensworte galt es nun —
Er hat die alte Bibel aufgeschlagen
Und still zum Licht der Lampe hingetragen.

Rolf sah in stummer Nüßrung lange zu,
Wie sich der Alte betete zur Ruh';
Dann stahl er sacht sich fort vom Lampenschimmer
Und schließlich ganz behutjam aus dem Zimmer. . .

O Maienmacht, in Deinem Atem weht
Der Friede auch, den betend drin erklet
Der alte Mann aus den vergilbten Blättern
Mit ihren ewiggrünen Lebenslettern!

Rolf trank ihn tief in Herz und Adern ein . . .
Bald jaß er auf der Schwelle gramem Stein.

Ein still entwischtes Kind, und war zufrieden,
Daß er so ruhig saß, so weltgemieden.

Wie nun nach solchem stillermeheßen Tag,
Auf den er mild' sich kaum besinnen mag,
In diesen köstlich lauen, mürz'gen Fluten,
Der gold'nen Nacht die Sinne wohligh ruhten! . . .

Da lag der tück'sche See! Der tück'sch? Nein!
Das Silberbette dort im Mondenschein,
Unmöglich war es eine Mördergrube —
Er irrte sich, der Alte in der Stube.

Ein Körnlein Wahres mußte dran wohl sein,
Dem plötzlich drangs auf Koll von drüben ein —
Er schloßte sich die Augen mit den Händen —
Der tück'sche See dort wollte sie ihm blenden —

Und fest und fester drückt' er Hand auf Hand,
Bis dieses Stechen aus den Augen schwand —
Und da — jetzt war er sicher und geborgen —
Dem großen Kinde scheucht der Schlaf die Sorgen. —

Nach Stundenfrist erst fuhr er jäh empor;
Er brauchte Zeit, eh' sich der Traum verlor,
Der ihn mit buntdurchwirtem Band unspannte,
Und eh' er dort sich, wo er war, erkannte.

Dann überkam es ihn wie heiße Scham,
Daß ihn der Schlaf so süß gefangen nahm,
Als trüg' er nicht die Brust voll junger Liebe
Und fühlte nicht des Kummers Geißeliebe.

Er schlich zum Fenster dort, das lüppig grün
Des Gaisblatts schwere Ranken dicht umblühen,
Und spähte nach dem Thun des trenen Alten,
Der wankend an der Bibel sich gehalten . . .

Die Lampe braunte weiter, mild und still,
Doch niemand ist, der sie benutzen will, —
Dem Alten ist's ergangen wie dem Zungen,
Die Müdigkeit hat fachte ihn bezwungen.

Sein Haupt lag schlafend auf dem Bibelbuch,
In Frieden mit der Liebe und dem Fluch,
Die in den Blättern glühten und verhießen:
Nach seinem Thun wird Jedem Platz gewiesen.

Dann waren's wohl Minuten ohne Qual,
Dann war's ein Glück nach eigen schöner Wahl,
Was unsern Alten süß in Träumen wiegte
Und seine heiße Herzensangst besiegte . . .

Koll schlich sich weiter, bis er stille stand
Am Fenster dort an schmaler Seitenwand:
Hier hinter rot und weißen Vorhangsalten,
Hier rang sie mit des Fiebers Sputzgestalten.

Er lauschte. Kam der seltsam spröde Klang
Von ihren Lippen, der zum Ohr ihn drang?

Er hörte der Gebete laue Wellen,
Wenn Zusuchen ließ die dünne Stimme schwellen.

In dieses Beten mischte heiß und voll,
Schwer wie des Nachtwinds düstertraun'nes Moll,
Der Pauscher seine stürm'schen Liebesbitten,
Die, lichtgetragen, himmelwärts nun glitten.

„Der Engel schönster rette mir Marie!
Ihr Himmelsmächte alle, schirmt mir sie! —
Ich weiß, ihr habt mir diesen Weg gewiesen,
Daß stets ich bete: Himmel, sei gepriesen!“

Warum soust zeigtet ihr den Pfad zu ihr
Und keinen andern breitgebahnten mir,
Als ich die Ferne heut erobern wollte,
Noch selbst nicht wissend, wo ich ankern sollte?

Nein, Zufall nicht, der Liebe Walten war's,
Daß mir die Fäden ihres goldenen Haars
Zu Leuchten wurden, die die dunklen Welten
Der Zukunft süß und überreich erhellten!

Ich fühl's, die Sterne glühen mir zu das Ja!
Der Gott der Liebe ist gewährend nah
Und süßt zum Anfang und der bittern Mitte
Das Ende bald als himmelschönes Dritte! . . .

Doch das ersehnte Ja, es ward zum Nein,
Zum wilden Vachen und zum wildern Schrein, —:
„Gott, allgerechter, halte ein und bühle
Mit solchem Schmerz nicht dieser Rippen Süße!“

Dem stillen Alten dort im Bohngemach
Der gelle Schrei die Schlummerwelt zerbrach;
Koll hört' ihn eilig nach der Thüre hasten
Und vorwärts sich zum Kranzengzimmer tasten.

Dort mischte seiner tiefen Stimme Laut
Sich mit dem Jammerruf der irren Krant,
Die um den längst entriß'nen Liebsten klagte,
Daß Koll sich blutig fast die Rippen nagte.

Ob er die Aufgab', die er sich gestellt,
Zu überwinden dieie Schmerzenswelt
Wohl lösen kann? Wird je mit schwachen Kräften
Er hoch am Schaft das Liebesbanner heften?

„Die müßig eitle Frage! Nur gesund
Mach sie, o Herr, und brich den düstern Bund,
Den Krankheit mit dem Tode denkt zu schließen,
Mir meines Glückes Schalen auszugießen!“

Dann findest Du auch weiter Weg und Pfad,
Schickst zu der vollen Rettung frohe That! —
Als dächte Gott den Peter zu verhöhnern,
Brach durch das Fenster neuesammerföhnern . . .

Koll hält nicht länger Stand. Durch Mark und Bein
Wühlt sich ins tiefste Leben ihn dies Schrei'n

Und jagt ihn abseits hin zum Waldesraume —
Dort winkt ihm Ruh im näch't'gen Maientraume . . .

Wie Kirchendämmer webt es durch den Wald,
Der Mondschein giebt ihm Leben und Gestalt — :
Es scheint die Nacht der Elfen, die mit Schleiern
Und Silberband die Maingottheit feiern.

Al den verschüttet weichen, süßen Glanz,
Verloren hat ihn wohl beim Ringeltanz
Die holde Schaar aus ihren Silberbinden —
Rolf ist erseh'n, die Schätze aufzufinden.

Doch hält er lässig seine Hand in Ruh'
Und greift nicht jäh und beutegierig zu —
Er trinkt die Märchenfülle mit den Augen,
Die zum Besitzergreifen besser taugen.

Er hat es nie im Leben noch gesehen,
Dies strahlenfüß'ge Hufchen rings und Wehn,
Mit dem sich nur in Maianmondscheinmächten
Die Wälder ihre Kronen licht durchflechten.

Er geht am Gängelband des Elfenreichn
Wie träumend tiefer in den Wald hinein,
Und nach den eben ausgestand'nen Schmerzen
Zit Balsam ihm dies silberfrohe Scherzen.

Das säckelt Stirn und Wangen ihm so lind,
Als ob es weiche Menschenhände sind, —
Und wieder weiß er nichts von seinem Leide
Und fühlt sich wohl in seiner Selbstsucht Kleide.

Es ist dem stets verwöhnten einz'gen Sohn,
Als sei er Wochen fern von Hause schon —
Nun ist er wieder da und läßt von Allen
Sich gern ein liebes Schmeichelwort gefallen. —

Was endlich grell ihm in die Augen schaut,
Der Morgen ist's, der durch die Wipfel graut.
Die Amsel läßt ihre dunklen Schwingen,
Um ihm und sich die Träume fortzuziehen.

Im Nu durchschwirrt's den Wald wie frohes Fest;
Kotzschden sich zur Amsel hören läßt;
Süß spendet, daß das Fest sich würdig kröne,
Die Haideleerche goldgefärbte Töne.

Und Fink' und Reif' und Ammer setzen ein,
Herr Birkhahn polktert rauh und kräftig drein,
Und Kräh' und Häher, Tauben und die Spechte
Verhelfen sich zu unmelod'ischem Rechte . . .

Rolf streicht die Stirn und schilt sich abermals,
Daß in den Auen eines Friedenthals
Er still sich und gemächlich konnt' ergehen,
Zudeß um sie die Schmerzensengel stehen.

Und doch, er liebt sie mit der wahrsten Gut,
Und sinken wird ihm nimmermehr der Mut.

Sie wieder von dem liebverwaisten Herde
Herbeizuführen auf die frohe Erde.

Er stürmt zurück den grünen Waldespfad,
Und als er sich dem Försterhause naht,
Steht es umloht von jungem Morgengläßen,
Das rosig aus den Fenstern scheint zu sprühen.

Aus ihrem Fenster zuckt die Flamme auch:
Ihm ist sie süßer, warmer Lebenshauch
Aus ihrem Mund, der Dank für seine Schwüre,
Die Jackel, die ihn durch das Dunkel führe!

Er schleicht hinzu. Doch trifft sein laufend Ohr
Nicht mehr des Fiebers Sprache wie zuvor;
Das Haus liegt ruhevoll und traumumfangen —
Da ist er sachte wieder fortgegangen.

Wenn hier der Schlummer lösend eingelehrt,
So ist auch er des stillen Friedens wert.
Er will die Schlafenden im Haus nicht wecken
Und sich ein Stündchen dort ins Grüne strecken . . .

„Du süße Vogelkehle mir zu Häupten,
Sing mich zur Ruh'!
Du weiches Mos, in das ich mich geworfen,
Sei Freund auch du!

Hoch über mir der Wipfel säuselnd Wehen,
Dich ruf' ich an:
Gieß Frieden in die sturmerfüllten Pulse
Mir armen Mann!

Vertrauend hab' ich mich, o Wald, geflüchtet
Zu Deinen Fort!
Bevor ich meinen Frieden nicht gefunden,
Schick mich nicht fort! . . .

V.

Rolf und der Förster kürzten, stets bereit,
Durch gegenseit'gen Trost die bange Zeit.
Man sah sie, beide Trefel als Geleite,
In Feld und Wald nur immer Sei' an Seite.

Sie waren seit den ersten Tagen schon
Zu warmer Freundschaft Vater nun und Sohn
Und harreten, daß Marie sich bald erhebe
Und ihrem Bund die rechte Weihe gebe . . .

Doch erst nach Wochen wankte die Gefahr.
Dem Todesengel, der schon nahe war,
Entglitt der Edelbau der schlanken Glieder
Aus düster hingestreckten Händen wieder.

Und endlich war die frohe Stunde da,
Zu der Marie die Sonne wieder sah,
Im Gärtchen dort bei wehenden Narzissen,
Die matten Glieder eingehüllt in Stiffen . . .

Der Förster bracht' es ihr verlegen bei,
Daß Kolf ein lieber Gast im Hause sei;
Nach langem Studium sei ihm anempfohlen,
In Gottes schöner Welt sich zu erholen.

Gefallen hab' ihm nun die Stille hier,
Die reine Luft im tiefen Waldrevier,
Das ihm erschloß des Zufalls freundlich Walten —
So solle auch der Zufall recht behalten.

Sie winkte nur und reichte Kolf die Hand,
Die — kranklein — in seiner fast verschwand.
Im Ruhbedürfnis nach den Fiebertagen
Verschmähte sie Erfraunen oder Fragen . . .

Sie saß in weicher, schöner, sanfter Ruh'
Und sah dem Spiel der Schmetterlinge zu,
Dem Reh, das scheu sich auf die Richtung wagte,
Dem Reihjer, der in klaren Lüften jagte . . .

Der Förster raunte seinem Gast ins Ohr:
„Sieh doch, wie sich um ihren Mund verlor
Die tiefgegrab'ne Spur der Unglückstage —
Ein sanfter Friede deckt den Klag der Klage!

Das Auge blickt nicht mehr durch Thränen her,
Nicht mehr so glanzberaubt und freudenleer,
Die Stirn ist frei von Schmerz und bitterm Grolle,
Als ob die Seele auch gefunden wolle!“ . . .

Und wirklich schien des Fiebers heißer Brand
Auch in der Seele schmerzverheerem Land
Des Leidens Keime fortgesengt zu haben,
In neuem Lebensmut sie zu begraben.

Sie suchte seitwärts wohl den bösen See,
Doch kaum ein Schatten von dem frühern Weh
Fing in den klaren Augen an zu dämmern,
Das Herz begann nicht stürmisch mehr zu hämmern . . .

Kolf sah die guten Zeichen. Im Tumult
Der süß und heiß erwachten Ungehduld
Verwocht' er sich nur schwer zur Ruh' zu sammeln,
Um nicht zu früh sein „Liebe mich“ zu stammeln

Wie ist sie lieblich doch im Rosenklotz,
Das tastend durch die bleichen Wangen bricht!
In diesem leisen, schönen Ausersehen,
Das er mit trunck'nen Augen durfte sehen! . . .

Er bracht' ihr Blumen aus dem grünen Tann,
Sie nahm sie hin und sah ihn dankbar an,
Mit jenem Blick, der lautes Wortgeläute —
Wenn er es auch verheißt — noch schüchtern scheute.

Sie saßen friedlich unterm Fliederbaum.
Er las, bis langsam zum Genesungsstraum
Zhr Aug' sich schloß. Dann, still das Buch im Schoße,
Bewachte er den Zchlummer seiner Nase . . .

Und jagt ein Wetter draußen durch die Flur,
So war's im Forsthaus doppelt traulich nur,
Im Wohngemach mit all den Hirschgeweißen,
Die sich zum Ruhmeskranz des Försters reihen.

Der Alte nahm dann wohl die Zither vor
Und stimmte sie mit feingebütem Ohr.
Ein Pändler kam zuerst in flottem Takte,
Bis jäh ein altes Lieblingslied ihn packte.

Vom Hirsch und Reh, vom Wald bei Sternennlicht
Sang diese alte Weise lieb und schlicht,
Die herrlich zu der Förstertube paste,
Und auch zu ihm, der in die Saiten faßte.

Und war die rechte Stimmung schließlich da,
Sang Kolf frisch, frank: „O academia!
Kein zweites Heideberg in allen Landen,
Und läufst du dir die Sohlen auch zu Schanden!“

Ein Volkslied machte dann den guten Schluß.
Da war's den Männern inniger Genuß,
Wenn gleich dem Bienensummen, süß und leise,
Marie die Stimme mischte in die Weise.

Und hell Gelächter gab es jedesmal,
Wenn stets nach Schluß beim Liede ihrer Wahl
In Klisch' und Klammer Snschen weiter kräfte,
Als ob den Hals ihr Jundendeifer blähte. —

Der Venz war nun zum Sommer ausgereift,
Der tiefer in den Farbentigell greift
Und seine Welt umhängt mit Kranzgewinden,
Die purpurschimmernd sich zusammenfinden.

Wie floh sich's ans dem brütend heißen Tag,
Der sengend über Feld und Fluren lag,
So wonnig in das tiefe Waldesdunkel,
Erfüllt vom grünen Flimmer des Karfunkel!

Und war nicht doppelt süß das Flichn zu Zwein?
Kolf durfte stets Mariens Führer sein —
Ach, dieses sel'ge Zeit' an Seite Schreiten,
Dies süße, abendstille Heimgeleiten! . . .

In diesen Tagen war das Herz ihm weit
Und überdovoll von reiner Seligkeit —
Der Allmacht Schauer fühlte er niederwehen,
Der Allmacht Sterne sich zu Häupten stehen!

Das waren Stunden, so aus Gottes Hand,
Daß stets er wieder vor der Frage stand —:
„Und fühlst Du wirklich nur allein die Größe
Der Liebe in so göttlich keuscher Blöße?“

Gehst sie an deiner Seite, liebgefeit,
Entrückt so völlig Deinem sel'gen Streit?
Muß nicht der Funke zu ihr überspringen
Und nicht auch ihr dein Engel Hymnen singen?“ . . .

Wenn man die Blume noch so treulich hegt,
Sie sagt nicht, was ihr Blumenherz bewegt —
Aus ihrem Kelch, vom Morgentan besuchet,
Errate, was sie duftet, was sie leuchtet! . . .

Marie war sich noch selber kaum bewußt,
Welch Wechsel sich vollzog in ihrer Brust,
Und daß ein ahnungsvoller Frühlichtdäuer
Ihr leise von der Stirne nahm die Trauer.

Es war so süß, zu nehmen, was man gab,
Und nicht zu fragen, wer den treuen Stab
Zurechtgestellt! So sorglos süß das Wandern
Ins neue Sein — die Sorge für die andern!

Der Tag des plötzlichen Erkennens kam,
Der ihr die Binde von den Augen nahm.
Auf einem losen Blatt, verweht im Garten,
Die Offenbarungsworte ihrer harreten:

„Du hast zu mir kein Wort gesprochen,
Und doch gewährt mir's Seligkeit,
Daß Dir nur meine Pulse pochen,
Daß Dir mein ganzes Sein geweiht!

„So hat der Himmel aufgeschlossen
Uns niemals seine heil'ge Welt —
Und doch dem Gläub'gen ausgegossen
Das Licht, das seinen Pfad erhellt.“ . . .

Sie stugte. „An Marie.“ So las sie, ja,
An sie! In klaren Worten stand es da.
Und Rolf war's, dessen Hand die Zeilen geschrieben —
Lang ist sie blaß und regungslos gelieben.

Dann ging sie milden Schrittes in das Haus
Und brach beim Vater in den Vorwurf aus:
„Geh', sag' ihm, daß er heut noch uns verlasse —
Ich möchte ihn so gern, den ich nun hasse.“

Der Alte ist mit großer, rauher Hand
Zür, die verstört und zitternd vor ihm stand,
Wie hilflos lange durch das Haar gefahren,
Als möchte sie den Kummer ihm erparren.

Geschlucht hat er, gewürgt an seinem Leid,
Und mit den Thränen lag er scharf im Streit.
Und endlich rang sich ihm aus rauher Kehle,
Gefaßt zum Wort, die Angst der armen Seele.

Ein wirres Durcheinander war's von Lob
Für Rolf, den in den Himmel er erhob, —
Und gern hätt' er noch höher, wär's gegangen,
Gehoben dessen liebendes Verlangen.

Von seiner eignen Liebe nebenbei,
Die in ihm hoch für Rolf gewachsen sei,
Sprach er, und ob Marie denn nicht gefunden:
Zeit Rolf im Haus, sei's hell zu allen Stunden.

Und jede Trauer sei wohl recht und schön,
Der Herr jedoch in seinen Himmelshöhn,
Er freue sich, wenn nach der Erbsal's Tagen
Der Mensch in Freude wandle seine Klagen.

Sie solle warten, bat er schließlich nur,
Und nicht mit raschem Hagelschlag die Zür
Der Hoffnung jedes grünen Halms berauben —
Oft komme über Nacht der best're Glauben. . . .

Sie sah ihn an und wandte sich und ging.
Und weder Mahnen, Bitten, Droh'n versing —:
Sie ließ sich durch drei Tage nicht mehr sehen.
Nur Suschen durfte manchmal zu ihr gehen. . . .

Dann brach ein lichter Sonntagmorgen an,
Wie Gott ihn nur im Walde dichten kann,
Denn nur ins Grüne kann mit Sonnenstrahlen
So recht er seine Schöpfergröße malen.

Und wie dem Aug', ward auch dem Ohr sein Teil:
Das war ein Jubelsang voll Preis und Heil,
Der hundertstimmig aus dem Walde grüßte
Und Sonnenschein und Blumen noch verjügte.

Das Schönste aber, was der Sonntag gab,
Das kam erst dann, als Gottes Wunderstab
An eine festverschlossene Thüre hallte,
Damit im Ru sich Schloß und Niegel spalte.

Und als dies Schönste auf die Schwelle trat,
War's wirklich eines Gottes Sonntagsthat.
Rolf, der sich in dem Himmelsanblick sonnte,
In süßem Stannen lang nicht sprechen konnte.

Dort auf der Schwelle stand ein Glanzgebild:
Marie im weißen Kleide, süß und mild,
Und ohne jene schwarzen Schleierfalten,
Die ihrer Locken Gold in Wann gehalten.

Um ihre Lippen spielte leis ein Zug,
Der sagte: Ja, der Klage sei genug —
Ich will mit hellem Kleid und hellen Sinnen
Versuchen, neu das Leben zu gewinnen.

Jetzt streifte Rolf des Staunens Fessel fort
Und fand das jubelnde Erlösungswort:
„Maria, bist Du endlich doch erschienen,
Lang siehest Du um Deine Huld mich dienen!“

Sie zupfte schamhaft an dem weißen Kleid
Und gab mit weicher Lippe dann Bescheid:
„Ich habe Lang gebetet und gerungen,
Bis endlich schließlich — Kindolfs Wort erkungen.

So oft ich den Verklärten fortan sah —
Er lächelte mir freundlich zu sein Ja:
Es fiel in meine Not ein Strahl von oben, —
Da hab' ich von den Arien mich erhoben.

Ich hab' in Dir schon längst den Freund geliebt,
So harre, bis die Zukunft Bess'res giebt.
Da bin ich! Willst Du's mit Marien wagen,
Die still noch am Vergang'nen hat zu tragen?"

Nun strömt er seiner Liebe Fülle hin:
Ein Sturzbad ist's und jede Welle drin
Gesäumt mit Gold! O Glück, kaum auszuenden, —
Wie herrlich weiß der Himmel doch zu schenken!

Er nimmt die Lebende in seinen Arm.
Dort küßt sie seines Herzens Glückallarm
Und schließt die Augen. Müde und geborgen,
Erwartet dankbar sie den neuen Morgen. . . .

Den Förster macht die Freude schier zum Kind,
Zum jungen, lust'gen, toll'n Birbelwind:
Er singt und lacht, taucht in die Stellertiefen
Und schleppt herbei die Gäsje, die dort schliefen.

Er sucht sich Suschen auf und küßt sie frisch.
Die Alte schnappt nach Lust gleich einem Fisch.
Drauf eilt sie ihre Hande zu verändern
Und zu benäh'n mit festlich bunten Bändern.

Die Burtschen ziehn mit Urlaub und mit Geld
Quer durch den Wald in lust'ge Wirthshäuswelt.
Die Tefel schnappen Kuchen von der Diele
Und überfürgen sich in tollem Spiele. . . .

Im Kellengarten dort sigt man beim Schmaus,
Und jeder ist nach seiner Art zuhaus
In lautem Glück, in Scherz, in stillen Sinnen,
Indeß bei Wein und Wort die Stunden rinnen.

Die Vögel singen hell, die Sonne lacht,
Der Wald rauscht leis das Lied von seiner Pracht —
Da will's dem wachen Ohr auf einmal scheinen,
Als ob von fernher klänge leis'ge Weinen. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Lied.

Sagt mir, ihr schimmernden Sterne,
Habt ihr die Liebste gesehen,
Träumend hinaus in die Ferne
Abends am Fensterlein sehn?
Gelt, ihrer Auglein Gefunkel
Ist fast wie eures so licht!
Hell in mein einsames Dunkel
Leuchtet ihr liebes Gesicht! . . .

Sag mir, du trauer Geselle,
Lieber, verschwiegener Mond,
Küßst du in dämmernde Helle
Zehl das Haus, da sie wohnt?
Küsse mit traumhaftem Scheine
Leise, ganz leis ihr Gemach,
Küsse die schlummernde Kleine,
Aber küß sie nicht wach!

Wolken, ihr dunklen Gespenster,
Habt ihr das Kind nicht erschreckt,
Wenn euer Schall'n das Fenster
Plötzlich mit Dunkel bedeckt?
Schreckhaft möget, zu strafen
Bösen Menschen ihr nah'n,
Aber die Liebste laßt schlafen
Die ja nur Gutes gethan! — —

Sonne, du siegende, sende
Strahlende Bolen ihr zu!
Küß die gefalteten Hände,
Wecke die schlummernde du,
Keiner sonst soll sich's getrauen,
Aber dir sei es erlaubt!
Küsse die Keiñer der Frauen
Segnend auf's sonnige Haupt! —

Wilhelm Langewiesche.

Pastorale.

Ich ging einmal im Abendschein
Auf schmalen Pfad so gar allein;
Mein Herz war schwer von Träumen.

Und über's Feld her kam die Nacht,
Der Mond stieg auf in stiller Pracht
Ueber den dunkeln Bäumen.

Was schaffst, mein Herz, dir Harm und Noth?
Zwei Augen so licht, zwei Lippen so rot
Und der Mondschein über den Bäumen!

A. Mendelssohn-Bartholdy.

Den Säuglingen.

Glückliche Kindlein! kaum erst geboren
Wißt ihr so vieles!
Kosengeküßter ist euer Cullen,
Euren Himmel erzählt ihr im Fluge,
Streift nur die Erde.

Siegreich und lächelnd trinkt ihr am Busen
Der jungen Müller
Süßeste Tropfen — spürt nicht die Thranen
Die sich so bitter dem weißen Nektar
Mischt, den ihr kostet.

Dennoch — so ist es, holde Gefellen.
Trinkt nur, ihr sollt es!
Die laue Quelle aus der ihr schöpft
In vollen Jügen, kann nur entströmen
Durch euer Leben.

Mühe los labt euch, ohne Beschämung —
Einst trägt in Rechnung
Euch das Geschick, das Alles zurüchnimmt,
Auch diese Milch, die liebend euch bietet
Der warme Busen.

Trinkt! gepreßt an das Weib, das sich neigt
Zu seiner Brust! —
Es ist der himmlische Weinstock, gewurzelt
Im Erdenschoße, dess' Saft sich ergießet
Leise, urewig!

Aus dem Französischen des H. Desbordes-Valmore von A. Godin.

Lied.

Nun mußt' ich doch verlassen
Dich, die ich lieb' ohnmaßen,
Dich, schönster Märchentraum:
Das Glück ist mir zerronnen,
Wie vor dem Strahl der Sonnen
Zerfließt der sücht'ge Meereschaum.

Das waren sel'ge Zeiten,
Als ich dich durst' geleiten
Am schall'gen Waldeshang;
Im Laub die Nachtigallen
Sie ließen laut erschallen
Sehnsücht'gen, süßen Liebesang.

Und als wir in dem Nachen
Uns wiegten, und dein Lachen
Erklang wie Glocken hell,
Bin ich, von Minne trunken,
Zu Füßen dir gesunken,
Ein selig thörichter Gesell.

Das Wasser, nur gelinde
Bewegt vom weichen Winde,
Schlug plätschernd an den Mahn
Und hal in Traum gesungen
Uns, die, in Lieb' umschlungen,
Sich glücklich in die Augen sahn.

Doch nun mußt' ich verlassen
Dich, die ich lieb' ohnmaßen,
Dich, schönster Märchentraum;
Das Glück ist mir zerronnen,
Wie vor dem Strahl der Sonnen
Zerfließt der sücht'ge Meereschaum.

Carl von Arnswaldt.

Die Bleicherin.

Bleiche dein Linnen, o Mägdelein!
Spannest manch' seliges Hoffen hinein,
Ahnest: ein Glück, so süß und verflohen,
Will sich dir nahen auf heimlichen Sohlen —
Kannst es nicht nennen, doch spürst' du's tiefinnen...
Bleiche, o Mägdelein, bleiche dein Linnen!

Bleiche dein Linnen, o Mägdelein!
Träumst dir ein Leben voll Sonnenschein.
Fröhliches Schaffen, erfülltes Sehnen,
Treue Brust, sich daran zu lehnen:
Läßt sich ein schöneres Loos erfinden?
Bleiche, o Mägdelein, bleiche dein Linnen!

Bleiche, dein Linnen, o Mägdelein!
Wache Nächte im Mondenschein
Und der Thränen herbe Flut
Bleichen der Locken braungoldne Glut —
Lieb' und Glück wie Schaum zerrinnen...
Bleiche, o Mägdelein, bleiche dein Linnen!

Bleiche dein Linnen, o Mägdelein!
Bald sind vergangen Glück und Pein.
Weißes Linnen und weißes Haar
Einen sich stumm auf der Totenbahn,
Wollen tief unten nur Frieden gewinnen...
Bleiche, o Mägdelein, bleiche dein Linnen!

H. Robertin.

Zuftballons.

Nun stehen vor des Gärtners Haus
Hyazinthen und junge Maian; —
Ging dir im Ofen das Feuer aus,
Geh, wärme dich im Freien!

© Schlend're nur die Straße lang!
Die tauenden Reste knarren;
Es wecket dröhnenden Lenzgesang
Der Bursch selbst vor dem Knarren.

Von den Geländern des Balkons
Sich lachende Mädchen neigen,
Die Kinder kaufen sich Luftballons
Und lassen sie jubelnd steigen.

Und mit den bunten Schicht dein Herz,
Gewiegt auf linden Winden,
Seine Wünsche wieder Sonnenwärts,
Sis sie im Blau verschwunden! —

Curt Hacker.

In Sturmesnot.^{*)}

Die Nacht bricht an. Die Böe schwoh zum Sturm,
Wind klagend heult er um des Strandes Hüften.
Hohl braußt das Meer. — Sturzwellen überschütten
Der Dünung Wehr. Am alten Wächterturn
Gespenst'sche Sprungflutleeren aufwärts schnellen,
Die tosend abgeprallt in Gischt perfschellen.

Im nied'ern Stubentraum wird's Weib und Kind
Unheimlich bei der Scheiden Klirr'n und Kaffeln.
Fu dem Gebälke knirscht's. Eischlossen prasseln
Auf's Dach. Besorgt beim fürchterlichen Wind
Gedenken die beherzten Fischerleute
Der Schiffe, die da drauß' auf See sind heute.

Und plötzlich hoch! — dröhlt ein Kanonenschuß
Dampf durch den Lärm! Das kommt von einem
Schiffe. —

In Nöten drauß'en anf dem Felsenriffe . . .
Kein Jahr vergeht, ihr Opfer haben muß
Die graue Flut . . . Kein Taudern und kein Beben!
War vielen schon bewahrt'n sie das Leben.

Das Rettungsboot ist hier. Halt! Harro sehlt,
Der hüthne Coolste. Ueber Land gegangen
War er des Morgens. Tolles Unterfangen
Fis's ohne ihn; doch angstvoll, knapp gejählt
Sind die Minuten! Soll das Schiff jetztrümmern?
Ihm's eigne Leben darf sich keiner kümmern!

Hinaus denn! Ruder los! Keun tapfre Mann,
Durch rasende, durch riesenhafte Wogen,
Zehrt turmeshoch, dann lief hinabgezogen
Die kämpfen trauhig sich zum Wrack heran.
Und bis auf Einen, bergen in dem Boot
Sich alle, die gerungen mit dem Tode.

Der Eine bleibt zurück . . . Er hängt im Maß,
Vor Kälte schwer und steif, den wagle keiner
Herabzuholen; halte doch nicht einer
Mehr Plah in Boot, das vor Ueberlast
Im Sturm zu sinken droht. Hart auf dem Spiete
Sieht alles . . . Einer dort! . . . Hier aber Viele!

Sie kommen glücklich wieder an das Land.
Da ist der Harro! Kaum, daß er's verkommen
Es sei ein lehter Mann nicht mitgekommen,
So ruft er: „Wer folgt mir?! . . .“ Doch niemand
sah
Zum zweiten Mal bereit sich, das zu wagen.
„So hab' ich schon allein mich durchzuschlagen!“

Er springt in's Boot. — Im selben Augenblick
Erscheint am Strande seine alte Mutter.
Sie bittet ihn: „Gleib hier“. Es ging der Mutter
Mit deinem Vater unter. Gleich Geschick
Traf Uwe, meinen Tüngsten, der vor Jahren —
Wer weiß etwas von ihm — hinausgefahren.

Thu mir's zu lieb, geh' nicht!“ — „Und der da drauß'
Weißt du's, ob er nicht auch die Mutter habe?
Weißt du's? . . .“ Die Alte schweigt . . . Dem Wellen-
grabe

Zum Hohne rief's: „Wir fahren mit hinaus!“ —
Dier kräft'ge Burschen sind ins Boot gesprungen
Und in die Brandung gehts. — Sie wird bezwungen.

Lang, lange währt's bis sie zur Felsenbank
Sich hingeschafft. — Die Wassermassen spülen
Schon übers Deck des Schiffs und unterwühlen
Das Boot; jeh! hochgeschleudert, Flank' an Flank'
Dem Wrack, greift Harro nach dem Wanken droben —
Den fast Erfrorenen hat er ausgehoben . . .

Er liegt im Boot. — Sie werden von der Flut
Landeinwärts rasch wie Mövenflug gerissen
Und wie dem Strande nahe sie sich wissen
Tönt Harros Stimme voll durch Sturmeswal:
„Eilt! Sagt's der Mutter! Harro's Arm umschlinge
Den Uwe! Er ist's den ich wiederbringe!“

Aug. Hellner.

*) Nach einer von den Zeltungen als wahr berichteten Begebenheit an der Schleswiger Rüste.





Gottfried Keller.

Nach seinen Briefen und Tagebüchern.

I. Die Knaben- und Jünglingsjahre.

Der Mann, der uns den „Grünen Heinrich“ und die „Leute von Seldwyla“ geschenkt hat, gehört — dies läßt sich, so mißlich sonst alles Prophezeien ist, schon heute mit Sicherheit erkennen — zu jenen wenigen Dichtern unserer Zeit, die den nächsten Geschlechtern größer erscheinen werden, als uns. Die Sturmflut des Naturalismus hat auch seine unmittelbare Wirkung behindert, aber was an Gutem von dieser Flut zurückgeblieben ist: der Sinn für Wahrheit in der Poesie, wird einst gerade ihm zu Gute kommen, wenn nur erst das neue Extrem, das nun eine gesunde Entwicklung bedroht: die Abkehr vom Wirklichen, der Irrwahn, daß Poesie nur im Märchen, im Symbold, in der Allegorie wohne, ebenso gründlich überwunden sein wird, wie jenes andere Extrem, dem es in begrifflichem Rückschlag gefolgt ist. Dann werden wir uns recht an diesen Werken freuen, in deren Poesie so viel Wahrheit und in deren Wahrheit so viel Poesie ist.

Schon darum, weil er ein so bedeutender Dichter war, ist eine Biographie Kellers ein Bedürfnis gewesen. Nun war er aber zudem auch ein höchst eigenartiger Mensch, auf dessen Entwicklungsgang man mit Recht erpicht sein durfte; man hätte blind sein müssen, um nicht zu erkennen, daß die Biographie dieser Menschenseele höchst Merkwürdiges bieten werde. Und darum war das Buch von Jakob Bächtold: „Gottfried Kellers Leben. Seine Tagebücher und Briefe“ (Berlin, Wilhelm Herz) von vornherein eine mit Interesse erwartete Gabe.

Dies Interesse findet in den beiden bisher erschienenen Bänden seine volle Befriedigung und läßt der Fortsetzung und dem Schluß gern entgegensehen. Aber noch mehr: dies ist nicht blos ein interessantes, sondern auch ein wirklich gutes und Kellers würdiges Buch. Und zwar hauptsächlich deshalb, weil hier der Dichter über sich selbst spricht, ohne die Absicht freilich, sich für Andere selbst zu charakterisieren. Bächtold hat sich im Wesentlichen darauf beschränkt, die Tagebücher ganz, die Briefe in Auswahl mitzu-

teilen; nur die Lücken hat er durch eigene Darstellung ausgefüllt. Er hat in doppelter Hinsicht Recht daran gethan. Einmal, weil jeder rechte Biograph auch ein Stück Testamentsvollstrecker ist und den Willen des Toten zu erfüllen hat, soweit dies angeht. Für das Muster einer Dichterbio-graphie hat Keller das schlichte und doch so schöne Buch gehalten, das die Wittve Uhlands ihrem Manne aus dessen eigenen Briefen geistigt hat, und dies Buch hat ihm vorgeschwebt, als er — schon 1877 — von Bächtold das Versprechen haben wollte, sich einst um seinen Nachlaß, „ein paar Tausend Briefe und Papierfetzen“ zu bekümmern. Ferner aber war dies hier deshalb das rechte Mittel, weil steller der Mann ist, der es verträgt: er ist ein wahrer Mensch und in seinen guten Zeiten ein vortrefflicher Briefschreiber gewesen. Aber auch für den Laik in der Auslese wird man Bächtold dankbar sein dürfen; er hat den Fanatismus der Wahrheit nicht so weit getrieben, wie etwa Emil Kuh in seinem Hebbelbuch, aber er hat doch den Mut gehabt, vieles mitzuteilen, was eine panegyrische Natur gewiß unterdrückt hätte. Und das eben scheint uns taktvoll: weil es im Sinne Kellers gehandelt ist. Endlich aber wird man ihm auch dafür dankbar sein müssen, daß er die Aufgabe, die ihm der Testamentsvollstrecker Kellers antrag, übernahm, obwohl er in den letzten Lebensjahren des Dichters mit diesem außer Beziehung gekommen. Der Keller von 1887 ab war ein kranker Mann. Der Züricher Litterarhistoriker hat recht daran gethan, nicht an den Unnut des Kranken zu denken, der ihm sogar vorwarf, daß er sein Totengräber werden wolle, sondern an das Vertrauen, mit dem ihn einst der Gesunde um die Arbeit ersucht hatte.

Nun vom Buche selbst. Es war schon früher bekannt, daß „Der grüne Heinrich“ ein autobiographischer Roman sei; in welchem ganz ungewöhnlichen Maße dies der Fall ist, wird erst aus diesem Buche ersichtlich.

Gottfried Keller am 19. Juli 1819 im

Haufe zum „Goldenen Winkel“ in Zürich geboren. Der Vater, Hans Rudolf Keller, war Drechslermeister und ein trefflicher, für seinen Stand ungewöhnlich gebildeter Mann. „Nicht blos sich, seinen ganzen Stand suchte er sittlich und geistig zu veredeln und gesellschaftlich zu heben. Als gemeinnütziger Bürger war er überall bei der Hand. Sein Blick ging weit über den engen Gesichtskreis des damaligen Handwerkers hinaus. In einer Zeit, da der gemeineidgenössische Sinn überall an der Kantonsouveränität seine Schranken fand, war Vater Keller ein Vertreter der nationalen Einheitsidee. . . . Gern beteiligte er sich an theatralischen Aufführungen. In seiner kleinen Bibliothek befanden sich nach dem amtlichen Inventar u. A. Schillers sämtliche Werke, Fschaffé's „Stunden der Andacht“ und das Konversations-Lexikon. Vor Allem lag ihm die sittliche und wahrhaft religiöse Erziehung der Jugend am Herzen.“ Der Biograph weiß dies aus Reden, Ansätzen, dichterischen Versuchen des wackeren Meisters nachzuweisen. „Metrische Pantirung war damals noch nicht Jedermanns Sache. Nimmt man hinzu, daß die Mutter in ihrer Jugend und später noch eine leidenschaftliche Liebhaberin der Poesie war, so zeigt sich augenscheinlich, daß der Sohn das Dichten nicht eben gestohlen hat. Die künstlerische Anlage ist entschieden väterliches Erbtteil. Rudolf Keller brachte es zu einer gewissen Uebung im Zeichnen und Tischen.“ Aber auch sein feines und starkes Gemüthsleben hat der Dichter von den Eltern geerbt. Der Ehebund des Meisters mit seiner um fünf Jahre älteren Gattin Elisabeth, der Tochter des Glatzfelder Chirurgen Scheuchzer, war aus Liebe geschlossen und von seltener Innigkeit. Briefe von Rudolf Keller, die Wäcthod mitteilt, sind Beweise einer ungemeinen Feinsichtigkeit. Deß ist sich auch der Dichter stets mit Innigkeit bewußt geblieben und hat die wenigen Erinnerungen an den Vater gern erzählt: wie ihn dieser einst durch ein blühendes Kartoffelfeld getragen oder wie stattdich ihn das Waffenleid der grünen Scharfschützen gesandten. Denn Gottfried Keller hatte das Unglück ihn früh zu verlieren; Rudolf Keller starb bereits 1824, da sein Knabe kaum fünfjährig war.

Das war in doppelter Beziehung ein Unglück: die Witwe blieb mit ihren beiden Kindern — außer Gottfried noch einem Töchterchen Regula — in dürftigen Verhältnissen zurück, und ferner „gewährte die brave, verständige, aber etwas ängstliche und verschüchterte Frau dem Sohne in liebevoller Nachgiebigkeit ein größeres Maß von Freiheit, als ihm in früher Jugend zuträglich war.“ Mit Recht schien ihr in ihrer Lage Sparsamkeit als höchste Tugend, und es war ihr darum ein Quell ewiger

Sorge, daß sich der Sohn so gar nicht daran gewöhnen konnte, ein guter Haushalter zu sein. Welche Mutter sie ihm war, wird man später vernehmen; man mußte sehr hart sein, um nicht von so viel Liebeskraft und Liebesfülle gerührt zu werden. Von der Schwester Regula ist im Gnten und Schlimmen nicht viel zu vermeiden. „Aus der dichterischen Thätigkeit des Bruders machte sie sich nicht allzuviel. Dagegen imponierte ihr der Staatschreiber. Seine Bücher pflegte sie erst zu lesen, wenn sie dauerhaft gebunden waren. Sie las lieber einen spannenden Roman.“ Als der Schreiber dieser Anzeige 1886 Keller besuchte, war er über die ungewöhnliche Häßlichkeit und die arg vernachlässigte Kleidung des alten Widdens, das ihn überaus mütterlich und mißtrauisch empfing, ganz entsetzt. Eine Rolle im Leben des Dichters spielte sie erst in diesen seinen letzten Lebensjahren: sie war eben seine Haushälterin und nicht die ordentlichste und begreiflichste.

Mit sechs Jahren kam Gottfried in die Armeenschule zum „Brunnenturm“, deren Vorsteher sein Vater gewesen war. Die Geschichte vom Pumpernickel, die Kämpfe mit dem bösen Meierlein mag man im „Grünen Heinrich“ nachlesen; auch die Frau Margreth und der Vater Jakoblein des Romans haben wirklich gelebt; es war der „Feilsträger“ (Trödler) Jakob Hoy und sein Weib Anna.

„Berge von Betten waren in ihren Räumen aufgeschichtet, daneben allerlei Trödelkram. Frau Hoy, eine ungewöhnlich dicke Person in weißen Hemden, ärmeln und weißer Spitzehaube, verwaltete hier das Reglement und handhabte beständig ihre Strelde, mittels derer sie durch römische auf den Tischgeschriebene Ziffern ihr Rechnungswesen mit einer unvergleichlichen Ranz führte. Sie besaß eine große Sammlung Delen- und Götzenbücher, d. h. alter lathelbaiter Reisebeschreibungen, apokrypher Evangelien und Kropfgezeugen, curiojer Chroniken und volkstümlich theosophischer Schriften. Ihre Stube (sie wohnte im selben Hause, wie Kellers Mutter) war der Sammelplatz einer kleinen Welt. Am Abend fanden sich ihre engeren Gäste ein und erzielten allerlei mystischen Spuk zum besten; der Schreiner Schaufelberger, der Schürer Wepfer, zuweilen auch einige Juden, welche während der Messe bei Witwe Keller wohnten. Unverkennbar wurde hier auch der junge Gottfried als erklärter Liebhaber der Frau Hoy heimlich. Da lauschte er bei den nächtlichen Zusammenkünften ihren geheimnisvollen Erzählungen aus dem Reiche der Abnungen, Träume und Geister, hörte von schreckhaften Erscheinungen im Himmel und unter der Erde, und schauerte vor Lust, wenn die Rede auf Hexen, Gebängte, Männer ohne Kopf, die der Frau in ihrer Jugend manchmal begegnet waren, auf Scharfrichter und Teufelsbanner kam. Ein barockes Phantasieleben begann den Knaben in gefährlicher Weise zu bedrängen. Nachts spähte Frau Hoy bei offenem Fenster nach Gespenstern aus und geisterte im Hause umher. Vater Jakoblein war das unnhige, spatzhafte Männchen, das sich mehr mit Vorbbringen lächerlichen Spulwesens befaßte. Sonst besorgte er, die Schürze umgestan und eine altmodige Pelzmütze aufgeschüpft, die Küche oder stich Salbe für sein trances Betu. Seitdem er etue leb-

zeitige Teilung des ansehnlichen, von der Frau erworbenen Vermögens verlangt hatte, herrschte zwischen den Ehegatten eine tödliche Erbitterung, die im Roman mit grauenvoller Wahrheit geschildert ist. Eines wartete auf den Tod des andern und in dunklen Fernsichtungen hörte man über die schmale Gasse die fürchterlichen Verwünschungen, mit denen sie sich befruchteten. Der eine Zug, wie dann der Mann am Morgen, während die sonst gutmütige Frau vom Zaun erschöpft weinte, sich irgend eine kleine Verdreherei und behändig das Alterjahr der Wauwau vor sich hinmurmerte, dieser Zug ist ebenfalls aus dem Leben entnommen.“

Andere unheimliche oder doch eigentümliche Menschen seiner damaligen Umgebung, die Keller dann in die Bilder hinübergenommen, waren die „Große Pischeth“, der „Wurmlinger“, „Ursula“ und „Kathchen“ (im „Verlorenen Lachen“), der Schreiner „Burgi“ im „Fähnlein der sieben Aufrechten“ u. A.

Mit gutem Grunde haben wir bei diesen Eindrücken und Gestalten so lange verweilt — ihr Einfluß auf den Knaben war ein kaum zu ernstfahrender. Hier bildete sich der Hang, zu erforschen, der Sinn für das Sonderbare, Ertige und Knorrige, hier im steten Hören und Beobachten des Unheimlichen der Trieb zur Einsüßigkeit, und, da die Eindrücke allzu mächtig waren und den Frohsinn der jungen Seele erdrückten, zu trübseligem Grillensfang heraus.

Als Zwölfjähriger besog Gottfried eine Art Mittelschule, das „Landschulhaus“. Das war, bemerkt der Biograph, „sein Knabe wie andere . . . Aus lauter Scham oder grillenhaften Eigensinn, sich weich zu zeigen, bildete sich jetzt schon der Zug des Strengen, Herben, Verschlissenen, Wortfargen, Trostigen aus, der später bis zur Rücksichtslosigkeit ging. Ungleich überließ sich der Zunge dem Hange, vor allem mit sich selbst in's Reine zu kommen.“ Die Phantasie wuchs übermächtig auf Kosten anderer Triebe und suchte nach Bethätigung. Einer äußeren Erscheinung gab der Kleine etwas „Jahrmarktburleskenhaftes“, er hielt darauf, anders und bunter gekleidet zu sein, als die Mitschüler. Daneben malte er in Rutenberger Kinderfarben allerlei selbstames Zeug und schrieb Verse dazu, namentlich aber verfertigte er eine ganze Reihe von Puppen-Spielen: „Fridolin“, „Geschwistertreue“, „Herzog Bernhard von Weimar“ u. s. w. Bächtold teilt einiges daraus mit; das meiste ist kindlich-drollig, doch taucht ab und zu ein Zug auf, der heute steifen macht: „sieh“, sagt man sich, da scheint doch schon der künftige Dichter die Augen aufzuschlagen. Das ist nicht ganz Weisheit ex post, aber a priori hätte doch schwerlich ein Beurteiler damals zu dieser Erkenntnis kommen können.

Im vierzehnten Jahre traten diese Mottoria vor ernster Arbeit zurück: Gottfried wurde Zögling der „Industrie-Schule“ und zwar ein sehr fleißiger. (Die Lehrer findet man alle im Roman abgemalt.)

Gegen seinen Eifer und seine Talente war nichts einzuwenden, wohl aber gegen seine Aufführung: das Ende war der Ausschuß von der Schule. Bächtold nimmt auch da Kellers Partei, aber die Tatsachen, die er anführt, erweisen, daß die Professoren doch wohl nicht anders konnten. Es ging weit über den erlaubten Schülerrspañ hinaus, daß Gottfried einem seiner geistlichen Lehrer auf die Frage nach der Hauptstadt Italiens statt „Rom“ antwortete: „Camera obscura“, und volleys durfte nicht gelitten werden, daß er sich an die Spitze eines Zugs stellte, der vor das Haus eines mißliebigen Lehrers zog und die Heranagabe der Schulhefte erzwang. Die Streiche mögen ja nur eben unüberlegt gewesen sein, aber die Lehrer mußten doch die That richten. Ein Unglück für Keller wars freilich; er selbst pflegte die Relegation stets als erste Ursache seines „verhuzten“ Bildungsganges zu bezeichnen.

Seitdem mußte er sich selber weiter helfen, schielte aber zuweilen, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „schmerzlich durch die verschlossenen Witter in den reichen Garten der reiferen Jugendbildung“. Er beschloß Landschaftsmaler zu werden und suchte zu diesem Zwecke, um die Natur zu studieren, den Heimatsort seiner Familie, Glattfelden, auf; die Verwandten, namentlich der Oheim, Arzt Scheuchzer und dessen treffliche Frau Regula, (das Urbild der „Frau Regal Amrain“), bereiteten ihm guten Empfang. „Hier war der Boden, auf dem das wunderbare Jugendidyll im „Grünen Heinrich“ sich entwickelte.“ Die Szenerie, die Gestalten hat Keller der Natur nachgeschrieben; sogar der Name „See“ ist dort oft zu finden. Während sich Keller in behäbigen Hause des Oheims trefflich vergnügte, lief sich die arme Mutter daheim die Sohlen ab, einen Lehrmeister in der Malerei zu finden; Gottfried und sie scheinen die Sache damals ganz vom Standpunkt des Handwerks aufgefaßt zu haben; es handelte sich, einen Meister zu finden, der „einen Lehrlingen annimmt“. Im Herbst 1834 nahm ihn endlich der Kunstmalers Peter Steiger bei sich auf. Keller hat ihn als „Haberfaar“ verewigt und den betreffenden Abschnitt im Roman „Schwimbelhaber“ übergeschrieben. Mit gutem Grund: der Mann brachte ihm „eine total verkehrte Technik, eine gewisse freche Manier“ bei. „Es war für den angehenden Maler von vornherein ein Verhängnis, daß er nie die Elemente seiner Kunst gelernt hat und ohne verständigen Unterricht meist sich selbst überlassen blieb, wobei ihn, bevor er etwas Größliches eingelebt hatte, ein großes natürliches Talent dazu verleitete, der Erfindungslust voreilig die Fägel schießen zu lassen.“ Er verachtete sich sofort in heroischen Landschaften, wurde grotesk und barock:

„ungeheuerliche Felsen, menschliche Mißgestalten“ und Aehnliches wurden ihm Lieblings-Gegenstände. „Der autodidaktische und dilettantische Charakter ist seiner Malerei geliebt.“ Wie dieser erste Unterricht in der Kunst, sind auch die Einbrüche der Konfirmation im Roman wahrheitsgemäß geschildert; erst nach 44 Jahren gewann es Keller über sich, die alte Kirche, wo er konfirmirt worden, beim Leichenbegängnis eines Freundes wieder zu betreten.

Der zweite Lehrer, Rudolf Meyer, der „Römer“ des Romans, war ein vortrefflicher Zeichner und Aquarellist, aber viel konnte Gottfried schon deshalb nicht von ihm lernen, weil der Unglückliche geistesgestört war: er hielt sich für einen Napoleoniden und litt am Verfolgungswahn. Wie unendlich getreu der Roman dem Leben bis in's Einzelste nachgeschrieben ist, hierfür folgender Beleg. Im „Grünen Heinrich“ verlangt die Mutter von „Römer“ vor dessen Abreise ein Darlehen brieflich zurück; Heinrich bestätigt den Brief und ersetzt ihn durch einen andern. Es war wirklich so — der Brief von Kellers Mutter ist sogar noch erhalten! Ein zweites Beispiel! Heinrich gewinnt einen Freund, zwischen beiden entspinnt sich ein Briefwechsel; so sehr sich Heinrich zusammennimmt, es dem Freunde an Geist und Schwung gleichzutun, so will ihm dies doch nicht gelingen, bis er erkennt, daß der Prahler seine Proben aus J. G. Zimmermann, dann Rousseau, Diderot, Goethe geholt hat! Auch dies ist buchstäblich wahr; der Freund hieß Johann Müller, war ursprünglich Maler, dann Ingenieur und ist in America gestorben. Der Briefwechsel ist erhalten; es ist fomisich und rührend zugleich, Keller mit den großen, jedenfalls reifen Geislern, die der Falsche citirt, ringen zu sehen, aber auch höchst bezeichnend für seinen Entwicklungsgang.

Hier einige Proben. Am 20. Juni 1837 schreibt Müller an Keller u. A.:

„Basal ist nutzlos als in der Einsamkeit für ein Herz, das noch nicht weiß, wo sich anschließen, wie sich mitteilen und sich durch die Scheidewand des Schicksals weggerissen sieht von dem Herzen, das ihm so mild entgegengekommen und es aus der Ferne noch so mild begleitet. . . Auf Deiner Studirbank möchte ich Dich festhalten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dich den edlen wünschenswürdigen Stolz geben, mit dem Du nach wohlbenutzter, fed und sähm durchgearbeiteter Jugend, dann auch im wüthlichen Alter aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst als sie wert sind.“

Das ist wörtlich aus J. G. Zimmermanns: „Ueber die Einsamkeit“ abgeschrieben. Der ehrliche Gottfried aber antwortet u. A.:

„Dein Brief ist schön, und wenn es nicht etwa bloß sonntägliche affektirte Gefühle sind, die Du ängstlich (was ich aber weder hoffe noch glaube), so sage ich Dir ganz kurz, daß sie mir zum Theil wie aus der Seele gegriffen sind. Das spreche ich nicht zu Dir aus Schmeichelei oder aus gezerrtem Schou-

gethne, sondern aus dem einfachen Bewußtsein, daß Deine ausgesprochenen Gedanken mich durchkreuzen, so oft ich allein bin, besonders nach einem unzureichend durchlebten Tage. Ich freue mich aber, in Dir diese Töne entdick zu haben, ich glaube Dich wirklich zu glücklich dafür.“

Du fühlst ganz das Anziehende einer sonstigen Melancholie; Du fühlst es mit mir, aber ich möchte sie, so wie ich sie in mir finde, lieber ein eigenwilliges wildes Leben nennen, als ein sanftes Sähe; so wie ich überhaupt den Ausdruck „Süß“ nicht wohl leiden mag. Was die Einsamkeit betrifft, so kann ich nicht begreifen, wie gewisse Leute Anspruch auf Geistesbildung oder auf Seeligkeit und Charakter machen wollen, und doch nicht das mindeste Gefühl für das Alleinsein haben. Denn die Einsamkeit, verbunden mit dem trübigen Ansehen der Natur, mit einem klaren heiteren Bewußtsein seines Glaubens über Schöpfung und Schöpfer, und verbunden mit einigen Widerwärtigkeiten von außen, ist, ich behaupte es, die einzige wahre Schule für einen Geist von edeln Anlagen.

Ich fordere keinen kühnen, umfassenden Geist, keine berechnende, weltanschauende, entschlossene Kraft von einer großen Seele; es sind schöne Naturen, aber sie kann ohne dieselben bestehen. Hingegen fordere ich vom wahren Menschen jene hohe, große, majestätische Einsamkeit, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst erforscht, anbetet, liebt. Ich fordere von ihm das Talent, sich in jedem Buche, an der kleinsten Quelle, wie am gestirnten Himmel unterhalten zu können, nicht gerade um des Buches, der Quelle und des Himmels, sondern um des Gefühls der Unendlichkeit und der Größe willen, das sich daran knüpft. Ich fordere von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum ziehen und den sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Helbiggedanken entlocken zu können; aber der stehliche, spekulirende, trockene, spottende, schlanterende, schmutzige Zeitgeist sei fern von ihm, der keinen Menschen in Ruhe lassen und seines Menschen Würde erkennen kann; und fern sei von ihm die Rosenweisheit und die Fressheit des Jahrhunderts . . .

Du schreibst: „Auf Deiner Studirbank u. s. w.“ (siehe oben). O glaube mir, an großen, schwärmerischen Absichten hat es mir nie gefehlt, und das ist nicht mein Augen, denn je weiter ich anhole, desto weniger vorwärts komme ich, und während ich Klänge auswerfe, schaffe ich nichts. Stolz habe ich mir zu viel, mehr als ich beantworten kann, und aus Welt und Menschen machte ich mir schon nichts mehr, als ich noch ein achtjähriges Teufelchen war. Sagte mir doch der Rektor der Industriewerke einst, als ich aus derselben weggegangen war: „Acht Acht, Keller, Du wirst gewiß noch einen Stein finden, der Dir eine Beule in Dein ehernes Gesicht drückt.“ (Vgl. „Grüner Heinrich.“)

Man sieht, wir dürfen dem Flachkopf von Flagiator dankbar sein; der Brief ist ein richtiges „menschliches Document“ und was alles darin schon vom Keller her, den wir kennen, soll nicht erst aufdringlich nachgewiesen werden. Auch braucht nach diesem Brief kaum erst gesagt zu werden, daß der Achtzehnjährige damals schon nicht bloß malte, sondern auch dichtete. Er beginnt mit grotesk-romantischen Erzählungen, in denen Wollust und Grausamkeit wild gegen einander spielen, dann erst — für den Leser gewiß höchst bezeichnend — folgen Gedichte, sowie Natur Schilderungen in Prosa, die aber auch lyrisch sind. Von diesen giebt Bächtold

einige Proben, von den Erzählungen nicht, was bedauerlich und nicht recht einzusehen ist, da die ersten Versuche dieses großen Erzählers gewiß sehr interesselhaft und ästhetisch lehrreich gewesen wären. Eine ganz ungewöhnliche Raschheit der Entwicklung verraten freilich schon die lyrischen Versuche. Der erste beginnt so hölzern und flach als möglich:

„Anna, leuchte sanft und lieblich!
 Senk dein Licht, so klar und rein,
 In des kleinen Hättchens Fenster,
 Mach' Liebchens Aenglein hell!
 Sag ihr, was ich jetzt erst denke,
 Was ich tracht' und was ich thut' u. s. w.

Hingegen verdient der folgende, kaum vier Monate darauf (Juli 1837) entstandene Versuch schon ganz mitgeteilt zu werden:

Abendsg. u.

Senk' hernieder,
 Hell'ge Nacht,
 Deine Rabengestirber
 Auf Berg und Thal!
 Senk' hernieder,
 Schweigende Kuh,
 Kühlenden Balsam
 Auf ihrer Glieder
 Schwellendes, gartes Rind,
 In ihr wallendes, göttliches Herz!
 Düst'ige Rosen
 Sireu' auf den rosigten Mund!
 Mir aber gib den lehnenden Schmerz,
 Den nächstlichen Freund,
 Der die Stunden des tothen
 Eisernen Schlafs mir erstet.
 Und mit eifriger Gluth
 Die klopfende Brust zerretzt,
 Mondloses Dunkel
 Auf Pain und See,
 Dröhnende Wolken
 Auf Berg und Thal,
 Heimliche Schauer,
 Phantastische Schoten
 In mein Herz.
 Aber morgender Sonne goldner Strahl
 Senke hernieder,
 Undurchdringliche, summe, heilige Nacht!“

Bald überwiegen in den Einschreibbüchern die Aufsätze und der Skizzen mit dem Stift werden immer weniger. Das hätte die brave Frau Keller, die den Unterhalt des Sohnes und das Geld für die Lehrmeister so schwer verdiente, gewiß schwer bekümmert, wenn sie es geahnt hätte; was aber interessiert es zuzusehen, wie der Vater mit dem Dichter ringt. Unter den poetischen Versuchen sind die dramatischen die schwächsten; namentlich wirkt ein durch die Vektüre von „Emilia Galotti“ angeregtes Trauerspiel „Der Freund“ sehr komisch. Der Vater des Opfers ist Historienmaler und Witwer, so daß er allein über der Tochter wachen muß, hingegen hat der Fürst hier zwei Maitresses, die sich fortwährend zanken. Auch ein Kunstgespräch fehlt nicht, der Vertraute des Fürsten setzt diesem weitläufig den Unterschied zwischen dem Landschafts- und Historienmaler auseinander!

In einem dieser Schreib- und Zeichenbücher findet sich die Eintragung:

19. Juli 1837. Heute ist mein achtzehnter Geburtstag. Nun heute an über zwei Jahre, gelob' ich mir einigen Ruf zu gewinnen; wo nicht, so werf' ich die Kunst zum Teufel und lerne das Schneiderhandwerk.

Aber bald erkennt er, daß es so rasch nicht gehen wird. Welcher Art Künstler soll er aus sich machen, einen Maler oder einen Dichter? Er weiß ja noch nicht einmal dies und schwankt unentschlossen zwischen beiden Zielen. Unermerkt freilich besiegt der Dichter den Maler; nun werden auch allmählich malerische Motive nicht mit dem Stift skizziert, sondern mit der Feder breit beschrieben. . . . Und so heißt es denn ein Jahr später:

„19. Juli 1838. Pent ist mein neunzehnter Geburtstag und sehe ein, daß es dummes Zeug war, was ich vor einem Jahr geschrieben.“

Auf demselben Blatt steht:

„14. Mai 1838. Heute starb sie!“

Sonst kein Wort. Sie hieß Henriette Keller, war ein schlankes, liebliches Mädchen, wohnte im selben Hause mit Keller und starb kaum neunzehnjährig. Das ist die tote Anna aus dem Roman. Dem Jüngling ist sein armes, früh verlorenes „Henriette!“ sehr tener gewesen — wie sehr, hat er sechs Jahre später aller Welt gesagt. Die ersten Lieder, die er 1844, wo plötzlich ein reicher Piederfrühling über ihn kam, dichtete, waren die Lieder der Erinnerung an sie. In den „Gesammelten Gedichten“ steht eine Auswahl unter dem Titel: „Erstes Lieben“:

„Ich will spiegeln mich in jenen Tagen,
 Die wie Lindensipfelweh'n entflohn,
 Wo die Silberfalte, angeschlagen,
 Klar, doch bebend gab den ersten Ton. . .“

Nach ihrem Tode laß und schrieb er unaufhörlich; gezeichnet wurde nun fast gar nichts mehr. Wie unbehaglich sich der nun Zwanzigjährige fühlte, aber auch wie viel Trost und Kraft in ihm war, mögen folgende Stellen aus einem Brief an Johann Müller vom 20. Juli 1839 beweisen:

„. . . Nun bin ich volle zwanzig Jahre alt und kann noch nichts und stehe immer auf dem alten Fleck und sehe keinen Ausweg, fortzukommen, und muß mich da in Zürich herumtreiben, während andere in diesem Alter schon ihre Laufbahn begonnen haben. Meinen pfeifigen Geburtstag habe ich auf eigene Weise gefeiert. Ich laß eben trüb und verstimmt in meiner Kammer und überlaß mein bisheriges, regelloses und oft schlecht angewendetes Leben, welches wie ein verdorrter und abgehaener Baumstamm blüht mir im Dreck lag, und ginstig nungierig in meine Zukunft, welche wie ein unerschöpfbarer Holzspekulum ebenfalls vor mir im Dreck stand und mir durchaus keine erfreulichen Aussichten gewähren wollte; also in meiner Kammer saß ich und hegte grämliche Gedanken. Da dacht' ich: was kommt dir das Gräben und Murren? Du müßt hinaus und deinen Jahrestag feiern mit Glanz und Freude. Und an sprang ich und nahm Mühe und Stolz; wie ich aber in meine Tasche griff (und ich da unter Feuersteinen und abgeriffenen Knöpfen bloß einen

roftigen Botzen vorfaud), da verſchwamm aller Glanz und Schimmer wieder in einen nichtigen ſinken den Rauch, und ich ſaß ganz mechauiſch und lauſam wiederum in meinen Sorgenstuhl zurück. Da wäre mir bald weinlich im Herzen geworden; von allen meinen Bekannten hatte ſich heut kein einziger ſehen laſſen; denn wo kein Geld iſt, da giebt's auch keine Freunde, das iſt ein alter Satz, und ich mußte also meinen Geburtstag mit dürftiger Mehle und Ueberreſſenlagernem Herzen in meiner Kammer verſiegen.

So ſtobte ich auf meinem Sefſel und ſchnitt jämmerliche Geſichter gegen meine Staffelei, auf welcher die große Vinde im Schäuſpielhaus angehängt ſtand, als der Hahn einige Wollen über die Sonne jagte und ein Gewitter verkündigte. Plötzlich ſaß ein wunderlicher Gedanke durch meinen Kopf, und ich ſprang zum zweiten Male auf, die Treppe hinunter und hinaus über die Thürlöcher und hielt nicht an, als bis ich oben auf der Spitze des Uellsbergs ſtand. Dort ſaß ich mit unter den großen Fieſeln am „Peltterl“, ſtopfte etwas ruhiger meine Pfeife und ſing mit langen majestätiſchen Jügen an zu rauchen, daß ich hinter dem Dampfe die Sterne nicht mehr ſah. Unterdeſſen hatte ſich der Himmel ganz mit Gewölke überzogen; nur gegen die Alpen hin war es noch offen, obgleich dunkel. Bald begannen die Blitze ſich zu kräuzen, und der Donner ſtimme ſeine unterſten Baſiſſellen an zum bevorſiehendem Konzerte. Ich merkte ſchon, daß ich nicht vergebens da hinaus gerannt ſei, und freute mich inniglich auf das Schanſpiel, das ſich jetzt wirklich mit aller Pracht vor mir eröffnete. Rings um mich

her breitete ſich die weite Ferne aus, vom Gewitter verdunkelt, und nun deutete Dir den adärllichen Anblick, wenn der rothe Blitz auf ein mal die ganze düſtere Landſchaft erleuchtete, ſo daß man einen Augenblick tief in die glühenden Schueberge und Weiſcher hinein ſah und nördlich durchs ganze Limmthal hinunter und in's Rheintal hin über alle Kirchlein und Dörfllein, glänzend im röthlichen Lichte, bis wieder plöztliche Finſterniß alles bedeckte; und dann im Vorrauß die trachenden Fieſeln und Fichten und die ſchwarzen Nagelſtubnhaufen, unter denen ich ſaß. Ich ſage Dir, es war ein himmlischer Anblick, und ich hätte mir dieſe Stunde um 100 Maß Bier nicht abkaufen laſſen.“

Zwanzig Jahre! — nun mußte ein Entſchluß gefaßt ſein. Der Jüngling entſchloß ſich, nun doch Maler zu werden, vermutlich deßhalb, weil er wohl einſah, daß er von ſeinen Gedichten und Naturſchilderungen nicht würde leben können, ſelbſt wenn ſie gedruckt würden, wozu obendrein keinerlei Ausſicht war. In Zürich war nichts für ihn zu lernen; die Mutter ſtimte bei, daß er nach München gehe. Ein Teil des kleinen väterlichen Erbtheils — im Ganzen waren's etwa zweihundert Gulden — wurde nach vielen Förmlichkeiten, die ſich im Kapitel „Das Pergamentlein“ des Jugendromans getrenlich abſonterſeit finden, verſilbert. Nach dem Oſterfeſt 1840 verließ er die Heimath.

Aus Schefſels letzten Lebensjahren.

Mit ungedruckten Briefen des Dichters.

Man weiß, Schefſel iſt auch eine Zeitlang Archivar geweſen, und von welcher Bedeutung die von thörichtem Peuten beſchickte „Popſterſchnitzeljagd“ für die Wiſſenſchaft ſei, hat er ſehr genau gewußt, dennoch hat er ſich ſchwer entſchieden können, die Briefſammlung eines bedeutenden Menſchen aufzuſchlagen. „Ja, wenn ich mit dem großen Herrn allein wäre“, pflegte er zu ſagen, „aber da iſt als Dritter der Herausgeber dabei und fällt dem Dichter, kann daß er zu mir zu reden begomnen hat, immer wieder in's Wort.“

Dieſer Tadel ſoll die folgenden Mittheilungen nicht mit Zug treffen; nur das Notwendige ſoll vorangeſchickt ſein; im Uebrigen mag Schefſel ſelbſt das Wort führen.

Der treffliche Mann, an den die Briefe gerichtet ſind, war mit Schefſel durch eine treue freundschaftliche Beziehung verbunden, die länger als drei Jahrzehnte gedauert hat und erſt mit Schefſels Tode ihren Abſchluß fand. Es iſt Eduard von Engert, der berühmte Wiener Hiſtorien-Maler und Kunſtgelehrte, der verdienſtvolle Direktor der kaiſerlichen Gemälde Gallerie, dem jetzt nach einem Leben voll ſegenreicher Arbeit ein heiterer Lebensabend voll ſüßer Muße gegönnt iſt. Als Engert, damals bereits ein bekannter Künſtler, von ſeiner jüngen, blühenden Gattin begleitet, im Verbit 1851 nach Rom kam, ſammelte ſich raſch ein Kreis deutſcher Künſtler und Kunſtſreunde um ſie; ſaß Alle bezogen auch mit ihnen im April 1852 die Son-

nerſtliche zu Albano. In dieſen Kreis traten im Mai 1852 zwei neue Anſiedlinge aus Deutſchland. Der eine, ein ſchöner, hochgewachſener Mann, mit mächtigem, hellblondem Bart- und Haupthaar, war der landschaftsmaler Willers aus Oldenburg; der andere, Willers' Schüler, ein junger, mittleregroßer Mann, mit ſaß bartloſen, feinem, geiſtvollen Geſichte, hieß Joſef Schefſel. Was dieſer jüngſte Genoſſe dem Kreiſe wurde, wie alle dem bitteren Kampf, den er damals in ſich ausfocht, dem Zwetſel an der eigenen Kraft und der Erkenntniß, daß er eben doch zu ſpät Maler geworden, mit Teilnahme folgten, wie es Frau von Engert war, die durch das männliche Erzählertalent Schefſels auf die richtige Spur geführt, ihm zuerſt von Allen zurief: „Sie ſind ja ein Dichter, warum ſchreiben Sie das Zeug nicht auf?“ braucht hier nicht des Näheren mitgeteilt zu werden. Seit Engert dem Herausgeber der „Deutſchen Dichtung“ durch ſeine mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen ermdglichte, Schefſels „Stürm- und Drangzeit“, die Zeit, wo aus dem Maler ein Dichter wurde, zu ſchließen (zuerſt in der „Neuen Illuſtrirten Zeitung“, 1886, Band II. Nr. 31) iſt kaum ein größerer Anſatz, geſchweige denn eine Biographie Schefſels erſchienen, welche Engert's Mittheilungen nicht zum Mindesten im Auszug wiederholt hätten; auch ein Anſatz in Band I, S. 78 ff. der „Deutſchen Dichtung“ hat einiges Wichtige daraus wiederholt. Was vollends den höchſt merkwürdigen

Brief Scheffel's vom Dezember 1863 betrifft, mit dem er die Sendung seines eben erschienenen „Trompeter“ an Frau von Engerth begleitete. So ist er, seit er in demselben Aufsatz der „Neuen Illustrierten Zeitung“, dann in facsimile-Reproduktion in der „Deutschen Dichtung“ (Band III, S. 272, 273) erschien, geradezu unzählige Male nachgedruckt worden. Und mit Recht; es ist nicht bloß der schönste und inhaltreichste Brief, der je von Scheffel bekannt geworden, sondern auch ein lehrreicher Commentar zur Entstehungsgeschichte des populärsten deutschen Epos der Gegenwart.

Die folgenden Briefe Scheffel's an Engerth können sich mit diesem ersten au Interesse nicht messen, aber auch sie werden den Freunden des Dichters höchst vollkommen sein. Daß sie — bisher waren in dem oben zitierten Aufsatz der „Neuen Illustrierten Zeitung“ nur wenige Stellen gedruckt — jetzt erst vollständig mitgeteilt werden, hatte einen guten Grund: ein großer Teil ist polemisch und kehrt sich gegen einen unwürdigen Angreifer; hatte sich Scheffel davon abbringen lassen, selbst gegen den Mann das Wort zu ergreifen, so dürften auch seine Briefe — darüber waren Herr von Engerth und der Herausgeber der „Deutschen Dichtung“ einig — nicht Stoff zu einer literarischen Fehde bieten; das Andenken des Dichters mußte vor neuen Angriffen in derselben Tonart, wie sie einst gegen den Lebenden gebraucht worden, bewahrt bleiben. Heute verlegt die Veröffentlichung auch die Pflicht der Pietät gegen den Toten nicht mehr; auch jener Angreifer ist längst gestorben. Heute, wo die Literatur-Geschichte unbesangen über den Dichter und seine Angreifer zu richten hat, ist es vielmehr eine Pflicht der Gerechtigkeit geworden, nicht länger zu verschweigen, was er selbst zu seiner Verteidigung zu sagen hatte.

Wie bereits erwähnt, hatte Scheffel der Freunde aus der Albaner Zeit nie vergessen, und sie seiner nicht: ob und zu wechselten sie doch immer wieder ein warmes, freundliches Wort. Von diesen Briefen Scheffel's aus der Zeit von 1858 bis 1872 liegt uns leider nichts vor. Das erste Blatt, von dessen Inhalt wir Mitteilung machen können, ist ein Brief Scheffel's an Frau von Engerth vom 27. Juni 1872; er übersendet der Freundin voll Stolz eine Photographie seines prächtig gezeichneten Jüngling — „möge uns“, sagt er bei, „die Weltansichtung 1878 ein Wiedersehen in Wien vergönnen“. Doch konnte er nicht kommen, nicht die Gastfreundschaft genießen, die ihm die alten Freunde anboten, da er im Sommer jenes Jahres lebensgefährlich erkrankte. Daß unter den Glückwünschen zu seinem 50. Geburtstag, am 6. Februar 1876, auch sie nicht fehlten, daß er herzlich erwiderte, sei, da es selbstverständlich ist, nur eben kurz verzeichnet.

Der eben genannte Tag hatte ihm Freuden und Ehren gebracht, weil sie noch nie einem deutschen Dichter aus gleichem Anlaß beschieden gewesen sind; nicht bloß im Reich, in Oesterreich, in der Schweiz und in Nord-Amerika, sondern auf der ganzen Erde, so weit Deutsch verstanden worden, wurde der Tag festlich begangen. Damals erwies sich die unvergleichliche Popularität seines Namens auf's Glänzendste; er hätte

kein Mensch sein müssen, um nicht von so viel dankbarer Liebe im tiefsten Herzen zugleich erhoben und erschüttert zu werden. Daß unter den tausenden, nein hunderttausenden von Ehrungen, die ihm der Tag brachte, auch ein Adelsbrief seines Landesherren, des Großherzogs von Baden war, fiel damals kaum auf; vollends saub man es selbstverständlich, daß er den Adel nicht zurückwies. Warum auch hätte er es thun sollen? Ein Maßloser war er sein Leben lang gewesen, wohl aber ein Liberaler, und das war er auch nun und bis an sein Lebensende. Unter allen Beweisen der Liebe, die ihm jener Geburtstag gebracht, hatte ihn eben darum keiner mehr erntet, als das Gedicht des totkranken Freiligrath:

„Ablösung!“ hat es gelungen,
Als Gabel stieg in's Grab,
Da kam sofort gestirnt
In die Welt ein lachender Knab.

Zwei Sterne verschiedenen Scheines,
Doch beide brüderlich
In des Bodensees Flut und des Rheines
Und der Wiese spiegelnd sich.

Doch beide mit Nachbarstrahlen
Mildeleuchtend niederwärts,
Und unten in den Thälern
Erkundend das Menschenherz.

Ein Sternbild über den beiden,
Hochberthlich, statlich, groß! —
O Freund, Dir ist beschieden
Ein stolz Portenloos!“

Aber nicht jeder deutsche Dichter war neidlos, wie Freiligrath. Als der Jubel in eine stille, nur noch von Wenigen aufgeschulte Schreibstube in Frankfurt am Main draug, da klang er dem Unglücklichen, der dort nach manchem wertvollem Werk nun glatte Pamphlete schrieb, wie Jahn in's Ohr. Carl Guntow — derselbe Guntow, der drei Jahre zuvor einem jungen Schriftsteller, der ihn zufällig in Italien kennen gelernt, wörtlich gesagt hatte: „Ein Volk, das Scheffel's „Erlaub“ höher schätzt, als den geringsten meiner Romane ist ein Volk von Dummköpfen!“ — wurde von zerkreuztem Neid noch unglücklicher, noch wirrer, als er in diesen traurigsten Zeiten seines Lebens ohnehin schon gewesen. Von ihm zuerst ging das Fehlgedicht aus: „Nieder mit Scheffel — er hat sich adeln lassen, er ist ein Apostat!“ Der Ruf verhallte zunächst ohne Echo; die persönliche Gehässigkeit, der Neid war eben allzuflüchtig, und zu Jenen, die das Ohr der Nation besaßen, gehörte der bellagend-wirte Mann, der auf das Titelblatt einer Schrift, wie „Dionysius Ponginus“ seinen Namen hatte setzen lassen, längst nicht mehr. Aber tregend einem „gesinnungsstüchtigen“ Barden in deutschen Landen war das ausgegebene Lösungswort doch im Ohr geblieben; er schrieb einige Strophen, die Guntow's Gedanken verewärrten, zudem auch formal mittelmäßig waren, und daher sicherlich unbenutzt vorübergegangen wären, wenn nicht die Redaktion der „Gartenlaube“ sie abgedruckt hätte. Wer dieser Dichter war, ist nie bekannt geworden; zu dem Mut, mit offenem Bist

einen Verblüdhendichter der Nation zu verunglimpfen, reichte offenbar seine Geistesfähigkeit nicht aus. Die „Gartenlaube“ erschien damals in etwa 400 000 Exemplaren und wurde von mindestens 4 Millionen Deutschen gelesen; es war begreiflich, daß Schefel zornig aufschäumte. Aber was sollte er thun? Den Anonymus verklagen? — Das Bedacht war unzweifelhaft in der Absicht geschrieben, persönlich zu verletzen, aber nach dem Beleidigungs-Paragraphe des Strafgesetzbuchs war es nicht verfolgbar. Noch weniger war es einem Dichter von Schefels Range möglich, mit einem Anonymus zu polemisieren. Er mußte die bittere Pille hinuntergeschlucken.

Er war darum nicht allzusehr zu beneiden: gar so bitter konnte er den Nachgeschmack nicht auf der Zunge fühlen. Zudem fanden sich sofort Verteidiger, und zwar, wie es zu gehen pflegt, berufene und unberufene, geschmackvolle und geschmacklose Leute. Neue Ankläger aber tauchten zunächst nicht auf: selbst den deutschen Demokraten schien es allzu ungerecht, einen Mann, der nie zu ihnen gehört, deshalb als Apostaten zu verunglimpfen, weil er seinem Fürsten eine Ehrung nicht mit einer Grobheit vergolten, nicht den Adelsbrieff zurückgeschickt.

Da traten fast gleichzeitig zwei neue Kämpfer auf den Plan, der eine in Dresden, der andere in Wien. Beide standen mit Gutzkow in Verbindung, beide schrieben für Zeitungen, die — zu jener Zeit — auch nicht von der geringsten literarischen Bedeutung waren. An Alter und literarischem Namen freilich waren sie verschieden; der Jüngere ein Mann, von dem angegriffen zu werden wahrlich keine Schmach war, der Ältere ein durch Krankheit und geringe Beachtung seiner Werke verbitterter Greis.

Als Schefel die beiden Artikel (von Hieronymus Vorn in der „Dresdener Zeitung“, von V. R. Schembera in „Neuen Wiener Tagblatt“) vor Augen bekam, stand ihm der Entschluß fest, die Beiden vor das Schöffengericht zu zitieren. Daß die Klage von Erfolg sein werde — dazu brauchte der einstige Gerichts-Beamte nicht erst die Antwort eines Anwalts zu hören; Vorns Artikel enthielt perwöhnlich injuriose Stellen, jener Schembera's winnetzte aus von Beschimpfungen, ja von Schimpfwörtern und war in einem Tone geschrieben, den ohne Anführung von Proben zu charakterisieren unmöglich wäre — und solche Proben würden schlecht zur Tonart dieser Zeitschrift passen. Schefel wußte also, daß jedes Gericht seiner Klage werde stattgeben müssen, und daß ihm auch sonst keine Bedenken kamen, werden wir ihm nicht zum Vorwurf machen dürfen. Wie sich ein Dichter gegen dergleichen zu verhalten hat, läßt sich nach keinem Codex entscheiden; hier handelt jeder nach seiner Individualität und jeder hat Recht. Der Pfliegmatiker läßt das Blatt gleichmäßig in den Papierkorb flattern; der Sanguiniker brandt zunächst an und tröpft sich dann damit, daß Zeitungsblätter verwehen, gute Bäder leben bleiben; der Melancholiker ist tief gekränkt, meint aber mit Recht, daß selbst ein erfolgreicher Prozeß kein richtiges Mittel zur Aufbesserung ist; der Cholertiker aber — klagt. Und Schefel

war ein Cholertiker, war es gerade in jenen Jahren am meisten. Und so ließ er gegen Vorn die Klage beim Dresdener Amtsgericht einreichen.

Wir werden ihn darum nicht scheitern dürfen, aber klug war's nicht. Was weder Gutzkow's Angriff noch der Singfang in der „Gartenlaube“ zu bewirken vermocht, und was vollends die Angriffe in den beiden, damals literarisch ganz einflusslosen Blättern nicht vermocht hätten (heute gehören das Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblatt“ unter E. Föhl's Zeitung und das von Ludwig Hartmann geleitete der „Dresdener Zeitung“ zu den beachteten), das bewirkte die Kunde, daß Schefel seine Klage vor die Dresdener Schöffen gebracht; man begann über die Sache zu sprechen. Es geschah zum größten Teil in einer Art, mit der Schefel wohl zufrieden sein konnte, aber gleichviel, die Thatfache, daß ihn der und jener für einen Apostaten hielten, kam thatsächlich erst durch diesen seinen Schritt zur Kenntniß weiterer Kreise. Hierzu kam, daß Vorn's körperliche Schwächen Mitleid erweckten. Genug — ein thatsächlicher Fehler war die Klage unzweifelhaft und das änderte sich auch dadurch nicht viel, daß Vorn — wie selbstverständlich — verurteilt wurde.

Die gleiche Taktik wollte Schefel gegen Schembera einschlagen. Aber so leicht irretet er war, dies wollte er doch nicht blindlings thun, ohne sich über den Mann informiert zu haben. Und so schrieb er au Gutzgert:

Mein hochverehrter Freund!

Zu Vertrauen auf alte ungetrübte freundliche Gewinnung seit den sonnigen Tagen von Rom und Albano erlaube ich mir eine Bitte.

Vor zwei Jahren wurde ich mit Ehren überhäuft, das Jahr 1878 bringt mir gehässige Anfeindungen. Das Signal dazu gab der halbverrückte alte Gutzkow, dann ein unbekannter Verfasser in der Gartenlaube Nr. 12 und nun insbesondere das Neue Wiener Tagblatt, z. B. Nr. 84, 92 und 94. Motiv der Insulten ist die Anzeigung, die mir der Großherzog von Baden zu Teil werden ließ (NB. ohne mein Ansuchen) und ein harmloses Gedicht zu dessen Regierungs-Jubiläum im April 1877.

Wer mich kennt, lacht über die plumpen Lügen, daß ich ein „Hofschranze“ geworden. Ich lebe meist in ländlicher Ruhe an Bodensee und verstehe mich schlecht auf Bäcklinge.

Der Verfasser der Wiener Schnähartikel nennt sich V. R. Schembera und aus einer Anleihe des mit ihm associirten Hieron. Vorn in der Dresdener Zeitung Nr. 81 ist zu schließen, daß dieser Schembera schon Bekanntschaft mit den dsterreichischen Wesenissen gemacht hat, wahrscheinlich als journalistischer Heißsporn.

Da ich nun mit den Wiener Preßverhältnissen und Persönlichkeiten ganz unbekannt bin, so wäre es ein großer Fremdenbescheid, wenn Sie mich durch einen Juristen oder Rechtsanwält oder sonst einen wohlunterrichteten Mann Ihrer Bekannten informieren könnten:

1) Was das Neue Wiener Tagblatt (sein Herausgeber heißt Szeps, sein Redakteur Hoffmann) in

der öffentlichen Meinung Wiens bedeuuet und wert ist?

2) Was Schembera für eine Persönlichkeit ist und was ihn früher in Konflikt mit den österreichischen Gerichten gebracht hat?

3) Wen ich — falls ich es der Mühe werth zu erachten habe — bei etwaigem gerichtlichen Vorgehen gegen ihn und die Redaktion des Neuen Wiener Tagblatts, als einen zuverlässigen diskreten Rechtsanwalt erwohlen kann.

Nur mein Mangel an persönlichen Freunden in Wien rechtfertigt diese Bitte, denn der Kunst liegen beide Dinge gottlob ganz fern; ich muß aber einschreiten, damit sich nicht ein ganz falscher Mythos über meine Person und meinen Charakter bilde.

Hoffentlich treffen diese Zeilen Sie wie die verehrte Frau Gemahlin wohl und vergnügt. Mir geht es, trotz dieser Zustände, recht gut, mein Knab Victor gedenkt heran, ich wünsche, Ihnen einmal mein ländliches Anwesen am Bodensee zeigen zu dürfen, ein landschaftlich reizvolles Lustulm bei Radolfzell unweit Konstanz.

Bis Ende Mai werde ich hier als Kurgast sein, dann gehts nach Karlsruhe. In Weimar habe ich jüngst den Tod des alten Meisters Friedrich Preller betrauert.

Selen Sie herzlichst begrüßt

vom alten ergebeneu Freunde

J. Victor v. Scheffel.

Kissingen, Haus Durst, Maxstraße 314, 8. Mai 1878.

Der Brief enthält in allem Persönlichen die buchstäbliche Wahrheit. Das Gedicht zum Jubiläum des Großherzogs von Baden war thatsächlich harmlos, ein „Hoffstranze“ war Scheffel wirklich nicht, und der Adel war ihm geworden, ohne daß er einen Finger darum gerührt hätte.

Die Antwort des trefflichen Wiener Künstlers und Kunstgelehrten liegt und nicht vor; aus der Wirkung, die sein Brief erzielte, dürfen wir schließen, daß er jenen Bescheid gegeben, den Scheffel damals übrigens auch von anderer Seite erhalten hat: daß das „Neue Wiener Tagblatt“ seiner Feindschaft und Neglect wegen ein vielgelesenes Volksblatt sei, daß aber niemand Scheffel mit den Augen Schembera's ansehen werde und daß dieser Mann — der übrigens nur Preßproseje gehabt — für den Dichter des „Eckehard“ und des „Trompeter“ kein ebenbürtiger Gegner sei.

Scheffel erwiderte:

Kissingen, Maxstraße 314.

20. Mai 1878.

Ueber verehrter Freund!

Hervolgende Dank für die gütigen Mittheilungen; ich bedauere, in einem Monat Mai, so schön wie der gegenwärtige, Sie mit so widerwärtigem Zeug behelligt zu haben; Ihre Zeilen sind mir beruhigend, da also in Wien nach dortigen Aufschauungen nicht erwartet wird, daß ich auf den Heim gehe und eben künstlich arrangirten Skandal erwidere und vergrößere. Ich habe genug im deutschen Reich zu thun und da ich in Dresden mit Vorru eine Ex-plantation haben werde, wird eigentlich dort auch die

Schembera'sche Mitwirkung abgethan. Irgeudwo muß ich der Vögelbrut den Kopf zertreten; denn es ist eine ganze Meute, die in gegenseitigem Einverständnis und gegenseitiger Astenranz die Verläumdungen losläßt, die für meine badischen Landsleute, die mich und mein unabhängiges Landleben am Bodensee kennen, komisch sind, anderwärts aber geglaubt werden.

Da sie dem Talent nichts ausgeben können, muß der Charakter erhalten; gottlob ist der aufrecht und weigennützig, und nie habe ich nach Volksgunst oder Fürstengunst getrachtet, sondern beide mir erworben; weil ich fern von der Welt dem Schönen nachstrebte.

Können Sie aber die betreffenden Tagblattnummern mit zusehen, so bin ich sehr dankbar, es wird „schätzbares Material“ sein, denn ich vermute, daß noch ärgere Angriffe nachkommen, weil ich für den 8. Juli zum 25. Jahrs. Jubiläum des Großherzog von Weimar, der ein ansehnlicher Freund der Künste ist, ein Festspiel verfaßt habe.

Hier hatte ich gute Tage, werde aber bald nach Karlsruhe zurückkehren, wo mein guter, gottlob wieder ganz gesunder Bub Victor sich auf mich freut. Am Bodensee wollen wir im flaren, von seinen Neptilien trüb gemachten Wasser lustig herumschwimmen und allen Kröten ihr Gist herzlich gönnen, ohne sie zu beneiden.

Ihrer Frau Gemahlin bitte ich herzlich Empfehlung zu vermeiden —. Ihr Bild „Die Gesangnahme von Manfreds Söhnen“ hängt am Bodensee als Kupferstich — haben Sie nochmals Dank für den treuen Freundesdienst

von Ihrem ergebenen

J. Victor v. Scheffel.

Der nächste Brief klingt um so friedlicher; es ist der Dank für Engerth's trefflichen, von den Kunsthistorikern aller Parteien gleich geschätzten Katalog der Belvedere-Gallerie. Herr von Engerth hat diesen Brief einem Autographen-Sammler geschenkt; die Veröffentlichung an dieser Stelle erfolgt also nicht blos ohne sein Zutun, sondern auch sicherlich, wie wir den ebenso verdienstvollen, als bescheidenen Mann kennen, gegen seine Intention; wir waren jedoch der Meinung, daß der Brief trotzdem nicht unbekannt bleiben dürfte. Er lautet:

Soolbad Dürthheim im Schwarzwald,

20. Juni 1881.

Ueber verehrter Freund!

Die Folgen einer Gelenkentzündung und anderer rheumatische Störungen haben mich vom Schreibtisch ferngehalten. Jetzt geht's einigermaßen besser und ich säume nicht, Ihnen für Mittheilung der interessanten Katalogproben der Kaiserlichen Galerie zu danken.

Ich freue mich zugleich, Ihnen Glück wünschen zu dürfen zur Vollendung dieser umfangreichen, schwierigen Arbeit. Sie wird keinen Tadel, aber viel Anerkennung erwerben und bedingt die seit Vasari angebahnte Wahrheit, daß die besten Kunstgelehrten die Künstler selbst sind.

Ein Galeriecatalog, aus dem der Beschauer Unterricht und Belehrung schöpfen soll, muß außer der möglichst genauen Beschreibung des Bildes auch Namen, Zeitalter, Lebensumstände des Meisters, frühere Schicksale des Bildes, etwaige von demselben handelnde Literatur, Vielfachfältigkeit in Stich und Radierung und die ganze kunsthistorische Stellung und Bedeutung in sicheren Umrissen enthalten.

Diesen Anforderungen sind Sie mit treuer Gewissenhaftigkeit und großem Fleiße nachgekommen und Ihr Catalog wird durch sein überaus reichhaltiges Material eine Fundgrube für Viele und nachahmungswürdiges Beispiel für andere Galeriewerke werden.

Katzenlöcherweise mag die Urheberhaftigkeit oder Bedeutung des einen oder andern Bildes noch in Discussion gezogen werden.

Ihre Darstellung ist überall bezüglich des Charakters als Original eine vorrichtige. Mit Vergnügen habe ich das Andenken an Correggio — Giorgione — Giulio Romano wieder angefrischt.

Der Styl darf — wie Sie es durchzuführen wußten, wenig überhöflich oder phrasenhaft sein — knapp, bündig, thatsächlich, ohne zum Himmel zu erheben oder zum Hölleinsturz zu verurtheilen.

Ich habe vor 20 Jahren einen Catalog altdeutscher Handschriften der Bibliothek zu Donaueschingen verfaßt und nach ähnlichen Grundsätzen gearbeitet.

Meine freundlichen Grüße und Empfehlungen begleiten diese Zellen. Auch noch eine bescheidene Bitte, wenn sich eines Tages Herr Gustav Rastropf aus Stuttgart bei Ihnen vorstellt, ihm Gehör zu scheuen und sachverständigen Rath nicht vorzuenthalten. Er hat eine vielseitige Begabung und könnte ebenförmig bei der Presse als bei einem Kunstinstitut Verwendung anstreben; seine speziellen Wünsche bezüglich Wiens sind mir nicht bekannt; ich erlaube mir sein Schreiben beizulegen.

Ich erlebe viel Freude an meinem jetzt 15 Jahre alt werdenden Victor, er ist unter den Ersten am Gymnasium und handhabt sein Jagdgewehr wie ein alter Jäger. Am Untersee bin ich bescheiden aber froh und gar heimlich eingerichtet. Wie würde ich mich freuen Ihnen und der verehrten Gemahlin alles zu zeigen und die Rom-Albaner Erinnerungen zu erneuen!

In alter Freundschaft Ihr

Victor v. Scheffel.

Der nächste Brief ist ein halbes Jahr später geschrieben:

Karlstraße, 20. Januar 1882.

Hochverehrter Freund!

Selbstverständlich habe ich gegen die Radirung eines Porträtbildes von mir nicht nur nichts einzuwenden, sondern werde mich sehr freuen, dasselbe zu erhalten und in einer illustrierten Zeitschrift veröffentlicht zu sehen.

Die goldene Jugendzeit und jener nur einmal im Leben eintretende Moment, wo der Mensch am schönsten ist, sind leider Gottes schon so vorüber,

daß jede Erinnerung daran doppelten Werth gewinnt.

Im vorigen Jahr war ich von Rheuma und andern „Rippen“ schwer geplagt und hoffte wenig Besserung; 2 monatliche Fasten und Leben in frischer Luft mit Baumpflanzen, Gärtnerei, Jagden und Rudern hat mich leidlich wieder geküßt.

Mit Vollendung des Catalogs, zu der ich herzlich Glück wünsche, wird eine stattliche Port von Ihren Schultern genommen sein; wenn mit solch mühsamen Arbeiten nicht ein schönes kunstgeschichtliches Studium verbunden wäre, würden Sie wie einen Lohn finden.

Von Anselm Feuerbachs Mutter erhielt ich sein „Vermächtnis“ zugesendet, ich fürchte aber, daß er an seinem Schellern in Wien viel selber mitschuldig war und werde Ihnen dankbar sein, wenn ich gelegentlich ein Wort der Aufklärung, namentlich auch darüber, erhalte, ob er, wie meine Freunde melden, in Venedig durch Gift seinem Leben ein Ende gab.

Mit tausend Grüßen und Empfehlungen an die Frau Gemahlin

Ihr sehr ergebener

V. Victor v. Scheffel.

Das Porträt, dessen Radirung Scheffel so gerne gestaltet, ist eine Handzeichnung von Eugerth aus dem Jahre 1852 und in Rom entstanden. (Vergl. die Reproduktion in der „Deutschen Dichtung“ Band I. S. 75.) Die Verse welche Scheffel unter dem Porträt schrieb, als ihm die Radirung vorlag:

„So im schlichten Weinwanddröcklein,
Große Mappe unterm Arme,
Schmund und flott als Landschaftszeichner
Sahen mich Albanos Berge,
Sah mich das Sabinerland“

enthalten ein fast komisch berührendes Mißverständnis des Dichters. Was er auf der Zeichnung Eugerths für eine Weinwandmappe hält, ist die Lehne eines Stuhls, um den er seinen Arm geklammert.

Im November 1883 hatte Scheffel das Unglück, einen schweren Fall auf der Treppe seines Hauses zu thun. Auf die besorgte Anfrage der Freunde erwiderte der Dichter durch folgende Zeilen:

Karlstraße 9. Dezember 1883.

Herzlichen Dank für alle Sorge und Theilnahme. Der Sturz war schwer, der linke Armknochen ganz aus der Schulter, aber nicht gebrochen. Ein Bruder oder Neffe Ihres Kriegsministers v. Belf, hier Generalarzt und bekannt als hirurgische Autorität, richtete ihn glücklich und sofort wieder ein, jetzt sind die Schmerzen überstanden und keine Gefahr, nur Geduldprobe; und wenn ich nächstes Jahr am See keine Enten schießen kann, so ist das für diese kein Unglück! Viel habe ich unserer schönen Tage von Albano gedacht, da mich neulich ein Freund von Willers, Kammerherr Alten in Oldenburg, um Notizen bat. Tausend Grüße.

Scheffel.

Der folgende Brief war von einem Porträt begleitet:
Viehrer verehrter Freund!

Erit seit wenigen Tagen bin ich von Riffingen

an dem See eingetroffen und komme dazu, meinen herzlichsten Dank für Band II. des Katalogs anzusprechen, der leider noch unfindbar in der Carlstädter Bücherei liegt. Die Berichtigungen werde ich einheften lassen und hoffe, Ihnen seiner Zeit eingehende Anerkennung der trefflichen Arbeit, die den Kunstgelehrten von Neuen darthut, daß ansässende Künstler auch das Beste und richtigste über alte Bilder zu sagen verstehen, anzusprechen.

Gegenwärtig bin ich noch recht angegriffen und wenn das anliegende Lichtbild Recht hat, so sauge ich an zu altern . . . wie Gott will! Um so besser gedeiht mein Sohn Victor heran, der bereits eine Janit höher ist als sein Papa und auch die Enten auf dem See besser schlegt als ich.

Est noch sind meine Erinnerungen im sonntigen Albaner- und Sabinergebirge; an des letzteren Kalkfelsen genahnt mich manch ähnliche Landschaft der württembergischen rauhen Alb, die ich manchmal als Forellensüßher durchstreife. Aber es giebt kein zweites Italien.

Mit herzlichsten Grüßen Ihnen wie der Frau Gemahlin

Nadolsßzell ergebenst
Seehalde 17./VI. 1884. J. Vict. v. Scheffel.

Wie in diesem Briefe, so lehrten auch im letzten, den Eigenth. von dem Freunde empfangen, die Gedanken des schwer leidenden Mannes in die sonnige Jugend zurück:

Nadolsßzell Seehalde, 22. Juni 1884.

Verehrter Freund!

Vor etwa 8 Tagen habe ich Ihnen den Empfang des Katalogs Band II angezeigt und hoffe, daß Sie mein spätkliches Briefschreiben meinem Arzte zur Last legen, der mich seit Monaten zu einem fortwährenden Leben im Freien ermahnt; wo ich nur bedauere, nicht

mit Stift und Mappe ansähehen zu können, wie ehemals. . . Die Leiden des Armes sind gehoben, aber Blutaubrang nach dem Kopfe verbittert noch immer manch guten Tag. Demnach hoffe ich den Herbst in Nadolsßzell zu sein. In Marterube bin ich keinesfalls zu finden; hier aber wird es mich herzlich freuen, Sie und Ihre Frau Gemahlin auf der Seehalde zu begrüßen, und in aller Herzlichkeit Berge und See zu durchstreifen; bis Ende September wird auch mein großer Sohn Victor hier sein. Besuchen Sie Ihrer Galeriestudien wegen vielleicht Sigmaringen, wo des Fürsten Hohenzollerns Museum sehr viele oberdeutsche, niederdeutsche und niederländische Gemälde aufweist, und Donauschlingen, wo der Fürst Fürstenberg Manches dieser Art besitzt, so ist Nadolsßzell mit der Eisenbahn ganz nahe. Das Sigmaringer Museum ist von Hofrat Vehner, die Donauschlinger Sammlung, wenn ich nicht irre, vom † Wolfmann catalogisirt.

Vielleicht interessieren Sie die Sigmaringer Cataloge wegen der Gesamt-Anlage. Ich lasse den Band als Paket folgen.

Und nun, Ihnen wie der Frau Augusta, viel freundliche Grüße

vom alten Freund

J. Victor v. Scheffel.

Auch aus diesem Plan wurde nichts; der Wiener Künstler und seine Gattin haben den Freund nie wiedergesehen. So können sie sich kein Bild mahnen, wie sie ihn einst gesehen: jung, kraftvoll, schön, einer der geistreichsten, liebenswürdigsten, anregendsten Menschen, die je ihren Pfad getreut. Eines aber hatte sich der vor der Zeit gealterte, franke, dünner und schwermüthig gewordene Mann bis an's Lebensende erhalten: das treue Herz. Auch dafür sind diese Briefe ein schöner Beleg.

Franz Nissel.

Nach den Tagebüchern und ungedruckten Briefen des Dichters.

Von Karl Emil Franzos.

VI. *)

„Dennoch gebe ich mich noch keineswegs auf!“ — Das war der Grundton der letzten Äußerung des unglücklichen, vom Schicksal hart betroffenen, von der Welt vergessenen Dichters, die an dieser Stelle mitgeteilt wurde. Er durfte so sprechen, denn er arbeitete wieder. Seine Werke gediehen langsam zum Abschluß, aber sie gediehen doch.

Das erste, zu dem ihm in der furchtbaren Leidenszeit von St. Georgen Mut und Kraft verloren gegangen, das aber nun endlich doch vollendet wurde, war das historische Trauerspiel aus der Geschichte der Siebenbürgischen Sachsen: „Der Königsrichter“. An kein anderes seiner Dramen hat Nissel so viel

Arbeit gewendet, und sie hat sich auch insofern gelohnt, als es im Detail frisch, lebensvoll, an charakteristischen Zügen reich ist, aber in der Hauptsache ist die Mühe doch verthan, weil der Konflikt nicht allgemein menschlich zu interessieren vermag und obendrein nicht klar genug in die Erscheinung tritt, vielleicht eben deshalb, weil der Dichter jedes einzelne Motiv, das den Helden leitet, so scharf betont hat, daß sie nun einander gegenseitig verdecken und aufheben. Diese Motive aber sind ganz individuelle; es handelt sich immer nur um Wesen und Eigenart eines Mannes; das Drama ist durchaus nicht, wie in verschiedenen Aufsätzen über Nissel so viel

*) Bergl. I. Band XVII, S. 178, III. 219, IV. 245, V. 208.

ein nationales; es hat vollends mit der Tendenz, „das Ringen des kleinen, tapferen, deutschen Heldenhäufleins im Osten gegen den magyrischen Uebermut zu verherrlichen“, auch nicht das Geringste zu schaffen. Der Kritiker, der diesen schwungvollen Satz niedergeschrieben hat, muß sich mit der Lektüre des Personenverzeichnisses und der, obendrein sehr flüchtigen Durchsicht des Vorworts begnügt haben. In diesem Vorwort nämlich rühmt Niffel zwar die Sauberkeit der Sachsen-Dörfer um Kronstadt und Hermannstadt, sowie die emsige Kulturarbeit ihrer Bewohner, findet aber für ihr energisches Festhalten am Deutschtum nur Worte, die fast wie ein Tadel klingen.

„Während überall sonst in den weitgedehnten Ländern der Krone des heiligen Stephan“, sagt er, „die eingewanderten Deutschen, z. B. in der Zipa, im Banate, sich rasch und mit einem gewissen Eifer magyrisiert oder doch wenigstens eine Art von Doppelwesen angenommen haben, indem sie eben so gute Ungarn als Deutsche zu sein verstehen (was wir in neuester Zeit kaum tadeln mögen, da es nicht nur ihren Verhältnissen und Interessen ganz entspricht, sondern auch ihren Freiheits Sinn völlig befriedigt), während es überall sonst als ein Fehler deutscher Nation — mit Unrecht, denn es beweist ihre Vielseitigkeit, ihre kosmopolitisch-providentielle Kulturmission — hart getadelt wird, daß sie nur zu schnell sich in fremdes Wesen finde, fremde Sitten sich aneigne, haben die Sachsen in Siebenbürgen, abgetrennt wie sie waren vom fremden Mutterlande, sich ihre Eigenart mit einer beinahe chinesischen Zähigkeit gewahrt“. Das hätte jenen Kritiker wohl warnen können, Niffel eine Tendenz anzudeuten, die ihm — der Leser weiß es ja — bei seinen Gefinnungen ganz unmöglich war.

Noch mehr, das Drama kehrt sich nebenbei sogar gegen die „chinesische Zähigkeit“ der Sachsen; der Held, Marcus Pemfflinger, der von König Vladislaus dem Jagellonen eingefetzte Königsrichter und Sachsegraf — die Handlung spielt in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts — geht auch daran zu Grunde, weil er wohl ein Deutscher, ein treuer Hüter aller Privilegien des Sachsenstammes, aber aus dem Reich ist; darum wird er von den Sachsen selbst befehdet. In diesem Konflikt, der freilich nicht die Hauptsache trifft, fällt sogar alles Licht auf Pemfflinger, aller Schatten auf die Sachsen.

Seinen Helden z. B. läßt Niffel sagen:

„Ihm [dem König] dank
Ich alles, alles, was ich ward und bin.
Und doch fand ich kein Glück in deiner Nähe.
Nur wenn zu Zeiten ich das Reich durchzog
Und auf ein deutsches Dorf stieß, da wie durch

Gebelmen Zauber wird mit einemal
Mir eigentümlich wohl zu Mut . . .
Da, eines Tags kam ich in euer Land!
Da lag die Wüste bluter mir, vor mir
Mein Auaana; ja ein gelobtes Land,
Denn von verwandtem Stamm fand ich belebt
Hier alle Thäler, Dorf an Dorf gereiht.
Und jedes Haus an dem vorbei mein Fuß
Mich trug, begrüßte mich gleich einem Freunde.
Auf beiterer Sitze den goldnen, deutschen Spruch . . .“

Dem gegenüber klingt die Rede des Vortrührers des eingeborenen Sachsentums engherzig, ja geradezu niedrig:

„Er ist kein Sachse!
Nicht mit begründet haben seine Väter
Dies Bürgerium, in das er warm hinein
Sich hat gesetzt. Nicht unter uns geboren.
Nicht aufgezogen ist er Nichts an ihm,
Nicht wurzelt hier in unsrer Erde. Lieber
Als ihn, den Eingewanderten, unarm' ich
Den Hirten im Gebirge, den Walachen,
Der seinem Bunde gleich an gott'ger Wildheit —
Ja lieber den Zigeuner, der nicht Herd
Noch Heimat kennt, noch auch sich keine anmaßt . . .“

Doch ist dies noch nicht das Schlimmste. Den wahren Grund der Auseinandersetzungen gegen ihn spricht Pemfflinger wie folgt aus:

„ . . . Mich beherrschen wollten sie —
Zu ihrem Vorteil meines Amtes sich
Bedienen und durch mich im Trüben fischen.
Den fremden Keuling, den in ihre Sippschaft
Sie gnäbgl aufgenommen, meinten sie
Wie ihre Puppe ungestraft behandeln,
Nichts in ihm sein zu dürfen, als ein Werkzeug,
Ein willenloses, ihrer finsternen
Verfolgungssucht . . .“

Nehmen wir an, Niffel hätte sein Drama auf diesem Gegensatz aufgebaut und hier den deutsch-gefinnten, weitblickenden, freilich nur durch die Gnade des Königs auf seinen Platz gestellten Führer, dort kleinliche, selbstsüchtige, engherzige Partikularisten, die eigenhändig auf dem Buchstaben ihrer Freiheitsbriefe bestehen, vor uns hingestellt so hätte dies zwar keine sachsentfreundliche, aber von nationalem deutschem Geist erfüllte Dichtung werden können, der es gewiß an Größe des Grundgedankens nicht gefehlt hätte.

Aber daran hat Niffel, der Anhänger der „kosmopolitisch-providentiellen Kulturmission des Deutschtums“ gar nicht gedacht; der Gegensatz ist für ihn ein ganz nebensächlicher, er benützt ihn nur dazu, seinen Helden von seiner nächsten Umgebung schärfer abzuheben, ihn als den vereinsamten Kraft- und Kermenschen hinzustellen. Und als „kosmopolitisch“ hat er sich sogar auch einen anderen Gedanken entgehen lassen, der greifbar nahe lag, der ihm sogar die Geschichte andeutungsweise in die Hand gab. Pemfflinger stand zum letzten Jagellonen gegen

Zapolya, den heimlich mit den Türken verbündeten verräterischen Pasallen; nachdem König Ludwig bei Mohács gefallen war, stellte er sich auf die Seite Ferdinands von Oesterreich, dem das Land durch Erbvertrag zugesallen gegen die Ungarn, die keinen Fremden mehr auf dem Throne dulden wollten und auf ihr Recht der Königswahl pochten. Warum er so gehandelt, ist klar: vom nicht magyarischen Jagellonen, dann vollends vom Oesterreicher war Schutz der deutschen Art gegen das Magyarentum zu erwarten; da nun Pemfflinger in diesem Kampfe gegen die Magyaren unterlag, so ist er thatsächlich ein Opfer seiner nationalen Gesinnung geworden. Nissel deutet dies mit keiner Silbe an; sei es, daß ihn sein Kosmopolitismus unfähig machte, dies höhere Moment in Pemfflingers Schicksal zu erkennen, oder daß ihm doch die Betonung dieses Moments widersirebte. Statt dessen läßt er Pemfflinger einen Vorkämpfer der europäischen Kultur gegen die Türken sein, was keine Wirkung ist, weil ja die Magyaren auch nicht Türken werden, sondern eben einen nationalen König haben wollten. Aber auch dies Motiv ist nur angebeutet. So geht Pemfflinger teils an Schickungen des Zufalls, teils an seinem eigenen Charakter zu Grunde, der ihn immer das Gegenteil von dem thun läßt, was Alle um ihn her wollen. Aus Treue und Rechtsgefühl, sagt uns der Dichter, aber der Leser wird an mehr als einer Stelle entgegenen: „Nur aus Eigensinn“. Und ein Held, der nur eben eigensinnig ist, hebt die tragische Wirkung auf; das hat bis zu einem gewissen Grade selbst Otto Ludwigs Genie bei dem „Erbfürst“ erfahren.

Bei diesem Drama länger zu verweilen, schien mir schon deshalb Pflicht, weil es bisher von der Kritik so arg vernachlässigt worden ist. Von der Bühne herab wird es wohl nie wirken können und Laube hatte nicht Unrecht, das Stück, das ihm für sein „Stadttheater“ eingereicht war, zurückzuweisen; Nissel freilich sah darin nur einen neuen, wohl den schlimmsten Gewaltakt Laube's, denn er hielt von dem Werk, das ihm so viele Mühe gemacht, sehr viel. Als ich 1882 für mein „Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich“ einen Beitrag von ihm wünschte, war „Der Königsrichter“ das erste Werk, das er vorschlug. Ich konnte mich nicht dazu entschließen; daß die Fülle lebensvollen Details — Szenen, wie das Zigeunerlager im Eingang oder die Bürgercene in Hermannstadt hat Nissel nicht viele geschrieben — im Lesen interessieren würde, entging mir nicht, aber gerade in diesem Buch dem so hart ringenden Sachsentium über mitzuspielen, ging mir gegen den Strich. Nissel lächelte, halb wehmützig, halb überlegen. Sprach sogar etwas von „Ghawwinismus“, von dem ich mich wahrlich

frei weiß. Da ich nun aber nicht zu überzeugen war, so wählten wir einen Akt aus dem Schweizer Drama: „Rudolf von Erlach.“

Mit diesem Werk, gleichfalls der mühsam gezeigten Frucht vieljähriger Arbeit, war er 1874, zwei Jahre nach dem „Königsrichter“ fertig geworden. Ein Urteil über das Drama ist mir nicht möglich; es wird erst im Herbst d. J. gedruckt vorliegen; 1882 habe ich nur den einen — vierten — Akt gelesen, den mir Nissel für meine Anthologie gab. Ich habe ihn mit Freunden veröffentlicht; es ist Schwung und Kraft darin, eine glühende Empfindung für die Freiheit, die den Leser mit fortreißt. Freilich, daß Nissel's unsterbliches Vorbild, Schiller, einen „Wilhelm Tell“ geschrieben, wird dabei Jedermann einsallen. Hier eine Probe:

Erlach: Ja, ja sie sind's! Das ist das Horn von Uri. Nicht Feinde, Freunde nahen.

Kramburg: Wie? Das Horn von Uri? Sagt —

Erlach: So höret und erfahrt, Warum zu kommen ich so lang gesäumt. Erdrückt von schwerer Sorge, wie ich Hilje End brächte, mächt'gere als dieses Arm, Sah ich im Geiste plötzlich sie vor mir — Und statt zum Schwerdt greif ich zum Wanderstabe Auf rauhen Pfaden übersteig' ich das Gebirg, nach Sarrien komm' ich und zur Bucht Von Alpnaach an den See. Von Waldstatt eil' ich, Zu Waldstatt hin, von leichten Rahn getragen. Das Volk der Eidgenossen ruf ich auf u. s. w.

Das gilt auch von den Liedern, die Nissel gleichfalls eingewoben hat. Der „Schlachtfesang der Eidgenossen“ beginnt:

„Das Landbanner wehet —
Des Hornes Getöse
Erwecket das Echo,
Es lauschen die Föh'n.“

Es kommt von den Tristen
Der Hirte voll Mut,
Läßt grasen die Heerden
Zu himmlischer Gut.

Vom Fels auch der Jäger
Er steigt in's Gefild,
Läßt fort noch sich freuen
Des Lebens das Wild.

Der Fischer, der schankelt
Auf schlaffer Bahu,
Auch er hört den Horntuf
Läßt Rege und Rahn“ u. s. w.

Auch dies Drama ist meines Wissens in Deutschland nie — nicht einmal liberal in der Schweiz, sondern nur in Bern, wo es des Erfolges sicher war — aufgeführt worden. Dingelstedt, der es 1874 für das Kurztheater annahm, ließ es im Archiv Staub ansetzen. Ich erinnere mich noch

genau, wie er im Frühling 1876 von einer Wiener Dame, die sich für Nissels hartes Poos mitleidvoll interessierte, in meinem Weisem bestrimt wurde, das Stück endlich aufzuführen. „Bedürfen Sie,“ erwiderte der hochfeste Mann, „noch erst des Beweises, daß der Tell ein gutes Stück ist?“ — „Aber um Himmelswillen,“ rief sie, „warum haben Sie das Stück angenommen?“ — Er lächelte wieder. „Aus Mitleid! Güte rächt sich immer. Thun Sie nie etwas Gutes, gnädige Frau!“ Was war da noch zu sagen?! Ein Jahr später zwang Dingelstedt dem armen Dichter gegen eine kleine Entschädigung einen Revers ab, in dem Nissel auf die Aufführung des Stücks „freiwillig“ verzichtete!

Dieses Jahr — 1877 — war vielleicht das traurigste in Nissels Leben. Nicht ohne Bewegung wird man darüber im Tagebuch lesen: „Es giebt auch eine Scham des Unglücks, und wenn man immer nur zu klagen und wieder zu klagen hat, so bännt sich dagegen endlich der Mannesstolz auf und man versinnmt lieber — selbst teilnehmenden Freunden gegenüber, die man mit ewig trostlosen Mitteltungen auch zu ermitteln bangt. Letzte ich doch auch hier in äußerster Zurückgezogenheit, unter peinlichsten und drückendsten Verhältnissen, mein Leben durch Gaben der Schillerstiftung und des Staates fortzuleben, von Salamitäten aller Art heimgesucht, besonders von schweren Erkrankungen und Todesfällen in der Familie. Ich begrub meine teure Mutter, meine Schwiegermutter, zwei Schwägerinnen im Alter von zwanzig und zweiundzwanzig Jahren, meine eigene Schwester erkrankte zweimal schwer und war bereits von den Ärzten verloren gegeben, erholte sich zwar dennoch, war aber lange der äußersten Schonung bedürftig. Unter diesen Sorgen und Aufregungen litt denn auch wohl mein dichterisches Schaffen, zumal ich durch all' meine Erfahrungen, durch den Mangel an eigentlicher Anerkennung mich auch nur tief entnuthigt fühlen konnte. Zählt man mich doch gar nicht mehr mit, wenn von den dramatischen Dichtern der Gegenwart die Rede ist.“

In demselben Jahre vollendete der Dichter gleichwohl das dritte Werk seit dem Tode seiner Gattin, die fünfaktige Tragödie „Agnes von Meran“. Mit Müß' und Not darboten er und die Seinigen sich das Brod vom Munde ab, um den Druck und die Gehälter für den Kommissions-Verleger zu bezahlen. Scheinbar nutzlos! Im Tagebuch finden wir darüber die Worte:

„Agnes“ wird heinahe vollständig ignoriert. — Bitterste Sorge des Vaters. — Erlenzlosigkeit. Kränkungen und Demütigungen des Dichters.“

Im Herbst 1878 war Nissel endlich mit dem Reiz kurer Krauz zu Ende. Noch erinnere ich mich

deutlich, wie mir im Oktober jenes Jahres Josef Weilen sagte: „Gib Acht — da bereitet sich eine Katastrophe vor. Die Schillerstiftung hat das Ihrige gethan, der Staat auch, die „Concordia“ (der Wiener Journalisten- und Schriftsteller-Verein) thut's eben, aber was kann das auf die Dauer nützen?! Eine zahlreiche Familie! Der unglückliche Mann muß untergeben.“

Ich habe die Worte in Erinnerung behalten, weil wir ihrer in der nächsten Zeit oft gedachten. Darn kurz darauf ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß Nissel gleichzeitig mit Wilbrandt und Anzengruber den Schillerpreis erhalten. „Nach langer Nacht endlich volles Hoffnungslicht und glücklichste Stimmung meines Lebens“, heißt es kurz und rührend im Tagebuch. Der Tode war wieder erstanden; nun ging sein Name durch ganz Deutschland, sogar die Wiener Presse erinnerte sich nun des oesterreichischen Dichters. Er hätte kein Phantasie-Mensch sein müssen, um nicht nun in's andere Extrem zu verfallen, sich den ausschweifendsten Hoffnungen auf überreiche Ernten an Ruhm und Geld hinzugeben. „Welch ein Lohn für langjähriges Ringen!“ heißt es in dem Brief an den Präsidenten der „Concordia“, die ihm gemeinsam mit den beiden anderen Preisgekrönten ein Fest gab, dem er krankheitshalber fernbleiben mußte. „Welche Ermutigung für alle Zukunft! Welche Warnung, nie wieder zu ermüden! Welche Mahnung, stets höher und höher zu streben!“

Hoffnungen, wie sie Nissel damals hegte, erfüllen sich auf dieser harten Erde für keinen Menschen, auch den glücklichsten nicht. Und der arme Nissel hatte nun einmal kein Talent zum Glückseligen! Er nahm schon bitter-schwer, worüber andere, gesündere Naturen an seiner Stelle leicht hinwegkommen wären: daß der verbitterte Albert Lindner, der sich, wie es scheint, ein zweites Mal auf den Schillerpreis Hoffnungen gemacht, über das Stück herfiel, daß ein schon damals bekanntes und bis heute verkannt geliebtes Wiener Dichtergenie der Meinung war, seine „Agnes von Meran“, gleichfalls 1878 erschienen, sei viel besser und preiswürdiger, daß Paul Findan gegen Julian Schmidt, der für Nissel den Schillerpreis durchgesetzt, polemisierte und der Meinung war, daß dieses durch eine Ponjard'sche Tragödie inspirierte Drama die Auszeichnung nicht verdient habe. Derlei Nabelstiche sind vom Erfolg unzertrennlich, sie gehören mit dazu, er ist ohne sie gar nicht denkbar. Das überlah Nissel und statt Findans Vorwurf wie er es wahrheitsgemäß durfte, kurz mit der Versicherung zu enträften, daß er jene französische „Agnes de Méranie“ gar nicht gekannt, ließ er einen langen, langen Aufsatz drucken, in dem er nicht bloß die

Entstehungs-Geschichte seines Werkes schilderte, sondern auch höchst überflüssiger Weise über ein Werk Wilbrands seine Meinung abgab und endlich sogar über sein eigenes Werk: „Und so erfüllt mich denn die tiefe Ueberzeugung, daß gerade dieses Trauerspiel sich als das bilhulisch wirkfamste meiner Dramen erweisen dürfte, so wie es mir das poetisch bedeutendste derselben scheint.“

Ich sagte, das sei höchst überflüssig gewesen. Andere werden noch härter urteilen und es geschmacklos nennen, vor allem aber war es höchst unklug. Eine solche Sprache verzeiht man in Deutschland einem Mann, der eben einen großen Erfolg gehabt, nun und nimmer. Und so begaun es nun Angriffe zu regnen. Bald hatte Nissel ersten Grund, ebenso hoffnungslos zu sein, als vor dem 10. November 1878, dem größten Tag seines Lebens, der ihm den Preis gebracht. Die Kritik, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, verriß das Buch nach allen Regeln dieser traurigen Kunst und verschärfte: Nissel täuschte sich gründlich, die „Agnes“ sei sein dichterisch schwächstes Werk und werde sich auf der Bühne nicht bewähren. Die Theater-Direktoren aber wieten das Stück von vornherein ab oder zögerten mit der Aufführung; unter den Ablehnenden waren jene vier Intendanten, die mit Julian Schmidt für die „Agnes“ gestimmt. Die Einen schloßten den „Kulturkampf“ vor — das Stück wendet sich gegen die Unauflöslichkeit der katholischen Ehe — die Anderen den Geschmack des Publikums, die Dritten die ablehnende Haltung der Kritik, die Meisten aber antworteten überhaupt nicht. Endlich, im August 1877, der denkbar ungünstigsten Theaterzeit, setzte Nissel, Dank dem Umstande, daß Laube damals die Direktion abgegeben hatte, endlich eine Aufführung im Wiener Stadttheater durch; natürlich blieb das Haus bei der tropischen Hitze leer. Dann wagte noch eine Berliner Vorstadtbühne ohne alle literarische Bedeutung, das „National-Theater“, eine Aufführung — „von da ab“, heißt es im Tagebuche, „Schweigen des Todes“.

Niemals hat ein preisgekröntes Werk in Deutschland ein solches Geschick erlitten. Und was die Tageskritik zur Erklärung dieser Thatsache damals behauptete, die Litteratur-Geschichte noch heute zuweilen behauptet: daß auch niemals ein so schwaches Werk den Preis erhalten, ist nicht richtig. Mit Krufe's „Gräfin“, mit Lindner's „Brutus und Colatinus“ kann die „Agnes“ sehr wohl in die Schranken treten. Aber gute Gründe hatte der Mißerfolg allerdings, äußere und innere.

Eines dieser äußeren Umstände ist bereits gedacht: des unzeitigen Herausretrens des Dichters als Vobpreisler des eigenen Werks. Aber das ist beileibe

nicht das Wichtigste gewesen. Unendlich mehr schadete es Nissel, daß man von seinen früheren Werken fast nichts wußte, und am meisten schadete es ihm, daß die Preis-Kommission durchaus unpopulär war, daß man mit Freunden die Gelegenheit ergriff, ihr eins am Zeug zu flicken.

Die Einsetzung des Schillerpreises war eine gute That König Wilhelm's, aber wohl erwogen haben seine Berater die Bedingungen nicht. Hier die ganze Frage anzuzerren, ist nicht des Ortes; genug, die Bedingungen sind strenge, ihre buchstäbliche Einhaltung fast unmöglich. KonzeSSIONen hat man fast immer gemacht, machen müssen, um den Preis überhaupt verteilen zu können. Schon dies hat sein Mißliches für den Gekrönten und die Krönenden; es wird immer Leute geben, die ihnen das Statut vor die Nase halten und fragen: wie könnt Ihr davor bestehen? Nun kommt es zudem auf die Zusammensetzung der Kommission an; sie besicht auch heute noch nicht durchweg aus Männern, welche die moderne Produktion und das Theater kennen; jene, die 1878 das Amt übte, hätte ihrer Mehrheit nach gewiß besser zur Beurteilung gelehrter Arbeiten getaugt. Ist es schon für den Kritiker fast unmöglich, nach der Lektüre die Bühnenwirksamkeit eines Stückes zu beurteilen oder bei einem Stück, das Erfolg gehabt, die Dauer dieses Erfolges abzumessen, so ist da der Laie vollends ratlos. So hat man immer nach der Bühnenvirkung zuletzt gefragt, das war von Uebel, und noch über, daß kein anderer sicherer Maßstab aufzufinden war. Die Mehrheit der Herren hatte nur in ihrer Jugend Dramen gesehen oder gelesen, huldigte also dem Geschmack von „anno dajumal“, der längst nicht mehr der des Publikums war; sollte ein Beschluß zu Stande kommen, so mußten die Kundigen ihnen Zugeständnisse machen. Politisch „bedenlich“ durften die Werke vollends nicht sein, wenn die Bestätigung des Königs erfolgen sollte. Kein Wunder, wenn die zwei oder drei Sachverständigen in der Kommission der Beratung immer mit Bangen entgegen saßen und sich die Frage vorlegten: „Wie erzielen wir einen Beschluß, der uns der Öffentlichkeit gegenüber möglichst deckt?“ Das Bequemste war, wenn überhaupt kein Beschluß gefaßt wurde, die Preisverteilung mangels eines ganz würdigen Werks unterbleiben konnte. So 1872 und 1875. Aber zum dritten Mal ging das doch nicht an und nun waren drei Preise zu verteilen. Man kam auf den Ausweg, diesmal keine bestimmten Werke zu krönen, sondern durch den Preis das gesamte Schaffen dreier Dramatiker anzuerkennen. Gewiß eine Verletzung des Statuts, die man sich gefallen lassen konnte, sofern nur für die drei Kränze, die bereit lagen, drei „würdige Häupter“ gefunden

werden konnten. Ueber Wilbrandt — ich folge Andeutungen, die mir Julian Schmidt 1879 gesprochen hat — waren sich die Herren bald einig; schwerer gieng es mit Kuzengruber, — aber nur den Dritten? Da schlug Julian Schmidt

Rissel vor; die „Agnes von Meran“ brachte ihn zunächst darauf, aber er kannte auch Rissel's frühere Dramen. Freilich konnte er seinen Kollegen nur dies jüngste Werk vorlegen, aber sie glaubten ihm, daß Rissel überhaupt ein verdienstvoller Dichter sei. (Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Der „Verein für Kinder-Volkstüchen in Berlin“, der sich namentlich die Speisung hungernder Schul Kinder zur Aufgabe macht, hat, bei Vertouss in Berlin, ein „Büchlein „Albumblätter“ erscheinen lassen, die ihm auf seinen Wunsch, „von hervorragenden Frauen und Männern Deutschlands“ gesendet wurden. Gerit weisen wir hier auf die hübsche Wabe hin und glauben sie nicht besser empfehlen zu können, als durch einige Proben. Der Volkskavir Ashrott schreibt: „Man sorge für das leibliche und sittliche Wohl der Kinder und wird der viel schwierigeren und lothspieligeren Sorge für die Besserung der Erwachsenen entbunden sein.“ Rudolf Baumbach spendet das Verzeilen:

„Ueber hungert schlafen gehn
Als ein hungrig Kindlein seh'n.“

Viktor Blüthgen äußert in folgendem Verzeilen einen auch sonst im Buche oft wiederkehrenden Gedanken:

„Darbende Jugend schaft begehrtich Volk.
So sprach der Eine, der die Menschheit war:
„Was ihr gethan habt dieser Kleinsten Einem
Das habt ihr mir gethan.““

Auch Georg Ebers citirt das Wort des Heilands und knüpft eine warnherzige Mahnung daran. Ernst Gschell schreibt:

Was von eurem Thun ich halte?
Könnt ihr zuweilen, wo'dr'r kämpfen?
Ich bewund're euren Willen,
Ich bestaune eure Leistung —
Und ich ruf euch: Gott gegeng' es!
Nun ein Wort noch als Appendix:
Gebt dem Volk ein Stückchen Fleisch,
Dran sein Fleischer sich gemahet;
Gebt dem Volk ein Stückchen Brod,
Dran sein Väder fett geworden;
Gebt ihm eine gute Suppe,
Frei und ohne Zwölfschenbandel
Unverwässert aus dem Kochtopf;
Und ihr habt mit einem Schlage

Das Gepeust „soziale Frage“

Siegreich aus der Welt geschafft!

Karl Emil Franzos meint: „Hungernde Kinder! Bietet alle Dichter und Denker der Erde auf, und sie können Euch nichts schreiben, was an herzergründender Gewalt diesen beiden Worten gleichkame.“ Karl Franzos's Beitrag lautet: „Kindern wohlthatun ist nicht nur die liebenswürdigste, sondern auch die erpriehtichste Wohlthat. — Die ewigste, die niemals mit Unbath belohnt wird.“ Daran klingt auch der Spruch von Wilhelmine von Hillern an: „Nicht unter den Reichen und Mächtigen — unter den Armen und Kleinen wollen wir uns Freunde machen. Denn jene gehen für uns in der Welt — diese in der Ewigkeit.“ Julius Rodenberg mahnt:

„Reiner Herz und Hand, die Not zu lindern,
Seid darnherzlg, seid gerecht,
Und ihr werdet aus des Glucks Kindern
Euch erzieh'n ein besseres Geschlecht.“

Mit einem Ausspruch Heinrich von Seydel's sei unsere Auswahl geschlossen, die ja zur Veküre des Büchleins anregen, sie nicht überflüssig machen soll: „Wer ein Kind erkalut, sorgt für die Zukunft seines Volkes.“ Die „Albumgaben“ — ein anderer milder, herbraucher Titel hätte ich empfohlen! — seien, und nicht allein um des guten Zweckes willen warm empfohlen.

— Der erste, im letzten Hefte des vorigen Bandes erschienene Teil der Novelle: „Am ein Grab“ von Karl Emil Franzos ist durch eine Anzahl von Druckfehlern entstellt, die hier berichtigt sein mögen: S. 280, Spalte links, Zeile 8 von unten: „Deinem“ (nicht „Dehen“) alten Vater; S. 282, Spalte rechts, Zeile 17 von unten: „seinem (nicht „selnen“) Säuugling“; in derselben Spalte, Zeile 4 von unten „sein nicht „Dein“) Buchergeln“; S. 283, Spalte links, Zeile 18 von oben hat das Komma nach „wöhnt“ zu entfernen; in der nächsten Zeile muß es natürlich statt „Kuppelplatz“, „Kuppelplatz“ heißen, endlich Spalte rechts derselben Seite, Zeile 8 von oben „Dich“ (nicht „Dir“) aus Güte.“

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:
Langly, Paul. Auf Dionysospfaden. Gedichte. Leipzig. Robert Glauber. 1895.
Reyer, Richard W. Goethe. Preisgekrönte Arbeit. Berlin. Ernst Hofmann & Co. 1895.
Stockton, Frau R. Eine schnurrige Geschichte. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von J. Waugold. Stuttgart. J. Engelhorn. o. J.
Eichenberg, Marie. Vom Baume des Lebens. Charakteristiken und Erörterungen. Berliner Bibliographisches Institut. 1895.
Berolina. Harmlose Randzeichnungen vom ollen ehelichen Seemann. Berlin. G. F. Conrad's Buchhandlung. (Max Wundermann.) 1895.
Polkitzer. Splitter und Balken. Dichtungen. Stuttgart. Süddeutsches Verlags-Institut. 1895.
Rehne, Hermann. Die deutschen Vriker der Gegenwart. 1 Band. Nordbanjen. Selbstverlag. 1894.

Couvreux, Heinrich. Viered eines Einsamen. Brannschweig. Hauert & Rocco Nachf. (D. Jantzen). 1894.
Landau, J. Nordlandsfahrt. Berlin. Hugo Stehling. 1895.
Jdel, Wilhelm. Schloß Burg an der Wupper. Eibefeld. Baedeker'sche Buchhandlung (H. Martini und Grütchen). 1894.
Frey, Adolf. Totentanz. Karan. F. R. Sauerländer & Co. 1895.
Kobler, J. Neue Dichtungen. Mannheim. J. Bensheimer. 1895.
Jacobsin, Emanuel. Eine Tragödie. Basel. Bruno Schönb. 1895.
Specht, Richard. Das Gastmahl des Plato. Dresden, Leipzig und Wien. G. Fischer. 1895.
Sturm, August. Das Ratzel des Lebens. Dramatische Dichtung. Naumburg a. S. Albin Schirmer. 1895.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist unterzagt und wird strafrechtlich verfolgt. — Verlag von F. Schönbach & Co. in Berlin. — Druck von Pag & Carst in Berlin.



Um ein Grab.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Darauf blieb es eine Weile still.

„Ja, ja mein lieber Janko“, sagte dann der Alte, „das also will ich jetzt —“

Weiter kam er nicht. Aus der Brust des jungen Bauern brach ein Schrei, so wild, so röchelnd, daß der Jude entsetzt emporsuhr. Aber noch stärker faßte ihn das Grauen, als er in dieses totenfahle, furchtbar verzerrte Antlitz blickte; die Augen starr, der Mund offen, die Mundwinkel tief herabgesenkt. . . . Den Kleinen schüttelte der Gedanke: „Der Mensch stirbt. . .“

„Janko!“ schrie er auf und faßte die Hand des Bauern. Sie war eiskalt, wie die eines Toten. „Was ist Dir? . . . Du bist krank?“ Ein plötzlicher Krampf, dachte er, und sah sich um Hilfe um. Weit ab tauchte der Jungknecht hinter dem Pflug auf. Leib hob die Hand.

„Laß das!“ stieß der Bauer heifer hervor. „Hör' mich an. . .“ Die Stimme sank zum leuchtenden, fast unverständlichen Flüstern herab. „Es darf nicht sein. . .“

„Was?“ fragte der Jude angstvoll. Er ist nicht bei Sinnen, dachte er, ein plötzliches Fieber. . . Und wieder blickte er nach dem Knecht aus.

Der Janko richtete sich empor; mit zitternder Hand riß er den Hemdtragen an, als müßte er sonst ersticken, daß die braune, zottige Brust sichtbar wurde und wie sie sich krampfhaft, nach Atem ringend, senkte und hob. Nun endlich hatte er wieder Lust.

„Ich duld's nicht!“ schrie er laut, verzweiflungsvoll, und die Augen, in denen nun plötzlich ein wildes Feuer aufglühte, bohrten sich in die des Juden. „Eher töd' ich sie,

mich, Euch Alle. . . Laß das!“ wiederholte er wild, als der Jude wieder ängstlich nach dem Knecht schielte. „Ich bin nicht wahnsinnig — nein, jetzt nicht. Ich war es — all die Zeit — da hab' ich nicht gedacht — wie es — kommen kann. . . Aber jetzt. . .“ Er faßte die Hand des Männchens mit eisernem Druck und zog den Zitternden auf das Bändchen neben sich nieder. „Hör' mich an, Leibko, um Gottes Erbarmung willen hör' mich an. . . Zu Güte, Leibko, in Güte. . . Ich bin nicht wahnsinnig, ich drohe nicht. . . Vergiß, was ich da gesagt habe. . . O mein Gott, lieber sterbe ich ja zehn Tode, als daß ich ihr ein Haar krümme. . . Aber siehst Du — ich habe ja nichts als sie an der Welt. . . Es darf nicht sein. . . siehst Du. . . es wäre ja auch ein Unglück für sie. . .“

Dies Letzte hörte wohl der Alte nicht mehr. Wie gelähmt saß er da vor ungeheurem Entsetzen, als hätte plötzlich der Blic vor ihm eingeschlagen, keiner Bewegung, keines Gedankens fähig. Noch vor einer Minute hätte er lieber glauben mögen, daß alle Wiesen plötzlich blaue statt grüner Gräser treiben könnten, als daß dieser Bauer seine Miriam begehre; selbst unmittelbar vorher, bei dem unheimlichen Gebahren des Janko, war er völlig ahnungslos geblieben. Wie auch anders?! — ein Bauer und ein jüdisch Kind — derlei hatte ja die Welt noch nicht gesehen — das ging ja gegen die Natur! . . . „Allerbarmer!“ stöhnte er auf, schloß die Augen und streckte zitternd die Hände vor, wie er etwa auch gethan hätte, wenn ihm plötzlich am hellen Tag ein Gespenst in den Weg getreten wäre, ein Toter, den er selbst hatte begraben helfen. Dagegen kann nur

Gott schützen, nur Gott dem armen Menschen den Verstand im Hirn erhalten . . .

„Aber so erschrick nicht so,“ bat der Bauer. „Ist es denn so fürchtbar?! . . . Es ist mir so plötzlich entfahren — ich weiß ja nicht, was ich sagen soll . . . Nur Eins weiß ich jetzt: es darf nicht sein . . . Wenn ich so denke: sie ist nicht mehr in der Stube, gehört einem Andern . . . Oh!“ Er stöhnte auf. „Ich bitte Dich,“ fügte er angstvoll, fast schreiend hinzu, „frag sie doch selbst!“

„Allerb —“ Nun konnten die bebenden Lippen des Alten selbst dies Wort nicht mehr vollenden. Aber gerade das Uebermaß des Entsetzens, das ihm diese letzten Worte eingekeißelt, rüttelte ihn auf; wie ein Ertrinkender wehrte er sich gegen das Grauen, das über ihm zusammenschlagen wollte. Und wie ein Ertrinkender that er auch; er sprang auf und warf die Arme wild in die Luft.

„Zanko!“ schrie er, „Du hast mir mein Kind —?!“

Er wankte — die Lippen zitterten krampfhaft, als versagten sie ihm den Dienst, das Zurückbare auszusprechen.

Der Bauer starrte ihn an; dann ging ein Blutstrom über sein Antlitz.

„Nein!“ schrie er auf.

„Du kannst — es schwören? . . . Bei . . . bei Dem da?!“ Die Augen blickten zu Boden, aber die zitternde Hand wies nach dem Bild des Gekrenzigten ob dem Brunnen.

Der Bauer reckte die Schwurfinger empor. „Ja!“ sagte er.

Der Jude atmete tief, tief auf. Ich war wahnsinnig, dachte er. Verzeih' mir, mein Herr und Gott, und Du, mein Kind . . . Aber weil heut' alles so über mich kommt . . .

Er fuhr sich über die Stirn und setzte sich; die wankenden Kniee trugen ihn noch nicht. „Aber warum“, fragte er, „hast Du dann gewollt, daß wir sie selbst fragen sollten?! Glaubst Du, daß sie so an Dich denkt, wie Du an sie?! . . . Ich bin überzeugt, das ist nicht wahr . . .“

Zanko nickte. „Da magst Du recht haben,“ sagte er düster. „Sie ist ja noch ein Kind, denkt nicht an mich, aber auch an keinen andern. Aber eben darum, meine ich, würde sie Nein sagen. Ist ja noch so jung, hängt an Euch . . . Wie kommst Du nur so plötzlich darauf? . . .

Habt Ihr sie schon versprochen?“ fügte er dann angstvoll bei und sagte die Hand des Juden.

Dieser zögerte mit der Antwort. Vielleicht, dachte er, ist's das Klügste, ich sage Ja! . . . Dann wüthete er sich aus und es ist überstanden! . . .

„Nein!“ sagte er trotzdem; die Säge widerstrebe ihm, auch schreckte ihn der Gedanke: Vielleicht schreit er dann auf das Mädchen ein, eh' wir es noch vorbereitet haben . . .

„Nein“, wiederholte er, „versprochen noch nicht . . . Aber nun laß uns vernünftig reden, Zanko“. Er legte die Hand an die Stirne. „Siehst Du, ich fasse es noch gar nicht, hätte es nie von Dir geglaubt . . . Wie ist es denn eigentlich über Dich gekommen?“

Der Zanko blickte finstler vor sich nieder. „Ich weiß nicht!“ sagte er. „Ich hab' es bis vor einem halben Jahr gar nicht bemerkt. Da habe ich mich nur eben auf die Stunde gefreut, wo ich sie sehen kann, von einem Mittag zum andern . . . Daß sie schön wird, habe ich wohl bemerkt und mich daran gefreut, aber es war nichts Unrechtes dabei . . . Du weißt ja, wie ich bin — immer die Arbeit — an Weiber und an solche Sachen hab' ich überhaupt nicht gedacht — ich hab' ja keine Zeit dazu gehabt . . .“

„Nun — und vor einem halben Jahr?“

Der junge Bauer blickte ihn zornig an, wieder schimmerte es röthlich durch die gelbe Haut. „Was fragst Du? . . . Wenn Du fragst, muß ich antworten, und Du bist doch ihr Vater . . . Also, siehst Du, da war im Frühjahr eine Magd bei mir, die schwarze Kenia aus Horodenta . . . Du erinnerst Dich? . . . Also, ich merke bald, sie ist trägt bei der Arbeit und will mich dadurch begütigen, daß sie . . . Das soll Dir nicht gelingen, Weibsbild, denk' ich, bin ich bisher ohne Euch ausgekommen, so gehts auch noch ferner so . . . Aber eines Abends . . . siehst Du, Leibke, weil sie nämlich gar so schlau war . . . Nun, denk' ich am nächsten Morgen, einmal ist kein Mal . . . und ein Pferd hat vier Füße und sträuhelt doch manchmal . . . Kurz, ich schäme mich eigentlich gar nicht . . . Aber wie ich nun gegen Mittag zu Euch gehen will, da beginne ich mich plötzlich zu schämen, es ist mir eine Pein, heut' der Miriam vor die Augen zu kommen und wie ich nun doch in

die Stube trete — da — da hab' ich mich fürchtbar geschämt und sie doch von derselben Stunde ab mit denselben Augen angesehen, wie — wie seither . . . Ich habe gedacht, das giebt sich, wenn ich die Kenia weggabe, und habe es noch selben Tags gethan, aber — er seufzte tief auf — „es hat sich nicht wieder gegeben . . .“

Auch dem Kleinen war ein Rot der Scham in's verwiterte Antlitz gestiegen. Eben ein Bauer, dachte er, halb entrüstet, halb überlegen. „Aber seither“, fragte er, „mußt Du Dir doch gesagt haben: Die Miriam ist ja eine Jüdin und ein braves Kind und der Leibko war immer gut zu mir — das muß ich mir aus dem Kopfe schlagen? Nicht wahr?“

„Nein“, sagte der Zanko. „Nichts habe ich mir gedacht, als: Wär's doch schon Mittag, daß ich sie sehe. Was hätt' ich auch viel denken sollen?“ brauste er auf. „Erst sechzehn Jahre — und bei solchen Sachen denkt man ja überhaupt nichts!“

Und das will ein Mensch sein! dachte der Alte. Bant jedoch fragte er:

„Aber nun, wo ich Dich frage? . . . Möchtest Du sie denn heiraten?“

Auf dem Antlitz des Bauern glommt ein ungeheures Staunen auf und blieb wie gebannt darauf haften. „Aber — aber — das ist ja — nicht möglich“, sagte er fast stotternd. „Sie ist ja —“

„Eine Jüdin!“ sagte Leib Weihnachtskuchen lächelnd. „Aber Du könntest ja Jude werden!“

„Ich . . . ich?“ Die Fäuste des Bauern hatten sich unwillkürlich geballt. „Wenn mir das Jemand im Ernst zumuten würde —“

„Du würdest ihn nieder schlagen“, ergänzte der Kleine, so mild wie vorher. „Aber da giebt es ja noch einen anderen Ausweg: wenn sie Christin würde —“

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Das würdet Ihr ja nicht dulden, Du und dein Weib. Zwar — dein Weib ist kränklich, lebt nicht mehr lange — und Du würdest Dich vielleicht einschüchtern lassen, wenn man Dir recht drohen würde —“

„Darauf ist auch nicht zu hoffen“, erwiderte der Kleine, noch sanfteren Tones, als vorher. „Was mein Weib betrifft, so kann Gott viel; Gott kann bewirken, daß sie noch

aus dem Fenster zusieht, wie Deine Leiche vorüber getragen wird. Ich aber — womit könntest Du mir drohen? Mit dem Tode? Wenn ich eine solche Sünde auf mich lade, verliere ich die ewigen Freuden im Jenseits — und da sollt' ich die paar Jahre hier vorziehen, Jahre eines Lebens, wie ich es hier habe? . . . Also, es ist nichts damit, mein lieber Zanko. Und nun erwäge: Heiraten kannst du sie nicht, willst aber, daß sie kein Anderer heirate — was soll aus ihr werden?“

Zanko sah gesenkten Hauptes da; er erwiderte nichts.

„Nun?“

„Ich weiß nicht . . .“, rief der Bauer. „Du hast ja recht, es mag schlecht, mag dummt sein . . . Aber ich dulds doch nicht! . . . Es giebt ein Unglück, Leibko, höre, ein Unglück!“

„So wie damals auf der Wygoda“, fragte der Kleine, „nur etwas schwerer?! . . . Warum nicht? Du bist stärker, als ich! Auch stärker als sie . . . Aber bis es geschieht, vertrau' ich auf Dich und denk' besser von Dir, als Du selber!“

Der Bauer schlug die Hände vor's Gesicht. „Leibko“, rief er fast schluchzend, „wenn Du wüßtest . . .“

„Ich weiß“, erwiderte der Kleine, „daß Du ein Mensch bist, kein Tier . . . Und das ist mir genug . . . Leb wohl, Zanko!“

Er ging erhobenen Hauptes, raschen Schritts davon, blickte nicht einmal um, als ihm der Andere nachrief. Und so aufrecht hielt er sich noch lange, als ihn Zanko nicht mehr sehen konnte; er hatte sich nicht stärker gemacht, als er war; das Gefühl der sittlichen Ueberlegenheit durchströmte kraftvoll den armeneligen Körper. Aber dann sank das Köpfchen auf die Brust und die Kniee wankten so, daß er abermals am Straßerain hinstürzen mußte. Nun zitterte er wieder vor dem „Tier“ und fast ebenso stark wie das Grauen war der Ekel in ihm. Auch wenn nichts geschah, schon daß der heiße, stidige Brodem solcher Begierde sein Kind anspannte, war schlimm genug — und nun erst, wenn das Tier in seiner Majerei Schaden that? . . . Mit jedem Atemzug wuchs seine Angst vor dem Unerhörten, dem Unfasslichen und Unheimlichen, das ihn da plötzlich angetreten. Er brachte es nicht einmal zu einem rechten Wort über solchen Unlaut, und

vergeblich auch versuchte er sich zu fassen, zu beten; auf Jhn, auf seine Miriam konnte er sich ja verlassen, aber seine Gedanken verwirrten sich immer wieder. „Ich duld's nicht . . . es giebt ein Unglück!“ — er hörte, fühlte nichts anderes, als diesen heiseren, dumpfen Klang . . . „Zu Mendele Schaddjen!“ stieß er dann plötzlich hervor und er druck auf seiner Brust linderte sich. Das war die Rettung; es mußte rasch, es mußte sofort geschehen. Und als wäre der Zank mit erhobener Keule hinter ihm her, rannte er nach Halez und dann durch die armseligen Gäßchen des Fleckens, bis er vor dem Hänschen mit der blanken Blechtafel stand: „Akentschaft für Vieh, Hagl, Menschen und Feir von Mendel Pulvorblitz. Tutsch und Pohlisch Rath! Feine Brüße, gute Agten!“ Die Vertretung verschiedener Versicherungsgesellschaften und die Winkelschreiberei waren die beiden offiziellen Beschäftigungen des Mendele; die dritte und einträglichste, nach der ihn seine Glaubensgenossen nannten („Schaddjen“ ist ein Wort des jüdisch-deutschen Jargons und bedeutet: „Heiratsvermittler“) brandete er nicht erst auf die Tafel zu setzen; er hatte ohnehin Anspruch genug.

Das sollte auch Leib erfahren. Als er die erste Stube, eine Art Wartezimmer betrat, musterte ihn die dicke Frau des Mendele, die da hinter einem mächtigen Tische saß und schrieb, — sie führte die „Akentschaft“ — hochmütigen Blicks und schien seine leise, demütige Frage nach ihrem Manne zu überhören. Dann fragte sie doch: „Wozu?“

„Wegen mein' Miriamchen.“

„So—o? Ich fürcht', da bemüht Ihr Euch umsonst! Solche Prinzen, wie Ihr nach Eurer Mitgift verlangen könnt, hat mein armer Mann nicht vorzuschlagen . . . Uebrigens, wenn Ihr trotzdem mit ihm reden wollt, so kommt morgen . . .“

In der That hatte Mendele offenbar Besuch; aus der anstoßenden Stube klang das Geräusch mehrerer Stimmen, die gleichzeitig durcheinander schrienen.

„Vor Abend wird er nicht fertig“, schloß sie. „Drin wird eben eine Verlobung abgemacht.“

Es war gut, daß sie dies sagte, sonst hätte Leib eher eine Scheidung vermutet. Eine

kreisende Frauenstimme zeterte: „Die Schand' bringt mich unter die Erd'! Noch fünfshundert Gulden müßt Ihr zulegen, sonst leid' ich's nicht!“ Worauf eine grobe Männerstimme wetterte: „Nicht einen Heller! Weil Euer Ruben so brav ist?! Aber wenn Ihr versprecht, noch vor der Hochzeit unter die Erd' zu gehen, so leg' ich hundert Gulden drauf.“

„Worauf wartet Ihr?“ fragte die Dicke scharf, als sie Leib neugierig aufhorchen sah. Die Stimme der Frau hatte er sofort erkannt; es war eine läbel beleumdete Schneiderswitwe; auch ihr Sohn Ruben, ein Fuhrknecht, galt als wüßt und roh. Aber was mußte das für ein Mädchen sein, wo diese Frau „noch fünfshundert Gulden“ zu fordern wagte?“

„Ich frag' heut' nochmals an“, sagte Leib demütig und schlich zur Thür hinaus.

„Uns kommt Ihr auch nächste Woche' noch früh genug!“ rief ihm die Frau nach. Er that, als hörte er's nicht, obwohl es ihm bitter weh that, gerade heute, wo all seine Hoffnung an dieser Stube haftete. Sonst wäre es ihm nicht nahe gegangen; die Frau galt als böse und hochfahrend und dann — an allzuviel gute Worte war der arme, kleine Leib Weichnachtskuden auch sonst nicht gewöhnt . . .

Erß schließlich er am Dniesterfer dahin und überlegte, ob er nun nicht doch heimgehen sollte. Aber da fiel ihm bei, daß er noch ein Geschäft hatte, bei dem dreißig Kreuzer zu verdienen waren: so viel hatte ihm Dnufrij, der Schmied, zugesichert, wenn er ihm für einen der beiden Wechsel, die er ihm anvertraut, zwanzig Gulden mitbrachte. Beide Wechsel lauteten auf drei Monate, aber der eine auf fünfundzwanzig, der andere auf dreißig Gulden — hundert oder zweihundert Prozent jährlich, wie es Leib eben bekommen konnte; dem Dnufrij war es im Grunde gleichgültig . . . Drei Monate! — auf so lange hinaus denkt kein podolischer Dorfschmied.

Aber der Leib dachte daran; das gebot seine Geschäftsethre. „Natürlich“, sprach er nach seiner Gewohnheit halblaut vor sich hin, „muß ich beide fragen, den Kastanasiwicz und meinen Mosche.“ Er meinte den Moses Erdkugel, dessen Schuldner er selbst war. „Und wer's billiger macht, bekommt das Geschäft.“

Es war für den Dnufrij nicht gleichgültig, mit wem es Leib zuerst verhandelte; vom Ameriner

fühlte er sich unabhängig, vom Erdkugel nicht. Und so steuerte er zunächst dem Herrschaftsbüchse zu.

Der Pächter der Haliczger Herrschaft, Herr Stefan Kastaufasiewicz, stand eben auf dem Hofe und feilschte mit einem Bauer um einen Ochsen. Ein stämmiger, alter Mann mit rohem, stumpfen, wie mit der Holzart gezimmertem Gesicht, aus dem nur die armenische Hafennase mächtig hervorsprang; einen verschliffenen, einst schwarzen, nun grauen Kaputrock um den Leib, ein fettiges Mütchen auf dem weißen, buschigen Haar. Wer ihn so sah, wie er den Bauer abwechselnd anschrie und ansahete, zwischendurch den Ochsen kunstgerecht abmetete und dann weinerlich schwor, daß er nicht zehn Kreuzer mehr zulegen könne, hätte ihn sicherlich für einen Schlächtermeister gehalten. Aber das war er vor vierzig Jahren gewesen, noch früher Schweinehirt und Viehtreiber, jetzt war er Millionär und Mitbesitzer der Herrschaft; daß sie ihm bald ganz zuzufallen müsse, war nun schon entschieden. Seine Tochter hatte er in einem Krakauer adeligen Fräulein-Institut erziehen lassen und sich einen herabgekommenen polnischen Grafen zum Schwiegersohn gekauft; der Sohn war gleichfalls Pole geworden, studierte in Lemberg und sollte einst das Gut übernehmen; der Alte trieb sein Wesen fort, wie er's gewohnt war.

„Nun, Du Hundsbblut,“ herrschte er den Juden an, „kommst Du mir wieder mit Deinen Bücherfaden?! Wie oft habe ich Dir gesagt: bleib sie damit vom Leibe oder ich lasse Dich mit meinen Hunden vom Hofe hegen!“

Leib verzog keine Miene. „Bis Sie fertig sind, Herr von Kastaufasiewicz“, sagte er demütig.

Der Pächter pffif nicht nach seinen Hunden, auch nicht nachdem der Handel mit dem Bauer geschlossen war. Da ging er auf seine Arbeitsstube und ließ die Thüre hinter sich halb offen. Der Jude folgte ihm.

„Nun,“ fragte der Armenier, „welche Lumperei mußt Du mir heute wieder zn?!“

Leib zog den Wechsel über fünfundszwanzig Gulden hervor und erklärte den Sachverhalt.

„Und damit wagst Du mir zu kommen, Du Halsabschneider?!“ fuhr der Armenier auf. „Wegen fünf Gulden soll ich zwanzig riskiren? Der Dnufriz ist ja schon bis über

die Ohren verschuldet! Dazu ewig betrunken! Als er nenlich bei mir war, hat er mir übrigens selbst erzählt, daß er Dir immer zwei Wechsel mitgibt! Wo hast Du den höheren?!“

„Zu der Taise“, erwiderte Leib. „Aber da bleibt er auch. Der Mojshe thut's um diesen Wechsel da!“

Der Pächter räusperte sich. „Leibko“, sagte er dann mild, fast bittend, „so sei doch vernünftig! Der andere Wechsel geht wohl auf dreißig Gulden? Nun, ich gebe Dir dafür zwanzig Gulden für den Dnufriz und einen für Dich! Aus Freundschaft, Leibko!“

Der Kleine schüttelte den Kopf. „Das wär' nicht ehrlich von mir, Herr von Kastaufasiewicz!“

Der Armenier fuhr vom Sitz empor. „Du Gauner!“ donnerte er. „Was sag' ich immer?! — mit diesen jüdischen Gaunern kann sich ein ehrlicher Mann garnicht einlassen.“ Aber dann vertraute der Jorz so jählings, wie er gekommen war. „Gut! Also diesen Wechsel. Aber um siebzehn Gulden!“

„Thut mir leid!“ sagte Leib und griff nach der Thürklinke.

„Achtzehn!“

„Hoffentlich geht's ein andermal besser“, sagte Leib und ging. . . Ehe ich zu Mojshe's Hause gekommen bin, dachte er, holt mich sein Bote zurück.

Das war nur insofern irrig, als ihn der Gutsknecht erst vor Mojes Erdkugels Hausthür einholte. Und da konnte Leib nicht mehr umkehren, weil Mojes gerade im Fenster lag. „Vielleicht später“, raunte er dem Knecht zu und trat ein.

Herr Erdkugel, ein Mann in den Bierzigern, machte seinem Namen wenig Ehre: Alles an ihn war eckig, die Gestalt, das blaße Antlig, sogar die Nase glich einem scharf abgegrenzten Berggrüden. Seine Züge waren immer tiefernt, aber ruhig; ärgerlich oder zornig hatte ihn noch Niemand gesehen.

„Guten Abend, Reb Leib“, erwiderte er den Gruß des Besuchers gemessen. „Gut, daß Ihr zu mir kommt, ich wollt' schon zu Euch schicken. Aber das hat Zeit. . . Was bringt Ihr mir?“

Leib trug die Sache vor.

Erdkugel schüttelte den Kopf. „Das laß ich dem Armenier,“ sagte er gleichmütig. „Zu

hab' ja den Knecht gesehen, er will's machen. Und habt Ihr zuerst seine Thüre gefunden und nicht die meine, so gönn' auch ich ihm den Vortritt."

"Zufällig!" entschuldigte sich Leib und erötete ob der Flüge. "Und wenn Ihr wollt, Reb Mosche . . ."

"Nein, ich will nicht. Ich thät's höchstens gegen den höheren Wechsel, den Euch der Dimsrij gewiß auch heute für den Notfall mitgegeben hat, und das werdet wieder Ihr nicht wollen . . . Nun, reden wir von unseren Geschäften. Ich hab Euch vor vierzehn Jahren hundert Gulden für die Vorräte und die Einrichtung geliehen. Der Vateroki wollt' es Euch auch vorstrecken, hat aber fünfzig Gulden viertel-jährige Zinsen verlangt; ebenso der Kostanajewicz und der hat die Hälfte verlangt. Ich hab's um vierzig Gulden jährlich gethan. Glaubt Ihr, daß Ihr das Geld von einem Andern billiger bekommen hättet und könnt Ihr Euch über mich beklagen?!"

"Nein!" rief Leib.

"Das also steht fest." Die Stimme klang auch jetzt noch ruhig, aber das Gesicht wurde gleichsam immer ediger; auch die Bewegung der Hand ging nun in kurzen, scharfen Zickzacklinien. "Warnm aber hab' ich's gethan? Aus Wohlthätigkeit? Der Pole, der Armenier würden Euch dies vorliegen. Ich nicht; ich lüge niemals; ich bin kein Wohlthäter, ich bin ein Geschäftsman. Oder aus Furcht vor Gott?" Die Augen blickten schon und finster. "Hab' ich seine Strafe zu fürchten, wie unsere Frommen sagen, so wird er mich um des Einen willen nicht begnadigen. Oder damit Ihr mir einen guten Ruf macht? Da wär' ich ein Thor gewesen; ich hab' schon damals gewußt: ich bin und bleib' verrufen und gemieden, unter den Christen und unsern Leuten. Der Vateroki, der Armenier treiben's nicht besser als ich, aber sie sind Ehrenmänner, sitzen vorn im Kirchenstuhl und die Beamten essen bei ihnen, denn sie sind Christen. Ich aber bin ein Jnd', darum hab' ich in's Gefängnis müssen, mein Platz in der Betstuhl' ist der letzte in der letzten Reihe und für meine Tochter hab' ich erst fünfzig Meilen von hier einen Eidam gefunden . . . Also warum war ich damals so zu Euch, Reb Leib?"

"Damit ich Euch Geschäfte zubringe", er-

widerte das Männchen. Sein Herz pochte bang; so lange hatte dieser wortfarge Mann noch nie mit ihm gesprochen; das bedeutete Schlimmes; sollte heute noch mehr über ihn kommen?! "Und ich hab' auch gethan, was möglich war . . ."

"Flüge!" Der Ton der Stimme wider- sprach dem heftigen Wort; sie klang gemessen, wie früher. "Ihr habt's immer gehalten, wie heute. Mach' id's billiger, so krieg' id's; wenn gleich billig, so entscheidet der Zufall. Dennoch hab' id's geduldet. Warum? Da könnt' ich wieder lügen, sag' aber die Wahrheit: aus Furcht vor unseren Leuten. Keiner kümmert sich um Eure Armut, jedem seid Ihr für seinen Wig gut genug, aber hätte ich Euch gedrückt, sie hätten alle geschrien: „Dieser Wucherer — unsere Schande — nieder mit ihm.“ Jetzt aber" — er hob die Hand — „jetzt mögen sie schreien, denn mein Kapital will ich nicht verlieren. Zum 1. Oktober haben wir immer Euren Wechsel erneuert; in zehn Tagen also ist er fällig; da erneure ich ihn nicht, sondern klage ihn ein . . ."

"Gott meiner Väter", stöhnte das Männchen entsetzt. "Warum?"

"Der Vateroki kündigt Euch nach Weibnachten für den 1. Juli. Dann seid Ihr ein Bettler, könnt nicht Kapital noch Zinsen zahlen. Auch jetzt schon sind Vorräte und Einrichtung nicht die Hälfte wert. Aber ich rette, was zu retten ist . . ."

Leib rang verzweifelt die Hände. "Der Vateroki thut's nicht! Er hat mir ja immer gedroht und es nie gethan. Einen solchen Zins zahlt ihm ja sonst Niemand. Ich bitt' Euch . . . ich bitt' Euch . . ."

Moses hatte sich erhoben. "Wir sind zu Ende."

Der Kleine wankte; er hielt sich am Stuhl fest, sonst wäre er niedergefallen. "Erbarnt Euch", schrie er auf. "So wartet doch wenigstens bis zu Neujahr, ob er's thut."

Moses war an's Fenster getreten, durch welches das Rot der sinkenden Sonne hereinstruete. "Ich warte nicht", sagte er, ohne anzublicken.

Leib schlich demüthig an ihn heran und rührte zaghaft an sein Gewand. "Erbarment!" stieß er fast schluchzend hervor. "Ich will in dem Vierteljahr für Euch thun, was ich kann . . ."

Der Wucherer wandte sich langsam um. „Da lügt Ihr schon wieder“, sagte er kalt. „Oder nicht? . . . Könt Ihr beweisen, daß Ihr's diesmal ehrlich meint? . . . Duurrij hat Euch ja zwei Wechsel gegeben . . .“

Leib taumelte zurück. Eine Minute stand er schwer atmend da. Schon tastete die zitternde Hand nach der Brieftasche, da stach ihm das rote Licht in die Augen . . . Was sollte er fortan Ihm sagen?! . . .

Die Hand sank nieder . . . Stumm schlich er zur Thür hinaus, dann stürzte er aus dem Hause, die Straße entlang, dem Gutshof zu, atemlos, als wäre der Verführer hinter ihm her. Erst als er vor der Thür des Armeniers war, hielt er an und suchte sich zu fassen, ehe er eintrat.

„Hinaus, Hundsb!ut!“ donnerte ihm der Pächter entgegen, als er die Thüre öffnete. „Zeit, wo der Mofche nicht will, kommt Du zu mir? . . . Hinaus!“

Leib hätte sonst nichts darauf gegeben; es war ja auch nur die übliche Einleitung zur geschäftlichen Unterhaltung. Nun, wo er fast betäubt war, schrak er zusammen und wollte gehen.

„Halt!“ rief ihm der Armenier nach. „Ver-rückte Welt, jetzt werden gar auch schon die Juden empfindlich . . . Ich wollte Dir ja nur sagen, daß das nicht hübsch von Dir war, aber deshalb können wir doch ein Geschäft mit einander machen. Also den höheren Wechsel und für Dich einen Gulden! Oder anderthalb, hörst Du, anderthalb Gulden . . . Du willst noch immer nicht, Du jüdischer Gauner?! . . . Nun, damit Du siehst, was ein Christ ist: wir teilen. Zwei Gulden fünfzig Kreuzer!“

Aber als es auch damit nichts war, nahm er den kleineren Wechsel und zählte die zwanzig Gulden dafür hin.

„Gottlob!“ dachte Leib, als er wieder auf die Straße trat, „so sind doch wenigstens dreißig Kreuzer verdient. Und was den Mofche betrifft — hat er nicht erlaubt, daß ich's thue, so wird er auch Rat für mich wissen.“ Noch immer tief betrübt, aber nicht mehr zerfummert, suchte er die „Akentschaft“ an.

Als er sich dem Hause näherte, traten eben mehrere Leute aus der Thüre. Leib hatte sich nicht geirrt: es war die Schneiderswitwe und ihr Sohn Ruben. Die beiden anderen, ein

älteres Ehepaar, kannte er nicht; es mußten wohl Dorfsinden sein; der Mann trug eine Pelzmütze, die Frau ein häuerliches Kopftuch. Noch auf der Straße setzten die beiden Parteien ihren Streit fort und gingen dann ohne Gruß aneinander.

„Oh weh!“ dachte Leib, „da wird Mendele schlechter Laune sein; das Geschäft scheint ihm nicht geßückt.“ Aber als er eintrat, rief ihm wohl die Frau entgegen: „Gottlob, daß Ihr uns den Verdienst noch heut' in's Haus bringt; ich hätte sonst vor Angst nicht schlafen können!“ — Mendele aber, der über das ganze Gesicht strahlte, bewillkommte ihn freundlich.

Mendele Pulverbilig war ein noch junger Mann, kaum dreißig, aber er hatte das Geschäft des Vaters früh übernommen und galt nun als der tüchtigste „Schadcheu“ der Gegend. Das rote, breite, fröhliche Gesicht war sehr vertrauensweckend, seine Geduld und sein Redesfluß unerschöpflich; die Natur selbst schien ihn für seinen Beruf bestimmt zu haben. Vielleicht auch hatte sie sich bei seiner Erschaffung für die des Moses Erdengel entschädigen wollen; bestand dieser aus lauter Ecken, so er aus lauter Rundungen; nicht bloß Gesicht und Gestalt, auch die munteren Neuglein, die Knollennase und das Kinn waren rund, sogar der kurze, wulstige Mund, der jetzt wo er eben Heidelbeere aß, wie eine Tollkirche aus dem Gesicht hervorstand.

„Setzt Euch, Reb Leib, setzt Euch,“ jagte er freundlich, ohne sich im Wieder zu unterbrechen. „Ich muß mir erst wieder die Kehl' aufenkenen — was hab' ich da zu reden gehabt! . . . Also, mein Weib hat mir schon gesagt, warum Ihr kommt. Wie alt ist das Kind?! Schou jechzehn?! . . . Etwas spät, warum habt Ihr so lang gewartet? . . . Aber was frag' ich da, ich weiß es ohnehin! . . . Da seid Ihr da draußen geseßen und habt gewartet, ob nicht Gott doch vielleicht ein Stückchen Mitgift vom Himmel herunterfallen läßt! . . . Aber das thut Gott selten, Reb Leib, man muß sie selbst verdienen . . . Nun, ich will Euch keine Vorwürfe machen, Ihr plagt Euch genug! . . . Unaushaltig strömte die Rede; der Mund wurde, je mehr sich das Schüßelchen mit den Beeren leerte, immer schwärzer. „Also, daß es schwer sein wird, wißt Ihr . . . Aber seid getrost, ich mach's;

wenn Einer, so ich. . . Glatte Sachen kann jeder Esel zusammenbringen; ich plag' mich gern. . . Die Verlobung, die eben hier unterschrieben worden ist — er schlug auf den Tisch — „die bringt auch außer Mendele Schädchen kein Mensch in ganz Polen fertig. . . Also, verläßt Euch auf mich! Aber — was krieg ich?!“

Leib fuhr zusammen. „Ze — je nach der Partie,“ sagte er dann stotternd.

Mendele lachte hell auf. „Natürlich, je nachdem ich Euch einen jüdischen Prinzen schaff' oder nur den Sohn von Moses Montefiore.“ Der Name des englischen Philantropen ist jedem Juden des Ostens geläufig; er gilt als die Verkörperung des Reichtums und Reichthums. . . „Unsin“, sagte er dann scharf.

„Wollt Ihr zehn Gulden geben oder nicht?“

„Neb Mendele“, wollte der Kleine eine längere Rede beginnen.

„Ja oder nein!“ Der Vermittler hatte sich erhoben, er konnte auch sehr kurz sein, wenn es ihm paßte.

Leib fuhr wieder zusammen. „Ja“, seufzte er. „Schön. Abgemacht. Nach der Verlobung zahlbar. Und nun — was wollt Ihr mitgeben?“

Wieder seufzte der Schänkwirt auf und begann dann schluchtern und weitläufig seinen Plan zu entwickeln, den Eidam für einige Jahre in's Haus zu nehmen.

„Unsin“, schnitt ihm der Andere die Rede entzwei. „Ihr werdet ja selbst weggejagt, hör' ich. Und wenn nicht, wer wird mit Euch hungern wollen? Solches Gesindel, das sich darauf einließe, kennt Mendele Schädchen gar nicht. Wär' das der einzige Weg, ich hätt' Euch gleich fortgeschickt. Aber ich kenn Euer Kind, weiß, daß es Gottlob schwer und gesund ist und hab' darnm eine bessere Hoffnung. Wir müssen einen finden, der nichts von Euch verlangt und sogar die Ausstattung bezahlt.“

Dem Kleinen wurde bang. „Aber brav

muß er sein“, sagte er zaghaft. „Und gesund, und nicht zu alt. . .“

„Natürlich! Da weiß ich Euch gleich einen, der ist siebzehn Jahr alt, gesund wie ein Hår — und daß der noch nie eine Lüge im Leben gesprochen hat, dafür leg' ich die Hand in's Feuer. . . Der Sohn von Neb Erulze. Dubs schreiben sie sich mit dem deutschen Namen. . .“

„Der?“ rief Leib entsetzt. „Der Jung' ist ja taubstumm, blödsinnig!“

„Bewahre! Wenn Ihr wüßtet, wie gescheidt der ist! Antworten giebt der —“

„Er kann ja nicht reden!“

„Ich mein': mit den Händen. . . Und hinter den Mädchen ist er schon her, als ob er dreißig wår. . . Aber wenn er Euch zu dumm ist, ich weiß einen klügeren. Der kann sogar deutsch lesen und schreiben, steckt die ganze Gemeinde in den Sack! Freilich ein Wittwer mit zwei Kindern, aber erst dreißig, hat sein Anstommen als Winkelschreiber. . .“

„Ihr meint doch nicht Avrumele Sturru?“

„Ben soust?! früher hat er sich ein paar Jahr Albert Sturru genannt, aber jetzt will er wieder ein ehrlicher Avrumele sein und bleiben. . . Was glogt Ihr mich so an? Weil er wegen eines Mißverständnisses einige Monate —“

„Es waren drei Jahre und wegen schweren Betrugs. Sein armes Weib hat die Schande unter die Erd' gebracht!“

„Nun, das ginge doch Euer Kind nichts an. Auch schwört Avrumele, der Staatsanwalt hat die Sach' nicht verstanden, weil er kein Geschäftsmann ist. Kann denn das nicht wahr sein, muß ein Staatsanwalt ein Geschäftsmann sein?! Aber meinewegen, ich weiß Euch noch ein dritten. Da aber werdet Ihr nichts mehr sagen, garnichts mehr, als: „Neb Mendele, ich dank Euch“. . . Versteh't Ihr?!“

„Laßt hören“, bat der Kleine.

(Fortsetzung folgt.)

Rubin.

Der rote Stein in diesem Ringe
Bezeugt, daß ihn ein Glüh'n durchdringe,
Versteht du seinen Sinn? —

Du hast ihn dir gewählt im Dunkeln
Magnetisch zog dich an sein Funkelein:
Dir schien, mein Herzblut leb' darin.

Hermann Lingg.



Rolfs Maifahrten.

Eine Geschichte in Versen von Alfred Sassen.

(Fortsetzung.)

VI.

„Verche, leih' mir Deine Töne,
Sonne, leih' mir deinen Schein, —:
Was ich hoffte, daß es kröne
Mir das Dasein, ist nun mein!

Berge, borgt mir eure Stufen,
Adler, borg' mir Deinen Schrei,
Durch das All' es hinzurufen,
Daß ich selig, selig sei! . . .

So singt's und klingt's in Rolfs entlaunter Brust
Und singt und klingt Marien zu: Du mußt!
Und immer weicher werden ihre Träume
Und duft'ger stets der Zukunft Blütenbäume.

Sie geht wohl still zum See im Abendschein
Und taucht die Augen in die Tiefe ein,
Die ihr das liebste Menschenkind genommen —
Und doch will nicht die rechte Trauer kommen.

Der Jugend glüht das Leben immer rot,
Das Alter kennt und achtet nur den Tod.
Sie lauscht — horch! Schritte auf den Garten-
wegen —
Und lächelnd eilt dem Andern sie entgegen . . .

Erfüllung! Giebt's wohl einen schönern Klang?
Und ob schon je ein Engel Süßes sang?
Ward die Erfüllung unserm heißen Hoffen,
Dann sehn wir alle Himmelsstirnen offen

Rolf schritt in heller Luft thüraus, thürlein,
Hand aber matt nur aller Himmel Schein,
Wann an Marie und jenen heißen Hoffen,
Der sie vom Scheitel bis zur Zeh' unlachte.

Vier schlossen gute Geister einen Bund:
Sie ward an Leib und Seel' zugleich gesund.
Rolfs Auge — sah er sie so hold gestaltet —
Hat täglich glüh'nder seines Amts gewaltet.

Er staunte immer neu die Schätze an,
Die eines Weibes Anmut spenden kann.
Fest schloß er mit der ersten Liebe Geize
In seinen Arm die niegeseh'nen Reize. —

Nur endet dieser schönste Sommer lang
Und viel zu kurz im fruchtgeschmückten Sarg.
Die Blätter fallen, rauhe Winde wehen,
Und Rolf muß sich zum „Lebewohl“ verziehen.

Brief folgt auf Brief von Hause, und er ahnt,
Daß nun die Zukunft ruft, ein Posten mahnt,
Daß jetzt das Leben zeigt die ernste Miene
Und ihm die Pflicht gebietet: komm und diene!

Und geht und folgt er denn dem Ruf nicht gern?
Ihm strahlt zum ersten Lahn der schönste Stern!
Es gilt, aus Lieb' und Stein ein Haus zu bauen,
Die Heimtat für die lieblichste der Frauen.

Doch Scheiden nun und Meiden — bitt'res Kraut!
Das bitterste für Bräutigam und Braut!
Die Hände möchten sie zur Kette flechten
Und um den Bruderteil der Sekunde rechen . . .

So blaß und still, wie Rolf zuerst sie sah,
Steht auch Marie am Trennungstage da.
Der Förster sucht umsonst die Abschiedsschmerzen
Durch launig frohe Worte wegzuschmerzen.

Rolf spinnt zum langen Faden aus das Berg
Der heiligsten Versprechungen, zum Berg
Häuft er, was er an Plänen will vollbringen,
Und malt schon jetzt das baldige Gelingen.

Der Bahnsteig ist erreicht. Ein letzter Druck
Der Hand, ein letzter Kuß, ein Pfiff — ein Ruck,
Und in Bewegung setzen sich die Wagen,
Der blassen Braut den Bräut'gam fortzutragen.

Rolf steht am Fenster, ruht und grüßt und winkt.
Gleich einer Flamme im Verlöschen blinkt

Ihr Haar. Wie seine Augen rückwärts liefen
In ihr und weiter zu den Waldestiefen!

Wie brennend deutlich ihm, der nun verbannt,
Das alles noch einmal vor Augen stand! . . .
Da weht der Regen ihm mit seinen Schleiern
Die Aussicht zu. Die Augen müssen feiern.

VII.

Kolff sank in seine Ecke. Draußen fiel
Der Regen dichter, und sein loses Spiel
Begann der Sturmwind . . . Wahrlich zum Ver-
zagen
Ist Abschiednehmen an solch düstern Tagen!

Doch war es noch ein andrer finst'rer Gast,
Der plötzlich Kolff mit gier'gen Strahlen saß:
Zum Schmerz des Abschieds kam ein dumpfes
Bangen;
Er griff danach, doch ließ es sich nicht fangen.

Ein Bangen — ja, wovor? Genug, es war,
Als drohe ihm Verhängnis und Gefahr,
Als müsse Unheil dort im Winkel lauern
Und ihn gestalt- und weifenlos umlauern.

Wie ecker Nebel drang es auf ihn ein,
Und eiß'ge Kälte schlich ihm ins Gebein.
Vergebens such' er klar ins Aug' zu schauen
Der atemlojen Angst, dem fahlen Grauen.

Aus all den droh'nden Schicksalschatten bricht
Auf einmal voll Erlösungsglanz ein Licht!
Wenn er nun flugs zurück zu ihr sich wendet,
So ward umsonst das Unheil ausgesendet!

Das aber kann und darf nicht sein — nicht jetzt.
So sei es drum! Ihr Fein'ger, kommt und hegt
Mich weiter — — oder hat die ew'ge Gülte
Ins Nichts verbannt des Schreckens gift'ge Blüte?

O eitler Glaube! Da — da kriecht's heran
Und schwillt ihm abermals zum Hals hinan;
Und plötzlich — furchtbar Schreckgebild, entweiche! —
Sieht er Mariens Bild, entfärbt zur Leiche.

Und dennoch — eine Leiche ist das nicht,
Die Augen leben in dem Sputzgesicht,
Nur schreckt der Glanz ihn drin, der seltsam grelle,
Und jenes Stieren auf die eine Stelle.

Als müß' er rufen, schreien ist es ihm —:
„Blick auf, mein goldgelockter Seraphim!
Das ist entsetzlich! — sieh mich an, wie früher,
Und unser Liebessenz, auf's neu' erblick' er!“

Umsonst! Das unheilvolle Bild, es sieht —
Indeß der Zug auf Windesflügeln geht —

So festgebant, als wollt' es ihn begleiten
In jede Zukunft und für alle Zeiten. — —

Erreicht hat er die Heimat, bleich, verstört. —
Doch als er nur das erste Wort gehört
Vom Mund der Mutter, von der Schwestern Lippen,
Ist ihm, als sei'n umschiff't die schlimmsten Klippen.

Zieht sich in alter Angst die Stirn ihm kraus,
Bisht eine weiche Hand die Falten aus.
Man ist so froh ihn wieder da zu haben,
Und überbietet sich in Schmeichelgaben . . .

Kolff hält des Sommers süßen Honigseim:
Das Märchen seiner Liebe, noch geheim.
Er will erst voll das einfl'ge Glück empfinden,
Solange soll die Zunge Schweigen binden. —

Nun kam ein Abend voller Herbstesgraus:
Der Sturm umtoste fessellos das Haus —
Doch drin am Theetisch war es hell und traulich,
Kolff und die Seinen saßen still beschaulich.

Der Mutter spielte um den Mund ein Zug,
Der das Gepräge des Entschlusses trug;
Die Schwestern sahen öfters auf vom Sticken,
Die Mutter voll Erwartung anzublicken.

Jetzt setzte sich die Mutter grad' zurecht
Und rief mit Lieb' und Lächeln zum Geseht.
Bald wußte Kolff, das man in all den Tagen
Der Trennung Sorge für sein Wohl getragen.

Man hatte Heiratspläne ausgeheckt
Und eine „liebe Braut“ für ihn entdeckt.
Natürlich war sie schön und ohne Tadel
In Haus und Küche, wie auch bei der Nadel.

Die Schwestern hatten klug herausgebracht,
Daß sie schon längst in Liebe Kolffs gedacht; —
Das beste aber waren all die Würden.
Die man geruht, dem Vater aufzubürden.

Mit solchem Schwiegervater sei gar leicht
Ihr Kolff dann selbst ein hülfloses Amt erreicht;
Durch Protektion nur könne man erzielen,
Daß allzeit hoch des Glückes Würfel fielen.

Und stöckend folgten beide Schwestern bei,
Daß dann für sie auch best're Aussicht sei,
Versorgt zu werden; weil man dort sie sehe,
Indeß hier unbemerkt ihr Reiz verwehe . . .

So fertig wie ein Teppich, buntdurchrankt,
Erschien der Plan. Doch niemand sich bedankt.
An Kolff ist ohne Wirkung abgeglitten
All dieses kluge Reden, Schmeicheln, Bitten.

In großer Unruh' saß er trotzdem da;
Er sah, man forderte von ihm ein Ja;

Und seine Liebe — würd' er endlich sprechen —
Galt ganz gewiß den Seinen als Verbrechen.

Er schob sich auf dem Stuhle hin und her;
Der leichte Atem stockte plötzlich schwer . . .
Die Zigarette war ihm ausgegangen,
Und tiefe Blässe deckte seine Wangen . . .

Es mußte sein. Wohlan denn! Komm, o Mai,
Du unvergänglich schöner, sieh mir bei!
Befreit hob sich die angstgepreßte Lunge,
Und leicht sprang ihm das Wort jetzt von der Zunge.

Er zauberte Mariens Bild hervor,
Daß ihre Schönheit keinen Deut verlor.
Trotz allem saßen schweigend da die Frauen
Und wehrten sich mit krausgezogn'nen Brauen . . .

Und als nun Kolf geendet hatte, gab
Die Mutter eine Antwort, die als Grab
All jener Hoffnungsfreude gelten konnte,
In der sein junges Angesicht sich sonnte.

Das sei nur Kinderei, ein Mai-Jdyll,
Das weiter nichts bedeuten kann und will.
Ein jeder bringe wohl, zum süßlich'gen Strauße
Gewunden, solch ein Glück einmal nach Hause.

„Das legt man dann in den Erinnerungschrein
Und wirft zu Zeiten einen Blick hinein.
In Wirklichkeit muß man mit andern Waffen
Sich und den Seinen Dach und Mauern schaffen.“

Mein Sohn, ich hoffe, daß Du daran denkst —
Und danach stets Dein Handeln dankbar lenkst —,
Wie wir, um Dir das Studium leicht zu machen,
Gedardt, geforgt durch nächstlich fleiß'ges Wachen.“

Sie suchte sich im Arbeitskorb ein Band,
Das sie um ihren Weinwandpacken wand,
In dem sie hin- und hergetramt. Die Mädchen
Bernähten hastig noch das letzte Fädchen.

„Nun überlege, was ich Dir gesagt.
Ein unbedachter Schritt ist rasch gewagt;
Dann hat man aber — mög's Dir nie geschehen —
Ein Lebenlang sich daran müß' zu gehen.“

Für heute schweig, mein Sohn. Dst hat die Nacht
Die bess're Einsicht unverhofft gebracht . . .
Kommt, meine Töchter! Hoffen wir, daß morgen
Mit einem Schläge schwinden uns're Sorgen.“

Er war allein — bei trauter Lampe Schein;
Ihm aber war's, als träten schleppend ein
Und unheilsschwer die fürchterlichen Schatten,
Die auf der Reise ihn gemartert hatten.

Die weiche Seele in ihm litt und rang,
Bis ihm sein Weh als Schrei vom Munde sprang:

„Wie dürfen sie, die uns die Liebsten heißen,
Mit solchen Dualen unser Herz zerreißen!

Wohin mich wenden? Bitterschwere Wagh!
Kampf lodert in der Höhe, wie im Thal — —
Wie heiter ungetrübt das Leben bliebe,
Wär' dieser Kampf nicht zwischen Pflicht und Liebe!

Vielleicht hat ja die kluge Mutter recht,
Doch daß ich's anerkenne, ist schon schlecht
Und falsch gehandelt an der einsam Schönen,
Die ferne Sturm und Wetterbraus umstöhnen.

Sie sitzt im stillen Hörsterhaus und harret
Der Zukunft nach der bangen Gegenwart,
Und ich — — nein, nein, sei ruhig, denn ich komme,
Du todgeprüfte Dulderin, du fromme!

Die glänzend reiche Zukunft lockt mich nicht,
Und nie und nimmer ist es meine Pflicht,
Sie durch dein Herzenselend zu erkaufen,
Mich durch Verrat zum Schurken umzutausen!

Daß ich's nur denken kann! O niemals — nein!
Und würd' ich auch an Glück ein König sein,
Wenn der Versucherstimme Raum ich gäbe —
Ein andrer Himmel ist's, nach dem ich strebe!“

„Immer, immer nur
Folg' ich Deiner Spur!
Wenn's auch anders scheint,
Glaube nicht daran,
Bin dir treu vereint,
War's von Anfang an!

Immer, immer nur
Folg' ich deiner Spur!
Manchmal fühle ich
Bang und schwach zugleich,
Doch du rettetest mich
In dein reines Reich!

Giebt's auf dieser Welt
Schon ein himmlisch Heil,
Weiß ich, wer es hält,
Und mir wird's zuteil!
Darum immer nur
Folg' ich deiner Spur!“

VIII.

Das war für Kolf die allerschlimmste Nacht,
Die er in seinem jungen Sein durchwacht.
Das Dichtervort, ein Kämpfen sei das Leben,
Der Schlafgemied'ne fühlte es mit Wehen — —.

Sie hielten stets am Seil den armen Wicht;
Sein Leben war ein reuliches Gedicht.

In dem die andern flüchten Zeit' auf Zeile,
Er selbst die wenigsten zum eig'nen Heile.

Der weichen Seele fehlte drum die Kraft,
Die über alles hin sich Geltung schafft.
Ihm grante vor dem Kampfe mit den Seinen;
Wenn Frauen auch — drei waren's gegen Einen . . .

Der Vorwurf, der am tiefsten saß und traf,
War der, daß ihm die Seinen Freud' und Schlaf
Geopfert, um ihm frohe Studienzeiten
Mit wehen Händen darwend zu erstreiten.

Er schwärmte froh im schönen Heidelberg
Und ahnte Herrn Verkeo nach, dem Zwerg,
Indeß zu Hause still mit milden Blicken
Dem Lieblich sie das Taschengeld ersticken.

Die Opferflamme glommt in ihrer Brust;
Er aber hatte nicht darum gewußt.
Sie sprachen nie davon, die Lieben, Guten —
Erst heute sing die Wunde an zu bluten.

Wie ihm die Welle liebeheißes Blut
Zum Herzen schoß! Wie er voll stolzen Muts
Gelobte: bald schon sollten diese Wunden
Durch später Wohlthat Balsamöl gesunden!

Er war ja doch in Heidelberg nicht nur
Gewandelt Herrn Verkeos festschte Spur;
Er hatte auch gelernt, nach Schätzen graben,
An die nicht Kost, noch Notte Anspruch haben.

Nicht wie auf weitem Meer ein schwanker Kahn,
Rein, wohlgerüstet trat er auf den Klau;
Mit seinem Wissen will den Sieg er zwingen
Und dann den Seinen reife Früchte bringen.

„Nur rührt an meine Liebe nicht — sühwahr,
Dann schneidet ihr mir ab das Simsonshaar;
Ihr müßt mich von Marie nicht trennen wollen
Und meinem schönen Lieblich auch nicht großen.“

Sein Wort war dem Entkommen so viel wert,
Als sei die alte Eintracht eingeseht;
Gehoben fühlte er seinen größten Kummer
Und lächelt sich in einen kurzen Schlummer . . .

Da ist es freilich anders, Denn er hat —
Durch langes Kämpfen müd gemacht und matt —
Dem klugen Wort der Mutter sich ergeben
Und sieht sich nun in Aut und Würden leben.

Glatt wandelt seine Bahn er, mühelos,
Und der Erfolg ist dennoch riesengroß.
Ihm ist's, als ob ihn andre schieben, tragen, —
Da braucht's kein Kämpfen, Ringen, Zagen, Wagen.

Wenn er die Straße überschreitet, blüht
Sich jeder tief und voller Ehrfurcht rückt

Man ihm den Stuhl zum festlich reichen Mahle,
Schenkt ihm den Wein in schimmernde Pokale.

In seiner Rechten sieht er eine Frau.
Die ist in Sammt und Atlas ganz genau
Das Seitenstück zum würdevollen Gatten,
Auf dessen Brust die Orden Platz kaum hatten.

Die Mutter sieht er ferner, blühend rund,
Bis in die Fingerspitzen kerngesund,
Die Schwestern auch, vermählt an hübsche Männer,
Den Kopf so hoch wie preisgekrönte Renner.

Die Lust ist wie mit Flötenton erfüllt,
Nie schmußiggrau der Himmel ihm verhält:
Sein Leben ist ein Bad in lauen Fluten,
In dem die Glieder wohligh schaukelnd ruhen. — —

Da wachet er auf, die Stirn bedeckt mit Schweiß,
Im Hirn ein seltsam Summen, geisterleis,
Gleichwie zurückgeblieb'nes Meerestuscheln
Im perlentmatten Innern großer Muscheln.

Er setzt sich müde auf den Bettrand hin
Und fast dünkt's ihn ein schmerzlicher Gewinn,
Daß selbst im Traum die Fessel ihn empörte,
In die sein reines Leben nicht gehörte.

Nein, schleifen würd' ihm solchen Abfalls Schmach
Sein Lebenlang als Kette hinterrand,
Und dieser würdelosen Kette Klirren
Brächt' ihn gewiß zur Kerkerhaft der Irren.

„Sink in die Nacht zurück, du listig Bild
Mit Deinem Tempelzinnenablid', so schilt
Er laut, „Du sollst mich nie dazu verführen,
Unlaut're Flammen feig' in mir zu schüren.“ . . .

Da ihn der Traum auf falsche Bahn gelenkt,
So ist es wohl am besten, wie er denkt,
Den Schlaf zum zweitenmale nicht zu rufen —
Zumal die Sonn' erklimmt die Himmelsstufen.

Er rückt den Schreibstisch in den Frührotschein,
Beginnt mit glühenden Worten: „Ewig Dein“ —
Und fällt in raschem Schwung des Briefes Seiten,
Der zu Marie sein Vieben soll geleiten. . . .

Dann steht er frühelnd da und überlegt,
Wie glücklich jeder, der, was ihn bewegt,
In eine Freundesseele darf ergießen —
Wie gerne mücht auch er sein Leid erschließen. . .

Da steigt ein Leuchten im Gesicht ihm auf —;
Nur wen'ge Schritte und ein Boden drauß,
So öffnet sich ihm willig eine Pforte,
Dort harren die erschuten Freundesworte.

Des Vaters Schwester lebte, alt und krank,
Im Hinterzimmer, eng fast wie ein Schrant;

Er hat sie stets verehrt als Klügste, Beste,
Der guten alten Zeit verblich'ne Kestie.

Bei Blumen, Vögeln, altem lieben Land
Lebt sie, in ihren Krausenstuhl gebannt,
Und unter weißen Vocken hat sie Augen,
Die selbst noch heute zum Verführen taugen.

Die reinste Güte blickt daraus hervor,
Und scherzend fast gewinnt sie jedes Ohr.
Wenn langsam milder Klugheit Perleuregen
Vom Mund ihr gleitet zu des Hörsers Segen.

Kolf weiß, das Morgenrot ist ihr Gebet.
Nur kurz ihr Schlaf. Und rasch entschlossen geht
Er eine Treppe höher. Und gefunden
Hat bald er bei der Kranken das Gesunden . . .

Er kniete vor ihr, und sie strich sein Haar
Mit ihrer Hand, die gichtgeschwollen war:
„Am besten sieht den Jungen und den Alten,
Zeit und zu aller Zeit das Treuehalten.“ . . .

Getröstet ging er fort und kampfgeneigt,
Als hätt' sie Wunderbares ihm gezeigt . . .
„Wohl, jeder Widerstand, er muß erkalten
Durch Treuehalten — ja, durch Treuehalten!“ —

Die Liebe Kolfs zu seiner Mutter war
Die erste, heilig und unwandelbar.
Es galt nun, diese erste mit der zweiten
Durch klugen Kampf zum gleichen Ziel zu leiten.

Der Kampf erfordert Kämpfer. 'Kolf jedoch
War wen'ger für den Kranz und mehr für's Joch
Geschaffen. Seiner weichen Seele Flammen,
Sie sanken nur zu leicht in sich zusammen . . .

Die Mutter und die beiden Schwestern auch
Bekämpften Kolf nach list'gem Frauenbrauch
Nicht durch das laute Wort, durch Zorn und Schelte —
Ihr Waffenwerk war stumme, eis'ge Kälte.

Das war nun für sein zärtliches Gemüt,
Das froh im Sonnenscheine aufgeblüht,
Das Schlimmste. Mit im Krampf geschloss'nen
Bähnen
Bezwang der armen Schelm die wehen Thränen.

Er ging im Haus umher, blaß und verstört,
Wie Einer, der nicht mehr hinein gehört.
Bei Tisch ward ihm zu Gift schier jeder Bissen —
Die Mutter sah's, doch wollte sie's nicht wissen.

Da konnt' er rührend bitten wie ein Kind:
„So seid doch nicht so starr und hart gesinnt!
Es wird noch alles gut — wozu das Quäl'n?
Wozu uns selbst um Fried' und Freud' bestehlen?“

Hört erst und seht Marie, dann sagt ihr Ja
Und lobt und billigt alles, was geschah —
So richtet doch nicht blind mit harten Waffen,
Als habe Liebe nicht die Welt erschaffen!“

„Hör' endlich auf mit diesem kind'schen Vied,“
Die Mutter immer wieder kurz entschied. . . .
„Seit Wochen wartest, du auf eine Stelle —
Du weißt, warum so hoch und steil die Schwelle!“

Die Hand, die dir hinüberhilft, ist da —
Nichts anders braucht es, als ein kurzes Ja.
Du aber denkst an — ihre Puppenzilge,
Und wie mit ihr das Leben sich wohl füge.

Sie deckt ein Hungertuch dir auf den Tisch,
Indeß die Andre Braten bringt und Fisch . . .
Wer weiß, die erste läßt dich satt am Ende —
Nur zu, ich wasch' in Unschuld meine Hände!

Gieb immerhin ein Beispiel, wie ein Sohn
Der Mutter zahlt mit Undank, Spott und Hohn. . .
Sobald sie hier erscheint uns zu verlächen,
Pak' ich mit meinen Töchtern meine Sachen.

Wenn du mein graues Haupt vertrieben hast,
Nicht in der Fremde weißt, von Not erfasst,
Dann magst du deines Blickes dich erfreuen —
Der Mutter Glend braucht dich nicht zu reuen!“ . . .

Kolf wußte nicht, wie grausam Frauen sind,
Wie andres Blut in ihren Adern rinnt,
Wenn äußern Brunkes nicht'ge Möglichkeiten
Verheißend ihre Flügel um sie breiten.

Er sprang empor und riß vom Kleiderpfloz,
Die Wangen tieferblaß, den Leberroß
Und stürmte fort ins Nebeldampfen draußen —
Da war selbst mit dem Herbst noch bess'res Hausen.

Sobald er außerhalb der Häuserreih'n,
Ziel er ins erste beste Wirtshaus ein,
Und er, der sonst der Wäsfigite von Allen,
Schien sich in Weinesunmaß zu gefallen.

Das erste Glas zwang er sich an den Mund,
Bald aber trank er sich vom Groll genunt.
Er trant, bis die Erinnerung schön'rer Tage
Zu ihm erstickte Scham und Gram und Klage. —
(Fortsetzung folgt.)



Die Zeit.

Kein Erdenpilger geht in Einsamkeit,
Dein immer treu begleitet ihn die Zeit.

Sie führt das Kind durch einen lichten Raum
Von Spiel zu Spiel. Da geht es wie im Traum.

Dem Jüngling reicht sie lächelnd ihre Hand
Und spricht: Komm' mit nach deiner Sehnsucht Strand!

Erst blickt die Zeit dem Manne ins Gesicht
Und weist ihn auf den strengen Pfad der Pflicht.

Zum müden Greise endlich spricht die Zeit:
Bald darfst du ruh'n, dein Weg ist nicht mehr weit! —

— Kein Erdenpilger geht in Einsamkeit,
Dein immer treu begleitet ihn die Zeit.

Heinrich Hege.

Der Stieglitz.

Stieglitz auf deines Bauers Dach, was suchst du mich so fessam an?
Was weihst du dummer Tropf davon, was deinem Herren helfen kann?

Den hat der böse Frühling, ach, der frische Frühling krank gemacht,
Daß er als wie ein rechter Narr bald traurig ist, bald jauchzt und lacht.

Versteht du's, Wicht? Nun bläht du dich und schmetterst mir ein helles Lied;
Ach glaubst du, buntes Vögelchen, daß davor Liebesleid entflieht?

Ernst Wädler.

Nicht für dich.

Nicht für dich ist die Hütte gebaut,
Die am See traulich steht —
Für des Fischers junge Braut,
Die dort durch die Wiese geht.

Nicht für dich ist geöffnet das Thor
An dem weinranken Haus —
Ein Kind steht lächelnd davor,
Schaut froh nach dem Vater aus.

Und über den Gartenau
Grühen duftend die Rosen her, —
Was willst du nach Rosen schau?
Sie blühen für dich nicht mehr.

Was blickst du nach Hütte und Haus!
Sie hüten für dich kein Glück.
In die Fremde trieb dich's hinaus,
Was siehst du sehend zurück?

Die Heimal gabst du dahin,
Dein Haus ist des Wanderers Zelt,
So wolk' es dein ruhloser Sinn —
Nun wandre, durchwandre die Welt!

M. Wald.

Im Moor.

Durch die dämmernde Luft
Zieht ein leises Flüstern,
Dort wo überm Haldedufst
Hohe Tannen düstern.

Alle Fragen wirmeln sie
Wie gebannte Seelen,
Die sich im Warum? und Wie?
Ewig weiterquälen:

Und noch immer greift ihr Arm, —
Wellen zu beglücken, —
Aus der Sterne Silberchwarm
Sich die Frucht zu pflücken.

Doch die dunkle Sterne neigt
Zag sich und beklommen,
Daß, wie hoch ihr Wipfel steigt,
Sie nicht näher kommen.

Ferner warmer Nebelflor
Streift die Schleenbecken.
Abendröthlich glimmt das Moor
Dort mit seinen Becken,

Und im tiefen Spiegel winkt,
Schön und dustumwoben,
Wie das Glück im Auge blinkt,
Ferner Stern von oben.

Julius Havemann.

Der Klosterbruder.

Ein Kloster steht im Grunde,
Da gern der Pilgrim weilt,
Wo mir des Lebens Wunde
Für immer ward geheilt.

Von Krieg und Waffenspielen
Schall's noch in meinen Trauen,
Der Narben trag' ich viele,
Nur eine schloß sich kaum:

Da wir vor Toppe stritten
Und mich der Freund verließ! —
Das Koh, das ich geritten,
Das Koh durchsack der Spieß —

Und heim zu Weib und Kinde! —
Die schlug des Nachbarn Schwert.
Verwehl ist das Gefilde
Vom eingefunk'nen Herd.

Da war nicht meines Bleibens,
Valel gab ich der Zeit:
„Du bist nicht wert des Treibens
Nach Ruhm und Herrlichkeit.

Ein Kloster steht im Grunde,
Da gern der Pilgrim weilt —
Lach' seh'n, ob mir die Wunde
Des Lebens dort noch heilt!“

Es sieh'n die längsten Tage,
Aus Monden ward ein Jahr.
Im Kreuzgang ohne Klage
Sing ich in frommer Schaar.

Da kam's wie lindes Lächeln
Herab in meine Brust.
Ich ging und sah mit Lächeln
Der Leute Müß'n und Lust

Mich kennen rings die Städte,
Mir folgt die junge Braut;
Und schmolz dem Hans die Brete,
Ich geh und mach' es gut.

So tret' ich in die Thüren
Wie Bettelmönch's Brauch;
Und die ich grüße, spüren
Des ew'gen Friedens Rauch.

Und wem ich Worte gebe,
Der zählt sie zum Gewinn;
Denn seil ich nicht mehr lebe,
Weiß ich des Lebens Sinn —

Heim bring' ich Gab' und Heller
Nun müd und sonngebräunt,
Da lacht der Wein im Keller —
Der Prior ist mir freund —

Dieweil beim Büchertlesen
Der blasse Bruder wacht,
Das ist ein trotzig Wesen
Und mehrt die böse Macht,

Mir — schlafen alle Triebe
Nach Weisheit, Ehr und Geld —
Nur in dem Thun der Liebe
Gehört mir noch die Welt.

Curt Hacker.

Rote Rosen.

Ich wandre an der Heimal Meeresstrand
Und rote Rosen,
Liebesgesandte, trag' ich in der Hand.

Wie kofend wild sie das Gepsäht umlosen,
Die Wellen, — das Gestein, —
In Spiel und Wut die gleichen, ruhelosen.

Und sehnd weil' ich, bis entschläft die Stut
Und Sterngefunkel
Den Blick emporzieht und mit Gottesmut

Mein Herz erhebt aus tiefem Erdendunkel.

Die Wolken glühen auf am Abendschein
Und golden spiegeln
Im Abgrund sich die himmlischen allein.

Die Rosen auf des Seewinds matten Flügeln
Verstreu' ich in die Stut:
Ein Liebesbrief mit tausend roten Siegel!

Oswald Schmidt.

Junge Liebe.

Das Abendrot färbte die Dünen,
Die Wellen verklungen am Strand;
Ganz leise sumnten die Bienen
Ueber das träumende Land.

Es jagen in langen Scharen
Die Schifferboote landein;
Mit unsern sechszehn Jahren
Waren wir ganz allein . . .

Kein Lachen, kein Lorchentiller,
Kein lautes Leben mehr;
Immer heimlicher, immer stiller
Wurde es um uns her.

Carl Gulke.



Gottfried Keller.

Nach seinen Briefen und Tagebüchern.

II. Der Maler.

Vare fünfzig Gulden in der Tasche, die nötigste Kleidung und ein Duzend Bücher (namentlich Goethe und — Knigge's Umgang mit Menschen) im Ranzel, zog der einundzwanzigjährige Kunstschüler im Mai 1840 in München ein. Kleine Erlebnisse der Reise, die ersten Eindrücke der Kunststadt finden sich im Jugend-Roman getreulich verwertet. Am wenigsten behagte dem Neuling die eingeborene Bevölkerung:

Ein Ueberflüßiges, sittenloses Volk
Voll Fanatismus, Grobheit, Kälbertreuer
Voll Heil'genbilder, Knädel, Radtweiber —

beginnt ein urkräftiges Sonett aus jener Zeit. Ueber seine Kunststudien ist nicht viel Erfreulicheres zu sagen. „Einen regelmäßigen Studiengang“, erzählt Wädtyold, „hat er zu seinem Nachteil eben auch in München nicht durchgemacht. Einmal genügte seine Vorbildung eben nicht zur Aufnahme in die Kunstschule und dann war sein Fach, die Landschaftsmalerei, an derselben damals noch gar nicht vertreten. Berühmte Meister hielten nur in seltenen Fällen Privatschüler, daher trieb er seinen Beruf so, wie der übrige große Haufe der Kunstjünger: man ließ in den Pinakotheken und den regelmäßigen Ausstellungen des Kunstvereins herum, besuchte etwa das Atelier eines Malers. Im übrigen sah sich jeder auf die Selbstausbildung angewiesen. Hatte Keller bisher vorzugsweise aquarelliert, wollte er nun die Technik der Oelmalerei gründlich erlernen. Was er nicht konnte, konnte andere. So malte ihm einmal Freund Rittmeyer die menschlichen Figuren, alte Germanen, in eine Bären- und Büffeljagd hinein.“

Besagter Rittmeyer, dann die Schweizer Künstler Hegi, Bendel, Veemann, der Dichter Müller von Wyl und andere Landsleute bildeten Keller's Verehrer. Mehr als von gemeinsamen Arbeiten weiß Hegi von ihren Kueipereien zu berichten:

„Den obligatorischen Knieabenden der im Besfalle begriffenen Vandömannschaft wohnten wir gewissenhaft bei. Hier machte sich Gottfried — oder wie wir ihn nannten — „Trabo“ rasch bemerkbar.

Entspann sich eine Diskussion, so erröten seine trocken hingeworfenen Witze Gelächter; indessen rief er durch derbe, ja beleidigende Reden nicht selten Aufregung hervor. Als man beschloß eine sogenannte Kneipzettelung anzulegen, fiel die Wahl des Redaktors selbstverständlich auf Gottfried Keller, dessen Fähigkeit hierfür allgemein anerkannt war. Trotzdem er die Bedingung stellte, daß ihm auch fremde Beiträge geliefert werden sollten, blieb er so ziemlich einziger Mitarbeiter. Am Mittwoch Abend mußte das Blatt vorgelesen werden. Gewöhnlich hatte er am Nachmittage noch sein Wort, erschien dann auf meinem Zimmer und griff zu Papier und Feder. Abends belanien wir unsere Zeltung voll ergötzlicher Geschichten und satirischer Ausfälle. Ich erinnere mich besonders einer Vision, in welcher ihn der Geist Berscham in einer Nacht durch Himmel und Hölle leitet, wobei die Persönlichkeit des beschränkten werden, denen er da bezaichnete. Die Charakteristik war jedesmal so schlagend, daß man die Betroffenen sonlich mit Jubel erkannte. Nach der abendlichen Sitzung zeigte er sich oft übermüht und hätte, wie David, einen Goliath nicht gefürchtet.“

Nun erzählt Hegi von Kempelenen, die weiter nicht charakteristisch sind. Hingegen ist die Szene, wie Keller den Verlust seines Rohrstoßes, eines Erbsüßes vom Großvater Feldscheer, erlitt und aufnahm, sehr bezeichnend:

„Am ersten Mai ziehen die verschiedenen Künstlergesellschaften in corporo auf's Land, das Frühlingsfest zu feiern. Es war im Jahre 1842. Das Ziel unserer Wanderung bildete der Wald von Großhesselohe. Ueber den Bännen lag erst ein grüner Hauch, der den Sonnenstrahlen nicht verdrängte uns kräftig warm zu halten. Auch für die leblichen Bedürfnisse war bestens Sorge getragen. Wir verfaben uns mit einem schäumenden Trage und ließen uns an einem hübschen Plätzchen nieder. Man pflanzte die Stöcke hinter sich in die Erde, hängte Koch und Rüge daran, steckte die Pfeife in Brand und gab sich gemüthlicher Plauderei hin. Nach genügender Erfrischung erhoben wir uns zu einem Gange durch den Wald und zum Besuche der verschiedenen maleisch gelagerten Gruppen. Aber was ist denn meinem Gottfried? Er steht da und starr tödtlich erschrocken seine auf dem Boden liegenden Kleidungsstücke an. Kein Zweifel, sein Reetrohr ist verdorren. Er wirft sich in seinen Koch, stüßt seine Rüge auf und ist plötzlich weg. Ich ihm nach, Krakehl besüchsend. Der blieb denn auch nicht aus. Denn wie ein Adler auf seine Beute schießt, stürzte er auf alle Stöße, die einem Koch ähnlich sehen, los, riß sie den Trägern, ohne ein Wort der Entschuldigung aus den Händen

und gab sie ihnen ebenso zurück. Die Erklärung resp. Befestigung fiel überall mit zu. Blatt ließ sich nicht immer ab. Zwischen hinein wurde immer wieder eine Maß getrunken. So ging die wilde Jagd fort, bis alle Hoffnung, den gelobten Stock zu entdecken, geschwunden war. Noch eine kurze Rast, aber in gedrückt dämlicher Stimmung. Wir zwei schlugen summt einen Nebenweg ein. Nach einer Weile sahen wir flatternde Banner und hörten Gesang und Musik. Dann wurde es still. Am Abendhimmel stand ein Gewitter. Gottfried Keller setzte sich an den Rand des Weges und fing bestin zu weinen an. Ich suchte ihn lange vergeblich zu trösten und hatte schließlich Mühe, ihn zur Rückkehr nach Mänschen zu bewegen. Da ich nicht von seiner Seite wick, erhob er sich endlich und schritt mit mir durch die Nacht der Stadt zu. Damals konnte ich mir nicht erklären, daß der Verlust des Todes ihn so gänzlich außer Fassung gebracht hatte. Später begriff ich es. Es war nur der letzte Tropfen in den überfüllten Becher des Schmerzes. Seine unsicher-ärmliche Lage, selbtschlagene Künstlerhoffnungen bedrückten und bekränkten sein aufgeregtes Gemüth und die Wellen warfen das Schiffchen nach allen Seiten."

Ähnliches berichten auch die Briefe an die Mutter. Wächstold hat sich entschlossen, sie mitzutheilen, so Unerquickliches sie auch mitunter enthalten. Er hat recht daran gethan; sie sind eine Quelle reichster Belehrung über Kellers Wesen. Zudem sind sie für alle, die den „Orlino Heinrich“ schätzen, eine Fundgrube zur Erkenntnis, wie ein wahrer Dichter hinterdrein das Erlebte in Dichtung umsetzt.

Noch vor der Ankunft in Mänschen schreibt er:

Franzensfeld, 1. Mai 1840.

„Ich bitte Dich, liebe Mutter, Dir keine Sorge um mich zu machen; ich werde gewiß fortkommen. Ich habe bereits hier gelitten, daß man in der Fremde weit mehr nach seinem wahren Werth geachtet wird, als in seiner Heimath. Man ist überall zuvorkommend gegen mich. Was meinen Luterhalt in Mänschen betrifft, so werde ich sehr wohlfeil ankommen, wenn es so fortgeht; denn seit ich von Zürich fort bin, mag ich gar nichts mehr essen. Wenn ich eine Wurst oder ein wenig Braten esse, so bin ich den ganzen Tag voll; aber Du wirst nicht denken, daß ich deswegen nicht wohl sei.“

„Ich danke Dir, liebe Mutter, nochmals für Alles, was Du an mir gethan, und bitte Dich, nicht zu denken, daß ich es nicht anerkenne, weil ich eine raube Aeußenseite habe. Ich kann halt keine schönen Worte machen; aber deswegen empfinde ich gewiß Alles, was ein rechter Sohn empfinden muß. Ich hoffe nur, Dir einst alles noch vergelten zu können.“

Hier die Antwort der wackeren Frau:

„Es freut mich, wenn Du zur Erkenntnis kommst und einsehst, wie manches Jahr schon ich mich selbst vergeßend alles an Dich gewendet und gepörrt habe. . . Gern will ich vergehen lassen und Sorge für Dich tragen, wenn nur kein unglückliches Schicksal Dich treffen muß und Du nur Dein ehrliches Auskommen findest und ich Dich einst als ein rechthaffener Sohn wiedersehen kann. Dies ist mir Vergeltung genug.“

Die nächsten Briefe Gottfrieds verfolgen den doppelten Zweck, die Mutter darüber zu beruhigen, daß er auf gutem Weg zu seinem Ziel sei, und sie zu reichlicheren Geldsendungen zu veranlassen. „Man kann“, erzählt er z. B. bebaglich und mit

offenbarer Spitze gegen die Heimat, „über die Straße gehen, ohne daß man von allen Seiten begafft oder für stolz ausgeschrien wird. Kein Mensch achtet auf den andern, alles geht bunt durcheinander. Kommt man aber mit den Leuten in Berührung, so sind sie höflich und gefällig.“ Aber derselbe Brief klagt auch: „Die Reisenden werden fürchterlich ausgegogen allenthalben. Jetzt habe ich mich aber eingerichtet“ u. s. w. Im nächsten Brief, wo er wieder eine größere Sendung aus seinem Ertheil wünscht, sucht er dies wie folgt zu begründen: „Ich habe im Anfange gewaltig gejezt und bin nirgends hingegangen. Wenn ich an einem Tage etwas über's bestimmte Maß hinausgebracht habe, so fraß ich auf den andern garnichts; allein das war sehr dumm. Ich muß mir die Fremde nicht nur in Hinsicht der Kunst, sondern auch in anderer gesellschaftlicher Beziehung zu nütze machen; denn ich war von Pause aus in vielen Sachen noch sehr ungeschliffen und schüchtern, und das ändert sich nicht, wenn man in der Fremde hinter dem Ofen hockt. Ich mische mich also unter die Leute und lerne von jedem, was zu lernen ist. Auch habe ich mich in den bayerischen Kunstverein aufnehmen lassen, was mich aber zwölf Gulden kostet alle Jahr. In dessen ist der Nutzen weit größer; denn nicht nur lerne ich sehr viel dadurch, sondern ich kann später meine Sachen besser verkaufen“. Aber er hatte nur noch, alles in allem, von Vatersseite etwa 200 Gulden zu verzehren, und so mußte die Mutter wohl lachen. Er kam ewig nicht aus; zudem besiel ihm im Herbst 1840 ein schwerer Typhus. Es berührt eigen, daß ihm die Mutter unmittelbar vor seiner Erkrankung schrieb:

„Mir träumte leztlich von Dir, nämlich, Du seist heimgekommen in zerrissenen Kleidern an und so mager und blaß, daß ich erschau über Deinem fürchterlichen Aussehen. Trage doch Sorge und Ordnung für Deine Gesundheit und Kleider, daß ich nicht so etwas erleben muß!“

Als er der Mutter nach überstandener Gefahr meldete: „es hätte mich beinahe genommen“, war sie in größter Sorge; sein Vormund und Oheim freilich dachte, wie die Mutter meldete: „Du seiest etwa in Schulden gerathen und (hättest) etwa dafür eine Krankheit angegeben“; gleichzeitig beschwor sie dem Sohn, heimzukehren. Gottfried wies den Gedanken, er hätte seine Krankheit erheuchelt, mit Entkräftung zurück und fuhr fort:

„Was das viele Gebrauchen betrifft, so weich ich am besten, für was ich es ausgabe, auf jeden Fall nicht für's Knuppen. Was Deine Meinung betrifft, daß ich wieder nach Hans kommen sollte, so traust Du mir da nicht viel Charakter zu. Die Leute werden ein schönes Gelächter haben. Ich habe einmal meine Bahn angetreten und werde sie auch nollenben, und müßte ich Regen freuen in Mänschen.“

Die Mutter gab sich drein, aber den Rest des

Ertheils konnte sie doch nicht so rasch senden, wie der Sohn wünschen mußte. Und so wettete er denn endlich (26. November 1840) drein:

„Ihr scheint zu Hause zu glauben, daß man in München von der Luft leben könne; denn es ist jetzt schon mannde Woche verfloßen, seit ich geschrieben habe, daß ich mit meiner Barschaft fertig sei. Hätte ich nicht etwas verkaufen können, so wäre es müßlich geblieben; aber zudem habe ich dennoch schon etwas von Bekannten borgen müssen. Aber jetzt sind wir alle miteinander an dem Grunde, und es hat keiner nichts mehr. Ich male gegenwärtig an einen größeren Erfolg, das ich verkaufen werde, aber das folgt noch Zeit.“

Endlich kam das Geld mit einem Brief der Mutter, in dem die folgende Stelle besonders rührend anmuthet:

„Mir träumte diese Woche ehest, Du seiest bekommen und zwar auf einem prachtvollen Pferde, sehr schön gefleddelt! Das war mir eine größere Freude, als der vorige Traum, in geschrieben Kleidern und schrecklich blaß und mager. Feuer bedeutete Deine Krankheit; was aber dieser für eine Bedeutung hat, weiß ich noch nicht, und gebe Gott nichts Böses.“

Vier des Sohnes Antwort:

„So sehr gelegen mir das Geld auch kam, so hat mich doch Deine Liebe und Sorge noch weit mehr erquickt. Daß Du je Mangel leiden solltest wegen mir, liebe Mutter, werde ich zu verhiessen wissen; denn, wenn ich das, was mir zukommt, verbraucht haben werde, so werde ich, es mag mir geben wie es will, doch nichts davon schreiben, sondern mir selbst zu helfen suchen. Ich hoffe auch und habe Gott schon oft darum gebeten, daß ich bald im Stande sein möchte, Deine vielen Sorgen und Opfer, die Du mir schon gebracht hast, vergelten zu können. Aber für jetzt muß ich Dich zum letzten Mal plagen und Dich bitten, mir noch vier Louisd'or u. s. w.“

Er erhielt das Geld, aber die Zusage, die er im selben Briefe gab, bald an's Bilder-Verkaufen zu denken, konnte er nicht einlösen. Er malte ja immer nicht unfleißig drauf los, aber es wurde nichts Rechtes. Die Freunde verkehrten ihm dies auch garmicht; der und jener regte an, ob er es nicht lieber mit der Schriftstellerei versuchen wolle. Sie hatten guten Grund dazu; in den Kleinigkeiten, die er für das „Wochenblatt“ der Landmannschaft schrieb, war das Talent eben glattweg nicht zu verkennen. Hier als Probe die Fabel:

Die Leuchtwürmchen und die Sterne.

Zur Zeit der Abenddämmerung saßen drei oder vier Leuchtwürmchen in einer Wiese unter den Kräutern und Blumen, und man sah, wie sie geheimnißvoll die Köpfe zusammenstreckten, emsig hin- und herkröchen und sich eifrig besprachen, so daß man glauben mußte, es sei etwas Wichtiges im Werke. Als nun die Nacht auf die Felder und Büten herniederfiel, und die Sterne am Himmel erglänzten, da erkommen sie einen hohen Grasbalm und sprachen zu den Sternen: „Ihr lieben Sternlein, Ihr müßt gewiß sehr müde sein von Eurem allmächtigen Wachen, drum geht einmal ohne Sorgen schlafen, wir wollen indes die Erde für Euch beleuchten.“ Die Sternlein lächelten einander an und verborgen sich zum Späße hinter kleine Wolken; die Leuchtwürmchen aber glänzten die ganze Nacht hin-

durch aus allen Leibeskräften und am Morgen melnten die guten Thierlein, sie hätten die Erde erleuchtet.

Wir wissen, der Gedanke, ob nicht etwa ein Dichter in ihm stecke, war Kellers schon früher flüchtig gekommen. Doch lehnte er nun jede solche Anregung schroff ab; freundliche Worte, die ihm einige im Kunstverein ausgestellte Werke eintrugen, scheinen ihm freilich weniger Mut gemacht zu haben, als er der Mutter gegenüber betonte, aber er wollte nun ausharren, nicht als Gestrandeter nach Zürich heimkommen. Da nun das Erbe verausgabt war, so mußte die Mutter aus ihren kargen Ersparnissen aushelfen; sie that's, so lang es ging. Da erfuhr sie aus dem folgenden Brief vom 13. August 1841 zu ihrem Schrecken, wie es innerlich um ihn stand:

„Du fragst mich, wie es mir ergehe? Würde ich persönlich vor Dir stehen, so würde ich die Aktien zuden und ein weinerliches Gesicht schneiden; so aber laun ich Dir nur melden, daß es nicht so geht, wie ich es geglaubt habe, und daß ich mich darin getäuscht habe, daß ich glaube, ich könne schon genug, um mich durchzubringen, d. h. als Künstler. Mut muß ich aber zu meiner Demüthigung erfahren, daß mir noch gar Manches abgeht, und daß ich durchaus noch kein rechter Künstler bin. Ich weiß freilich alle Hauptfächer und habe auch Ideen und Ausdauerkraft, habe hier Vieles gelernt; aber es fehlt mir immer noch an Übung und derjenigen Vollkommenheit, die nothwendig ist, um ein gutes Bild, das von Kennern gelobt wird, zu malen.“

Ihm fehle, fährt er fort, „die letzte Feile, die letzte Übung.“ Er könne sich nicht die Zeit lassen, gründlich zu arbeiten; die Sorge hege hinter ihm her. So bitte er denn die Mutter, fünfshundert Gulden aufzunehmen und für ihn zu verwenden. Selbstverzüglich werde er, sobald er könne, die Schuld bezahlen. Aber nachdem er dies alles geschrieben, beginnt sein ehrliches Herz zu pochen. Und so bittet er die Mutter schließlich, sowohl den Historienmaler Vogel in Zürich, als auch den Onkel Scheuchzer darüber zu Rathe zu ziehen. Er werde ihr eine Komposition in Oelfarbe senden, nach der möge Vogel urtheilen, ob sich dies Opfer für seine Zukunft lohne.

„Was mir immer Tag und Nachtummer und Sorge machte, das ist nun da!“ heißt es im Antwortbrief der Mutter; er ist ein wahrhaft rührender Beweis der Liebesfülle, der Opferfreudigkeit dieser edlen, schlichten Frau. Der Gedanke, eine für ihre Verhältnisse so ungeheure Summe aufzunehmen, ist ihr, der verkörperten Rechtlichkeit und Sparsamkeit, fürchterlich, dennoch geht sie sofort zu Vogel. Er rät energisch ab, noch ehe er Kellers Bild gesehen; er halte nach seiner regellosen Ausbildung nichts von seiner Zukunft, sagt er offen; auch könne es ihn ab, daß der junge Mann nicht durch Kolorieren oder sonst wie selbst sein Brot und die Mittel zur höheren Ausbildung erringen wolle. So schickt sie nur

einen kleinen Betrag, zu dem die Patin, Frau Defau Schinz, 20 Franken hinzugelegt, und schließt mit Worten, die deutlich erweisen, wie flug die Gute ist:

„Du hast nun in kurzer Zeit vieles erfahren, hast auch einen Vorstoß von Roth und Mangel; allschön es tömte mit der Zeit noch schlimmer kommen. Nicht, daß ich Dich von Deiner Arbeit abhalten will, aber meine mütterliche Meinung darf und muß ich Dir doch sagen. Was hast Du noch von einem Leben, wenn Du mit Roth und vielen Schwierigkeiten Dich durch die weite Welt schleppen müßt, um höchstens Dir nach dem Tode ein bißchen Lob und Ruhm zu erwerben! während Du in Deiner Heimat ein bequemes Leben und Deiner Mutter Freude und Erleichterung machen könntest. Bedenke daher Deine Zukunft! Gott leite Dein Schicksal zu Deinem und meinem Glücke!“

Man kann kaum gartfühlender schreiben. Kein Wort, daß den Trost des Sohnes wecken, sein Selbstgefühl verletzen könnte: möglich, daß er sich „Lob und Ruhm“ übers Grab hinaus erwirbt, aber in der Heimat hätte er ein gutes Leben. Wie, sagt sie freilich nicht, weiß es auch nicht. Aber sie denkt offenbar: in München geht er zu Grunde; daheim könnt' er doch noch ein nützlicher Mensch werden.

Diese Sprache verfehlte denn auch den Eindruck auf Gottfried nicht ganz. Wohl betont seine Antwort „die einzige Neigung zur Landschaftsmalerei“, aber zudem wisse er ja nichts anderes: „Daß ich kein eigentliches Handwerk mehr erlernen könnte oder etwa in einer Handlung als Postbub einsteigen würde, wirst Du selbst begreifen. Hätte ich Vermögen oder Unterstützung, so würde ich vielleicht nicht ungern die Rechte studieren, aber so wird es am besten sein, ich bleibe bei meinem Leisten . . .“ So schleppte er sein trübseeliges Leben noch einige Monate fort, kam immer mehr herab und hungerte nicht selten buchstäblich. Da brach endlich die Katastrophe herein. Anfang Dezember 1841 wurde die Mutter auf's Züricher Stadthaus zitiert: die Münchener Polizei habe angefragt, ob die Angabe des Gottfried Keller, der daselbst „ein Maler studiere“, richtig sei, wonach er Geld vom Hause zu erwarten habe und dann seine Schulden werde decken können. Der Beamte fügte bei, er kenne Gottfried als leichtfertig, die Mutter möge ihn „der Polizei überlassen“. Tödtlich erschrocken gab die Witwe zu Protokoll, der Sohn werde Geld erhalten und entlehnte bei einer Freundin 300 Gulden. „Auf Seitenwegen trug sie die Hälfte dieser Summe als großes, unförmliches, überall mit Schnüren und vielem Siegelack besetztes Packet in ihrem Mantel auf die Post und erste dann, wie wenn sie etwas Unredliches verübt hätte, wieder heim auf ihr Sorgenfüßchen am Spinnrad. Ganz wie im „Grünen Heinrich“, dessen Schuldenwesen keine dichterische Erfindung ist.“

Die 150 Gulden waren natürlich nur ein Tropfen auf einen heißen Stein; auch den Rest des Winters verbrachte er unter Kummer und Entbehrung. Daß in seinen Bildern, namentlich was Erfindung und Stimmung betrifft, Talent war, nur daß es eben an technischem Können fehlte, zudem auch an Geduld in der Ausführung, war fast ein Unglück für ihn: es hielt ihn in der betretenen Bahn fest und gab ihm doch nicht Brot noch Erfolg. Wer auch hätte seine Bilder kaufen sollen? Die Kunsthändler? Er war unbekannt, seine Bilder unfertig. Oder Mäcene? Er konnte keinen! Jener Mäcen, der ihn am besten hätte helfen können, hatte ihn freilich zwei Male angesprochen, aber nur auf sein originelles Meßere hin. Es ist eine drohlige Geschichte. Als Keller einmal die Ausstellung im Kunstverein besichtigte, trat König Ludwig I. ein; der junge Schweizer retirierte ins nächste, dann ins dritte Zimmer, wo er sich eisrigt, ohne anzublicken, in die Betrachtung eines Gemäldes vertiefte. Aber der König trat heran: „Auch Künstler?“ fragte er. — „Ja, Majestät“, erwiderte Keller und schob ab. Am nächsten Tage holte ihn der König auf der Straße ein, schlug ihm auf die Achsel, sagte aber nur lächelnd: „Haben uns auch schon gesehen!“ und ging weiter. Und das war gut, sonst hätte der junge Schweizer in seiner Unbeholfenheit ein zweites Mal Reisens genommen. Ueber den Umgang mit Königen stand wohl in seinem Kinnige nichts.

Obendrein hatte der Kernste auch noch besonderes, ausgefuchtes Pech. Der Kunstverein brauchte für seine Verloosung noch einige kleine Bilder zu billigem Preis; Keller bot eine Landschaft zu 6 Louisdor an, sie wurde unter der Bedingung einer kleinen Aenderung angenommen. Er eilte heim, pinselte am Bild herum, lehnte es an den Ofen, damit es trockne, und ging in die Kneipe, „ein Glas Bier auf den glücklichen Handel zu trinken.“ Als er heimkam, war die Landschaft angebrannt, die 6 Louisdor verloren! Man hat die Wahrheit der tragikomischen Epifode, die sich ja auch im Jugendroman findet, angezweifelt, doch beweist nicht bloß der Brief an die Mutter die Richtigkeit, sondern auch das Bild selbst. Keller hat es nachträglich ausgebeßert und in der Zeit seiner bittersten Not an einen Tröbder verhandelt; dann wanderte es von einem Laden in den andern, bis es in jüngster Zeit ein Schweizer Maler, Welti, entdeckte. In der Woche, da diese Anzeige geschrieben wird, geht die Notiz durch die Zeitungen, daß es ein Kunstfreund um einen hohen Preis erworben hat. Sic eunt fata hominum! — Die Summe hätte damals genügt, Kellers ganzem Leben eine andere Wendung zu geben.

Auch mit einem Bilde, daß er 1842 zur Züricher Ausstellung schickte, gieng ihm übel: es kam beschmutzt an und mußte erst notdürftig gereinigt werden, ehe es seinen Platz fand. An einem Tage, wo der Eintritt frei war, giengen die Mutter mit Regula hin. „Es wurde“, schreibt sie dem Sohne, „mit großen Augen von uns Nichtsehnern bewundert. Ich stand lange mit Nachdenken dabei und berechnete eben die Kosten der Nahe und die Zeit der Arbeit. Und dann wieder die Besorgnis, wenn es hier nicht verkauft wird! Freude und Kummer wechselten stets meine Gedanken.“

Es blieb beim Kummer, das Bild blieb unverkauft. Ueber Gottfried kam nun, obwohl die Mutter immer wieder auslief, die fürchtbarste Not: seine Bilder, Aquarelle, Kartons wanderten zum Tröbler, Stück für Stück zu 24 Kreuzer! Als er nun nichts mehr hatte, blieb er verzweifelt zwei Tage im Bette liegen, ohne einen Bissen Brot. Die Scham vor den Hausleuten trieb ihn auf: als er angstvoll seine Habe durchwühlte, ob sich nicht doch noch etwas finde, kam ihm ein goldenes Ringlein in die Hand, das ihm wieder für einige Tage ernährte. Das „Flötenwunder“ des

Jugendromans, ebenso die Geschichte mit den Zahnenstangen, sind buchstäblich erlebt. Der Tröbler ließ sich von ihm eine Arie auf der Flöte vortragen, und kaufte sie ihn dann um einen halben Gulden ab; die Zahnenstangen strich Keller im Oktober 1842 zu der Vermählung des Kronprinzen Max blauweiß an. Weiß der Himmel, wie lange er es noch so fortgetrieben, wohin er schließlich geraten wäre! — Vielleicht war's ein Glück für ihn, daß der Hausherr schließlich ihn der rückständigen Miete wegen auf die Straße setzte.

Da endlich machte er sich auf den Heimweg. Ein Landsmann half ihm bis Lindau, ein Freund bis Frauensfeld durch; dort blieb er einige Tage, bis er sich endlich heimgetraute. Wie er so in zerklüftem Rock, abgehärmt und halb verhungert, der Mutter ins Haus kam — es war wie eine Verfürperung ihres bangen Traums! Aber das Schlimmste war — was sollte nun aus ihm werden, dem nahezu 24jährigen Mann, der nichts war und nichts konnte, was aus ihr, die sich selbstwegen in Schulden gestürzt?

Es sollte lange währen, bis das Geschick ihnen beiden darauf eine freundliche Antwort gönnte.

Angedruckte Briefe und Verse von Ferdinand Freiligrath.

„Große Dichter sieht man bei Nennung ihrer Namen im Geiste wie auf dem Piedestal ihres Ruhms; augenblicks hat man ihre Werte und deren Bedeutung gegenwärtig“. So beginnt die Biographie, die vor Freiligrath's gesammelten Dichtungen steht. Ob er ein „großer“ Dichter war, wird von der Bedeutung abhängen, die man mit diesem Wort verbindet, aber im Uebrigen ist der Satz unbedingt wahr: so echt ist eine Volkstümlichkeit, so scharf geprägt seine Gestalt, daß wir ihn alle kennen und heute, wo die politischen Kämpfe seiner Zeit abgethan sind, auch alle, oder doch fast alle in demselben Lichte sehen.

Eben darum und weil er eine klare, wahre, leicht zu erfassende Natur war, wird schwerlich jemals Ungedrucktes von ihm oder über ihn zu Tage treten, das uns Jünger an dem Menschen und Dichter enthüllt, die uns bisher unbekannt gewesen sind, geschweige denn solche, die wir mit den bisher bekannten Jünger ver-einigen könnten. Auch von den Briefen und Versen, die uns heute vorliegen, gilt dies nicht. Wohl aber vermögen sie uns seine lieb vertrauten Jünger frisch und lebendig zu erneuern, und sind so interessant, daß man sie gern und sogar nicht ohne Nutzen für die wahre Erkenntnis seines Wesens lesen wird. Daß sie aus verschiedenen Zeiten seines Lebens stammen, und uns an den frühlichen jungen Dichter, den kämpfenden Mann, den lebenswürdigen älteren Herrn erinnern, ist ein Vorzug mehr.

Im Vollgefühl jungen Ruhms und Glücks ist der

folgende, an Josef Du Mont, den Verleger und Eigentümer der „Aoluischen Zeitung“ gerichtete Brief geschrieben:

Hochgeehrter Herr und Freund!

Nehmen besten Dank für Ihre letzte geneigte Zuschrift. Ich sehe aus der heutigen (sonntäglichen) Zeitung, daß sich Roland fortwährend bei den wackeren Rheinländern zu insinuirten weiß und schide Ihnen nunmehr auch meinerseits meine dritte, ebenfalls recht hübsche Visite. Eine dringende Bitte habe ich aber in Bezug auf dieselbe auszusprechen: Drucken Sie, wenigstens dies einzige Mal, doch sämtliche Motte mit ab! Es ist klein dabei, was irgendetwie mißgebeutet werden könnte, ich kann sie alle vertreten, und verspreche mir von ihrem Abdruck nicht nur viel Spaß, sondern auch, durch den Spaß, den sie machen, viel neue Theilnahme. Bei späteren Visiten werde ich nach Kräften streichen, diese jedoch hätt' ich gar zu gern ganz gedruckt und hoffe drum, keine Fehlschritte bei Ihrer Güte gethan zu haben! —

Die beiden Danksagungen von mir beziehen sich auf Stickereten, die mir anonym zugefandt sind. Eine davon ist eine feierliche Tafel mit den Worten darauf: Des Knappen Sedel — Der Spaß hat mir wirklich ungeheure Freude gemacht.

Haben Sie die Güte, Herrn Stoll freundlich von mir zu grüßen und ihm für seine schmeichelhaften Sendungen meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Ich werde so frei sein, ihm nächstens selbst einmal zu schreiben. — Die Shakespeare-Annonce leg' ich wieder bei und bespreche das Weitere darüber mit Ihnen mündlich. Vorläufig übersey' ich zu meinem Vergnügen fort; — zunächst wollen wir die Wagner'sche Uebersetzung einmal abwarten und bitte ich, mir solche doch gleich beim Eintreffen zuzuschicken zu lassen. — Den Röser (wenn er roh ist) lassen Sie mir doch gef. hübsch, stark und einfach binden; ich nehme ihn s. Z. selbst mit. — Der Herr ist stark in den Schwachen. Gotta schreibt mir so eben, daß meine 2te Auflage vergriffen ist, und daß die 3te unter die Presse muß. 1250 Exemplare in stark 3 Monaten sind doch keine Kleinigkeit, mir ist ordentlich herzlich dabei zu Mute, und ich will heute Abend auch ein Miserabekchen extra trinken. Amen, Sela! — Von Zimmermann bin ich noch immer ohne Nachricht. Weiß man noch nicht, ob er nach Köln kommt? — Daß ich vorgestern auch Mehnes eingeladen, hab' ich Ihnen, glaub' ich, schon geschrieben? — Vor Karneval werd' ich doch wohl nicht wieder nach Köln kommen; — Mayerath wird mich hier besuchen und Linick nun wohl endlich bald verlassen, der feierliche Sphymänjerch. —

Mit aufrichtiger Hochachtung Ihr freundschaftlich ergebenster
F. Freiligrath
Stroldensfels, 26. Jan., Abends 7 Uhr.

Der Brief bedarf einiger Erläuterungen. Mit dem „Roland“ ist das 1840 im Verlage von M. Du Mont-Schaumburg in Köln erschienene „Roland-Album“ gemeint, eine von Freiligrath redigirte Anthologie, deren Reinertrag als Besizer für die Wiederherstellung des eben eingestürzten Bogens der Ruine Rolandbed dienen sollte. Sowohl die Verlagsbandlung, als der Herausgeber sammelten Subscribenten; wie man sieht, war der Dichter auch nach dieser Hinsicht eifrig am Werk und es war jedenfalls ein praktischer Vorschlag, die Motte, mit denen die Spender ihre Gaben begleiteten, mit abzu drucken und dadurch die Gabeln anzuzeuern. — Mit dem Gedanken einer Shakespeare-Uebersetzung trug sich Freiligrath lange; vollendet hat er nur (1849) die Nachdichtung von „Venus und Adonis“. — Der Erfolg, von dem der Dichter berichtet, bezieht sich auf die erste Sammlung seiner „Gedichte“, deren erste Ausgabe 1838 erfolgt war. — Wie treu Freiligrath Zimmermann anhang, ist bekannt; Beweise hierfür sind sein 1842 erschienenes „Schriftchen: Karl Zimmermann. Blätter der Erinnerung“ und die herrlichen Strophen: „Zu Zimmermann's Gedächtnis“ in der Sammlung: „Ein Glaubensbekenntnis“. — Philipp Josef von Mehnes (1779 — 1843), seit 1819 Curator der Universität Bonn, war ein seiner Zeit mit Recht geschätzter, heute mit Unrecht vergeßener Novellist und Lyriker. — Christian Josef Mayerath (1816 — 1876), der rheinische Dichter, redigirte bekanntlich mit Freiligrath und Einrod das „Rheinische Jahrbuch“; der „feierliche Sphymänjerch“ hielt sich damals, mit seinem Assessor-Examen beschäftigt, in seinem Heimatort Linick in der Rheinprovinz auf. — „Stroldensfels“ ist die humoristische, ironisch an „Stotzenfels“ anknüpfende Bezeichnung für Lutet, den damaligen Wohnsitz Freiligrath's, wo er eben seine

nachmalige Gattin Ida Melos kennen gelernt hatte. — Zwischen diesem Brief und dem folgenden liegen nur fünf Jahre, aber was Alles hatte Freiligrath in dieser Zeit erlebt! Er hatte geheiratet, war ein allgemein bekannter Dichter geworden, hatte eine königliche Pension erhalten, zwei Jahre später auf sie verzichtet, war aus einem unpolitischen Dichter ein Radikaler geworden und hatte sich nach dem Erscheinen seines „Glaubensbekenntnis“ in's Ausland, zunächst nach Brüssel, dann nach der Schweiz flüchten müssen. Im September 1845 wurde ihm dort ein Töchterchen geboren. Er schickte seinen Freunden die übliche gedruckte Anzeige:

Verwandten und Freunden die ergebene Anzeige, daß meine Frau

Ida, geb. Melos

gestern Nachmittag von einem gesunden Mädchen glücklich entbunden worden ist.

Magenberg a. Järichsee, d. 12. September 1845.

Ferdinand Freiligrath.

Das Exemplar, das uns vorliegt, hat Freiligrath an einen, in Darmstadt lebenden Freund gefandt und mit folgendem handschriftlichen Zusatz versehen:

Tausend Dank, lieber Freund, für die herrlichen Zellen, die Sie mir verwichenen Winter in meine Bräustier Einsamkeit zukommen ließen. Obenselbst finden Sie Rebanche für jene Freude! Ich nehme nämlich an, daß Sie fortfahren, an meinen Geschieden wohlwollenden Antheil zu nehmen und daß Ihnen demnach auch meine heutige frohe Botschaft eine Freude sein wird. Wir sind sehr, sehr glücklich! Mutter und Kind sind fortwährend wohl und ich bitte Gott, daß ererner Alles gut geben lassen möge! — In Ihrem Briefchen meinten Sie, ich hätte einen neuen Kock angezogen. Dem ist aber nicht so, lieber Freund. Es ist durchaus derselbe alte Kock, nur habe ich die ranhe Seite nach außen gekehrt. — Ihnen, wie Ihrer lieben Gattin und Ihren Kindern dieie herrliche Grüße von mir, meiner Frau und meiner Schwägerin. Ende October werden wir nach Zürich über und ich werde mich aufrichtig freuen, wenn Ihre Heiseu Sie einmal wieder an meinen Herd föhreten. Nach Deutschland lebr' ich wohl nicht so bald. In alter Liebe und Freundschaft

Ihr Ferdinand Freiligrath.

M. 21. September 1845.

Man weiß, daß die Hoffnungen, die Freiligrath nach der Schweiz geführt, sich schlecht erfüllten; er konnte das Brod für sich und die Seinen nicht erwerben und mußte nach London gehen. Das Jahr 1848 führte ihn bekanntlich, allerdings nicht für lange, nach Deutschland zurück, und er mußte wieder in's englische Exil zurückkehren. Aber bekannt ist auch, mit welcher Treue er dort am deutschen Vaterland und den deutschen Freunden gehangen; wer ihm freundschaftliches erwiesen, für den hatte sein Herz das treueste Gedächtnis, und nicht selten waren die Freunde überrascht, wenn sie auf die Anzeige einer Taufe, einer Hochzeit in ihrem Hause als föstliches Geschenk ein Lied von ihm erhielten. „Diese Gelegenheits-Gedichte“, bemerkt sein Biograph mit Recht, „zeugen von dem

echten Humor des erfahrungsvollen Herzens... Bis zum Uebermuth oft in Züßalt wie Keinspiel tummelt sich die frohe Lust, die warme Herzlichkeit, die sinnlich-bettere Lust in diesen verschiedenen Hochzeits-, Tauf-, Pather- und Freundschaftsgrüßen."

Ein solches Blatt, an Freunde an Niedertbein zur Taufe eines Töchterchens gesendet, verdanken wir der Liebenswürdigkeit einer Freundin dieser Zeitschrift.

Das Gedicht ist im Namen seines damals vierjährigen Sohnes Percy abgefaßt und bedarf in seinem derben und doch so liebenswürdigen Humor keines weiteren Commentars.

Zur Kindtaufe 15. Juni 1856.

Ich bin meinem Alten sein jüngster Sohn;
Und er meint, ich wär' ein Gewaltthat' schon;
Denn er schickt mich bereits auf die Schulbank, o weh,
Und ich weiß' auch ohn' Fehler schon mein ABC;
Und ich fiel mir erst gestern in die Stirn ein Loch,
Und ich mach' nur zuweilen in die H... noch!

Zwar im Sprechen da bin ich noch ein kleiner Ochs,
Meine Kletterboz, die nenn ich meine Chatterboz;
Und ein Gentleman, daß ich's frei bekenn',
Ist mir alleweile nichts, als ein Schempelmann;
Und besieg ich meinen Alten und reise huchepach
So sag ich halt mit Cachen: er trägt mich huppehach!

Doch sonst und im Ganzen („Gottlob und unbefahren,"
Pflieg der Alte zu sagen) bin ich trefflich wohl-
gediehn;

Sin von Schullern breit und bin breit von Brust,
Und werde vier Jahr alt im nächsten Auguß,
Bin feiß und bin fest, steh auf Beinen derb und grad',
Und mein Name, daß ihr's wißt, ist Percy Freitig-
rath

Meine Nase die ist stumpf, meine Stirn ist hoch und breit,
Und mein roter kleiner Mund ist voll Cachens allezeit,
(Auch voll Cullerbrods — nun ja! — was wahr ist,
das bleibt wahr!)

Meine Augen sind schon braun, doch lücht noch ist
mein Haar;

Am Morgen ist es glatt, am Abend meist zertraußt,
Doch — ja, was wollt ich sagen? ich bin noch nicht
getauf't.

Als ein Heide, leider Gottes! wuchs ich auf bis heran.
Und bin doch schon ein Füngling und bin doch bald
ein Mann;

Und es möchte mit der Zeit an der Zeit doch wohl sein,
Daß ich träte als ein Christ in die Christengemein:
Und ich bin es auch gewillt und ich thu's, sobald ich
hann,
Nur säh ich mir erst gerne einmahl das Tausen an!

Und so schickt mich denn mein Alter übers wüste Meer
Aus England zu dieser Kindtauf her;
Und da bin ich dem nun und da tret ich vor Euch
hin:

Guten Tag, Her A — er und Frau A — erin,
Und auch du, mein A — ers Entchen, so lauschig und
still,
Das durchs Taufwasser-Bechen mir voranschwimmen
wül!

Nun was die Mansell präkirt bring ich auch wohl
noch zurecht;
Ueberhaupt — so ein Tausen schein gar nicht so
schlecht;

Auf dem Tisch dort steht alles, was mundet und
behagt
Und der A — er (wie mein Alter es vorausgesagt!)
Ja, der A — er, der Herr A — er, wischt rot und weißen
Wein,
Sappertot und alle Welt! das soll sein Schade wohl
nicht sein.

Nun, Herr A — er, biet' auch mir einen Kumpen an,
Daß ausa Wohl deiner Tochter ich trinken hann!
Mög' die Taufe so wohl bekommen ihr,
Wie bis heut', Gottlob! die Nichttaufe mir!
Die Frau A — er auch soll leben! und du selbst, Gurrath!
Und viele, viele Grüße von Papa und Mama!

Der Papa seht heut selber noch ein Böwischen an,
Drum muh ich jeh! nach Hause, so geschwind ich nur
hann!

Bald, bald komm ich wieder — Ade für jeh!, habt
Dank!

Dann lass ich mich taufen, wie Ehtodwig, der Frank,
Dann schreit ich a's ein Täufing bis an die Anie im
Ahein.

Ihr Damen und ihr Schempelmann, wer will mein
Pathe sein?

Zur Rechten stehen unter dem Gedicht die Worte:
„Statt der Unterschrift" und darunter ein Strixtraz,
wie von Kinderhand, zur Unken: „In Fidem. Der
Alte".

Franz Nissel.

Nach den Tagebüchern und ungedruckten Briefen des Dichters.

Von Karl Emil Franzos.

VI. (Schluß.)

Nun, was die Preisrichter Julian Schmidt ge-
glaubt hatten, daß Nissel, auch von der „Agnes von
Meran" abgesehen, ein verdienstvoller Dichter sei,
das glaubten ihm Publikum und Kritik nicht, weil

sie nichts von Nissel wußten. Die Entscheidungen
der Kommission spöttisch oder doch skeptisch auf-
zunehmen, war nun einmal in Deutschland ge-
heiliger Brauch geworden. Diesmal war zudem die

Spannung eine besonders große, da es die erste Entscheidung seit neun Jahren war. Gegen den prinzipiellen Beschluß ließ sich nichts sagen, gegen Wilbrandt und Anzengrüber auch nicht. Aber Niffel! Nur seine „Agnes von Meran“ war allgemein zugänglich, nur dies Werk wurde geprüft und gewogen, und da es allerdings mit gutem Grund einer solchen Auszeichnung nicht würdig befunden wurde, so richtete sich der Ansturm gegen ihn, daß von dem Kranz bald kein Blättchen übrig war.

Niffel war im Irrtum; dies Trauerspiel ist sicherlich weder das poetisch bedeutendste, noch das blühlich wirksamste seiner Werke. Im Gegenteil, die Charakterzeichnung ist unklarer und verschwommener, als in seinen anderen Arbeiten aus der reifen Zeit; die Handlung minder straff geschürzt. Das Interesse des Lesers schwankt zwischen der Heldin und der ersten Gemahlin Philipp August's von Frankreich, Ingeborg von Dänemark, unentschieden hin und her; der König, der eigentlich handelt, wird uns nicht recht verständlich. Er hat Ingeborg verstoßen, weil sie ihm stets mit Kälte begegnet, da sie eine Jugendliebe, die mit dem Selbstmord des Geliebten geendet, nicht verwunden kann. Er wirbt um Agnes, die an den Hof kommt, ohne von des Königs erster Ehe zu wissen; eine so unwahrscheinliche Voraussetzung, daß Hörer und Leser darüber nicht hinweg können. Tollends unverstündlich aber ist, daß der König sie nun nicht aufklärt, so daß sie es erst aus Ingeborg's Munde erfährt. Daß Agnes nun gleichwohl des Königs Gemahlin wird, was die Kritik ebenfalls als unwahrscheinlich gerügt hat, scheint mir wohl motiviert; es ist kein empfunden, daß Agnes sich deshalb von Ingeborg abgestoßen fühlt, weil diese, das Bild eines Anderen im Herzen, dennoch die Werbung des Königs angenommen hat. Hingegen ist in allem Folgenden — wie nun der Papst Frankreich deshalb, weil der König bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin eine zweite Ehe eingegangen, mit dem Interdict belegt, die Ritter und Barone sich gegen den König empören — viel Wortgetöse, wenig Kraft. Die Pöfung — Agnes giebt sich selbst den Tod und damit dem Lande den Frieden wieder — ist die einzig mögliche, wirkt aber grauam, weil die Götter lediglich um anderer Sünden willen sich opfern. Auch die Sprache ist vielfach wortreicher, phrasenhafter als sonst bei Niffel. Nur ist die Kritik in ihrer Beurteilung dieser Sprache viel zu weit gegangen. Für Beides hier eine Probe.

Auf Agnes' Frage, warum er ihr seinen Ehebund mit Ingeborg ver schworen, erwidert Philipp August:
 . . . „Weil deine Richterfelmung schnell —
 Zu schnell vielleicht in süßen Damm mich schlug,
 Den Mut mir nahm, den Schatten zwischen sic

Und mich zu werfen. So wie du, die Jungfrau,
 In hold'r Unbefangenheit, von keinem
 Gesicht berührt noch, mir entgegen kamst,
 So wollte ich, der Mann auch, losgerungen
 Von der Vergangenheit und Allen, was
 Nicht meines Wesens Kern, gleichwie geläutert
 Zu hell'ger Minne Feuer, dir mich naht'n.
 Neu Mithos sollte unsre Seelen, sich
 Zu suchen, schon verblündern. Dann erbt, dann
 Wenn es entschieden war, ob sie bestimmt,
 In sel'ger Harmonie sich zu vereinen,
 Erbt dann!“ u. f. w.

Hierzu bemerkt ein Kritiker: „Abgesehen, daß diese Zamben als Verse absichtlich sind, so ist doch auch der Stil der ganzen Rede nicht mehr als Marlitt-Romanstil“. Nun, die Zamben sind nicht wohlklingend, aber keineswegs absichtlich und von „Marlitt-Romanstil“ kann hier vollends keine Rede sein, denn die Poesie des Grundgedankens ist unverkennbar, nur daß er eben leider im Wortschwall fast ertrunken ist. Sonderslich charakteristisch ist dieser Gedanke für einen König des Mittelalters allerdings auch nicht.

Daß sich Niffel trotz der herben Erfahrungen mit diesem Drama, trotz Krankheit und Kummer doch wieder zu einem neuen Werke aufraffte, wird uns nicht Wunder nehmen — war er doch damals kaum erst 50 Jahre alt —, wohl aber daß es ein Lustspiel, und zwar ein vortreffliches Lustspiel war: „Ein Nachtlager Corvins“. Es ist im zweiten Bande der „Deutschen Dichtung“ erschienen; schon deshalb erkübrigt sich eine Charakteristik an dieser Stelle; zudem ist das Stück anlässlich der erfolgreichen Aufführungen in jüngster Zeit, namentlich am Wiener Burgtheater, Gegenstand eingehender und größerer Beachtung geworden, als sie je einem andern Werke Niffels beschieden war. Nur so viel sei hier gesagt, daß das Werk an Humor der Erfindung, an Frische, Munterkeit, Natürlichkeit des Dialogs, wie an Schärfe der Charakterzeichnung gleich erfreulich ist; es ist die liebenswürdigste und poetischvollste Komödie der Eifersucht, die sich in unserer neueren Litteratur findet. Als ich das Manuskript von Niffel erhielt, ging ich nicht eben erwartungsvoll an die Lektüre — ein Lustspiel des Tragikers?! — zudem eines Mannes, den ich seit Jahrzehnten in trübster Seelenstimmung mußte! Wie angenehm sollte ich überrascht werden! Wie Niffel damals dies Stück schreiben konnte, woher er plötzlich diese Heiterkeit des Geistes, diese Anmut der Sprache herbeikommen, ist mir damals ein psychologisches Rätsel gewesen und bis heute geblieben. Als ich an Grillparzer erinnert und daß auch er in einem sorgenvollen Jahre seines Lebens nach den Dramen sein Lustspiel „Weh dem, der lügt“ gedichtet. Der Hinweis liegt nahe, wird auch durch den litte-

rarischen Charakter des Werkes nahe gelegt, das namentlich in der Sprache an Grillparzer erinnert. Aber der Unterschied ist einleuchtend; Grillparzers Lustspiel ist und bleibt doch immer das Werk eines Tragikers, der einmal zur Abwechslung der heiteren Muse dient; die Handlung schreitet würdig einher, der Grundgedanke ist fein im Wesen komischer; Nissel's Werk ist aber ein echtes, leicht beseligtes Lustspiel, dem man die Hand des Tragikers in keiner Weise ansieht.

Es war mir eine Freude und ich werde es immer dem Guten, was die „Deutsche Dichtung“ bewirken konnte, beizählen, daß ich dies Werk bringen konnte. Aber ich will nicht leugnen, damals ist mir die Freude getrübt worden. Vielen Lesern war der Name des Dichters ganz unbekannt, andere die eins oder das andere seiner tragischen Werke kannten, hatten Mißtrauen gegen das Lustspiel. Auch war Nissel kein leicht zu behandelnder Mitarbeiter. Er war — nicht durch seine Schuld, sondern weil die Redaktionen den Mann, der im Schatten stand, nicht heranzogen — der Mitwirkung an Zeitschriften nicht gewöhnt, zudem knüpfte er nach seiner Art an die Veröffentlichung die größten Hoffnungen und wollte alles vermieden wissen, was die Wirkung behindern konnte. Das war von seinem Standpunkt begreiflich, nur forderte er Unerfüßbares. Zunächst, daß ich das ganze Werk in einem Hefte brächte, was nimmlich war, selbst wenn ich alle anderen Beiträge hätte ausfallen lassen. Dann schrieb er Abschnitte vor, die sich gleichfalls mit den Raumverhältnissen nicht vertrugen. Es gab eine lange, mühsame Korrespondenz, bis diese Punkte bereinigt waren, auf die der Mitarbeiter sonst gar keinen Einfluß beansprucht. Als nun aber die Veröffentlichung begann, hörte er aus seiner einsamen Stube hinaus, ob denn nicht alle Welt von dem Stück zu reden beginne, sah den Geruchschreiber der Theater-Direktoren entgegen, ihnen das Ausführungsrecht zu überlassen, und war sehr unglücklich, als das Stück weder allgemeines Tagesgespräch wurde, noch nach dem ersten oder zweiten Akt von einem Theater verlangt wurde. Das Stück finde keine Beachtung, klagte er. Ich tröstete ihn, daß die mögliche Wirkung sich doch allmählich einfinde, und brauchte nicht zu heucheln, um ihn dessen zu versichern; das Interesse wuchs von Fortsetzung zu Fortsetzung. Auch legte ich ihm den Ausweis vor, daß der Band, in

dem das Stück erschien, etwa zwei Tausend Abnehmer hatte, das waren nach deutschen Verhältnissen mindestens zwanzig Tausend Leser. Nissel, der Verhältnisse unkundig, fand dies viel zu wenig, und motivierte noch in dem Vorwort zu seinen „Ausgewählten dramatischen Werken“ die Aufnahme des Lustspiels in die Sammlung damit, daß es durch die Veröffentlichung in dieser Zeitschrift „sehr wenig bekannt geworden,“ darum dränge es ihn, „dem Werke nun weitere Verbreitung“ zu geben. Ich fürchte, das Buch ist in weit kleinerer Auflage erschienen und hat bis heute nicht 20 000 Leser gefunden. Doch hat er zum Mindesten meinen guten Willen immer anerkannt, und unsere Beziehungen sind bis an sein Lebende die besten geblieben.

Die Freude, das Lustspiel auf der Bühne zu sehen, war Nissel nicht beschieden; Wilbrandt, dem er es überreichte, lehnte es unbegreiflicher Weise ab, brachte aber doch zum mindesten die „Zauberin am Stein“ und zwar mit großem Erfolge. Das wirkte auf Nissel's materielle Lage auch indirekt zurück; er erhielt Ehrengaben aus einigen Stiftungen, die mindestens die Not von ihm nahmen; den Gram, die Verbitterung freilich nicht. Erst von 1886 ab gestaltete sich seine materielle Lage durch den günstigen Ausgang eines Erbschaftsprozesses etwas günstiger; aber er blieb fortgesetzt verstimmt, wozu wachsende körperliche Leiden beitrugen, idus auch mit Ausnahme eines neuen Altes — des Fragments „Timur in Ispahan“ — nichts mehr. Einen nachhaltigen Umschwung seiner Stimmung scheinen hingegen die Ehren bewirkt zu haben, die ihm sein 60. Geburtstag (1891) brachte. Er sammelte seine Dramen, setzte seine Selbstbiographie eifrig fort, gab der Hoffnung, die ihn wohl heimlich nie verlassen, daß die Nachwelt an ihm gutmachen werde, was die Mitwelt gesündigt, nun immer deutlicheren Ausdruck. Es ist tröstlich, zu denken, daß ihm diese Hoffnung zur Zuversicht wurde, als es mit ihm zu Ende ging. Am 20. Juli 1893 ist er zu Gleichenberg gestorben.

Das Facit seines Schaffens hat diese Darstellung bereits gezogen, auch über das Wesen des Menschen bleibt nichts zu sagen übrig, was der denkende Leser nicht selbst aussprechen könnte. Nissel's Werke können Viele, der Mensch muß Jedermann interessieren. Es ist kein Zufall, daß sein Tagebuch sein gelehrtes Werk geworden ist und fraglos für immer bleiben wird.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Die Rosella des Decimus Magnus Ausonius. Uebersetzung von Rich. Eduard Vitmann. Mit beigegebenem Grundriß. Frier. Fr. View'sche Buchhandlung. 1895.

Diehl, August. Herzenslaunen. Gedichte. Dresden und Leipzig. G. Bierjou. 1894.

Pauls, August. Träume der Jugend. Gedichte. Dresden und Leipzig. G. Bierjou. 1894.

Armand's angegebene Werke. Lieferung 7. u. 8. Wetmar. Schriftvertriebsanstalt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Schaub in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Schöner & Co. in Berlin. — Druck von Pögg & Gatzel in Berlin.



Um ein Grab.

Novelle von Karl Emil Frauros.

(Fortsetzung.)

Mendele erhob sich feierlich; Leib that es ihm in seiner angstvollen Spannung unwillkürlich nach.

„Setzt Euch,“ sagte Mendele, „Ihr seid ein schwacher Mann, die Freud' fährt Euch sonst in die Beine!“ Dann deutete er durch's offene Fenster in die Dämmerung hinaus. „Der dort.“

Der Kleine blickte in die Richtung, wohin die Hand wies. Draußen wälzte der Dniester seine mächtigen Wellen von den Karpathen her in die Ebene hinein. Jenseit des Flusses schimmerte aus einem großen Bau, dessen Umrisse im Dunkel verschwammen, der Schein mehrerer Lichter . . .

„Die Dampfsäge?!“ stieß er atemlos hervor. „Neb David Münzers Nathan? . . . Das wär ein Glück . . . ein Glück!“ Die Stimme versagte ihm.

„Nun?!“ rief Mendele triumphierend. „Was aber werdet Ihr erst sagen, wenn Ihr hört, daß das Glück noch größer ist, als Ihr glaubt? Es ist nicht der Sohn, sondern der Vater selbst . . . Neb David Münzer!“ — er betonte jede Silbe und ließ sie gleichsam auf der Zunge zerfließen; wie ein köstliches Gericht.

Leib wich entsetzt zurück. „Der Greis? . . . Das geht nicht!“

Mendele wandte sich jählings um. „Was — as?“ rief er langgedehnt und legte die Hand ans Ohr, als zweifelte er, recht gehört zu haben. „Seid Ihr —“ die Stimme schien ihm vor maßlosem Stannen zu stocken.

„Aber so bedenkt doch“, sagte Leib schüchtern, „er ist vielleicht um sechzig Jahr' älter als mein Miriamchen . . .“

„Um hundert!“ rief der Vermittler und

warf die Arme in die Luft. „Hast Du's gehört, Beile?!“ wandte er sich dann an sein Weib („Beile“, die korruptierte Form für „Bella“). „Leib der Schänker, sagt Nein, wenn ich ihm Neb David Münzer für seine Tochter anbiete . . . Gut, daß ich eine Zengin hab', sonst glaubt mir's Niemand!“

„Geschieht Dir recht!“ klang es aus dem Nebenzimmer zurück. „Wirf ihn hinaus!“

Pulverblitz nickte. „Wenn das nicht geht,“ wandte er sich, plötzlich kalt und ruhig, an den Kleinen, „so geht Ihr und werdet mir nie wiederkommen. Mit Berrückten hab' ich nicht gern was zu thun. Was Ihr seid, wißt Ihr, — was aber ist Neb David? Der reichste Mann in Galicz, fromm, angesehen, tüchtig, — so eine Dampfsäge findet man in ganz Polen nicht! . . . Lebt wohl, Neb Leib!“

Der Kleine stand verwirrt da; in seinem Hirn kreuzten sich die Gedanken. David Münzer war wirklich all das, was ihm Mendele nachrühmte, auch für seine Jahre noch leidlich rüstig, aber doch mindestens siebenzig, auch kürzlich zum dritten Mal verwitwet; fünf Kinder lebten noch im Hause . . . Das verwitwete Antlitz des Greises mit den trüben, aus den schweren, geröteten Lidern müde hervorbllickenden Augen, die gebeugte Gestalt tauchte vor ihm auf — er schloß die Augen; ihm grante bei dem Gedanken, die blühende Schönheit seines Kindes in diese welken Arme zu legen . . . Aber da klangen ihm die Worte seines Weibes ins Ohr, und die heifere Stimme des Janto — ungeschlüssig drehte er den Hut in den Händen . . .

„Zugzwischen wird Neb David nur noch älter“, sagte Pulverblitz höhnisch. „Geht . . .“

„Verzeiht . . .“ Leib suchte sich zu fassen.

„Auch ein armer Vater wünscht sich für sein Kind . . .“ Er wagte den Satz nicht zu vollenden, da der Andere eine ungeduldige Bewegung machte. „Ich will heut nichts entscheiden; meine Ehre muß doch ihr Wort mitreden . . . Also David . . . Ich hätt' gar nicht gedacht, daß der noch einmal heiraten will!“

„Weil Ihr so klug seid! Alle Anderen haben daran gedacht. Das Haus wird ihn eingeräumt und was für Partien! Ich verhandle jetzt für seinen Nathan wegen eines Mädchens in Husiatyn; sie bekommt zwanzigtausend Gulden mit, der Onkel ist Wunderrabbi. Es geht noch nicht zusammen — und warum nicht? Weil die Familie lieber den Vater wäd't! Auf Ehre! Warum auch nicht? Kann sich's eine Frau besser wünschen? Und was sind Siebenzig, wenn man so ist wie er? Gegen ihn bin ich ein Greis! Aber Reb David sagt: „Nein,“ sagt er, „die Husiatynerin ist für mich zu leicht,“ sagt er „wozu brauche ich noch mehr Geld — wenn ich mich noch einmal dazu entschliesse, soll es ein schönes schweres Mädchen sein. Darum habe ich an Eure Tochter gedacht. Aber statt vor Freunden zu weinen, sagt Ihr — ich mag's nicht wiederholen . . . Uebrigens, wahrheitslieblich hätt' er mich ohnehin hinausgeworfen — Grund genug hätt' er dazu!“

„Welchen Grund?“ fragte der Schänkwirt getränkt.

„Denkt an Eure Pacht! Er heiratet ja Euch und Euer Weib mit! Und wenn auch nicht — kann ein Mann, wie er, nicht auch noch Geld verlangen, selbst wenn es ein schweres Mädchen ist? Und seid Ihr etwa aus einer frommen Familie?“

„Das bin ich!“, erwiderte Leib eifrig. „Mein Urgroßvater war „Gabe“ (Gehülfe) bei einem Rabbi!“

Fulverblitz lachte höhnisch an. „Und Euer Großvater? Euer Vater? Ihr? Habt Ihr je Talund gelernt? Den Bauern Schnaps verkaufen kann ein Bauer auch! . . . Aber was red' ich da noch viel! Es war eben eine Dummheit von mir! Was, wird er sagen, Leib's Tochter — ein Mädchen vom Dorf?“

„Das ist doch keine Schande“, sagte Leib.

„Aber nicht angenehm! Kann sie ein großes Haus führen, die Kinder erziehen? Hat sie von den Bauern gelernt, nit den Leuten zu

reden? Und dabei dent' ich noch gar nicht dran, daß auf dem Dorf manchmal was geschieht . . .“

„Was?“ stieß Leib erschreckt und darinn überlaut hervor.

„Schreit nicht so! Ich sag' Eurer Tochter nichts nach. Aber manchmal geschieht da wirklich was, Gottlob sehr selten, aber wenn nur in hundert Jahren einmal, so muß man's doch auch mit bedenken.“

„Was?“ wiederholte der Kleine heiser; ihm war's, als drehe sich plötzlich die Stube und der dicke runde Mensch da um ihn her.

Der Vermittler hielt's für Entrüstung und lenkte ein. „Wie gesagt, so was sollt' man bei keinem jüdischen Kinde für möglich halten und Gott bewahr' mich, so an Eure Tochter zu denken, aber die Partie, die ich eben zusammengebracht hab' . . . Wißt Ihr, wer die Leute sind? Der Vater der Braut ist ein reicher Holzhändler aus Sniatyn und hat für die neue Bahn von Lemberg nach Czernowitz die Schwellen übernommen. Also — darinn zieht er im vorigen Herbst, damit er die Arbeit selbst überwachen kann, in's Dorf neben seinem Wald. Und heut'?! Heut' muß er sich Ruben den Zuhmann um tausend Gulden zum Schwiegerjohn kaufen, damit die älteste Tochter zu ihrem Kind einen Mann hat. Sie hat sich — denkt nur! — mit einem Förster eine Liebchaft angefangen! Dabei ist noch das Glück für den Vater, daß Reb David Münzer bei dem Geschäft beteiligt ist; im nächsten Frühjahr wird ja die Bahn hier gebaut; er kommt her, Reb David empfielt ihn mir. Kein „Schadchen“ in ganz Polen hat ihm Hilfe gewöhnt; ich natürlich hab's fertig gebracht. Denn was bring' ich nicht fertig? Ich lob' mich doch gewiß nicht gern, aber das muß ich sagen . . .“

Und nun folgte ausführlich, was Menbele Fulverblitz trotz seiner Abneigung gegen Selbstlob über sich sagen mußte, und das war gut für den armen Leib Weihnachtstuden. Er konnte inzwischen sein Entsetzen so weit be-meißern, daß der Andere nichts davon gewahrte. Aber klar zu denken, einen Entschluß zu fassen, war ihm nicht möglich. Mit einem kurzen Gruß stürzte er ab.

Erst als der Marktsteden hinter ihm lag und er allein auf der einsamen, mondbeschienenen Straße nach Winkowze stand, hielt

er an und suchte sich zu bejinnen. Aber es ging nicht, noch drängte ihm das Blut zu wild gegen den Kopf. „Herr Gott im Himmel!“ schrie er plötzlich auf und hob die Arme empor.

Es war ein Schrei des tiefsten Schreckens und das Entsetzen über das eben Gehörte hatte ebenso viel Teil daran, wie das Grauen vor der Gefahr, die ihm selbst drohte. Allerdings hatte ihn ja der Gedanke an diese Gefahr schon früher überkommen, aber das war ihm hinterdrein wie Wahnsinn erschienen und er hatte Gott und sein Kind dafür um Verzeihung gebeten. Sein Christ und eine Jüdin — es ging eben nach seiner Anschauung gegen die Natur, wie etwa ein Bund zwischen Lamm und Wolf; es geschah niemals, es konnte niemals geschehen und schon darnach brauchte auch er nicht davor zu zittern. Nur vor einer Gewaltthat des Zanko bangte ihm, aber eine Liebchaft — nein, nicht bloß weil es seine brave, gehorsame Miriam, sondern weil sie eine Jüdin war. Und nun hatte es sich doch begeben, in selben Lande, zur selben Zeit; dem Manne war's, als wankte der Boden unter ihm . . . Mendele hatte Recht: „Und wenn es nur in hundert Jahren einmal geschieht, so muß man es doch mit bedenken“ — und dabei wußte er nichts von diesem Zanko! . . .

„Herr Gott im Himmel“, klang es wieder von seinen Lippen, diesmal leise, ihm selbst kaum vernehmbar, ein Gebet aus tiefster Brust. „Du vermagst alles . . . Du wirst auch dies zum Guten wenden . . . Nicht wahr, Du wirst?“

Die Lippen bewegten sich lautlos, er dachte es nur. So stand er im Staub der Straße, das Haupt zum Himmel gewendet, daß es vom Mondlicht hell überflutet wurde. Ihm war's, als müßte Er ihm ein Zeichen senden . . . Aber nichts regte sich, als das leise Wähseln des Windes im Gesträuch und das klang wie ein Senfzer . . . Und dennoch — je länger er so stand und schaute, rings alles Stille und Licht, Licht und Stille, desto leichter wurde auch ihm um's Herz. Droben wandelten Mond und Sterne durch das azurine Blau ihre ewigen Pfade und um ihm schimmerten die Stoppelfelder und der tiefe Staub der Straße wie eitel Silber . . . Es war nicht

anders, als er es tausend Male gesehen, aber heute labte es ihn, daß das arme, bekümmerte Herz wieder ruhiger zu schlagen begann . . . „Preis Ihm, der erhellet die Finsternis!“ Er wollte zu beten beginnen, aber wieder bewegten sich die Lippen nur lautlos.

Wunderjam getrübt setzte er seinen Weg fort. Es mußte spät sein, wohl an Zehn, Weib und Kind waren gewiß schon in Sorge um ihn; er wollte rasch ausstreiten, aber das ging nicht, die armen, schwachen, krummen Beine konnten sich nur langsam durch den tiefen Staub weiter schleppen. Und dann wurde er immer müder und müder und endlich ging's gar nicht mehr. Als er die Bank am Brunnen erreichte, wo er heut' Nachmittag mit dem Zanko gefessen, wankte er unwillkürlich auf sie zu. Es war ja spät, — auch schimmerte das Bild des Gekreuzigten hell und klar — er hätte den Sitz sonst lieber gemieden, heut' ließ er sich ohne Besinnen nieder. „Nur einige Minuten,“ murmelte er und das Haupt sank an den Stamm des Kreuzes. Dann hörte er die Kirchenuhr in Galicz schlagen, dumpf, fern, wie meilenfern, nur zwei Schläge. „Halb!“ murmelte er schlaftrunken. „Halb zehn — oder schon halb elf?“ Und dann wurde der Schleier vor seinen Augen dichter und er war eingeschlafen.

Als er wieder erwachte und verwirrt emporfuhr, da wußte er zunächst gar nicht, wo er war und wie er hierher geraten, wohl aber, was ihn geweckt: es war die Stimme der Miriam, die bang nach ihm gerufen. Und nun hörte er es wieder, noch näher, wenn auch noch immer fern genug: „Vater! Vater!“ Es klang bang, wie ein Hüßeruf. Zitternd richtete er sich empor und rieb sich die Augen. Er war ja wach und nun wußte er auch, wie es zuletzt mit ihm gekommen, und dennoch träumte er wohl — was sollte sein Kind des Nachts auf der Landstraße? . . . Aber nun hörte er von fern einen Schritt und bald auch wieder ihre Stimme. Aber nun rief sie nicht mehr nach ihm, sondern sie sang. Mit jedem ihrer Schritte klang es ihm deutlicher entgegen:

„Zanko, komm' nie wieder her,
Meine Mutter leid's nicht mehr!
Und mein Vater warnt: „O Kind,
Weißt du nicht, wie Männer sind?“

Ja, doch weiß ich's nicht genug.
Selbst erfahren nur machst klug . . .
Ob sie schilt und ob er klagt,
Stomm, mein Zanko, unverzagt!"

"Miriam!" schrie der Kleine entsetzt auf und stürzte ihr entgegen.

"Vater!" Mit einem Jubelruf riß sie ihn in ihre Arme. "Wo hast Du nur gesteckt? Wir haben uns ja zu Tod geängstigt! Du bist wohl eingeschlafen, armes Säterchen, hier am Weg?!"

Er machte sich frei. "Miriam", schrie er und spähte ihr voll angstvoller Qual in's blühende Antlitz, "was hast Du da gesungen?!"

Sie hatte wohl die Frage überhört. "Eingeschlafen!" wiederholte sie lachend. "Da war's doch gut, daß mich die Mutter geschickt hat, nach Dir zu sehen. Freilich: „nur bis zum Wald“, sagt sie, „keinen Schritt weiter!“ Aber ich denke: was soll mir denn geschehen und gehe tapfer vorwärts . . . Aber nun komm', komm' — die Mutter ist ganz verzweifelt; „es ist ihm gewiß was geschehen“, jammert sie . . ."

Er duldete, daß sie seinen Arm in den ihren legte, und ihn vorwärts zog. Aber dann fragte er doch wieder: "Warum hast du gesungen? Und dieses Lied!"

"Welches Lied?" fragte sie erstaunt. "Ich weiß gar nicht mehr was ich zuletzt gesungen habe. Ich hab' auf dem Weg alle Lieder gesungen, die ich überhaupt weiß, und dazwischen nach Dir gerufen. Denn mir war ja doch so bang, müßt Du wissen, um Dich, und dann so ganz allein in der Nacht . . . Wenn ich meine Stimme gehört hab', war's etwas besser!"

Er atmete auf und konnte nun rascher neben ihr hergehen. Aber dann hielt er doch inne und sagte:

"Miriam, Du hast mich nie im Leben angelogen, nicht wahr, Du sagst mir auch jetzt Alles, wie es ist?! Du hast nur gesungen, weil Du Dich gefürchtet hast?"

Sie sah ihn verblüfft an. "Ja — natürlich, warum sonst? Bist Du auch böds' darüber? Ich dachte, nur die Winter. Sie sagt, es schickt sich nicht, weil ich jetzt groß bin. Aber diese Lieder singen ja auch ganz alte Weiber im Dorf. . ."

"Christinnen!" sagte er. "Du aber bist ein jüdisch Kind! Du wirst die Lieder nie mehr

singen, nicht wahr? Und wirst immer mein gut, brav, gehorsam Miriamchen bleiben?"

"Ja!" lachte sie. "Aber nun komm!"

"Nein", sagte er und seine Stimme klang bewegt, ja feierlich, "nicht so!" Er blieb stehen und legte ihr die Hand ans Haupt. "Du bist mein einzig Glück auf der Welt, Du müßt es mir im Ernst versprechen!"

Auch sie war ernst geworden; so hatte sie ihn noch nie gesehen — ließ der Mondschein seine Augen so feucht glimmern? "Ich versprech's Dir," sagte sie. "Ich werde immer gehorsam sein!"

Von da ab sprach er kein Wort mehr, bis sie das Haus erreicht hatten; auch sie schwieg; es war ihr vorhin so seltsam zu Mut geworden, sie wußte kaum selbst warum.

Vor der Schänke kam ihnen Ehane schmelzend entgegen. "Du hast Dich nicht heimgetraut!" rief sie. "Was bringst Du?"

Er suchte sie zu beruhigen, und als sie in ihn drang, zu erzählen, wies er sie kurz ab. "Morgen!" sagte er. "Zir hent' hab' ich genug!" Genug . . . genug . . . wiederholte er in Gedanken immer wieder, bis er totmüde ans Lager sank.

Der Schlaf war ihm barmherzig; nur noch einige Minuten, wo ihm alle Erlebnisse dieses Schicksalstages, wie noch keiner über ihn gekommen, qualvoll, in totem Wirbel durch's Hirn stachen -- dann wußte er nichts mehr von sich und all seinen Nöten. Erst gegen Morgen kamen sie ihm im Traum. Er sah sich in einer großen, festlich geschmückten Stube, die er nie gesehen; es war wohl im Hause David Münzers, denn der saß an der Tafel obenan, neben ihm die Miriam, totenbleich und vergrämt. "Ich hab' nie mehr gesungen, Vater," flüsterte sie und er verstand es, obwohl er weit von ihr stand und die vielen Hochzeitsgäste lärmten und schrieten. Aber da waren sie alle plötzlich verschwunden, nur das Brautpaar saß noch auf seinen Ehrenstühlen und er in seiner Ecke, da stürzte plötzlich Zanko mit hochgeschwungenem Beil herein und auf Miriam zu. Der Trännwende schrie auf und wollte sich dazwischen werfen, aber er war wie gelähmt; "Erbarmen!" stöhnte er und erhob den Arm, "Zanko! . . ." Da legte sich eine kalte Hand auf seine Stirne und er erwachte . . .

Es war seines Weibes Hand; sie hatte

ihn geweckt, weil er so angstvoll gestöhnt. Er blickte nun sich — das erste Grau des Morgens brach eben durch die kleinen, schmutzigen Scheiben in die Kammer — und starrte Chane verstört an. Ihn war's, als hätte er ihr Antlitz nie so faßlich, so abgekehrt gesehen. „Bist Du krank?“ stammelte er.

„Nicht kränker, als sonst“, erwiderte sie scharf. „Aber was ist's mit Dir? Was hast Du gestern mit dem Zanko gehabt, daß Du davon träumst?“

„Nichts . . . Später . . . Nach dem Gebet!“

Er erhob sich, verrichtete die üblichen Waschungen, legte die Gebetriemen an und wandte sein Antlitz nach Osten. Das war ja auch sonst die hohe Stunde seines Tages, aber nie hatte er so viel Trost, so viel Bebungung in den liebvertrauten Worten gefunden, wie heute. „Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, der Du aufrichst die Gebengten“ — und dann: „der Du lenkst die Schritte des Menschen“ — o wie wohl das der armen, zitternden Seele that . . . Er hatte die Schritte nach Seinem Gebot gelenkt, immer, auch gestern, er konnte Ihn auch heute in's Auge schauen . . . wer sich solches sagen konnte, brauchte nicht zu zittern . . .

Ein Abglanz dieser Zuversicht lag noch auf seinem Antlitz, als ihm nach dem karglichen Frühstück sein Weib befahl: „Erzähle!“ Er wollte ihr nichts verschweigen, aber trotz seiner gehobenen Stimmung begann er doch mit dem, was ihm die wenigsten Vorwürfe einbringen konnte, seinem Gespräch mit Mendele „Schadchen.“

Sie hörte unbewegt zu; nur zuweilen ging ein Zittern durch den steifen Leib und die Linien um den Mund wurden noch schärfer; so als er von dem Taubstummen, dann Kornmele Stumm erzählte. Erst als er den Namen des greisen Freiers nannte, fuhr sie zusammen, die Hand untraktale in fieberhafter Spannung seinen Arm.

„Reb David Münzer . . . Was hast Du geantwortet?“

„Daß — daß ich's mit Dir bereden will!“

„Gottlob!“ Auf den welken Wangen lohnte eine febrige, scharf begrenzte Röte auf. „Dir hätt's ähnlich gesehen, das Glück abzulehnen!“

„Das Glück?“ fragte er schüchtern. „Du glaubst . . .“

„Daß wir Gott im Stanbe danken müssen, wenn was d'rans wird“, erwiderte sie. „Ja, das glaub' ich . . . Reb' nicht“, unterbrach sie ihn heftig, „was Du sagen willst, hab' ich mir tausendmal selbst gesagt, schon vor Jahren hat's mich nicht schlafen lassen und nun erst, seit sie erwachsen ist . . . Denn ich bin ja nicht blind, nicht närrisch, ich hab' vorans gesehen, wie wir sie versorgen können . . . Versorgen! — daß Gott erbarm'!“ Sie begann zu schluchzen. „Damals hab' ich zu Gott gefleht: „Thu Du ein Wunder, sie ist ja so gut und schön!“ Zwei jähe Thränen vollten ihr über die Wangen, sie wischte sie hastig hinweg. „Aber Wunder geschehen nicht mehr, und unter dem Möglichen ist das noch vielleicht das Beste.“ Sie fröstelte wieder und zog das dünne Tuch fester um die Schultern. „Ich war auf Schlimmeres vorbereitet . . .“, sagte sie dumpf. „Ein braver, reicher Mann, und gerade sein Alter ist ja ein Trost . . .“

„Verfündige Dich nicht!“ rief er erschreckt.

„Wünsch' ich ihn den Tod?! Aber ein Mann von Siebenzig, ein Weib von Sechzehn; bleibt sie wohl versorgt zurück —“ Sie vollendete den Satz nicht, sondern fragte angstvoll: „Glaubst Du, daß Mendele es ernstlich versuchen will?“

Er erzählte das Gespräch nochmals; nun wagte er auch den Schluß zu berichten.

„Unfinn“, sagte sie verächtlich. „Das hat Mendele erfunden, Dich zu schrecken. Und wenn's wirklich so ein jüdisch Kind giebt — man hört ja auch von Kälberu mit fünf Füßen — was geht's uns an? . . . Also Mendele wenigstens scheint's wirklich zu wollen. Und weil er sehr klug ist und nie Unmögliches versucht, so gelingt's ihm vielleicht.“ Sie atmete tief auf. „Morgen gehen wir zu Mendele und besprechen das Nähere.“

„Morgen schon?!“ Es war ihm unwillkürlich entfahren.

„Worauf willst Du warten?“ fragte sie bitter. „Daß Reb David jünger wird oder Du ein reicher Mann? Ich hab' keine Zeit dazu; ich bin ein krankes Weib, ich mücht' ruhig sterben, und das kann ich nur, wenn ich mein Kind unter dem Trauhimmel gesehen habe. Oder willst Du bis zum Sommer warten, wo sie Reb David von der Straße weg heiraten kann?“

Der Kleine schrak zusammen. Und dabei

kannte sie noch kein Gespräch mit Mofche nicht; heut' waren's ja nur noch neun Tage bis zum 1. Oktober . . . „Ein andermal!“ dachte er, „wie wird sie weiter! — und helfen kann ja das auch nichts!“ Dann aber raffte er all seinen Mut zusammen und beichtete ihr zögernd und stockend die uene Bebrängnis.

Sie nahm's noch schlummer auf, als er befürchtet; eine Flut von Vorwürfen und Klagen ergoß sich über sein tief gebucktes Haupt. „Ja, so klug weißt Du Dich zu den Menschen zu stellen“, rief sie. „Und dabei willst Du noch Reb Davids Werbung ablehnen? Was kann uns noch retten, wenn nicht seine Bürgschaft?“ Er erwiderte nichts, aber das traf ihn doch innerlich noch nicht allzuhart. Reb David hat ja noch garnicht geworben, dachte er, und was die Geschichte mit dem Wechsel betrifft — kann ich dafür, daß Mofche etwas von mir wollte, was Er nicht geflattet? . . . So recht schlumm zu Mute ward ihm erst, als sie schloß: „Und

warum ist dies alles über uns gekommen? Des Bauern wegen! Jetzt mag Dich Dein lieber Zanko retten!“

Seine Bestürzung war so sichtlich, daß sie es trotz ihrer Erregung wahrte. „Nun?“ fragte sie. „Aber mir scheint, Du hast es schon verjucht. Du hast ja davon geträumt: „Zanko! Erbarmen!“ Was hat er Dir geantwortet!“

Er schüttelte den Kopf. „Nein“, erwiderte er tonlos. „Mein Traum hat sich auf ein anderes Gespräch bezogen . . . Der Zanko könnte mir nicht helfen, und seit gestern biße ich mir auch lieber die Zunge ab, als ihn darum zu bitten . . . Seit gestern . . .“ Er rang nach Luft. „Du mußt alles wissen!“ Und er erzählte die Szene am Kreuz, Wort für Wort, nur den entsetzlichen Verdacht, den er einen Augenblick gehegt, brachte er nicht über die Lippen. „Das würde sie mir nicht verzeihen“, dachte er, „und hätte damit recht.“

(Zersekung folgt.)

Sterben.

Es war im Traum . . . Ein Trauern überkam Die Seele. Plötzlich. Eine Müdigkeit, Die alle Sinne mir gefangen nahm. Da ward der Weg, der kurz, mir zu weit, Zu schwer die Bürde, die ich lange trug, Zu inhallos das Glück, das ich gewann. Genug der Freude und des Leids genug. Ich kann nicht weiter — meine Kraft zertram. Willkommen, Tod, wenn du dich finden läßt! Ich fürchte fürder deine Schrecken nicht! Ich schau tief ins Auge Dir und fest Und will dich segnen, wenn das meine bricht! —

— — Und leise kam er, dessen ich begehrt, Und war kein knochenrürer Senfemann: Ein schöner Anabe, jung und liebwer, Und winkte mir und schritt gemach voran . . . Ich folgte ihm, der eine Fackel trug, Und habe nimmer rückwärts mich gewandt,

Durch dunkle Nacht ging unser stiller Zug Und Straße war und Ziel mir nicht bekannt.

— — Und sieh, nach langem, langem Wandern lag Vor uns die See in ihrer Einsamkeit. Die Wellen tauschten wie am ersten Tag Und glänzten seltsam durch die Dunkelheit. Da warf ich ab mein Staubdeckel Gewand, Der letzten Fessel rasch mich zu entziehn; Erlösung atmend trat ich auf den Strand, Der wie der Vorhof eines Tempels schien . . .

. . . Und in die Woge, die mich lind umfang Mit seiner Fackel schritt voran der Tod . . . Aufdämmerte noch einmal und verging Die Lust des Lebens und des Chaus Mol . . . Nun war ich frei und Alles, Alles gut . . . Fern schwand der Küste lehter, dunkler Saum . . . Die Fackel löschend trug mich fort die Flut . . . Der Anabe blieb zurück . . . Es war ein Traum.

Wilhelm Langewiesche.

Maimorgen.

Sonnenscheinberauschte Falter
Baden sich in Glanz und Duft;
Schmetternd klingt der Vögel Psaller
Durch die weiche Morgenluft.

Scheue, junge Blütensterne
Bilren von des Chaus Laß.
Um die Stadt in blauer Ferne
Kinnl der Maimsonne Glast.

Lauer Wind erhebt sich leise,
Mißal der Glocken Feterklang
Zu geheimnisvoller Weise
Mäl der Vögel Tubelfang.

Otto Oppermann.

Vor deinem Bilde.

Vor deinem Bild, dem stillen Angesicht
Mit Augen, träumrisch dunkeln — waldseeiefen,
Müß ich verharren; schon verglimmt das Licht,
Erinnerungen kommen, die nur schliefen.
Aufglänzt des Pfingstlags Himmel klar und blau,
Wärm spielt der Sonnenstrahl auf Föhrenwipfeln,
Mild würzig steigt es auf aus Moor und Au
Und grüßt herüber von den Schwarzwaldgipfeln.
Und aus dem Abgrund, der zu Süßen gähnt,
Als ob er alles Leben in sich sauge,
Blinkt leuchtend klar es aufwärts, daß man wähet,
Dort unten glänze sanft ein Gollensaue. . .

Der Abstieg glückt — ich schaukelte in dem Rahn
Auf dunklen Bergsees glikernd hellen Wogen,
Der Nachen zieht die stille Wasserbahn
Und spiegelt dunkel wieder sich im Bogen.
Vom Ruderstaffel peeten Träpichen schnell
Und bilden Ring auf Ring in glatter Fläche,
Vom Walde löst des Sprechles Klapsen hell
Und leises Rauschen fernor Wasserbäche.
Hernieder schau ich in die braune Flut,
Die unergründlich füllt des Chales Becken —
Das Wasser schimmert wie geronnen Blut,
Fast kömte seine Farbe mich erschrecken.
Doch nein! Zur Seite ein jungfräulich Kind —
Zwei Augen seh ich in die Ferne strahlen,
So licht und klar wie Ainderangen sind,
Darin sich Glück und holde Unschuld malen.
Und sieh, es laucht die schlanke, weiße Hand
Zur Tiefe — gleich dem Stoh des Silberreichers —
Eulsührt mit schnellem Griff, zum Licht gewandt,
Den braunen Wallermolch dem Schuß des Weißers.
Vor Schrecken still, gebelnd von dem Schein,
Der goldgewebt auf uns hernieder leuchtet,
Sieht Mummelsees Bewahner still darcin
Mit Augen, wie von Thränen angefeuchtet.

Und glücklich lächelnd über guten Fang,
Sucht seiner Herrin Bild den Bootsgenossen . . .
Da war es, als sein Strahl mich heiß durchdrang,
Daß Erd' und Himmel in einander fließen.
Ich beugte Stamm, gebelnd, auf die Flut
Noch einmal tief mein Haupt zum Spiegel nieder,
Da grüßt dein Angesicht, getaucht in Glut,
Aus dunklem Waldsee mich noch einmal wieder.
Und aus der Tiefe nahm der Wellen zwei
Und führen unfre Bilder sacht zusammen,
Ein einziges ist es — und nun ist's vorbei,
Sie sind jerschmalzen in des Kusses Flammen . . .

Still ruht das Boot, und Schatten ziehn im Thal,
Die Wasserober trägt den Reich geschlossen,
Der Abend sank — die Grinde schimmert sah,
Vom bleichen Mondlicht silbern überglössen.
Im Schummer liegt der Wald, doch raunt's im Strauch,
Tief aus der Tiefe nahm der Wellen zwei
Ein Nebelschleier deckt mit zartem Hauch
Der weißen Rigen fallen Zauberreigen.
Die starren Hochwalddecken rings am Gang,
Die gelben Lilien und die schwanken Mummeln,
Ja, selbst des lauen Windhauchs Nachgesang,
Die Wasserschäfer und die goldnen Hummeln:
Sie alle tragen neue, wicht'ge Mår,
Sie wissen, wer im Lenze einst im Nachen
Den Mummelsee besuhr von ungefahr,
Der bleibt gebannt im Traume und im Wachen.

Daher der Zauber, wenn ich schau dein Bild,
Daher das Sinnes und das süße Träumen,
Die Sprache deines Auges, hofend mild,
Gleich Krütlingsweben unter Blütenbäumen,
Daher dies Lied, das dir allein geweiht,
Das dir mein Sehnen zeigt, das starke, wilde —
Draum preiß ich dreimal selig diese Zeit,
Die traumgleich mir verfliegt — vor deinem Bilde.

Wilhelm Grminius.

Saumakörnla.¹⁾

(Schwabösch.)

Auf laused und laused Reder im Land
Liegat ganz rüabig? in Erde und Sand
Viel Milliana Körnla verstreut
Und wartet und wartet auf ihra Zeit.
A Decke, die blüggel
Und silberweiß glüggel,
Legt der Winter, der quat all Ma',
Auf de Sada und auf die Körnla ma'.
Und unter der Decke, da is' s so still,
Da ha' all's schlaufa, was schlaufa will,
Da ha' der Sauma
So glüchli trauma,
Da hat jedes Körnte sein Fried, sei' Ruah,
's wills niemad verwecka, schlaufa zu, schlaufa zu!

Und mancher Ma', der de Sauma hat g'streut,
Der denkt si' hoimli zur Winterszeit:

Wie gauhls? meine Körnla in Erda und Sand,
Liegat sie freisch und g'sund beie'nand?
I thät so gern gucka,
Obs seuchl is, ob trucka.¹
Sa forget er truilé? und wünscht und hofft.
Und redet mit Weib und Kinder gar oft
Vont Körnle im Sada. — Du guater Ma',
Der am Saumakörnle so hanga ha!
Der it viel woif vom Streit in der Welt,
Vont wilda G'jag nach in Kaufa Geld,
Vont Krieg und all der Soldalag'wall,
Für die ma' sa arg viel Stuiru zahl;
Du wüßst halt eba
Im Frieda leba!

Was wärs doch für a Elend im Land,
Wenn statt dene Körnla in Erda und Sand,

So viel Milliona Augla aus Stei
Im Koda liegel und d' G'wehr dabei!
Aus jeder Augel, aus jedem Lauf,
Da wachsel hundert andere 'rauf,
Zu dene Milliona Augla und G'wehr
Da müßel Milliona Soldata her, —
Koi, noi! 's ist beßer fürs Land und für d' Keul,
Daß's mehr Saumakörntla aus Augla geit! —

Im Früahling, wenn wieder der Sonnafchei'
Recht warm gudel unfer de Koda' nei',
Da rüahet si' im Körntla a b'ondere Kraft,
Die gar imma lach laßt¹⁶ und alleweil schaffl,
Es heiml und es g'schwüill und es wächsl und es treibt,
Der jung jung Erieb' it' im Finstera bleibl,
Die grüane Spihla
Thual's gar so bißla,⁷
Sie strecket de Kopf aus'm Koda raus,
Millionaweis purzlets aus ihrem Haus,
Es g'füll ihna d' Sonna, der Himmel au,
Es freut sie der Segga, sie möget de Thau,
Sie tanzel und hupset und bieget si' leicht,
Wenn über de Acker der Märzwind streichl.

Jaß hal doch der Ma' a fürchtiga Freud,
Der alle die Körntla in Koda hal g'streut,
'a ist gar niß verfoera,⁸
's ist all's nui geborra,
Jaß därf er ja hoffa mit Weib und Kind,
Daß alle wieder versorget sind.
Schier häll' er a bißle a Stöble drauf,
Doch dankbar gudel er zum Himmel 'nauf,
Und denkl, der lieb Goll, der machl's scho' recht,
Denn dös wär für Land und Keul doch schlecht,
Wenn er, stall de Hälmta,⁹ grad Säbel und Spieß
Auf all dene Acker jaß wachsa ließ,
Denn Händel und Streit sind niß Gual's in der Well,
Mit Säbel und Spieß hal ma' U'glück a g'stelll,
A Ma', der im Frieda sein' Acker baut,
Der hal es il gern, wenn ma' s'icht oder haut;
Die Spieß, die Säbel, die Schleiserei, —
Niß G'scheites komml doch il raus dabei:
H hana, il schiesha,
Koi Blual vergiesha,
Einander brav helssa im Haus und Feld,
Na ist unfer Ländle viel beßer g'stelll. —

© Saumakörntle, du guldig's Ding,
Ma häll di für koi und für gar g'ring!
Und jaß, im Sommer, jaß schoißt scho' bald
Aus dene Körntla a gauyer Wald.
Soljgrad ist der Halm und oba — wie schwer! —
Da oba hangel die goldig' Ähr'.
Und zwischda de Halm blüahls roat und blau,
Versteckt im Korn ist a Wachtlestl au;

A Windle, a feins, biegl Halm und Ähr,
Da schwanks und gliherets hi' und her;
Dös ist so fürnehm und weitum a Pracht,
Daß's Herz im Leib grad jublet und lacht.
Mir g'fies' it so gual — i jag's grad frei —
Wenn ziehel die ganz Armer vorbeil,
Mit Ma' und mit Köß, mit Augla und G'wehr
Und mit de Kanona glei jentnerfchwer,
Mit alle General und Hauptleut voera'¹⁰,
Mit Pfeisa und Trommla so schön als ma' ha'.
I hält bei dem Lärma und bei dem G'schüh
Nu Angst und Sorga voer Donner und Bliz,
Wie d' Augla im Krieg so g'schwind und bleisfchwer,
So prassel der Hagel auf d' Felder daher;
Verschoan uns in Gnada
Der Herrgott voar Schada
Und geb uns de Frieda und 's Eroid¹¹ im Feld,
Ma wär unfer Sächle recht wacker g'stelll! —

Wenn der Thau no 's Gras auf de Wiesla neßl,
Scho' früh am Morga ward d' Sichel g'wehl,
Der Rogga und d' Vesa sind reiß ganz g'weil,
's wär schad, wenn ma's länger standa ließ,
Da schaffel d' Schnitter im Feld mit Fleiß
Und Halm und Ähra millionaweis
Auf'm Acker lieget; der Waga kommt her,
In der nächsta Wacha¹² sind d' Felder leer.
Dös ist koi Sterba, es gauht niß j' grund,
De Segga merkt ma' von Stund ju Stund,
's ist aus mit 'm Hunger, es geit koi loal,
Für Reich und Arme geits wieder broat,
Sind d' Ähra au g'florra,
Sind d' Keul il verdorba.
's ist it wie im Krieg, der all's ruinert,
Wo der arm Soldat sei' Leba verliert,
Sei' grade Hieser, sein g'funda Leib,
Dahim klatl d' Muatter und jaunert's Weib;
's ist kaum j' vertraga,
Ma' ha' il guua hilaga.
So stauh's beim Saumakörntle sei' il,
's bringt alleweil Glück und de Frieda mit.

© du guldig's¹³ Körntle, was in dir steckl,
Im Menschla viel Kraft und Muat aufweckl!
Und der Ma', der di legt in Erda und Sand,
A Wohlthat bringl er fürs ganze Land.
Koin Säbel itail¹⁴ er, koin blanka Helm,
Er ist a oisacher, rauher Schelm,
A Studierter gudel den oisacha Ma'
Häll gar so gern über d' Achsel a',
Doch all sei' Rechma beweisl ihm glatt,
Daß er ohne de Saura niß j' leba hat.
© Saumakörntle, wie dumm, wer vergißl,
Daß d' oins von de grösste Wunder bist!

Hyazinth Wäckerle.

¹ Samenkörntlein; ² rubig; ³ gehts; ⁴ trocken; ⁵ treulich; ⁶ nicht lodern lassen; ⁷ sie sind so vergingst; ⁸ erfohren; ⁹ Halmstern; ¹⁰ voran;

¹¹ das Getreide; ¹² Wode; ¹³ gelbes; ¹⁴ trägt.





Rolfs Maifahrten.

Eine Geschichte in Versen von Alfred Sassen.

(Fortsetzung.)

IX.

Leicht angeheitert kam er einst nach Haus,
Den schönen Heidelberger Sans und Braus
Im Aug' und auf den Lippen — und vergessen
Sahen all sein Schmerz, so übervoll gemessen.

„O Heidelberg! O academia!
O sel'ge Zeit, wärst du noch einmal da!
Summt' er, in selbsterfund'nen Reisen schwärmend
Und mit dem Stock im Treppensteigen lärmend.“

Als er die letzte Stufe so erklimmt,
Stand da die ält're Schwester, sagte: „Kommt!
Besuch ist da — die Mutter läßt dich bitten.“
Dann ist sie hastig ihm vorangeschritten.

Mißtrauen stand Rolf heute nicht zu Sinn:
Das war des Weins gefährlicher Gewinn.
Er folgt' der Schwester sorglos in das Zimmer —
Warm lag es da im festlich hellen Schimmer.

Und dort das weiße Kleid —? Und dies Ge-
sicht —?
Ah! Wohl! Vertörpert sah dort seine Pflicht,
Bei ihr die Mutter mit erregtem Wesen,
Um den Erfolg aus seinem Blick zu lesen.

Betreten stand Rolf eine kurze Zeit —
Er rang nach Fassung und Entschiedenheit;
Die List'gen sollten den Triumph nicht haben,
Mit ihm zu spielen wie mit einem Knaben.

Er wollte höflich, freundlich, ruhig sein,
Der Unbefangenheit weltmänn'schen Schein
Bewahren und dabei, den Fuß im Bügel,
Nur fester ziehn des Widerstandes Bügel . . .

Der gute Vorsatz schwebt' ihm freilich vor,
Doch ließ er außer acht den falschen Flor,
Den ihm des Weines goldgeschmückte Flüge
Verwirrend hielt vor die erhitzten Züge.

Die kluge Mutter spann ihn leicht und fein
Nur immer dichter in den Schleier ein:
Sie schob ihn lächelnd zu „dem lieben Gaste“
Und füllte ein Glas ihm, das er willig faste. . .

Bis tief ins Herz that ihm ihr Lächeln wohl,
Das er entflohn geglaubt zum nord'schen Pol;
Die Rosen, die der Schwestern Wangen malten,
Auf seinen eig'nen dankbar wiederstrahlten.

In dieser Freude hellem Ueberflang
War für die Schöne er ein leideter Jang,
Die ihm zur Seite tändelte und lachte
Und über seine gute Laune wachte.

Sie drängte Rolf zu der Erkenntnis hin,
Er habe seine schöne Nachbarin
Wohl früher niemals ernstlich angesehen —
Wie kommt' ihm sonst ihr Jugendreiz entgegen!

Sah er noch nie das wellig reiche Haar,
Den hellen Blick im dunklen Augenpaar,
In diesem Blick das liebenswürdig'ge Feuer,
Als sei nur unter allen er ihr teuer? . . .

Er wärnte sich an dieses Jeners Strahl
Nach Tagen der Entbehrung und der Qual
Und hätte doch — in Dunkelheit verloren —
Viel besser fortgebahrt und fortgefroren.

Noch keinem war das Rüdeshheimer Gold
So wenig treu gesinnt, so wenig hold:
O quälte doch aus seinen blum'gen Risten
Die Sommerzeit mit lindem Liebeslüften!

Doch die Vergangenheit schien endlos weit,
Er sah der Gegenwart verlockend Kleid. —
Bis tastend jenes Glück hervor sich wagte,
Das einst im Traum so innig ihm behagte.

Geschmückt sah ihn zur Seite eine Frau;
Die Mutter, nicht mehr streng und sorgengrau,
Sah in der Nähe, und die Schwestern lachten
Wie Menschen, die der Zukunft glücklich dachten.

Und Traum und Wirklichkeit wov sich in eins
Durch schlimme Bedenkniß des schönen Scheins,
Und — wie im Traum — schien's ihm auch heut
nicht Sünde,
Daß er sich freute der ertung'nen Pfunde . . .

Er saß im Stuhl bequemi zurückgelehnt,
In dem er lässig seine Glieder dehnt,
Und leiner war, der seine Schulter packte,
Der ihm ins Ohr die Wahrheit schrie, die nackte.

„Erwache doch! Du mordest ja im Traum!
Auf, auf und stieh zum fernen Waldesraum —
Dort wirst du dich in Trenen wiederfinden,
Ihr Auß wird dich von aller Emdid entbinden.“ . . .

Wohl steht er auf, doch nur weil sie zuvor —
Um die ein Engel all sein Glück verlor —
Sich ausgerichtet hatte, um zu gehen:
Was sie gewollt, nun war's ja am Geschehen!

Er legt der gleißenden Gestalt galant
Den Mantel um mit pelzverbrämtem Rand;
Indessen tauicht sie Blicke mit den Frauen —
Nolf sieht sie nicht, sonst kam' ihm stilles Grauen.

Dann treten aus dem gastlich hellen Haus
Die Weiden in den nächst'gen Straßengrass,
Wo sie sich darf an seine Seite schmiegen
Und halb und halb in seinem Arme liegen . . .

Wie alles kam —; ob er im Simmenrausch
Zuerst gesucht nach süßer Miße Tausch,
Ob sie die Wange bot zur Liebesfeier? —
Die Nacht hat's zugebedt mit dichterem Schleier.

Ob sie das Wort entlockt ihm, ob er's sprach,
Vorwärts gestoßen von des Reines Schmach? . . .
So geh nun heim. Du bist nicht mehr zu retten
Nun schleife deiner Schwachheit Jammerkettten . . .

Die Mutter harrt zu Haus indessen sein
Und läßt ihn hoffend in das Zimmer ein . . .
Da steht er — sah!, die Augen vorgequollen,
Als ob sie aus den Höhlen springen wollen.

Ein ungesproch'ner Gluch fällt ihm als Schaum
Vom Munde. Plötzlich schlägt er wie ein Baum,
Den Sturmesmacht geknickt, zu Boden nieder.
Wie wenn in ihm verstummt des Lebens Lieder.

Nicht Ohnmacht war's, die allen Fakt ihm nahm,
Es war die große, ungeheure Scham.
Die Mutter schweigt. Da kann kein Inpruch
kommen.
Nach solchem Sturm muß bald die Ruhe kommen.

Sie kam . . . Und sicher war die Mutter nun,
Daß er gewillt, in ihrem Schoß zu ruhn . . .

Er ließ sich streicheln, gütlich mit sich sprechen:
Das Herz ward ruhig, das erst wollte brechen.

In der Erschöpfung schien's ihm saß ein Glück,
Daß ihm nun keine Wahl mehr, kein Zurück
Für seine Schwäche blieb; denn solche Mauer
War viel zu hoch für seiner Kräfte Dauer . . .

Die Mutter spricht in gü'tgem Herzenston
Wie einst zu dem so heißgeliebten Sohn;
Sie legt den Arm um seinen Hals, und leise
Pnllt sie ihn ein nach guter Mütter Weise . . .

Sie führt ihn tröstend an die Ruhestatt
Und streicht ihm gärtlich mild die Rippen glatt;
Dann scheiden sie mit Kuß und Wunsch und
Grüße —
Sie schleicht davon auf sorgsam sanftem Fuße . . .

Und Nolf schläft ein . . . Und schläft auch gut
und fest . . .
Wie sich das Schlimmste doch verschlafen läßt! . . .
Berweht, verflungen ist das Wort der Alten
Vom Treuehalten — ach! vom Treuehalten! —

Du hast das Wollen, Gott, der Welt geschenkt
Das Können aber, das das Wollen lenkt,
Nur ein'gen Niesen ist es zugefallen —
Die andern alle stehen nur und fallen . . .

X.

Der Christtag kam in Schimmer und in Glanz
Herbeigejchwebt auf lust'ger Flocken Tanz.
Die Weihnachtsglocken klangen durch die Lande —
Für Nolf war's ein Gelächte seiner Schande.

Das Christfest war zugleich sein Hochzeitfest,
Der Tag der Einkehr in das eig'ne Nest.
Erst aber galt's in lichtdurchsprühten Räumen
Ein Mahl bei frühlichem Champagnerstäumen . . .

In einer Ecke des Salons ragt schlank
Und hoch der Tannenbaum, mit Goldgerant
Und süßen Früchten überreich beladen,
Die sich in lust'gem Lichterfunkeln baden.

Die Kerzen überstrahlt der Frauen Reiz,
Den heute keiner strengen Regel Geiz
In eruste Stoffe züchtig eingesponnen —
Heut schmimmern unverhüllt der Nacken Sonnen.

Das ist ein Glanz von Seide, Sammt, Demant,
Der unter'm Christbaum sich zusammenfand;
Und wie sich's kreuzt von glutentfachten Blicken,
Die heiße Fragen in die Zukunft schicken!

Da blüht ein Strauß von Reden, gut gelernt,
Tief aus der Brust geholt und reich durchsternert

Mit Segenswünschen für die Neuwermählten,
Die sich in „wahrem Herzensdrange“ wählten.

Es war ein Fest, so recht voll Pomp und Pracht,
An das noch lange jeder gern gedacht,
Dies Weihnacht-Hochzeitsfest der jungen Gatten,
Die sich — wie wahr! — in Lieb' gefunden hatten. . .

Die Weihnacht freilich, die ein armes Herz —
Die Hochzeit war's zugleich mit ew'gem Schmerz! —
Im fernem Walde feiert, ist von beiden
Nicht um des Frohsinns Vorrecht zu beneiden.

Des Schnees Silberlasten beugten tief
Der Bäume Zweige, daß es schien, als schlief
Der sommerliche Wald der Liebestunden,
Die nun ein böses Winterend' gefunden.

Und in dem eingeschlaf'nen Walde lag
Das Försterhaus, nicht für den hellen Tag,
Rein, für die Nacht mit ihren Finsternissen
Das rechte düsterede Ruhefließen . . .

Der Gaisblattschmud vom Wind entführt, verweht;
Und unter den zerzausten Ranken steht
Die Mauer halbzerbröckelt, ohne Garten,
Die Wettersturm und Regenguß verderben.

Der Schnee des Daches ist mit Ruß geschwärzt,
Das lichte Schwänenweiß hinweggemerzt;
Am Giebel sieht man Kräuschenschwärme hocken —
Ihr Kreischen macht des Hörens Pulse stocken . . .

Der Himmel hängt so grau und tief herab,
Als sei's der Deckel über einem Grab —
Das Försterhaus scheint darin eine Kammer,
Gezimmert mit dem schwersten Schicksalshammer.

Die Fenster gähnen trostlos trüb und leer,
Als würde drin die Freude nimmermehr
Ihr Kerzenbündel festlich hell entzünden
Und frohe Postkaffat frohen Menschen künden.

Verwahrloßt scheint das Haus, wie wenn die Fest
Nichts übrig ließ, als über Mauern Rest; —
Zawohl, die Fest der Untreu' kam gezogen
Und hat am schönsten Reid sich festgezogen . . .

Nun tretet ein, wenn euch der Mut nicht stockt . . .
In einer Ecke des Gemaches hoch
Ein totenblaßes Weib, zermalmt, zerdrückt —
Ich brauche ihren Namen nicht zu sagen.

Wirr hängt die Lockenfülle um sie her,
Als lohne sich kein pflegend Strahlen mehr.
Ihr Auge — — wär's gebendet, größere Schrecken
Und tief'res Mitleid könnt' es nicht erwecken!

Es starrt so seltsam leer, lichtlos und stumpf,
Wie, wächjern selbst, am wachsgesformten Kumpf . . .

Was sag' ich nun von ihrem süßen Munde?
Er zuckt und klappt wie eine schwere Wunde . . .

Zweimal geliebt und zweimal todeswund
Der herzzerreißendsten Verzweiflung Fund —:
Nun liegt sie, ohne Kraft, zu neuem Leben
Das schöne Haupt noch einmal aufzuheben . . .

Der ärmste Vater sitzt nicht weit von ihr,
Ohnmächtig knirschend wie ein wildes Tier,
Und hängt mit seinen Augen, blutimrandet,
An ihr, die ach! so jammervoll gestrandet . . .

Als jener Brief ins Haus getragen ward,
Der den Verrat recht nach Verräterart
Mit dem Gebot der Pflicht zu mildern suchte,
Da sprang der Waldmensch schäumend auf und
fluchte.

Ihm war, als stürzt' ihm Blut aus Nas' und
Mund,
Des Riesens Wildheit brach empor vom Grund,
Er wollte fort und mit der Fäuste Zangen
Sich den Verräter zum Gerichte fangen.

„Ich bring' ihn Dir — sei ruhig, Kind, sei
still —,

Der Dich ins alte Glend stürzen will — —
Und liebt' Du ihn nicht mehr, so stieh' und lache,
Wenn ich Dir ehrlich hole Deine Kade!' . . .

„Nein, nein — du weißt ja aus dem Brief: die
Pflicht,

Der Mutter und den Schwestern schuldig, nicht
Die Liebe zu der andern ließ ihn Eide
Leichtsinig brechen mir zum Todeside.“

Mit solchen Bitten hielt sie ihn zurück
Und brach von seiner Wildheit Stük um Stük,
Bis er gleich ihr in dumpfem Müßigleben
Den Tag erscheinen sah und wieder gehen . . .

Die einst so traute Försterstube war
Die alte noch und dennoch ganz und gar
Entkleidet jedes Hauchs von Ruh' und Frieden, —:
Das Inn're, wie das Auß're, glückgemielen.

Bon den Geweißen, die der Wände Schmud,
Senkt sich herab ein unsichtbarer Druck,
Und jene Falten, die die Deste queren,
Sie scheinen gar Zerföhrungslust zu nähren.

So stürzt denn nieder und begrabt den Herrn
Und seines Kindes glanzverwaissen Stern
In glit'ge Trümmer! Beide werden danken
Und nicht vom Plage weichen und nicht wancken.

Der Holzwurm bohrt — doch ist's noch nicht
so weit . . .
Einfstweilen senkt sich nur die Dunkelheit

Verhüllend nieder auf die müden Armen,
Die dennoch grausam sieht des Schlags Erbarmen.

Das letzte farge Tagesglühnen stahl
Sich bleich um der Geweihe ragend Wal;
Da plötzlich — als die Nacht es ausgebrückt —
Das Licht des Klangs das Dunkel überbrückt.

Ein Gräßen wie vom hohen Himmel hallt
Durch den in Winterblühen versenkten Wald:
Im Dorfe laden hell die Weihnachtsglocken,
Die Hofs zum Herd der Liebe sollten locken.

Da steht der Förster auf — und weich und gut
Nimmt er zusammen seinen ganzen Mut:
„Ich geh', mein Kind, den Christbaum anzusticken,
Und hol' Dich, wenn die Lichtlein lustig lecken.“

Ermut'gend drückt er ihre kalte Hand,
Dann tappt er vorwärts sich an Stuhl und Wand
Ins andre Zimmer. Bei dem lust'gen Werke,
Kommt Thrän' auf Thräne ihm trotz aller Stärke . . .

Und als der Bann nun steht in Glanz und Pracht,
Da möcht' er schreien: „Du du heil'ge Nacht,
Mein Kind und ich, wir sind die Kernsten heute. —
Gieb uns ein Körnlein Trost im Festgelaute!“

Ein Licht loht auf dort auf dem höchsten Zweig;
Das ist ihm Antwortgruß und Fingerzeig!
Wie er voll Hoffnung nun die Gaben bereitet
Und eilig dann zurück ins Zimmer schreitet!

„Nun komm, mein Kind, und sei auch redt ein
Kind,

Wie in den Zeiten, die vergangen sind,
Schlag' in die Hände — thu' es mir zuliebe,
Dem von der Weihnacht sonst die Nacht nur bliebe!“

Kein süßer Ton, der freundlich Antwort giebt —
Marie ist fort — sein Hoffen jäh zerstiebt . . .
Er ruht und ruht sich bis zu ihrem Zimmer —
Verschlossen — — drin ein zitterndes Gewimmer . . .

„Nun komm doch, Kind, und laß mich nicht so
stehn!“ —
„Vergieb, ich kann den Bauy nicht brennen sehn.
Laß mich im Dunkeln, wo ich hingehöre,
Und schilt nicht, daß ich Dir die Freude störe.“

Er bat noch lange — — drinnen blieb es stumm . .
Aufföhnend wandt' er sich dann schließlich um
Und stapfte schweren Schritts hinab die Stufen,
So schwer, als schling' die Treppen er mit Hufen.

Und als er wieder vor dem Baume stand,
Griff er auf einmal in den holden Brand,
Von blinder Wut erfasst, mit beiden Händen,
Um das Symbol zu treten und zu schänden . . .

Zerbrochen lag der Baum, umhergestreut
Der bunte Tand, der nun kein Flug' errent . . .
Dann warf der Alte tobend selbst sich nieder
Und — stöhnt' und stuchte seine Weihnachtslieder.

Aufwinkend sprang herzu das Tockelpaar,
Das ihm ins Zimmer nachgeschlichen war,
Und lockte kläglich . . . Und in all dies Stöhnen
Sang Suschen draußen in den höchsten Tönen:

„Du Nacht voller Gnaden,
Gefommen auf Pfaden
Des Lichts und der Güte,
Du Weihnachtoblüte,
In Liebe verflüht,
Sei mir gegrüßt!“ . . .

XI.

„Vorwärts und hebe den Fuß geschwind
Zu die Zukunft, ins Leben;
Kasse, was war und verging, im Wind,
Mit den Nebeln entschweben!“

Noch schlägt das Herz, und noch flammt der Blick
Wend' ihn zu neuen Thaten!
Rege die Hand, und ein freundlich Geschick
Wird dir zum Rechten raten!

Fang' dir das Glück am goldenen Haar,
Nimm's in die Arme verwegen; —
Weinst du auch jetzt, im anderen Jahr
Zubelst und lachst du dagegen!

Wieder ist's Mai, und die Rosen blühen,
Anderes Glück zu Zweien!
Sieh, es zerflattert im Morgengläuh
Der gepeinigten Reihen!“ . . .

Zawohl, es war geschehn, und kein Zurück
Gab's mehr; drum vorwärts in ein andres Glück! . .
Hoff hat versucht die Schmerzen fortzuladen,
Statt sich darüber grau und weß zu wachen.

Sein junges, hübsches Weib half ihm dabei;
Sie zog ihn immer wieder in die Reih'
Der Schmaufenden, der Tändler und der Kartten,
Die gleicherweil' oft gleiche Kasten tarren.

Er ließ sich ziehn und sang und trank und sog,
Doch war er's selbst, den er dabei betrog . . .
Nur nicht zur Ruhe kommen, nur nicht denken —
Geht rechts die Wahrheit, eilig links dann schwenken.

So ging es Boden, Runde ging es so
In dumpfer Lust, in dulci júbilo . . .
Das bischen Arbeit eilig hingekitzelt,
Dann kommt der Abend, wo man lacht und wifelt . .

Auch das sind Rosen um die heiße Stirn!
Doch solche Rosen traf vom Aetherfirm
Kein kühler Strahl jungheiler Morgenwonne;
Die färbte eine schwülle Mittagsonne.

Wer nun im tiefsten Sein sich aufbewahrt
Den Durst nach morgenschöner Wanderschaft,
Für der kommt das Erkennen, kommt die Stunde,
Da er die Rosen reißt von seiner Wunde. —

Die Nacht ist still und heimlich . . . heimlich still
Ist, was die junge Frau gestehen will;
Sie sucht Rolfs Ohr mit ihren warmen Lippen —
Er darf ein süß Geheimnis davon nippen.

Wie das ihn trifft! Ihm wiederfährt ein Heil!
Die Mär des Vaterglücks wird ihm zuteil!
In seiner Freude ist er hingegangen
Und badete in Thränen seine Wangen.

Sein Ang' sah keinen Schlaf in dieser Nacht:
Wie im Gebet hat er sie hingebacht!
In dieser Nacht hat er in Bitternissen
Sich jenen Rosenkranz herabgerissen.

Er hat erkannt, daß selbst die tiefste Not
So tief nicht, daß nicht plötzlich wunderröt
Und wunderfüß ein Strahl die Nacht durchzittert
Und alle Wolken siegreich niedervittert! . . .

Und er stand hüllenlos im echten Leid
Und fand für seine Not das würd'ge Kleid,
Denn plötzlich ward sein Antlitz morgenhelle —
Sieh da, welch' gottgeschickte Silberquelle!

Die Arbeit! Schlichtes Wort von reichster Kraft!
Du Wehr an unzerbrechlich festem Schaft!
Für jeden Frierenden die rechte Hülle,
In aller Not die blühend reiche Fülle!

Jawohl, in strenger Arbeit will er nun
Sich selbst und seinem Schmerz genüge thun!
Die Arbeit für ein liebtes Zukunftsleben
Soll ihm die Manneswürde wieder geben . . .

Voran denn! . . . Und er hat es auch gekonnt,
Hat sich nach langem Irgehen still gekonnt
In wahren Himmelsheine! . . . Friedenslänge
Erhoben ihn aus häßlichem Gedränge! —

Doch als dann für sein Weib die Stunde kam,
Da sie in Schmerzen gab, in Freuden nahm,
War alle Freude süß und schlimm zer schlagen
Und, kaum geboren, schon zu Grab getragen.

Das Kindchen lebte; doch die Mißgestalt
Erbat des Todes erlösende Gewalt.
Mit Grauen sah der Vater darans nieder —
Das waren tierisch klumpenförm'ge Glieder!

Vom Mund der Mutter brach ein geller Schrei;
Sie rief den tiefgebeugten Rolf herbei
Und zählte: „Deine Liebe war nur Lüge;
Drum trägt mein Kind solch mißgeschaff'ne Blige!

Ich unglücksel'ge Frau! . . . Betrüger Du!
Füg' Deiner Untthat eine zweite zu
Und töte mich und jenes arme Wesen,
Von dem zu Spott und Schande ich genesen!

Rein, schweige! . . . Sag wohl niemals schon ein
Weib
So elend da mit schmerzzertriff'nem Leib? . . .
Du hast mein Kind gezeichnet! . . . Geh doch, gehe,
Daß ich Dein falsches Antlitz nicht mehr sehe!“

Er ging. . . . Und eine Hölle war fortan
Mit allen Schrecken für ihn aufgethan;
Der Mutter Hand hat ihn hineingeleitet —
Nun ist's sein Weib, die sie ihm dehnt und weitet! . . .

Vernichtet alles! . . . Rolf, jetzt halte fest
An jenem Fels, der seinen sinken läßt;
Zum Heil der Arbeit steh' mit allen Sinnen,
Willst du dir einen letzten Trost gewinnen!

Doch solche Flucht aus kläglich ird'ischer Hast
Vermag nur eine adlerstolze Kraft,
Nur sie kann ihrer Wunden Blutung stillen
Mit Arbeit um der Arbeit selber willen.

Rolf brauchte Zweck und Ende und ein Ziel,
An dem ihm dann die Frucht zu Frühen fiel;
Drum will's dem Aermsten jetzt nicht mehr gelingen,
Der hohen Meisterin sich zu verdingen.

Sein Kind wird nie mit menschlich süßem Ton
Ihn rufen! Niemals wird er seinen Sohn,
Das Auge weidend, in die Arme reißten —
Sein Vaterglück wird Vaterelend heißen.

Es ist vorbei! . . . Die Arme sinken mild;
Denn unansrottbar trägt er im Selbst
Das Grauen. Häßlichkeit ist nur für Starke,
Dem Schwachen sitzt der Stiel tief im Marke.

So schleicht er seines Weges; ganz und voll
Durchkostend jenen unbarmherzigen Groll,
Den nied're Frauen auszuteilen wissen
Mit stillen und mit offenkund'gen Bissen.

Das Elend, das uns in der Heimat Bann
In unstät Heimatlosen machen kann,
Hat Rolf erduldet mit gebund'nen Händen —
Kaum eine Schmach mehr, die ihn konnte schänden!

Der Winter zog ins Land. In Eis und Schnee
Erharrt erst recht ein Herz zu tiefstem Weh . . .
Dann kam der Venz mit ungestümen Schauern
Und schaute über feuchte Wolkenmauern,

Und wieder Mai! O Gott, zum zweitemal
Seit jenem Traum im fernen Waldesthal!
Nun bei der Maigespinnster lust'gem Drehen
Wird erst sein Glend marternd voll erstehen!

„Der Regen tropft
An meine Scheiben
Mein Herz, es klopft,
Will still nicht bleiben!

Ein Maientag
Sieß sie mich schauen —
Im Arm mir lag
Der Mai der Frauen!

Im Herbst ein Tag
Sieß falsch mich sprechen,
Mit tödtlichem Schlag
Das Herz ihr brechen! . . .

Weil ich verriet
Ihr süßes Leben
Kann Ruh' und Fried'
Kein Gott mir geben!

Der Regen tropft
An meine Scheiben, —
Mein Herz, es klopft,
Kann still nicht bleiben!“

(Schluß folgt.)

Drei Meister.

Still wiegt der alte Sachsenwald
Die kuospendraunen Aste,
Ein Falkenschrei verloren hallt
Verbraußt der Sturm der Gäste!

Der Wildbach plätschert, wühlt und fault
Und neht den Fuß des Alten,
Der weiland in der regen Faust
Das Loos der Welt gehalten.

Fehl lüftet er den Stempenhut,
Schwer drückt den Stab die Rechte,
Sein Auge folgt der Frühlingssut
Am Wurzelmoosgefächte:

„So ist vertauscht mit Sang und Klang
Der Feier freundlich Weben,
So schoß vorbei durch Sturm und Drang
Das lange, reiche Leben.

Nach schwülen Tages Freud' und Schmerz
Wehl heiß'ger Abendfriede,
Wie ist dir fremd, wie — deutsch ums Herz,
Schier suchst's nach einem Liede.

Es möchte sprengen sein Gefühl
Des Erlebens Schranken;
Wer hilft mir fassen dies Gewühl
In deutliche Gedanken?

Du Buchenkreis, der mich umzieht
Was rauschen deine Keiser? —
Die Helden, die mit mir gewirkt,
Sie folgten ihrem Kaiser;

Doch nicht zu ihnen heute will
Die Sehnsucht mich erheben —
Du Erdschmerz, wer singt dich still?
Wer deutet mir mein Leben?“

Und leise krieg der Nebelrauch,
Die Abendshauer wehten,
Da teilte sich der Haseltrauch,
Ein Jüngling kam getreten.

Der Schloßherr ruht, sein Doggenpaar
Hat sich im Wald versprungen;
Er niht den Fremden, wunderbar
Von seinem Blick durchdrungen.

„Ein Opferbrand hat dir gelobt
Aus hunderttausend Seelen,
Du wandelst deines Volkes Not
Sein Dichter mag nicht fehlen.

Dich hat der Erdgeist auserseh'n
In einer großen Stunde
Mit einem tüchtigen Volk zu steh'n
Auf blutbefreitem Grunde.

Deß hat ein Ahnen mich unsauft
In meiner Abendröte,
Ich grüße dich, du greiser Lauff,
Umarme deinen Goethe!“ —

„Willkommen von Olympus Hö'n!
Dein Werk ist unverloren.
Es hat des Liedes warmer Lohn
Den Deutschen Lenz beschworen:

Was sich verstand vom Fels zum Meer
Im Singen und im Sagen,
Das rief ich auf, ein reißig Heer,
Den allen Feind zu schlagen.

Du weckst deutschem Himmelsdrang
Auf Erden Stimm' und Ehr,
Du wußtest auch im höchsten Sang
Zu rechnen mit der Schwere.

Auf klein'gem Weg der Alltagsqual
In Chalensturmes Stranden,
Ich fühlte mich viellaufendmal
Von dir voraus verstanden.

Wer rein will sein muß thallos ruhn,
Das weiß dein Berlichingen,
Weil gut und böß in allem Thun
Sich schwelertich verschlingen.

Wir waren Kämpfer alle zwei,
Licht waren unsre Waffen,
Philisterstreit und Pfafferei
Die gaben uns zu schaffen.

Wir zählten unsren Menschheitsjoll
In jung' und alten Tagen,
Deß jubiliert der Aelcinen Stroll
Die uns umsonst verblagen.

Dem Gotte fleht, der ihn gesandt
Der Held sowie der Dichter.
Er weihl mein Werk, es hat Bestand;
Was wollen Erdenrichter?"

Da hörten eines Mannes Trill
Die Seiden in der Ferne
Ein Mönch daher des Weges schritt
Mit dunkeln Augenferne:

„Dem Volke schufest du Gehall
Dem ich die Form gegeben.“
Der Dichter riefs, „mit Stunngewalt
Bewegtest du sein Leben.

Du woblst der Sprache Wunderband
Um die zerstückten Gauen,
Hoch klingt dein Wort im lieben Land
Von Wein und Sang und Frauen.

In Deutschland wird der Heuchler Chor
Umsonst den Geist verdammen,
Es ging am Willenberger Thor
Sein Bannfluch längst in Flammen.

Halt immer hoch dein alles Buch
Mit seinem Todeszeichen:
Die Liebe ligt der Sünde Fluch,
Ich selber sang dergleichen.

Prunkt auch dein Buchstab dann und wann,
Daß er dem Geiste wehre,
Sieh uns die Hand! — ein großer Mann
Ist mehr denn seine Lehre.“

Da schlug der Mönch gewaltig ein:
„Ich werd' ruch nicht verkehren,
Was deutsch ist, muß heul einig sein,
Den Häder laß den Schwähern!“

Einß banden mich gar starren Mann
Des Eifersteufels Striche,
Nun sieh die Welt mich milder an
Mit abgeklärtem Blicke.

Ob uns umlaubl ein Eichenkranz,
Ob Lorbeer oder Eder,
Wir führten einen Heldenlang
Mit Schwert und Kreuz und Feder.

Wir hegten vor dem Heiligen Scheu,
Wir suchten kühn das Ehle,
War jeder seinem Fürsten treu,
Glich keiner einem Anekle.

Was tief und adlig ist und frei
Muß heute sich verbünden,
Die blöde Tempelrürmerei
Braut wieder in den Gründen.“ —

„Laß brauen, Mönch!“ fiel Bismarck ein,
„Furcht sei dem Deutschen ferne!
Dies Volk behört kein Falterschein,
Das faustlich drängt zum Kerne.

Dies Denkervolk nicht handeln will
Als nur in Tag und Klarheit,
Mit seinen Meißlern baut es still
Auf dem Granit der Wahrheit. —

Ihr gehl, ich bleibe noch zurück
Bei ihm und seinem Heere
Ein Wächter über seinem Glück,
Ein Vormund seiner Ehre.

Ich werde künden, was ihm frommt
So oft zum Sturm es läutet,
Bis die Walküre zu mir kommt,
Die nach Walhalla deutet. —

O würd' ihm einer dann erweckl,
Den Weg ihm zu enthüllen,
Die Rechte, die sich darbennd streckl
Mit süßem Brod zu füllen.

Ein solcher, der, wie wir vermochl,
Im tiefsten uns verbündet,
Mit flammendem Prometheusodot
So Lieb' als Haß entzündet;

Der Stunngewaltig niederbricht
Die Zweifel stunpfer Aelcneit,
Und neu bewählt in Kraft und Licht
Des deutschen Lebens Einheit!“

Curt Häcker.

Mutter und Kind.

„Mutter, was leuchtet dort über den Strom?
Roter die Rosen blühen:
Purpurn wölbt sich der Himmelsdom,
Und Berge und Wälder glühen!“

Kind, das ist der sinkende Tag
In lehlen Wehen und Wonne.
Schon spielt er un Schreuer und Taubenschlag
Und gleitet abwärts in unser Gemach,
Bis er in Maltgold prronnen.

„Mutter, und hörst du im Busche den Wind
Flüsternd mächtig ermannen?
Die Wellen wandern und wogen fa lind,
Darüber schwellende Schallan.“

Kind, das ist die dämmernde Nacht,
Lautlos, doch werkbefissen:
Suche darum dein Bettchen sachl
Und falte die Hände und bete bedacht,
Und drücke den Kopf in die Kissen.

„Mutter, wie wird es fa still, fa still,
So müde die Wätken wallen!
Kein Vöglein am Hause zwitschern will,
Nur feruher die Glacken hallen.“

Die Vögel schlüpfen in's Nest hinein,
Da ruhen sie wie auf Seide;
Auch du, mein Kind, schlafe ein, schlafe ein,
Ich wache bei dir und hüte dich fein,
Nur schließe die Suchänglein beide!

„Ach, Mutter, was jiltet der Mondenstrahl,
Der bleiche, an Tisch und an Wänden?
O küsse mich, segne mich nach einmal
Mit deinen lieben Händen!“

Mein einziges Kind! In meinem Arm,
An meinem Herzen geborgen,
Da schlumm're, da träume du ohne Farn,
Bis dich zum Spiele galden und warm
Die Sonne wachruft am Morgen.

A. B. C. Gielö.

Märzveilchen.

Märzveilchen sprachte im Frühlingelicht —
Nun möcht' es sich schüchtern verflecken.
„Du liebe Sonne, vertate mich nicht,
O, wolle mich Laub bedecken!
O kommt, Ruemoten und Priemetn zumal,
Dah ich mich verberge in eurer Zahl —
Ich fürcht' mich vor all den Glücken.“

Umsonst! „Sahst du das Veitche schon?“
So fragt die murmelnde Quelle,
Sa klingl's durch des Lenywines Tubellan,
Sa künden's die Vögelein helle —
Allartens der eine süße Klang:
„Das Veitche blüht am Kasenhang —
Nun ist es Frühling warden!“

Was schaust du mich an, du junge Maid,
Im Auge süß selig Erschrecken?
Auch dir sproß ein Veitche zur Frühlingzeit:
Du möchtest es schüchtern verflecken:
Umsonst! deine Stimme, dein sanntiger Blick,
Dein sinnendes Schweigen vertalen dein Glück:
Die Liebe, die Liebe im Herzen!

S. Robertin.

Der Wiedehopf.

Einst sah ich müd am Waldestrand,
Selbschimmernd lag dar mir das Land,
Ein Rieselfeld mit saftigem Grün,
Drauf üppige Kullerblumen blühen.
Da — schwirt' ein Wiedehopf zur Erd',
Mit spihem Schnabel wohlbewehrt,
Und warnl' mit Zeter und Gesperr
Mich laut: „Gupp hupp und wäck wäck — Herrt!“

Scheu irt mein Blick, ab giftgeschwell
Kreuzotter jügelnd nach mir schnell?
Ob eines wilden Ebers Nah
Mich schwer bedräut mit grimmem Zahn?
Dach regl im Tann sich kaum ein Zweig,
Nur fern im Feld auf schmatem Steij
Kamml eine pußige Maidgestalt
Scharffpähend auf mich jugewall!

Sie trug ein schwarzes Sammtgewand,
Leicht aufgeroßl van schlauer Hand;
Schon well' ihr braunes Haar sich greis,
Die Äuglein zwinkerten ganz leis.
Auf ihrem Hut vom Marabu
Die Federn nickten böß mir zu:
„Ja, ja, 's ist Allers Margare!',
Die sachl auf vierzig Jahre geht!“

Ich weiß, die Jungfrau stellt mir nach,
Und trennt' uns auch ein gültiger Bach,
Sa padl' mich demnoch halter Graus;
Quer durch den Wald nahm ich Reihaus.
Wie ich dahinstog blühgeschwind,
Scholl Vogelruf im Frühlingwind
Mir nach mit Zeter und Gesperr
Frohlockend: „Gupp hupp, wäck wäck — Herrt!“

Mar Biesewetter.



Gottfried Keller.

Nach seinen Briefen und Tagebüchern.

III. Der Tyrhiser.

Traurig war Kellers Heimkehr, noch trauriger die Zeit, die ihr folgte. So viel wissen wir; näheres über die dazwischen Tage, die sich an jenen Novembertag von 1842 schlossen, hat der Biograph nicht erkunden können. Aber über Keller's äussere Lage bedarf es auch keiner Zeugnisse; eben ein Gefrandeter, ein scheinbar verlorener Mann, der wieder der Mutter zur Last fiel und sein Leben schwer genug fortschleppte, mag ihm nun das tägliche Brod nur unter Vorwürfen gereicht worden sein oder nicht. Auch über seine Stimmung braucht uns nichts gesagt zu werden: ein Künstler, der nichts konnte, nichts galt, weder sich noch anderen. . . Und diese Tage wurden zu Wochen, zu Monaten, zu Jahren. . .

Keller hat sie später die „verlorenen“ seines Lebens genannt. Sie waren es zum Glück doch nur äusserlich. Seine höfliche, demüthigende Lage wandelte sich nicht, aber sein Gemüt schüttelte doch im Sommer darauf den Baum dumpfen, schwermüthigen Hinbrütens allmählig ab. Da begann er ein Tagebuch zu führen, Gedichte zu schreiben. Schon im Jahre 1838, fünf Jahre zuvor, war ihm der Nutzen, den ein Tagebuch gerade für eine Natur wie die seine haben müsse, aufgegangen: „Ein Mann ohne Tagebuch ist, was ein Weib ohne Spiegel. Dieses hört auf Weib zu sein, wenn es nicht mehr zu gefallen strebt und seine Anmut vernachlässigt; es wird seiner Bestimmung gegenüber dem Manne untreu. Jener hört auf ein Mann zu sein, wenn er sich selbst nicht mehr beobachtet und Erholung und Nahrung immer ausser sich sucht. Er verliert seine Haltung, seine Festigkeit, seinen Charakter, und wenn er seine geistige Selbständigkeit dahin giebt, so wird er ein Tropf. Diese Selbständigkeit kann aber nur bewahrt werden durch stetes Nachdenken über sich selbst und geschieht am besten durch ein Tagebuch.“ Daran erinnerte er sich nun und beklagte, daß es ihm an Energie dazu gefehlt. „Die drei Jahre, welche ich in Wäldchen zubrachte, sammt

allen Eindrücken, die ich dort empfangen, das heitere schöne Künstlerleben, die bangen, sorgenvollen Tage, die ich erlebt und sonst noch vieles, was mein Gemüt lebhaft ergriffen, die Rückkehr und Flucht ins mütterliche Haus: das alles habe ich handelnd und leidend an mir vorbeiziehen lassen, ohne eine Silbe darüber niederzuschreiben.“ Zwar, fügt er bei, und daß er da nicht irrt, hat sein „Grüner Heinrich“ bewiesen, zwar habe er das ganze Bild trenn im Gedächtnis bewahrt, aber wie vieles sei für immer verloren gegangen! Aber nicht deshalb allein wolle er wieder seine Selbstbekenntnisse aufnehmen, sondern sein Tagebuch solle ihm ein Aylf sein „für jene grauen, hoffnungslosen Tage, die mir oft in stumpfem Nichtsthum vorbeigehen und spurlos in die dämmernde Vergangenheit entschwinden.“ Der bloße Voratz belebt ihm die gesunkene Kraft. „Dies Tagebuch“, ruft er am Schlusse der ersten neuen Eintragung in tiefster Bewegung der Seele aus, „soll mein Wanderbuch sein, das ich bei jeder neuen Station meines Lebens meinem höchsten Tribunale, dem Gewissen, vorweisen werde, und der grüne Faden, der dasselbe durchzieht, ist die Hoffnung; und das Siegel, das diesen grünen Faden abschließt, ist der Tod mit dem Bildnis der Ewigkeit. Ich werde vertrauend hoffen und immer hoffen, bis meine Augen brechen; und wenn dann die Menschen mich anschlagen und sagen werden: „Siehe, du hast umsonst gehofft, du stirbst arm und verlassen, wie du geboren wurdest“, so werde ich zu ihnen sagen: „Ihr Thoren! jetzt geht die Hoffnung erst redt an!“ Dann soll man mein Wanderbuch mir in den Sarg geben und unter mein Haupt legen, daß es darauf ruhe. . .“

Diese Stimmung hält auch in der nächsten Eintragung an. Da kommt ihm aus der Biographie E. Th. A. Hoffmanns von Hitzig neuer Mut. „Ein Leben, wie Goethe's“, schreibt er überaus bezeichnend für seine eigene Lage, „das ohne materielle Sorgen und Kummer, in heiterer Ruhe,

behaglichem Wohlstand und klarem Selbstbewusstsein fortfliehet, höchstens von selbstgeschaffenen Geistesstörungen aufgeregt, vermag uns mehr niederzubeugen, als aufzurichten. Ein Leben aber, wie Hoffmanns, voll Mangel, Not und Nahrungsjorgen, denen immer zu rechter Zeit die Hülfe nahe war, ein Leben, das mit großen Schwachheiten, die wir oft auch kennen, zu kämpfen hat und ihnen manchmal unterliegt, dient uns zum lebendigen Beispiel, zur Stärkung, zum Trost, und, weil es einem Manne angehört, den wir sonst lieben und achten und seiner Schwächen halber bemitleiden, so zeigt es uns besser und eindringender, was wir zu thun und zu lassen haben, als alle Moral. Noch viel merkwürdiger aber ist die folgende Stelle. Hoffmann war bekanntlich nicht bloß Dichter, sondern auch Künstler und verachtete sich auch als Maler. „Da Hoffmann“, bemerkt Keller hiezu, „ein Genie war und großen Drang zur Malerei hatte, so zweifle ich keineswegs, daß er ein großer Maler geworden wäre, wenn er die strenge und berufsmäßige Bildung erhalten hätte, welche die bildende Kunst verlangt. Ein Genie, das viel gelesen, faun auch gewiß etwas Gutes schreiben ohne seine Jugend auf Universitäten zugebracht zu haben; denn der Gedanke ist es, der das Wort adelt. Bei der bildenden Kunst aber sind Form und Gedanke Eins, und mit dem feinsten Gefühl, mit der besten Uebersetzung und mit der feurigsten Phantasie kann man keine schöne klassische Figur zeichnen, wenn man nicht mit seiner eigenen Hand Jahre lang ausschließlich, ich möchte sagen handwerksmäßig, unter guter Anleitung gezeichnet und studirt hat. Der Maler und Bildhauer studirt nur mit dem Griffel in der Hand.“ Das ist alles — kein Wort der Beziehung auf das eigne Schicksal; was er, der eben leider keine „strenge und berufsmäßige Bildung“ als Künstler erhalten, daraus für sich abstrahiert, können wir nur eben ahnen. . . . Deutlicher schon verrät sich seine eigene Empfindung in den folgenden Worten: „Von Hoffmann zu verlangen, daß er die Malerei aufgeben und alle seine Kraft der Dichtkunst zuwenden solle, wäre eine Pöblerei gewesen; denn der Evangelist Johannes sagt: „Der Wind wehet, wo er will, und du hörst sein Tosen; aber du wiffst nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fahren wird. Also ist ein jeder, der aus dem Geiste geboren ist.“ Aber es ist ein frommer Wunsch, daß er diesen Drang zur Bilderei nicht gehabt und die Litteratur, mit einem ganz geringen Geschwack, zu seiner Lebensaufgabe gemacht haben möchte.“

Zweifellos hat Keller damals bereits diesen „frommen Wunsch“ für sich selber gehegt. Der Drang dichterischen Gestaltens regte sich immer

mächtiger, so daß er schon aus diesem inneren Grunde nicht mehr, wie früher, glattweg abzuweisen war; hinzu trat der ähñere: was ihm zum Maler fehlte, wußte er ja nun. Und dennoch ruhte auch der „Drang zur Bilderei“ nicht. . . . So hörte auch er, der ja wahrlich auch „aus dem Geiste geboren“ war, „den Wind tosen“, aber „wohin er fahren würde“, wußte er noch immer nicht, und schwankte unentschieden zwischen beiden Zielen. . . .

Das läßt sich aus dem Tagebuch deutlich genug ersehen: wir können es freilich nicht im Einzelnen darlegen, so interessant es auch ist, schon deshalb nicht, weil es ja nicht die Aufgabe dieser Aufsätze ist, die Vektire von Büdtold's Werk überflüssig zu machen, sondern im Gegentheil die Leser so nachdrücklich als möglich darauf hinzuweisen. Hier also nur so viel, daß bald der eine, bald der andere Drang überwiegt. Am 11. Juli 1843 verzeichnet er die (dann doch unausgeführt gebliebene) Absicht, einige Gedichte an Lewalds „Europa“ zu senden, sowie den Beginn einer (unvollendet gebliebenen) Erzählung „Reisetage“, zu der ihn, nach der von ihm mitgetheilten Skizze des Inhalts, offenbar etwas Selbsterlebtes, sein Unterricht durch den wahrhinnigen Rudolf Meyrer, der „Römer“ des Romans, angeregt hat, und fährt fort: „Ich habe nun einmal großen Drang zum Dichten. Warum sollte ich nicht probieren, was an der Sache ist? Lieber es wissen, als mich vielleicht heimlich immer für ein gewaltiges Genie halten und darüber das andere vernachlässigen.“ Am 17. Juli aber, nur sechs Tage später, wendet er sich wieder energisch dem Zeichnen nach der Natur zu, das werde ihm mehr nützen, „als die rohen Farbenstücke, die ich früher machte“. So geht es nun in buntem Wechsel fast Tag um Tag, doch überwiegt das Dichten allmählich doch. Der Grund, den er sich selber dafür angeibt, ist sehr seltsam: „In der gedrückten, kummervollen Lage, in welcher ich mich fortwährend befinde, kann ich wenig mit meinen armen Händen arbeiten und müßig zu Tage bringen. Schreiben oder Lesen kann ich immer; aber zum Malen bedarf ich Fröhlichkeit und sorglosen Sinn.“ Das ist natürlich nur insofern wahr, als er eben im Schreiben sein bekümmertes Herz ausströmen lassen kann, im Zeichnen nach der Natur nicht. Am 8. August trägt er Ideen zu Gedichten und Landschaften in buntem Wechsel in's Tagebuch ein; die Natur, meint er, dränge sich ihm „mit ihren tausend Bildern und Schönheiten immer zwischen die inneren Ideen“ und das erhalte ihn „in immervähernder Aufregtheit; doch muß ich jetzt“, fügt er bei, „so weh es mir thut, für einige Monate die Malerei in den Hintergrund stellen, wenn ich in der Dichterei etwas thun will, um mir eine freiere und äußerlich ruhigere Zukunft

zu schaffen.“ Das Bekenntnis ist sicherlich durchaus echt und wahr; er hätte am liebsten beiden Seelen, die in seiner Brust wohnten, genügen, sowohl Maler als Dichter sein mögen; nun von der älteren Liebe zu scheiden, wenn auch, wie er wählte, nur zeitweilig, ging ihm gewiß ernstlich nahe. Aber daß er sich nun nur aus äußeren Gründen der Dichtkunst zuwandte, war gewiß eine Selbsttäuschung, dieser Drang hatte eben unmerklich die Oberhand gewonnen.

Ein äußerer Umstand wirkte freilich mit dazu bei, aber das war nicht der Gedanke an die Sicherung seiner Zukunft, sondern der Einfluß, den die Gedichte von Herwegh und Grün auf ihn übten. „Der neue Klang“, hat er Jahrzehnte später selbst darüber berichtet, „ergriff mich wie ein Trompetenschuß, der plötzlich ein weites Lager von Heerwölfen aufweckt. . . Nun begann es in allen Fibern rhythmisch zu leben, so daß ich genug zu thun hatte, die Masse ungebildeter Verse, welche ich täglich und stündlich hervorwälzte, mit rascher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen. Es war gerade die Zeit der ersten Sonderbundskämpfe in der Schweiz; das Pathos der Parteileidenschaft war eine Hauptader meiner Dichterei und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verse standierte.“ Ein Urteil über diese ersten Versuche ist nicht möglich, sie sind unbekannt geblieben; in die Gedichte hat ein einziges dieser Kampflieder, „Zehntenzug“, Eingang gefunden:

„Huffab, Huffab! Die Hay geht los!
Es kommt geritten klein und groß,
Das springt und purzelt gar lebend,
Das freilich und getret ohne End,
Sie kommen, die Zehnten! u. s. w.“

Mit Rücksicht auf seine poetische Bedeutung hat Keller, der später soviel Selbstkritik gewann, wie wenige andere Dichter, dies Gedicht gewiß nicht vor der Vergessenheit bewahrt; als Zeichen für die grauenhafte Erbitterung, die dem Bürgerkrieg voranging, hat es einen gewissen historischen Wert. Die erste Freude, es gedruckt zu sehen, wurde dem Dichter übrigens etwas verbittert: „eine konservative Nachbarin“, erzählt er selbst, „die in unserer Stube saß, als das Blatt zum Erstaunen der Frauen gebracht wurde, ipuckte beim Vorlesen der gränlichen Verse darauf und lief davon. Andre Dinge dieser Art folgten, Siegesgesänge über gewonnene Wahlschlachten, Klagen über ungünstige Ereignisse, Anrufe zu Volksversammlungen, Invektiven wider gegnerische Parteiführer u. s. w. und es kann leider nicht gelengnet werden, daß lediglich diese grobe Seite meiner Produktionen mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb.“

Offiziell war Keller freilich noch immer „Maler“ und hatte als solcher sein „Atelier“, eine kleine Stammer, in der die Skizzen zu einigen poetischen Landschaften aufgestellt waren. Aber im Winter 1843 auf 1844 wurde der Raum so kalt, „das innere Feuer für die spröde Kunst“, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „so gering“, daß er sich meistens an den Ofen zurückzog und da drauf los dichtete. Nur ab und zu nahm er Griffel oder Kreide zur Hand, die Feder alle Tage. Der Schaffenstrieb regte sich nun plötzlich ungestillt, wie ein Fieber; oft entstanden in diesem und dem nächsten Jahr an einem Tage drei oder vier Pieder. Welcher Gegensatz zu seinem Zögern und Zaudern in der ersten Kunst, der er zu dienen gesucht! Freilich macht's die Fülle allein nicht; es hat mancher lange Jahre hindurch täglich einige Seiten Verse geschrieben und war doch kein Auserwählter; dem Fünfundzwanzigjährigen, der nun wahrlich keine Zeit mehr zu verträdeln hatte, war bang zu Mut und so wandte er sich in seinem „trostlosen Dunkel“ an einem berufenen Richter, Julius Fröbel, der damals als radikaler Schriftsteller und Verleger zugleich — er hatte 1840 das „Litterarische Comptoir, Zürich und Winterthur“ begründet — in der Schweiz lebte. Es gehört zu den Verdiensten dieses Mannes, der später die merkwürdigsten Wandlungen durchgemacht hat, als Erster Keller's dichterische Bedeutung erkannt und ihn gefördert zu haben. Was ihn an den Gedichten fesselte, war allerdings zunächst die verwandte politische Gesinnung des jungen Schweizers, aber er erkannte nicht bloß die „wahre poetische Anlage“, sondern auch, „daß sie nach mehreren Richtungen noch der Ausbildung bedürfe,“ — und was die Hauptfache ist: er war fortan durch Rat und That für ihn hilfreich. Diesem Manne verdankt Keller vor allem die Bekanntschaft mit August Adolf Ludwig Follen, dem heute mit Unrecht vergessenen Dichter, der einst vor den Verfolgungen der Burschenschaft nach der Schweiz geflüchtet, hier eine reiche Lebensgefährtin gefunden hatte und nun als Poet, Mäcen und Verleger (er war Fröbels Compagnon) in Zürich lebte. Republikaner und Schwärmer für ein deutsches Kaiserthum, Aufklärer und Mystiker, Liberaler und Romantiker zugleich war er auch in seinen rein menschlichen Eigenschaften eine höchst widerspruchsvolle Natur: bald thatkräftig, bald träge, hochsinnig und von kleinlicher Greltheit, gewaltthätig und voll herzensewanner Güte. Keller hat fast nur seine guten Eigenschaften zu fühlen bekommen: er forrigierte in den Gedichten eigenwillig herum, aber er lenkte auch — selbst ein Meister der Form — den jungen Dichter auf das hin, was ihm noch fehlte, veröffentlichte in seinem

„Deutschen Taschenbuch“ für 1845 und 1846 einen großen Teil der Gedichte und honorierte sie großmüthig. Auch Hoffmann von Fallersleben, Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath ermutigten den jungen Nachstrebenden mit ehrlichen Wohlwollen; der aus Darmstadt stammende Publizist Wilhelm Schulz und seine treffliche Frau, die beide einige Jahre zuvor für Georg Büchner so viel gethan, nahmen sich auch Kellers kräftig und gartförmig zugleich an. Verglich Keller all dies mit der kühlen Aufnahme, die seine Versuche als Maler gefunden, so konnte er kaum daran zweifeln, daß er nun auf dem richtigen Wege war.

„Lieder eines Autodidakten“ hatte Follen die erste Auswahl im „Taschenbuch“ übersehen. Der Titel war wohlgemeint, er sollte für den Autor Interesse erregen und die Sprödigkeiten der Form entschuldigen. Aber charakteristisch ist diese Bezeichnung nicht. Freilich ist Keller in seinen politischen Gedichten aus jener Zeit so heftig, so unduldsam und so völlig in den engen Furch der Partei gebannt, daß derlei heute nur bei einem Dichter ohne tiefere Bildung möglich wäre — damals aber war's der übliche Ton. Auch müßte man der thörichten Ansicht sein, daß ein geregelter Bildungsgang die Entwicklung einer originellen Skulptur vereiteln müsse, um in dem Umfange, daß Keller dies schon in diesen ersten Gedichten war, das Kennzeichen des „Autodidakten“ zu erblicken. Natürlich liegt, wenn wir nach dem bleibenden Wert dieser Jugendlyrik fragen, das Hauptgewicht auf den unpolitischen Stücken; dies hat auch der Dichter selbst sehr bald erkannt und bedauert, so viele Zeitgedichte in seiner ersten Sammlung aufgenommen zu haben. Sie erschienen unter dem Titel „Gedichte von Gottfried Keller“ 1846 bei Anton Winter in Heidelberg; Follen hatte sie redigiert, die Druckkosten garantiert, sogar die Korrektur besorgt, endlich den Verleger beschafft, da die Erzeugnisse seiner eigenen Firma nun in Deutschland verboten waren. Selbst wenn wir von der politischen Lyrik absehen, so wird uns diese Ausbeute zweier Jahre (1844 und 1845) schon durch die Menge, noch unendlich mehr freilich durch den Wert des Geschafteren imponieren dürfen. Drei der schönsten Cyklen von Kellers Lyrik fallen ganz in diese Zeit: Die ebenso herrliche, als merkwürdige „Feuer-Äthyle“, zu welcher der Dichter durch eine große Feuersbrunst im Züricher Vorort Oberstrah angeregt wurde, der rührende, wie bereits einmal (S. 21) erwähnt, einer früh verbliebenen Jugendgeliebten gewidmete Viedertrauz: „Erstes Lieben“, und der unheimliche, aber geniale Cylus „Lebendig begraben“. Auch er hat seine besondere Geschichte; ein wohlhabender Züricher

Bürger hatte furchtbare Angst vor dem lebendig Begrabenwerden und bot dem Dichter eines Tages hundert Fläschchen Colonyer, wenn er „ein allgemein nützliches Gedicht darüber verfertige“; Kellers Dichtung wird schwerlich seine Zustimmung gefunden haben. Außer diesen geschlossenen Cyklen finden wir in den „gesammelten Gedichten“ fast in jeder Rubrik zahlreiche Lieder aus dieser ersten Zeit; nur an die herrlichsten, welche erweisen, wie früh er sich seine Höhe der Weltbetrachtung erungen, sei auch hier erinnert: „Am Himmelfahrtstage“ ist 1846, „Am Saig eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichsee“ in denselben Frühling, „Bei einer Kindesleiche“ im Spätherbst zuvor, das Lied „An mein Vaterland“ 1844 entstanden. Es ist sein populärstes Gedicht geworden, die Nationalhymne der Schweizer, die innerhalb der Eidgenossenschaft jedes Kind, aber auch in Deutschland jeder Gebildete kennt. Darnun greifen wir es als Beispiel für die Art heraus, wie Keller zu schaffen pflegte. Es entstand am 13. September 1847 mit zwei Sonetten, deren eines „Weß“ ist dies Haus“ ungedruckt geblieben ist, während das andere „Alles oder nichts“ von Keller mit Recht der Aufnahme in seine Sammlung letzter Hand gewidmet wurde:

Ja, du bist frei, mein Volk, von Eisenketten,
Frei von der Hörigkeit alter Schande;
Kein Hochgeborener schmiedet dir die Bande,
Und wie du liegen willst, darfst du dir betten.
Doch nicht kann dies dich vor der Herrschaft retten,
Die ohne Grenzen scheidt von Land zu Lande;
Ein grimmer Wolf in welchem Vammgewande,
Schafft sie zum Vehn sich all' bewohnte Stätten.
Wenn du nicht völlig magst den Geist entbinden,
Von ihres Dnnses tödlicher Umhüllung,
Nicht tapfer um der Seele Freiheit ringen:
So wird der Feind stets off'ne Thore finden,
Al' deinem Werke rauben die Erfüllung
Und jede Anrecht'schaft endlich wiederbringen.

Dies eine Sonett wäre zweifellos eine recht respectable Tagesleistung für jeden Vyrifer; wie bereits erwähnt, hat Keller auch noch am gleichen Tage ein zweites Sonett und gleichsam nebenbei das schöne Lied „An mein Vaterland“ gedichtet. Zu der ersten Fassung lautete es also:
„O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Heller Stern, wenn jeder mir erblickt,
Versteht mir noch Trost und Hoffnung zu.

Als ich arm, doch froh in die Fremde zog,
Adnigsglanz mit deinen Bergen maß,
Ebroicnflüster bald ob dir vergaß,
Da warst du des Veltlers größter Stolz.

Als ich wandern ging und dir ferne war,
Fohite mandamal mich ein tiefes Leid,
Doch wie lehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah.

Robert Fieberglut dir im heißen Blut,
Sengt der Zwitteract Flamme deinen Flor,
O wie schlägt so bang mein Herz empot,
Und es fühlet deine Schmerzen mit!

Wenn ich leider auch rüstig kämpfen muß
In der streitenden Parteien Weib'n,
Werd ich stets dem Gegner Weib' u
Vor dem Fremdling läug'n ich jeden Trost.

O mein Schweizerland, du mein Vaterland,
Wenn dereinst mein banges Ständlein kommt,
Ob ich Schwacher dir auch nichts gekrommt
Nicht verjage mir ein süßes Grab.

Wenn ans Grabesnacht ich einst aufersteh',
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn,
Daß er segnend seinen schönsten Stern
Strahlen lasse auf mein Vaterland."

Man sieht: eine Improvisation, die vor Allen die Stimmung, das mächtig ausströmende Gefühl festhalten will; auf die Form wird nur so weit geachtet, als das Metrum notwendig eingehalten ist; nur die beiden Binnenverse jeder Strophe sind gereimt, die erste und vierte nicht. Aber als nun der Dichter sein eben geborenes Lied nochmals überliest, wird ihm klar, daß es so nicht bleiben kann; zunächst muß der Reim auch in den beiden äußeren Versen durchgeführt werden. Das geschieht durch folgende Aenderungen. In der ersten Strophe formt er die beiden letzten Verse nun so um:

„Schönste Hof, wenn jede mir verblüch,
Dinstest noch an meinem öden Strand."

Die erste Zeile der zweiten Strophe lautet nun:

„Als ich arm, doch froh durch die Fremde strich"
und die letzte:

„Wie war da der Bettler stolz auf dich!"

Die erste Zeile der dritten Strophe wird geändert in:

„Als ich fern dir war, o Helvetia,"

die erste Zeile der vierten Strophe in:

„Wenn dein eigen Kind deinen Sämund zertritt,
während in der flüchtigsten der dritte und vierte Vers umgestaltet werden:

„Dem gerechten Gegner Weibe weh'n
Werd' ich stets und den Verdammungsgrün'"

Reicht ist der Reim in der sechsten Strophe durchgeführt; die erste Zeile wird so umgeformt:

„O du Schweizerland, all mein Gut' und Hab'"

während in der letzten der erste Vers die folgende Gestalt erhält:

„Wer? ich von mir einst dies mein Staubgewand."

Das Gedicht ist nun durchweg gereimt, auch dürfen fast alle Aenderungen nicht bloß als formale Verbesserungen gelten; der neue Ausdruck ist zum mindesten gleichwertig, wenn nicht besser, weil er eigentümlicher ist. Das ist gleichsam im Fluge gelungen; aber damit begnügt sich nun Keller auch im Wesentlichen. Bei einer neuen Durchsicht wird die erste Strophe unangestastet gelassen, und nur statt: „wenn jede" gesetzt: „ob jede.." Ebenso wird in der folgenden nur eine kleine Aenderung angebracht: „fremdes Land durchstrich", statt „durch die Fremde strich." In der dritten Strophe wird nichts mehr umgeformt, hingegen fallen die vierte

und fünfte ganz weg, die sechste bleibt ungeändert, in der siebenten wird statt des Inhaltsstabes die direkte Form eingeführt: „Lasse strahlen deinen schönsten Stern — Nieder auf mein irdisch Vaterland."

Auch dies sind durchweg Verbesserungen; darüber kann man an seiner einzigen Stelle im Zweifel sein. Und wie es nun vorliegt, genügt es dem Dichter. Wir lassen es der Uebersichtlichkeit willen nun nochmals in dieser endgültigen Fassung folgen:

„O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so lüdig, feurig lieb' ich dich!
Schönste Hof, ob jede mir verblüch,
Dinstest noch an meinem öden Strand!

Als ich arm, doch froh fremdes Land durchstrich,
Adligsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenstücker bald ob dir vergaß,
Wie war da der Bettler stolz auf dich!

Als ich fern dir war, o Helvetia!
Fasste manchmal mich ein tiefes Weid;
Doch wie lebte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen delner Söbne sah!

O mein Schweizerland, all' mein Gut und Hab',
Wenn dereinst mein banges Ständlein kommt,
Ob ich Schwacher dir auch nichts gekrommt,
Nicht verjage mir ein süßes Grab.

Wer? ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
„Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!"

In dieser Fassung hat Wilhelm Baumgartner das Lied 1846 komponiert, in dieser ist es volkstümlich geworden, so daß es Keller später nur mit harter Mühe — und ob mit vollem Erfolg, wissen wir nicht — gelang, eine kleine Variante durchzusetzen. „Mein banges Ständlein", meinte er, klinge muckerhaft und feige zugleich — Radikale, wie Arnold Hüge und Karl Heinzen, die damals gleichfalls in der Schweiz lebten, hatten ihm dies höhnend vorgehalten — und so änderte er den Ausdruck in „die letzte Stunde". Nächstod bemerkt mit dem trockenen Humor, der seine Darstellung fein und unaufdringlich wirkt, dies sei „zum Verdruß aller vaterländischen Gesangsvereine" geschehen, aber auch den ästhetisch Genießenden kann die Aenderung verdrießen, denn sie ist die einzige, die zugleich eine Verschlechterung ist.

Wir haben die Entstehungsgeschichte von Kellers berühmtestem Gedicht deshalb so erschöpfend mitgeteilt, weil sie dem Kundigen über die Arbeitsweise dieses Dichters und damit über sein inneres Wesen so vollen Anschluß gewährt, wie wir ihn leider nur selten über einen bedeutenden Dichter gewinnen können. Form und Inhalt gehören bei jedem Kunstwerk, und nun gar beim Liede, untrennbar zusammen; wann und wie er für den Inhalt die Form gewinnt, ist für jeden Dichter

bezeichnend; bei den meisten wirklichen Lyrikern werden beide fast zugleich geboren und wenn auch der Inhalt die Form bestimmt, so ist doch auch das Gegenteil bis zu einem gewissen Grade fast immer der Fall; oft trägt erst der Reim eine Wendung herein, die sich dem Ganzen durchaus organisch einfügt, auf die aber der Dichter ohne diesen näheren Anlaß nie gekommen wäre. So traten Inhalt und Form zugleich gleichzeitig in die Erscheinung, was natürlich nicht hindert, daß an die Form erst nachträglich die feinere Zeile gelegt wird, sei es nun zum Glätten oder — es kann auch dies nötig oder berechtigt sein — zum Raubmachen; diese spätere Arbeit ist sogar gleichfalls fast immer zu beobachten. Daß es aber Jemand so macht, wie Keller, daß er die Form nur aus dem Allergrößten herausarbeitet und zunächst bloß den Inhalt fixiert, mag sehr selten vorkommen; es deutet eben auf das Bescheidendste an seiner Lyrik: der Inhalt ist die Hauptsache; die Form wird ja nicht für immer vernachlässigt, aber das ist doch erst das Zweite, woran er denkt, und zwar nur so weit, als ihm eben nötig erscheint. Jede dieser Aenderungen beweist in ihrer Trefflichkeit seine dichterische Begabung; auf den Wohlklang sieht er auch nun nicht allzuviel. Ein Dichter, dem dies mit eine Hauptsache gewesen wäre, hätte gewiß das „bange Stündlein“ ruhig stehen lassen, dafür aber anderes geändert. „Gut und Hab“ z. B. klingt gewiß sehr ungeschickt, weil eben die Wendung „Hab und Gut“ stereotyp ist; selbst der naive Leser merkt sofort, dazu habe nur der Reim gezwungen und das darf und soll er nie merken. Auch die Wendung: „Königsglanz mit deinen Bergen maß“ darf man nicht zu genau ansehen; Keller selbst hat später gemeint, eigentlich wären ja in Oesterreich und Piemont noch höhere Berge zu finden. . . . Für die stärkste Einwendung freilich, die heute gegen das Gedicht erhoben wird, kann Keller nichts; es klingt gewiß komisch und verkehrt, wenn plötzlich Tausende ihr Heimatland anzufingen beginnen:

„Schönste Ros', ob jede mir verblich
Dufste noch an meinem öden Strand“
— ein ganzes Volk hat keinen „öden Strand“. Aber Keller wollte ja nicht eine Nationalhymne schaffen, sondern einer subjektiven Empfindung Ausdruck geben!

Höchst lehrreich ist auch ein Blick auf jene Gedichte, die Keller auswich. Fast nichts ist im Gedanken unbedeutend, aber die Form allerdings höchst mangelhaft; nur diese Form bestimmte die Verwerfung des Gedichts, sei es, daß Keller nicht nachbessern wollte, oder es nicht konnte; denn dies eben ist ja das bedeutliche an Kellers Arbeitsweise als Lyriker, daß, wenn einmal die rohe Form

gleichsam erkaltet und gehärtet ist, das bloße Feilen nicht mehr ausreicht; es müßte nun ein völliger Umguß stattfinden und dazu fehlt eben nachträglich die innere Glut. Zur Probe siehe hier ein solches Gedicht:

Gott.

Gott ist ein großes stilles Haus,
Das offen steht zu jeder Stunde,
Nein Ton geht weder ein noch aus,
Und dunkel scheint's in keinem Grunde.
Und willst du einen Namen rufen
Zu seine unermessnen Hallen,
Dann wander unter dir die Stufen
Und seine Throne niederfallen!

Und wer hineingeht, sieht das Licht,
Er sieht die Wahrheit und das Leben;
Doch wer hinausgeht, sagt es nicht
Dem Wanderer, der ihn fragt, dauere (!)
Alein muß selbst ein jeder dringen,
Und jeder wird es anders sehen
Und, in der Seele engten Schlingen (!)
Verwahrt es, von dannen gehen.

Gott ist ein großes stilles Haus,
Das offen steht zu jeder Stunde,
Und mander zieht mit Sans und Braus
Vorüber und umtut seine Rinde;
Er muß die Auster stöblich lichten
Auf's hohe Meer, das er erforsen,
Ist glücklich, und weiß doch mit nichten, (!)
Daß er in diesem Haus geboren.

Der gleiche Grund hat sichtlich bei den meisten Gedichten, die erst Vätergold im Anfang seines Buchs mittelst, obgemalt; vielleicht nur das „Vied der Freischaren“ hat Keller um seines Inhalts willen ausgeföhren, denn es fordert in einer Tonart zum Völkerrufge auf, die doch etwas gar zu leichtfertig ist. Allerdings zog auch er selbst einmal, im März 1845, mit einer streitbaren Schar von Gefinnungs-Genossen den Luzerner Liberalen zu Hilfe, selbstmäßig angereizt, nur daß sein altes Gewehr — ein Hölzchen an Stelle des Feuersteins aufwies! Der Zug nahm noch selbigen Tags ein schmähliches Ende; die Bauern, zum Mitzug angefordert, rieten den Zürichern so energisch, sich heimzutrollen, daß sie dem guten Rat wohl oder übel schleunig folgen mußten.

Die Aufnahme der Sammlung war in der Schweiz eine warme; in Deutschland wurde sie fast gar nicht beachtet. Immerhin hat sich Jollen durch die Veranstaltung um Keller sehr verdient gemacht; der moralische Erfolg in der Heimat gab ihm Selbstvertrauen, der materielle stellte ihn für mindestens einige Zeit unabhängig. Auch einige rasch gewonnene Freundschaften, namentlich mit dem Dichter Schwyder von Wartensee und dem Komponisten Wilhelm Baumgartner, förderten ihn äußerlich und innerlich. Er begann den „Grünen Heinrich“, hielt sich aber nicht gar zu eifrig an die Arbeit, knüpfte vielmehr recht wacker, wohl zu wacker. Zwischen durch überkam ihn auch — seit

dem Tod seines armen „Henrietti“ zum ersten Male wieder — eine Leidenschaft; Luise Rieter war damals (1846) ein schönes, achtzehnjähriges, geistvolles Mädchen. Ein Jahr lang trug der Dichter seine Neigung still in der Brust und zog sie groß; zu erklären wagte er sich nicht; seine äußere Lage war gar zu drückend; im Wesentlichen war er ja noch immer aus Mutter und Schwester angewiesen und im Sommer 1847 schrieb er nicht ganz ohne Grund in sein Tagebuch: „Ich bin die unnütze Pflanze, die geruchlose Tulpe, welche alle Säfte dieses Häusleins edler Erde, das Leben von Mutter und Schwester, ansaugt.“ Als Luise Rieter im Herbst 1847 aus ihrem heimatlichen Winterthur wieder nach Zürich kam und Keller ihr unvermuthet in der Kunstausstellung begegnete, benahm er sich genau so, wie einst in München gegen den König: er lief spornreichs davon. Am selben Tag aber schrieb er ihr auch einen Werbebrief, der so merkwürdig, ja in seiner Art einzig ist, daß hier zum Mindesten die Hauptstellen folgen mögen:

„Verehrte Fräulein Rieter! Ersuchen Sie mich, daß ich Ihnen einen Brief schreibe und sogar einen Liebesbrief, verzeihen Sie mir die unordentliche und unanständige Form desselben, denn ich bin gegenwärtig in einer solchen Verwirrung, daß ich unmöglich einen wohlgeordneten Brief machen kann, und ich muß schreiben, wie ich ungefähr sprechen würde.

Ich bin noch gar nichts und muß erst werden, was ich werden will, und bin dazu ein unanschuldiger armer Burtsche, also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind. Aber wenn ich einst denken müßte, daß Sie mir doch ernstlich gut gewesen wären, und ich hätte nichts gesagt, so wäre das ein sehr großes Glück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen. Ich bin es also mir selbst schuldig, daß ich diesem Zustande ein Ende mache; denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirthshäusern herumgelaufen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin.

Wollen Sie so gütig sein, und mir mit zwei Worten, ehe Sie verreisen, in einem Billet sagen, ob Sie mir gut sind oder nicht? Nur damit ich etwas weiß; aber um Gotteswillen bedenken Sie sich nicht etwa, ob Sie es nicht vielleicht werden könnten! Nein, wenn Sie mich nicht schon entschieden lieben, so sprechen Sie mir ein fröhliches Nein aus, und machen Sie sich herzlich lustig über mich! Denn Ihnen nehme ich nichts übel, und es ist keine Schande für mich, daß ich Sie liebe, wie ich es thue. Ich kann Ihnen schon sagen, ich bin sehr leidenschaftlich zu dieser Zeit und weiß gar nicht, woher alle das Zeug, das mir durch den Kopf geht, in mich hinein kommt. . .

Ich bin sehr gespannt auf Ihre Antwort. Ich müßte mich sehr über mich selbst verwundern, wenn ich über Nacht zu einer so hotbißigen Geliebten gelangen würde. Aber geruhen Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes großes Nein in den Briefstempel zu thun, wenn sie nichts für mich sein können; denn ich will mir schon aus der Pasche helfen“ n. f. w. n. f. w.

Bächtold meint mit Recht, man glaube eine von Kellers lustigen Geschichten zu lesen. Der Brief ist gewiß nicht ganz natürlich, sondern eine Mischung von Temperament und, sagen wir, künstlicher

Berechnung; das Köstliche auf den leidenschaftlich ungestümen unbedenklichen Poeten ist gar nicht zu verkennen. Ein „Nein“ erhielt er sehr bald, sehr klar, zudem nicht von Luise selbst, sondern ihrer Mutter.

Es traf ihn hart, denn Keller hat dies Mädchen sehr geliebt. Man sieht es aus seinem Tagebuch; wenn ihm sein Freund Baumgartner vorspielt, so wünscht er sich „wunderschön spielen und singen zu können der Luise wegen“; als er von einem Lehrer an der Dürse ein Gedicht erhält, wünscht er „einzig, daß es die Winterthurerin lese. Die Liebe klammert sich an alle Würzelchen, welche helfen können.“ Auf seinen Spaziergängen gedenkt er unablässig ihrer. „Eine junge Birle sah ich, so schlaf- und tadellos gewachsen wie sie. Dieselbe badete sich im Silberdust und schwanzte einlam mutwillig hin und her, als ob sie nichts bedürfte.“ Eine Georgine, „weiß, von eigentümlicher Reinheit“ scheint ihm ganz ihr Wesen auszubilden. Im Wald dichtet er „artige Novellen“, deren Mittelpunkt sie ist: wie sie ihm plötzlich begegnet, wie sie Sonnette tauschen n. f. w. „Mit es mir armen Teufel“, bemerkt er dazu, „nicht zu gönnen, wenn ich von der Waare, die ich offiziell verfertige und verkaufe, im Geheimen selbst ein bißchen nasche und konsumiere?“ Offenlich hat ihm seine tröstende Geschäftin Phantasie auch bald über jene Abjage hinweggeholfen; das Tagebuch schweigt über diese trüben Wochen.

Es wäre Frau Rieter nicht zu verargen gewesen, wenn sie selbst in dem Falle, als die Tochter Kellers Neigung erwidert hätte, was ihr übrigens nicht entfernt beifiel, dies klare Nein ausgesprochen haben würde. Das Bild, das uns Bächtolds und vor allem Kellers eigene Mitteilungen über jene Jahre seines Lebens geben, muß sehr widerprechende Empfindungen einflößen. Seine Gestaltungskraft wächst sichtlich, seine Phantasie klärt sich ab — ein Beweis hierfür sind die wunderschönen „Traumbilder“ im Tagebuch — aber zu ernster, nachhaltiger Arbeit kann er sich nicht bringen; der Roman bleibt immer wieder liegen. Der Hauptgrund lag nicht daran, daß er eben für's Prot schreiben mußte — großenteils Artikel für Schweizer radikale Blätter; — auch absorbierte ihn nun die Lyrik nicht mehr — er schrieb seit dem Erscheinen der Sammlung nur noch relativ wenige Lieder — sondern an seiner Lebensführung. Sie war für einen Mann in seinen Jahren doch etwas allzu ungeordnet; er selbst schildert Szenen, die wahrlich nicht amüßig zu nennen sind. So ging er einmal, 1847, mit einem Fremden, einem Kupferstecher Weber, Nachts bezocht nach Hanse und verhöhlte ihn auf dem Wege, bis ihn Weber zu Boden warf. Nun entspann sich eine Steilere zwischen den beiden, bis die Nachtwächter

herbeikamen; als sie Keller erkannten, nahmen sie freilich Meißaus, um nicht in die „Sänztig“ (Sanzzeitung) zu kommen; sie meinten die „Freien Stimmen“, ein radikales Blättchen, an dem Keller angeblich mitarbeitete. Er erzählt dies behaglich und fügt bei, er sei dadurch vor „unwürdigen Polizeis-Affären“ gerettet worden. Der Gedanke, daß eine polizeiliche Abstrafung dem nun achtundzwanzig-jährigen Manne sehr gesund gewesen wäre, ist um so schwerer abzuweisen, als er gleichzeitig von einer Vormittags-Kneiperei mit demselben Weber berichtet, wobei der Wein „zu schwer und ungeheuerlich“ gewesen und zwei Seiten später gar mit den Chirurgen prahlt, die er einem anderen Publizisten im Rausch verpflegt habe. Was aber vollends peinlich berühren muß, ist die Erwägung, daß diese allzu feuchten Freuden doch nicht allein aus dem Ertragnis der eigenen Arbeit bezahlet waren, sondern aus den sauer erworbenen Groschen der Mutter und Schwester. Ein Verhältnis, wie das Kellers zu den beiden Frauen, zieht mit jedem Jahr, jedem Monat immer tiefer herab. — Kurz, er war nahe an Verkommen.

Da rettete ihn 1848 das Eingreifen zweier Männer, die sein reiches Talent schätzten: es waren der Orientalist Hitzig und der Chemiker Edwig von der Züricher Hochschule; sie gewannen einige Mitglieder der Züricher Regierung für den Plan, Keller aus Kantonsmitteln ein Reisestipendium zu gewähren, zunächst 800 Franken. Gleichzeitig wurde ihm angetragen, „zur Erwerbung bedeutender Eindrücke“ nach dem Orient zu gehen. Keller fannte sich und seine Schwächen zu gut, um darauf einzugehen. „Vorausichtlich wäre ich,“ hat er später gemeint, „in der ersten östlichen Stadt bei liederlichen jungen Schweizern liegen geblieben.“ Was ihm fehlte war eine gründliche Bildung, vor Allem aber die Gewöhnung zu stetiger Arbeit; er beschloß, trotz seiner 29 Jahre, die Heidelberger Hochschule zu beziehen. Namentlich lockten ihn die Namen der Historiker Häuffer und Schloffer, — denn neue dramatische Pläne waren damals in ihm aufgetaucht, und er meinte, daß sich ein künftiger Dramatiker vor allem auf das Studium der Geschichte verlegen müsse. Im Oktober 1848 verließ er — zu seinem Peil für lange Jahre — die Heimat.

Litterarische Notizen.

— Auf den Naturalismus und das Modegedemut mit brünstigen Kellnerinnen und äppigen Bankiersweibern ist, wie man weiß, eine neue Mode gefolgt, die auch wieder im Abrollen ist, der Sentimentismus und Symbolismus, der zur Abwechslung wieder lauter Weber zelnet, die wenig Fleisch und nur Verden haben und nur in Gedanken fäudigen. Gleich dem Naturalismus hat auch diese Richtung neben einigen Talentvollen viel wüßes Zeug zu Tage gefördert, aber kaum wüßeres, als das Biadlen einer Desterreichin, D. Pöhlidal: „Fische. Sentimental-Roman“ (Dresden, C. Bertson). Weiter kann die Abkehr von allem Geschmack und das Kokettieren mit der Berrücktheit kaum geben — das sind starke Worte, aber wer das Buch zufällig kunen sollte, wird sie gerechtfertigt finden. Man glaubt zuweilen ein Parodie auf die „Poete der Neuzeitbeuger“ zu lesen, aber Präulein Pöhlidal meint es offenbar bitter ernst, nur daß sie noch ein gut Stück ungebildeter und talentloser ist,

als die meisten Genossen und Genossinnen ihrer Kunst. Am peinlichsten hat und das heuchlerische Spiel mit dem Gemeinen berührt — „bei gewöhnlichen Leuten,“ sagt diese „Dichterin“ auf S. 100, „hat eben das Geschlecht das erite und letzte Wort;“ dann gehört sie zu den allergewöhnlichsten, denn verhalten sie mit Phrasen totet überflüssigste Sinnlichkeit ist der Grundton aller Romelle. Welche ihrer Heldinnen uns besser gefallen hat, wissen wir kaum zu entscheiden, ob „Sentiment“ mit ihrem „erloschen Genie“ und dem „Wulkan in der zerlegten Brust“ oder „Mondviole“, in deren „trägstigen Sinn dich ein tiefes Grünchen höllt, in dem eine gewisse spottlästige Heppigkeit schlummert,“ oder Eva mit den „spottlustigen Augen“, die aber trotzdem „Schoppenbauer (!), Jenien, Spielhagen“ gelesch hat. Sie tangen eben jede soviel, wie die andere, und alle zusammen so viel, wie das ganze Buch: nichts! r. g.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension angekommen:

Kyllus, Friedr. Dieemann's Erben oder das gerante Testament. Heft 1 u. 2. Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.

Zurück zu Christus. Gedanken eines Protestanten nach einem Gespräch mit einem höheren Geistlichen seiner Kirche. Berlin. Kommissionsverlag A. Potjchow, o. J.

Gotthar, Rudolf. Das hohe Lied. Ein dramatisches Gedicht. Mit Illustrationen von Max Levis. Wien. M. Engel & Söhne. 1895.

Bod, Anne. Simson und Delila. Roman. J. Engelhorn. 1895.

Jötal, Maurus. Die gelbe Rose. Ein Rästen-

roman. Antorsiferte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Irene Decht-Gierhalml. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.

Bollbrecht, C. In Fesseln. Roman. Dresden und Leipzig. Karl Neizner. 1894.

Geschäftskalender des deutschen Buchhandels und der verwandten Geschäftszweige für das Jahr 1895. Leipzig. W. Ziebler.

Regel, Dugo. Verlorenes Leben. Modernes litrisches Epos. Dresden, Leipzig und Wien. C. Frieson. 1895.

Braune, Rudolph. Reinheit. Einakter. Hofja. R. Braune. 1895.

Grünberg, Victor. Das Verbredjen: Liebe. Berlin. Karafak & Sohn. o. J.

Nachdrück unter Uransmerksamkeit des Herausgebers Karl Emil Kraus in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt, und wird strafrechtlich verfolgt. — Verlag von S. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Pogk & Giesch in Berlin.



Um ein Grab.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Die Wirkung war eine andere, als Leib sie befürchtet hatte. Zwar hagelten die Vorwürfe auf sein Haupt nieder, daß er sich immer ängstlicher zusammenduckte, und schließlich nur noch die Spitze des verschossenen Köppchens über dem Tisch sichtbar war, aber von jeuer Angst, die ihm Zank's Leidenschaft eingeblößt, empfand Chane offenbar nichts. Zu Gegenteil, trotzig und kampfbereit stemmte sie die Arme in die Hüften und rief:

„Dem will ich's heut' gründlich besorgen! . . Wein' nur, den Stunden vertreib' ich Dir für immer! . . . für immer!“

„Weinen?“

Das Köpfchen wagte sich ein wenig aufzurichten. „Springen will ich vor Freud', wenn's Dir gelingt . . . Aber —“

„Was?“ rief sie scharf.

„Ich mein' nur . . . Du weißt gar nicht, wie er gestern getobt hat . . . In dieser Sach' scheint er wie verrückt . . . Wenn man ihn reizt, so —“

„Schlägt er uns alle tot!“ rief sie hohnvoll. „Ja, ja, einen braven Freund hast Du Dir ausgesucht . . . Aber ich fürcht' mich nicht, ich weiß — wie man — mit Tieren — fertig — wird — ich —“

Weiter kam sie nicht. Ein krampfhafter Husten drohte sie zu ersticken; die eingefallenen Wangen röteten sich, der sieche Leib wankte. Erstreckt wollte ihr Leib beispringen, sie winkte ihn ab. Endlich ließ der Anfall nach; sie sank erschöpft auf eine Bank.

„Geh'“, murmelte sie. „Später! . . .“

Betrübt schlich Leib vor die Thüre. Wieder war's ein wunderschöner Tag; der Herbst ist die einzige Jahreszeit, die diesem dürftigen,

gleichsam auch von Gott verstoßenen Haide-land eine Reihe andauernd heiterer Tage schenkt; sommerlich waru schien die Sonne vom tiefblauen Himmel; ihn aber fröstelte es bis in's tiefste Herz hinein. Jammer und Sorge, wohin er blicken mochte — und ach, mit jeder Stunde immer neue Sorgen . . . Wie Chane hustete, wie sie ansah — gewiß nicht erst seit heute, aber auch darauf hatte er, während er so fein arnufeliges Leben in gewohnten Schritt weiter schleppete, nicht recht geachtet . . .

Er schloß die Augen. „Mein Herr und Gott,“ dachte er, „das wenigstens nicht — das nicht . . .“

Da hörte er sich angerufen; es war Dunsrij, der Schmied, der sein Geld holen kam.

„Du hast es doch bekommen?“ fragte er. Leib nickte. „Sogar um den kleineren Wechsel!“

„So? — wirklich?“

Der wohlgenährte Mann mit der verdächtig roten Nase im breiten Gesicht sagte es so gleichgültig, als ginge ihn die Sache kaum was an. „Na — gieb' her!“

Sie traten in die Stube und machten das Geschäft ab. Und da er nun einmal in der Schänke saß, so ließ sich Dunsrij trotz der frühen Vormittagsstunde eine Flasche Schnaps bringen.

„Mir thut nur leid,“ sagte er, nachdem er das erste Glas auf einen Zug geleert, „daß ich mir nicht gleich vierzig Gulden geliehen habe.“

„Warnm?“ fragte Leib. „Brancht Ihr so viel?“

„D, Du dummer Zud'!“ lachte der Schmied

beaglich, „Geld kann man immer brauchen. Und jetzt habe ich doch auch keine Sorge mehr um's Zurückzahlen. Du weißt doch: die Eisenbahn . . .“

„Ja, im nächsten Frühling wird sie hier gebaut . . . Aber warum hoffst Ihr dabei Geld zu verdienen, Pani Dnufrij?“

Der Schmied lachte laut auf.

„O Du Schafskopf! Was ist denn mein Handwert — he? Und was ist denn eine Eisenbahn — he? Du hast noch keine gesehen, aber ich! — als ich im letzten Frühling in Lemberg war; dorthin kommt das eiserne Pferd ja schon seit Jahren von Krakau her gelaufen. Also — auf Schienen läuft's, guter Leibko! Und kannst Du mir vielleicht sagen, wessen Geschäft es ist, Schienen zu schmieden und auf die Schwellen zu nageln? Nicht wahr, hebe, das macht der Glaser? . . . Tausende sind dabei zu verdienen — so ein Haufen Gulden!“

Er hielt die Hand hoch über den Tisch. „Und um den Preis wird da mit einem armen Handwerker nicht gehandelt, wie diese knickrigen Bauern thun, wenn sie ihre Schindmähren beschlagen lassen! Denn wer baut die Bahn? Der Herr Kaiser baut sie — verstanden, Leibko?“

Der Kleine hatte kaum hingehört; er war wieder in seine trüben Gedanken versunken.

„Freilich,“ sagte er nun, „da ist Geld zu holen!“

„Aber nicht durch die Schienen allein!“ fuhr Dnufrij fort; er war inzwischen bereits beim dritten Glase angelangt. „Weißt Du schon, daß die kaiserlichen Schreiber nächster Tage hierher kommen? Solche hohen Herren hast Du noch nie gesehen! — jeder hat einen großen Bauch und auf der Brust ein goldenes Kreuz, so groß, wie ein Fenster — das hat ihnen der Herr Kaiser geschenkt. Und wozu kommen sie?! Um den Weg für das eiserne Pferd abzusteden! Natürlich wird der Boden uns nicht umsonst abgenommen; jeden Zoll vergütet der Herr Kaiser mit Gold! Verstanden?“

„Wißt Ihr aber auch gewiß,“ fragte der Schänkwirt, „daß die Bahn über Euren Acker gelegt wird?“

„Wa — as?!“

Diesmal lachte der Schmied so wiedernd

d'rauf los, daß der Kleine zusammenfuhr und Miriams blühendes Gesicht aus der Nebenstube neugierig hereinguckte. „O, das Sprichwort hat recht: „Unter tausend Juden ist nur Einer dumm, aber der ist es dann auch für alle tausend zusammen!“ Ob die Bahn über meinen Grund — hahaha! ich lach' mich tot! Ueber wessen sonst?! Etwa den Deines Zanto, des elenden Knickers, den Gott verdammen möge?! . . . Wer zieht denn die Wagen auf der Bahn? Ein eisernes Pferd hab' ich Dir schon gesagt. Wie es das macht, weiß ich nicht — daß heißt, dummer Leibko, ich weiß nur nicht, wie es so von selber laufen kann, weil das überhaupt Niemand weiß. Einige sagen, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht, daß —“ Er blickte sich scheu um und schlug dreimal hastig das Kreuz —

„Der Teufel?“ fragte Miriam lachend; sie war in der Thüre stehen geblieben.

„Pit!“

Wieder blickte sich der Bauer scheu um. „Aber das ist Unsinn — der Herr Kaiser wird sich doch nicht mit — mit ihm eingelassen haben . . . Da glaub' ich schon eher, was andere meinen: in jedem solchen Pferd steckt ein böser Geist, eine verdamnte Seele, aber der Herrgott selbst hat sie hineingesperrt, dem Herrn Kaiser zu Gefallen, und nun müssen sie die Arbeit thun. Gern natürlich nicht, und darum stinken sie von innen her fürchterlich und geben einen Dampf von sich — ich sag' Euch —“

„Aber deshalb versteh' ich noch immer nicht —“, meinte Leibko.

„Daß der Weg an meinem Haus vorbeiführen muß?! Aber das muß ja jedes Kind begreifen! Nämlich, was drinnen steckt, weiß ich nicht, weil das kein Christenmensch weiß, aber daß es außen von Eisen ist und daß an diesem Eisen jede Meile was kaput wird, weiß ich. Nun also! Wenn das hier in Winkowze passiert, wer soll's dann wieder zusammenflicken, als ich? — he? Und da sollen sie mich erst eine halbe Stunde weit heranziehen müssen?! — he?“

Er hielt die Flasche gegen das Licht; sie war fast leer.

„Noch ein Fläschchen, Leibko! Ja, jetzt kommen die guten Zeiten!“

„Geb's Gott!“ erwiderte der Kleine mit

traurigem Lächeln und füllte die Flasche. Dann schlich er hinaus, zu sehen, wie es seinem Weib gehe.

Er traf sie in der Küche, wo sie das ärmliche Mahl bereitete. Der Rauch des Heerdeufers weckte immer wieder den schlimmen Husten.

„Du solltest Dich schonen“, bat er. „Könnt' heut' nicht die Miriam —“

„Warum g'rad heut'?“ fragte sie. „Du bist ein merkwürdiger Mensch, Leib“, fuhr sie fort, und diesmal klang die Stimme ruhig; nur eine leise, schmerzvolle Bitterkeit klang hindurch. „Daß Du eine erwachsene Tochter hast, weißt Du erst seit gestern, und seit heut' erst, daß Deine Frau totkrank ist —“

„Totkrank?!“ schrie er entsetzt auf. „Da sei Gott vor!“

„Vielleicht erbarmt er sich meiner“, sagte sie, „und nimmt mich nicht eher fort, als bis ich mein Kind unter dem Trauhimmel gesehen hab'. Aber lang darf's dann damit nicht mehr dauern, sonst . . .“

Sie verstummte und preßte die Rippen fest aneinander. Auch er mußte sich erst fassen, eh' er sagen konnte:

„Chane, da müssen wir ja sofort einen Arzt —“

Sie schüttelte den Kopf.

„Mir hilft kein Arzt mehr“, sagte sie, nun so unbewegten Tons, als spräche sie über etwas Gleichgültiges. „Ich hab's auf der Brust; meine Mutter — sie ruhe in Frieden — ist an derselben Krankheit gestorben, und beiläufig auch in meinen Jahren. — Zum nächsten Purim (Fastnacht) werd' ich ja vierzig . . . Vielleicht ir' ich mich,“ fuhr sie fort, als sie seine tiefe Erschütterung sah, „aber . . .“

Sie brach ab und wieder preßten sich die dünnen Rippen fest aneinander.

„Mein Gott!“ seufzte er leise. „Mein Gott . . .“

„Wir können ja auch morgen den Arzt fragen,“ sagte sie, gleichfalls nur zu seiner Beruhigung. „Da sind wir ja ohnehin in Galicz . . . Wenn es auf mein Herz allein ankäme, so gingen wir schon heut' zu Mendele Schadschen. Aber ich fürchte, es wär' nicht klug, ihm zu zeigen, wie dringlich es uns ist.“

Er nickte nur und wollte wieder hinausgehen; da hielt sie ihn zurück.

„Der Dinnfrij bleibt heut' wohl sitzen,“ fragte sie scheinbar gleichgültig, „bis sie ihn Abends heimtragen?“

„Wahrscheinlich,“ erwiderte er.

„Dann kann ich heut' nicht mit dem Zanto sprechen . . . Und ich weiß noch gar nicht, ob ich's morgen thu'. . . Ich will keinen Unfrieden im Haus,“ fügte sie zögernd bei. „Und da Du es besser verstehen willst, als ich, und so sehr dagegen bist . . .“

„Aber Chane“, sagte er ängstlich, „wie kannst Du das nur sagen? Ich hab' ja kein Wort dagegen gesagt. Du bist ja in Allem die Klügere . . . Wenn Du es für richtig hältst . . .“

Da hielt er inne, weil er ein Zucken der Ungebuld um ihre Rippen sah. Nun wußte er Bescheid: so machte sie es immer, wenn ihr Entschluß sie rente. Sie war zu eigenwillig, um zuzugeben, daß sie etwas Verkehrtes gewollt; so schützte sie denn seinen Willen vor, sich den Rückzug zu denken.

Natürlich hielt es der Kleine in solchen Fällen immer für seine Pflicht, ihr dies zu erleichtern.

„Nun ja“, begann er auch diesmal auf Befehl zu widersprechen und suchte sich sogar eine möglichst feste Haltung zu geben, „ich bin eigentlich dagegen. Denn warum? Er ist ein roher Bauer, Du ein krankes Weib — zur Vernunft wirst auch Du ihn nicht bringen . . .“

„So ereifere Dich nur nicht!“ unterbrach sie ihn. „Ich sag' Dir schon, es geschieht nicht! Aber dann darfst auch Du nicht mit ihm darüber sprechen. Fängt er davon an, so sagst Du ihm: „Ach was, davon reden wir, sobald es an der Zeit ist. Vorläufig haben wir noch keinen Bräutigam für sie, und da wir so arm sind, so finden wir vielleicht überhaupt keinen.“ Haben wir aber mit Gottes Hilfe einen gefunden, so sagst Du ihm das erst recht, versteht Du?“

„Nicht ganz . . .“, sagte er zögernd. „Du weißt, Chane“, fügte er so stehend bei, als gestehe er eine unverzeihliche Schwäche ein, „ich kann leider nicht lügen . . . Und dann, es würde ja auch nichts nützen, das Kind hält ihn ja für seinen guten Freund und wird ihm gewiß die Verlobung gleich erzählen . . .“

„Das wird sie nicht“, fiel sie ihm in's Wort, „wenn ich es ihr verbiete. Natürlich

werde ich irgend einen Vorwand erfinden, die Wahrheit darf man ihr nicht sagen. Unsere Miriam ist Gottlob noch nach ihrem Herzen ein Kind, wie sie vor zehn Jahren war; sie soll nicht erfahren, warum der häßliche Mensch täglich herkommt und was er sich dabei denkt, wenn er sie angloht. Sie soll es gar nicht ahnen und eben darum müssen wir die Sach' so leicht als möglich nehmen und ihn hinhalten und sogar dulden, daß er täglich kommt. Denn verbieten wir ihm das Haus, so wird sie den Grund wissen wollen, oder er lauert ihr einmal auf und erschreckt sie durch seine häßlichen Reden . . . Auch darum habe ich mich Deinem Willen gefügt", schloß sie, „und dabei bleib's nun!“

„Ja“, sagte er eifrig; nun leuchtete es auch ihm völlig ein. Einen Augenblick fuhr ihm die wüste Geschichte, die ihm Mendele erzählt, durchs Hirn, aber dann dachte er sofort wieder: „Gott, vergeiß' mir die Sünde an meinem Kinde!“ Und nicht bloß Frevol war's, sondern auch Unsinn: Ehane war ja so viel klüger, als er; war auch nur der Schatten einer solchen Gefahr denkbar, sie würde ihn ja voraussehen! . . . Gewiß, sie hatte auch diesmal in allem recht; hielt Zanko die Verlobung ferne, so fand er in seiner scheuen, verschüchterten Art gewiß nicht den Mut, mit Miriam zu sprechen . . .

Aber freilich, wie er sich dann benahm, wenn er's ersuhr — den kleinen Mann überflog ein Schauder, er mußte an seinen Traum von heute Nacht denken; ihm war's, als sehe er wieder das Weib blißen und auf das Haupt des geliebten Kindes niederkaufen . . .

Ehane blickte ihn scharf an.

„Was noch?“ fragte sie kurz.

Er erzählte ihr den Traum.

„Vergeiß“, schloß er, „aber . . . vielleicht . . . vielleicht hat uns da Gott gewarnt . . .“

„Dazu braucht Gott keine Träume“, sagte sie scharf. „Er hat uns den Verstand gegeben, damit wir die Gefahr vermeiden . . . Natürlich werden wir auf unserer Hut sein. Vielleicht hältst Du den Menschen für gefährlicher, als er ist oder er wird mit der Zeit ruhiger, aber wenn Du Recht hast, so muß das Kind natürlich in dem Augenblick, wo er die Verlobung erfahren kann, aus dem Haus sein. Mag er dann in Halicz rajen! Dort

geschieht dabei höchstens ihm ein Unglück, nicht uns . . .“

Wie immer, so flöhte ihm auch diesmal ihre Entschiedenheit Mt ein. Nur in einem, in der Erkenntnis dessen, was Gott vom Menschen wollte, fühlte er sich ihr überlegen — in allem Weltlichen wußte sie besser Bescheid. Und so kehrte er beruhigter in die Schänke zurück, wo Dunsrij inzwischen bereits die Hälfte der zweiten Flasche geleert hatte. Das war für den Schmied von Wintowze keine ungewöhnliche Leistung und er war auch noch lange nicht betrunken, nur eben etwas angeheitert.

„Einen Gulden jeder Zoll“, murmelte er vor sich hin, „. . . zwei . . . drei . . . vier Gulden.“ Und als der Jude wieder aufstand: „Zwanzig Gulden, dummer Leibto, zwanzig Gulden der Zoll . . . Oder, was meinst Du, dreißig?“

„Ja, ja!“ sagte Leib und setzte sich hinter die Barre.

Er konnte sich heute mit dem Gast nicht unterhalten, wie er dies sonst für seine Pflicht hielt, dazu war ihm das Herz zu schwer. Zwar gab es ja nun wohl keinen Auftritt mit dem Zanko, vor dem er so sehr gezittert hatte, dennoch baugte es ihm vor dem Wiedersehen. Indeß, das mußte eben ertragen sein, aber sein Weib, sein armes Weib! . . . Er hatte sie, da sein Vater selbst die Verlobung abgeschlossen, zum ersten Mal in seinem Leben in der Stunde gesehen, wo sie ihm angetragen worden; früh war ihm der Gegensatz ihrer Naturen fühlbar geworden, und auch er, nicht bloß sie, hatte schwer darunter gelitten; früh war er ihr in Allem unterthan geworden, wo Er nicht noch mehr Gehorjam forderte; die Not war von Anbeginn mit ihnen gewesen und früh auch war im Dienst dieser Not der Neiz ihres Weibes gewelkt — und dennoch war sie nicht allein seine Gefährtin, die Mutter seines Kindes, sondern auch das Weib seiner Liebe, das Weib seines Herzens, wie nur irgend eine Frau dieser Erde, die in freier Wahl erkoren worden und in jedem Herzschlag mit dem Gatten einig war . . . Sein Weib war krank, totkrank, und er hatte es nicht bemerkt und nur gedacht: „Die Aermste sie hustet eben, aber sie hat ja immer gehuhtet; es wird sich mit Gottes Hilfe wieder

geben! . . . Freilich, was hätte er thun, zu ihrer Pflege aufwenden können, wenn er's bemerkt hätte?! . . . Aber nein, das war keine Entschuldigung, selbst der Aermste kann den Arzt fragen, selbst der Schwächste noch etwas mehr verdienen . . .

„Welcher Sünder ich bin!“ dachte er zerknirscht, und dann brach es ihm halbblaut aus der gepreßten Brust: „Barinherziger, rette sie . . . ich will ja büßen!“

„Was?“ grüßte der Schmied und hielt sich die Hand an's Ohr. „Lauter! Und Dein verdamntes Jüdisch verneh' ich nicht . . . Komm' her,“ schrie er dann, „ich will Dir was erzählen . . . Herkommen, sag ich!“

Der Kleine erhob sich und schlich zaghaft dem Fenster zu, neben dem der Schmied saß. Sein Blick schweifte dabei gedankenlos in's Freie — da ward sein Auge plötzlich starr und den Körper überfiel ein Zittern . . .

Himmel was war das?! Die Dorfstraße herab kam der Zanko geschritten und auf das Haus zu, aber nicht bloß die Stunde war ungewöhnlich — die Sonnenuhr am Pfarrhaus gegenüber wies kaum auf zehn — sondern auch seine Tracht: er hatte sein Festgewand angelegt, das er vom Vater ererbt, aber sonst nur an den höchsten Feiertagen trug: den langen, pelzgefütterten von schwarzem, silberbeschlagenen Ledergurt zusammengehaltenen Rock aus weißgegerbtem Ochsenfell, die hohe, braune Schaffelmütze auf dem Kopf, und über der Schulter das Beil mit reich geschnitztem Holzgriff, das Merkzeichen des freien Bauern, der auf dem eigenen Hofe sitzt.

Das Beil! . . .

Wie von Entsetzen gelähmt starrte der Kleine auf die Waffe, die im Sonnenschein bligte, und regte sich nicht, wie sie so langsam näher und näher kam . . . Erst als der Schmied den Heranschreitenden gleichfalls gewahrte und erstaunt aufschrie: „Der Zanko — und so?!“, fühlte er das Blut wieder in die Glieder strömen und konnte sie regen. Er wandte sich zur Kläde, die Frauen zu warnen, aber es war zu spät, schon trat der junge Bauer in die Stube.

„Gegrüßt sei Jesus Christ!“ begann er feierlich, als er den Leib gewahrte und nahm die Mütze vom Haupte. „Segen diesem Haupte.“ Auch dies war beides wahrlich ungewöhnlich,

aber nicht deshalb allein fühlte Leib wieder die Glieder erstarren, sondern weil er lange genug im Dorf lebte, um nun ganz genau zu wissen, warum Zanko gekommen war. Die Festtracht am Werkeltag, der fromme Gruß in der Schänkstube — der Bauer wollte um Miriam werben und hielt die Formen ein, die unter Scinesgleichen üblich waren. Es stimmte alles — bis auf die beiden Zeugen freilich, die der Freiverber mitzubringen pflegt.

Das war so sichtlich, daß es auch dem Unzufrij nicht entging. „Was?“ rief er unter wiederendem Lachen. „Der Zanko geht auf die Freite?! Hoho!“

Der junge Bauer fuhr zusammen: nun erst gewahrte er, daß noch ein Dritter in der Stube war. Sein Gesicht, das hochrot vor Erregung gewesen, wurde fahl, die straffe Haltung schlaff; dann wandte er sich stumm ab und schlug in hilfloser Verlegenheit den Blick zu Boden.

Noch immer wiedernd kam der Schmied auf Zanko zu. „Ich hab's ja immer gesagt,“ höhnte er, „unser Zanko ist der schönste Bursch im Dorf — hehe. Wie sein er sich herausgeputzt hat — hehe! In Lemberg hab' ich einen Affen tanzen gesehen — aber der war lange nicht so schön gekleidet! . . . Zu Gesicht konnt er's eber mit Dir aufnehmen!“

„Schweig!“ rief der Bauer und wich zurück.

„Hoho!“ rief der Schmied und streifte die Heubärmel auf. „Spricht so ein grüner Lasse wie Du. mit einem Hansvater? Ein verurufener Geiztragen wie Du mit einem braven Mann, vor dem jeder im Dorf Ehrfurcht hat, weil er lebt und leben läßt?!“

Noch einmal wich der junge Bauer einen Schritt zurück. „Schweig!“ wiederholte er heiser.

„Aber warum sollt' ich Dir nicht Glück wünschen?!“ höhnte der Andere. „Wen hast Du Dir denn ausgesucht? An Ende gar —“

Er sah nach Leib und brach wieder in ein endloses Lachen aus.

Der Jude war bisher noch immer wie gelähmt, keines Wortes fähig dagestanden. Nun, da sich der Hofn gegen ihn zu kehren drohte, griff er sich an den Hals, als wollte er die unsichtbare Hand abwehren, die ihm die Kehle zuschnürte . . .

„Duufrij,“ stammelte er, weiter kam er nicht.

Da hörte er hinter sich im Nebenzimmer die Stimme seines Weibes.

„Miriam, Du bleibst hier!“ rief sie scharf. „Drinnen streiten zwei Betrunkene, das ist nichts für Dich!“

Sie selbst trat in die Stube.

„Der Zanke?!“ murmelte sie. „Was geht da vor?“

„Hurrah!“ johlte der Schmied, als er sie erblickte. „Da kommt Deine Schwiegermutter. . . Nun hast Du wohl mehr Mut?“

Totenfaß stand der Zanke da; die Brust hob und senkte sich wie in heftigem Krampf; kenchend ging sein Atem aus und ein.

„Dund!“ stieß er heißer hervor und schwang das Beil. „Noch ein Wort und —“

Die Frau war an's Fenster geeilt und hatte es aufgerissen. „Hilfe!“ rief sie auf die Straße hinaus. Auch Leib hatte nun die Stimme, die Kraft wiedergefunden, sich zwischen die Streitenden zu werfen.

„Aber so laß doch!“ lachte der Schmied und drängte das schwache Mäunchen mit einer Bewegung der Hand bei Seite, daß es an die Wand taumelte. „Spaß muß sein! Ich will wissen, wer die Glückliche ist!“ Und er trat noch näher auf den Bauer zu. „Am Ende gar wirklich die Züdin?“

„Hilfe!“ rief die Chane noch einmal. „Herr Pfarrer, rasch!“

Da hörte sie hinter sich einen dumpfen unheimlichen Laut, wie das Butgeheul eines Tieres, und als sie umblickte sah sie das Beil des Zanke über dem Haupt seines Gegners. (Fortsetzung folgt.)

Liese von Walkenried.

Von Wilhelm Arminius.

I.

Spätrot im Westen — dein trauliches Blinken leuchtet mir hell in die Seele hinein;

Harzlast, du reine, laß atmend dich trinken,
Laß an dein Herz, o Heimat, mich sinken,
In deinen Tempel laß wieder mich ein!

Nordwärts schritt ich, Sehnsucht im Herzen,
Frühling sproßt ja in deutschen Au'n;
Fort ihr Sorgen, ihr Liebeschmerzen!
Küß euch umwehn von der Luft des Märzen,
Heilung wird auf euch niedertau'n.

Eichlein weit draußen, laßt euch grüßen!
Grüßen dich, Thal, dein mein Lied nun erschallt.
Streckst dich so traulich zu meinen Füßen;

Kang war ich fern, o laßt mich's nicht büßen,
Kausche Willkommen, du lenzfrischer Wald!

Kausche Willkommen, dem Maler im Norden,
Schwarzdrossel, sing' ihm vom Baume hell!
fern trieb's mich her von der Eiber Borden.
Schon ist es ruhig im Herzen geworden,
Kausch' ich des Harzes plauderndem Quell.

Nah sind die Eichter. Rasch vorwärts geschritten!
Purpurn die Sonne am Himmel schied —
Alles vergeßen, was ich gelitten,
Da ich im Städtchen nun weile mitten —
Sei mir gegrüßt, du mein Walkenried!

II.

Nun geht der Mond auf hinter Bäumen
Und schaut durch Camnidt und Geßl,
Da saßt mich ungewohntes Träumen,
Das meine Brust nicht schlafen läßt.

Fern hebt sich, silberlichtbeschieben,
Vom dunklen Wald Gemäuer ab:
Des Klosterbannes Steinruinen,
Vergangner Zeit zerfallnes Grab!

Sie sind es, die von Tempelsteinen,
Vom sonnigen Rand des Pinienhains,
Heut' in die Heimat mich gerufen;
Drum grüßen sie so trauten Scheins.

Sie wissen, daß mit jungen Kräften
Ich ihrem Bild mich weihen will;
Die Träume, die im Süd mich äßten,
Die schweren Träume schlammern still.

Es kam ein Frieden, ein Entsagen
Sacht über mich im deutschen Wald.
Es kam ein wundersam Behagen — —
Du deutscher Kenz nun grüne bald!

III.

Hell blinkt der Tag — das Frührot kam,
Wo bist du, der mich gefangen nahm,
Du Mondeschimmer voll zaubrischer Wonne?
Ach, alles dahin vor der Märzsonne!
Sie blüht und guckt mit frühlichem Schein
In's Kammerfenster lockend herein.
Da schüttel ich ab, was so wunderbar
Beim Leuchten des Monds mich gefangen nahm.
Hinaus, nur hinaus — das Kloster winkt,
Die Veilchen spritzen — Lautröspfen blinkt! —
Bald sitz ich inmitten und zeidne in, Ach —
Ja, altes Gemäuer — das hier wirst du!
Der Strich, den ich da eben gezogen,
Das ist des gotischen Fensters Bogen;
Und dort der Stein — und der Säule Zier —

Und die thorlose Pforte daneben — hier!
 Was aber ist's, das am Steine dort träumt?
 Kasch Stift und Papier, das sei nicht versäumt.
 O, die Wangen so rot und das Auge so blau!
 Und das Funken daher wie ein Tröpfchen Tau!
 Und der schwarze Zopf, der im Nacken hängt,
 Und die Köchsenfähr, die hervor sich drängt —
 „Guten Morgen, mein Kind! o halte noch aus
 Ein Weilchen noch, gleich kaunst du wieder nach Haus;
 Du bist doch . . .?“ — da schallt ein neckisches Kachen;
 Was treibt das Mädchen für närrische Sachen?
 Das Haar im Zopf ist gelöst im Au,
 Sie blinzelt hindurch und schaut mir zu,
 Gleich einem Mantel umhüllt's die Gestalt,
 Daraus heroor ihr Kachen schallt.
 Ein Kobold scheint's, eine Elfe zu sein,
 Nur fehlt noch des Vollmonds gleißender Schein!
 Ich rufe ihr zu und will mich erheben,
 Da kommt in die süßigen hurtigen Leben,
 Aufspringt sie — und eh ich nur weile am Ort,
 Schon huscht's durch die Gänge — der Kobold ist fort.
 Durch den Klosterhof aber mitten
 Kommt der alte Küster geschritten,
 Kacht, daß die Augen nicht mehr zu sehn:
 „Ja, ja, Herr Maler, die laßt nur gehn,
 Die hält nicht still, die ist aus dem Ring
 Wie's Eideckstein hurtig, wie das so sink!
 Will nur der Bub'n hier einer sie fangen,
 Sprüh'n ihre Augen, daß sie sich bangen.
 Keiner noch ist es, der Trost ihr bot,
 Und ihre Wangen, sonst frisch und rot,
 Werden im Grolle blässer und sahler —
 Die laßt nur gehn — nichts für ungut, Herr Maler.“
 Und der Alte will sich wenden,
 Eins doch muß er mir noch spenden:
 Ihren Namen! — und über die Wiese
 Klang es: „wir heißen sie Pfarrers Kiese —
 s'ist nicht sein Kind!“ — damit war er gegangen,
 Kieß mich zurück in heißem Verlangen,
 Dieses Gemisch von Jungfrau und Kind,
 Diesen Kobold von Märzgenwind
 Einzufangen für's Skizzenbuch.
 Ha, dort liegt noch ihr Morgentuch!
 An mich nahm ich's und setze mich wieder
 Vor die Leinwand zum Malen nieder. —
 Aber wie kam's nur, die Fußt war fort,
 Die Sonne brannte — am schwartigen Ort
 Streckt ich mich nieder; die Augen empor
 Zum Himmel, wo sich der Nebelflor
 Zu Wolken verdichtet. — Ich folgte dem Zuge,
 Vorbei schoß die Schwalbe in raschem Flug,
 Dann war's wie im Traum — und wunderbar
 Es schwebte heran eine betende Schar
 Von greisen Mönchen — inmitten Eine
 Im schwarzen Haar — es war die Kleine!
 Sie zeigte ihr Tuch und neckte heiter,
 Dann war sie verschwunden — ich träumte weiter.
 Ich träumte und schlief, als ich endlich erwacht,
 Da war mir's, als hätt' es dort oben gelacht,
 Wahrhaftig! sie war es — du kommst mir wieder!
 Hab ich doch dein Tuch! Mir fuhr's durch die Glieder. . .

Wo war es? — hell Klang das Kachen herab —
 Die Antwort war's — die der Kobold gab.

IV.

O, holder Tage nun schon eine Reih
 Vorüber — vorübergegangen —
 Ich atme fröhlich und krafftoll frei
 In neuem Chätenerlangen.
 Das Bild erseht, es wächst meine Fußt,
 Das Herzleid ist von mir gewichen,
 Und wieder dehnt sich beim Schaffen die Brust,
 Bei flotten und fühneren Strichen.
 Da sitz ich nun wieder und male in Ruh —
 Doch steigt oft mein Auge vorüber
 Dem kleinen Thor im Kreuzgang zu —
 Heut schaut es so trostlos herüber.
 Sonst war schon längst um diese Zeit
 Ihr süßchen heroorgeglitten,
 Sonst stand sie längst im halbblangen Kleid
 Unter den Blumen mitten.
 Ich blinke und blinke und sehe mir bald
 Die Augen heraus aus dem Kopfe —
 Kein Laut aber tönt — kein Fußtritt erschallt,
 Nichts, nichts vom siegenden Zopfe.
 Da tipp't mich am Rücken — „Guten Morgen, Herr
 Fröh.“

„Ei, Kiese, wie bin ich erschröden! —“
 Da zuckt aus den Augen ein fröhlicher Blic —
 Da lacht sie mit hellem Frohlocken.
 „Nun ratet, Kamerad, einmal, was ich hier bring',
 Seht, dickgeschwollen die Tasche!
 Was schaut da heraus — was macht kling, kling?“
 „Ei Kiese, gar Becher und Glasche.“ —
 „Gewiß, gewiß“ — lacht sie da — „Ihr saht,
 Ich ließ mich gestern traktieren —
 Drum muß ich mich heut als getreuer Kamerad
 Auch ordentlich revanchieren.“ — —
 O, lustiges Caseln in freier Natur,
 Mit solchem Genüß! O Wonne,
 Wie soll ich dich schildern, dich malen nur,
 Fast blendet mich rings all die Sonne!
 Und sie — sie lehnt so keusch an der Thür,
 Zart weiß sie ihr Glas zu heben,
 Ich rufe: „Herr Kamerad, nach Gebähr,
 Die edle Schenk'n soll leben!“

Der Sonne leuchtende Glanz und Glut
 Kiegt auf des Kelchs Golde,
 Ich schau hinüber — ihr Auge ruht
 In meinem — o Schlankte, holde!
 Was zieht für ein wundersam süßes Lied
 Mir leise durch's träumende Herze.
 Was treibt das alte Walkenried
 Mit mir für seltsame Scherze?
 Da spricht sie: „Das Crinken laßt nun, Herr Kamerad!
 Ich will Euch heut etwas zeigen,
 Was Ihr gewiß noch niemals saht —
 Hier, laßt uns aufwärts steigen.
 Durch die Pforte hindurch, — nun hier noch hinein!
 Drei Stufen, ei, seht wie bedächt'ig!
 Vorbei ist es hier mit dem Sonnenschein,
 Hui kühl und mitternächtig!

Und nun seht die Brücke hier — von dem Gemach
Des Probstes führt sie herüber,
Scheinbar so sicher und doch so schwach —
Sich senkend — geht man hinüber.
Zum Kreuzstige schien zu leiten ihr Pfad,
Doch führt zum Tode er gerade,
Es war verloren, wer darauf trat —
Verloren ohne Gnade.

Hier kommt entlang und nun seht hinein!
Wohl Klosterweit geh's in die Tiefe,
Dort rauscht das Wasser, zu kürzen die Pein,
Damit das Opfer bald schliefe.
Auch Luther, dem sehr die Mönche gegrollt,
Ward hergelockt aus Halle.

Ihm haben sie heimlich zu Leibe gewollt,
Drum heißt man sie Luthersalle.
Doch hat der Gottesstreiter sogleich
Das Spiel durchschaut — drum empfahl er
Bei Zeiten sich aus des Klosters Bereich. . .
Was aber ist Euch, herr Maler!?

Ihr hört nicht zu? — Was seht Ihr mich an? —
„Doch Kiese! ich dachte der Klippen
Des Lebens und wünschte zum Trost mir heran
Eure Korallenlippen!“

„Um Gott! was wollt Ihr? — Wir sind hier allein!
Zurück! Zurück! — ich rufe —
Nein — sagt mich nicht um!“ — O, Liebes-Wein!
Schon steigt sie empor die Stufe.
Als Zusucht vor meinem ledigen Gelüht
Bot Rettung allein noch die Brücke —
Da steht sie auf schwankendem Brettergerüst
Und denkt nicht an seine Tüfte.

„Herab — herab! — Um Gott herab!
Wie magst du an Böses nur denken!
Noch eine Sekunde, sie wird dein Grab!
Die Falle beginnt sich zu senken!
O, höre doch, was mein Mund Dir rät,
Ich schwör' Dir bei Gott, bei allen . . .
Du spät! hilf Himmel! es ist zu spät:
Die Brücke beginnt zu fallen! . . .“
Geschehen ist es — die Brücke fiel —
Doch Kiese — o Gott, sie blieb oben!
Da hängt sie, der gräßlichsten Qual ein Spiel,
Mit den Händen am Balken droben.
„Was nun? Was nun? Nichts fällt mir ein! —
Doch, doch! Das geht! — Gott mag's geben!
Hinaunter zusammen — oder zu zweien
Gerettet für dieses Leben!“ —

Nicht allzu breit war die gähnende Schlucht,
Ich mochte sie wohl überspringen
Und ihr aus dem Hang in der freien Luft
Im Sprunge Rettung bringen.
Ich rief ihr Bescheid — nun Himmel gieb
Mir Kraft zu gewaltigem Schwunge:
„Dir gilt mein Leben dort oben — Lieb!“
Ab sog ich in kräftigem Sprunge.

Und ewiger Gott! es gelang! es gelang!
Ich packte sie fest am Kleide,
Indes sie kräftig den Arm um mich schlang —

Und hinüber flogen wir beide!
Da stürzten wir nieder auf's nasse Gestein,
Errettet vom grausen Verderben —
Ich sog ihren Anblick in mich hinein — —
Ich konnte für sie sterben!
Sie fühl't es nicht, daß mein Arm sie umwand,
Sacht rannen perlende Thären,
Ich sagte sie leise bei der Hand,
Sie ließ es stille gewähren.
Ich sprach und bat und dachte, wie gut
Ich tröstete nach dem Schrecken —
Sie aber blieb still in schämiger Glut —
Und auch mir blieb die Rede stecken!

In der Pforte aber am Kreuzgange geschah's,
— Der Sonnenschein lag auf dem Fäpichen —
Und er nur, niemand ringsum sah's —
Da legte sie leis ihr Köpfchen
Mir an die Brust, und ich hielt sie fest.
So fest wie dort oben im Turme
Und werde, wenn Gott mir das Leben läßt
Sie so halten im Lebenssturm! —

Dir dank ich sie, böse mönchische Tüft —
Das that'st du dir nimmer erwarten,
Daß zwei sich hielt in junges Glück
Aus deinem Klostergarten!
Ja Kiese, mein Lieb, wie in Walkenried
Man hörte einst Glocken erklingen,
So soll es heut hören ein glückliches Lied,
Und ich, ich werde es singen.

V.

Das war in dem Kloster von Walkenried
Unter bemoostem Gestein —
Da zog ein wunderfam süßes Lied,
Durch's Herz mir im Mittagsschein.

Im Grünen am fels lehnte sinnend allein
Des Pfarrers vielholdes Kind,
Da nahm ich den Stif, als müßt' es so sein,
Und zeichnete hin sie geschwind.

Die Wolken glänzten noch immer so weiß,
Ich zeichnete stumm und in Ruh —
Die Sonne sah um den Pfeiler leis
Und blinkte und lachte dazu.

Und aus den Trümmern schwebt' es heran
So weiß und so licht und so stumm,
Die toten Mönche im Geisterbann
Zogen um uns herum.

Sie schritten im Kreise, im Zauberkreis
So lautlos, gespenstisch einher,
Wie die Wolken am Himmel, so lustig und leis,
Und waren dann plötzlich nicht mehr.

Verschwuunden sind Schatten und Sonnenschein,
Und die Stunden, so kurz und so lieb;
Doch nimmer sitzen wir mehr allein,
Es hieß ja: Herr Pfarrer, ziehl!
Gieb ganz mir das Lieb, das mich gebannt
Im Bilde, im Herzen, im Lied —
Es bot mir das Glück seine löstliche Hand
Im Kloster von Walkenried!



Kofls Maifahrten.

Eine Geschichte in Versen von Alfred Sassen.

(Schluß.)

XII.

Wie er so sitzt, ins feuchte Penzgeraun
Durch trübe Scheiben starren Blicks zu schaun,
Ersteht die Sehnsucht plötzlich wie ein Riese
In ihm nach dem verrat'nen Paradiese!

Die eingesunk'nen Augen leuchten auf,
Des Blutes Welle treibt in rascher'm Lauf
Nach Herz und Hirn! Marie noch einmal sehen,
Dann mag das letzte, äußerste geschehen!

Jawohl, das äußerste! Ein rascher Schritt
Reißt allen Jammer in den Abgrund mit!
Doch erst noch einmal jenes Weges fahren
Und einen Schimmer ihres Seins gewahren! . . .

Wie vor zwei Jahren rüstet er geschwind,
Und als dann Stund' und Tag dieselben sind,
Fährt er hinein ins trübe Maienweinen,
Doch diesmal ohne Abschied von den Seinen . . .

Nur heller läßt des Tages Regenqual
Erglänzen seines Auges Sehnsuchtsstrahl!
Dem Unerträglich'n ist er entronnen
Und kehrt den Fuß zu alten schönen Sonnen!

Sie wiedersehen ist sein A und O!
Er ist des Wiedersehens erlösungsstroh —
Und sprächen auch ihr Thun und ihre Blicke
Das letzte Wort in seinem Schmachgeschick! . . .

„So rüttelt euch aus diesem Schneidengang,
Zhr sonst so flücht'gen Stunden! Meinem Drang
Entspricht kaum Windes- und Gedanken schnelle,
Mich hinzutragen auf die teure Schwelle! . . .“

Nun wird es Abend, stürmisch, ohne Licht,
Kein Sternenschein das Dunkel heut durchbricht;
Es sinkt die Nacht mit zorn'gem Regentosen
Und nicht wie einst befränzt mit duft'gen Rosen!

Nur noch Minuten, und man ruft das Wort,
Das ihn versetzt an seiner Wünsche Ort . . .
Jetzt endlich! Hurtig nieder von dem Tritte!
Dann lenke walddwärts die befreiten Schritte!

Das kleine Dorf liegt heut in Finsternis
Gehüllt. Nur da und dort blinkt ungewiß
Ein Lichtlein hinter angelauf'nen Scheiben —
Für Kolf der Leitstern in dem düstern Treiben.

Die Gasse ist ein Bett von zähem Schlamm,
Nicht rechts, noch links hebt rettend sich ein Damm;
Doch Kolf merkt nichts von solchen Hindernissen —
Zum Ziele fühlt er vorwärts sich gerissen! . . .

Das Dorf liegt ihm im Rücken. . . „Teile jetzt,
O Himmel, deine Wolken, sturmgehegt,
Und lasse einen Strahl zur Erde finden,
An den sich suchend meine Blicke binden!“

Nur wilder wächst der Aufruhr der Natur,
Kein süßes Licht vom Himmel niederfuhr;
Ein scharfer Regen peitscht Kolf in die Augen
Und äßt sie völlig blind mit seinen Laugen.

Doch kennt er ja die Richtung frisch — voran! . . .
Bald tritt er in den sturmurcherulden Tann
Und fühlt sich angefaßt von einem Toben,
Daß er die guten Geister möchte loben.

Hier scheint das „wilde Heer“ ihm keine Mä; —
Das war's, das ihm zu Häupten kreuz und quer
Das Kronendach durchbrach und Äste stückte,
In wilder Lust manch Vogelneft zerpfückte.

Einst kannte Kolf hier jeden Fußbreit Weg,
Da wölbte ihm der Sommerglanz den Steg; —
Heut aber zieht des „wilden Heeres“ Reute
Zhn in die Irre als willkommen'e Beute.

Am Tod, dem niederstauenden, vorbei,
Dahin bei Rabenkrächzen, Eulensjchrei
Hat er von Baum zu Baum sich fortgestaift
Und kaum zu tiefer'm Atemzug geraftet. . . .

In Ohr liegt ihm auf einmal Dual und Graus;
Stürzt neben ihm ein Baum, hört er heraus:
„So hast Du einst ihr Herz entzweigepalten —
Ach, daß Du nicht die Treue hast gehalten!“

Als ihn die Rückerinnerung so faßt,
Da wachsen Flügel seiner wilden Haß.
D vorwärts, wenn auch Schweiß und Blut und
Regen
Ihm dicht're Schleier vor das Antlitz legen! . . .

Was er an ihrer Thüre soll und will?
Er hofft, es wird auf Augenblicke still,
Zum Ausruhn still in seiner Seele werden —
Das sei sein letztes armes Glück auf Erden!

Auf jener Schwelle anruhn, die ihr Fuß
Berührt, vielleicht noch einen flücht'gen Gruß
Mit gier'gem Blick von ihren Rippen leiten —
Dann, schönes, schlimmes Leben, sei gewesen!

Dann komm, o Tod! Ade — ade! Fahr wohl!
Es gähnt die Nacht, die Winde brausen hohl —
Für eines Schuld'gen Tod das rechte Wetter —
Nun denn, zerhau' den Knoten, Allerretter! . . .

Jetzt weiter durch den Jörn des Sturmgesangs!
Da — Gott! — ein Licht! — das Ziel des
Wartergangs!
Dort muß des Försterhauses Frieden liegen —
Bald wird er still sich auf die Schwelle schmiegen.

Er tastet rechts und links — nicht Strauch, noch
Baum;
Der Wald liegt hinter ihm; der freie Raum
Der Dichtung ist erreicht — und jener Schimmer,
Er fällt gewiß aus der Geliebten Zimmer.

„O Gott im Himmel, wer dich leugnen kann,
Noch dreimal elendlicher ist der Mann,
Als ich! Ihr Aug', ihr Antlitz darf ich sehen,
Ihr gold'nes Haar wird wieder mich umwehen!

Durch Sturm und Nacht, durch Spul und
Eulenschrei
Trug meine heiße Sehnsucht mich herbei!
Nun, Heilige, sei gnadenvoll dem Sündler,
Erf! spreche Du — — und dann der Todverkünder!..“

Jetzt hin noch durch die Spanne leeren Raum,
Vorbei am Brunnen und am Fliederbaum,
Dann milde liegen, still, voll Demut warten,
Bis sie ihr Fuß im Frühlicht trägt zum Garten.

Zum Ziel denn! — Großer Gott — das ist
ein Grab!
Die Gile trug ihn in den See hinab! . . .
Der See! Entsehen! Denn in weitem Bogen
Ist er der wilden Tiefe zugeflogen!

Und seine Kraft zu Ende! Krank und müd!
Das Herzblut längt schon jämmerlich verprüßt!
Und kein barmherz'ger Stern! . . . Wohin noch
spähen?
Das graue Dunkel läßt kein Ufer sehen!

„Soll so das Ende sein? O bitterer Tod!
Von allen Seiten, wildgepeitliche Not,
Rauscht Du heran und willst hinab mich ziehen —
Nein! Erst ein letztes Wort noch von Marien!

Marie! — Wer hilft mir? — Nein — um Gott
— Marie!
Ihr Arme, ringt! O Himmel, zeig' mir sie!
Dann will ich sinken und im Sinken lächeln, —
Nur einmal noch soll mich ihr Atem sächeln!

Ringt Arme, kämpft! — Nein, ich ergeb' mich
nicht!
Zeig sie mir, Himmel! Gnad' ist deine Pflicht —!
Barmherzigkeit — ich kann nicht mehr —“ Im
Sinken:
„Marie!“ — „Marie!“ noch einmal im Ertrinken . . .

Es ist vorbei! — Ade — ade! Fahr wohl!
Es gähnt die Nacht, die Winde brausen hohl!
Für eines Schuld'gen Tod das rechte Wetter — —
Du hast gesprochen, düst'rer Allerretter! . . .

XIII.

Auf Sturm folgt Sonnenschein! ein Sprichwort
sagt.

In wunderholder Maienwonne tagt
Der nächste Morgen. Friede — nicht Zerfüren
Scheint heute auf die Erde zu gehören.

Heut liegt des Sees verderblich brandend Rund
So friedlich wie mit schlafgeschloss'nem Mund;
Die Lilien rings im Schilfestränze neigen
Sich grüßend, bis sie lispelnd wieder steigen.

Der Fliederbaum steht wohl etwas zerpfückt,
Doch ist's dem Sturmtrännen nicht gegückt,
Den vollen überreichen Blütensegen
Mit seines Atems Windt herabzufügen.

Das ist ein Düsten! Und noch süßer schier
Schwebt aus des Gärtchens friedlichem Kieker
Der wehenden Narzisse schwüles Träumen
Und wiegt sich in den lichtdurchsprühten Räumen.

Vom Geisblattschmuck des Försterhauses hat
Das „wilde Heer“ gepflückt wohl manches Blatt;
Doch deckt die Sonn' einseitigen voller Gleichen
Den Schaden zu in wonnigem Verheizen. — —

So still, wie einem Rahmen eingespannt,
Ein ruhrend Mädchenbild am Fenster stand.

Ein Mai in Schnee bedeckte ihre Wangen,
Weltfremd gemahnte ihres Aug's Verlangen.

Wie sie so stand und grübelte und sann,
Ins Maienglänzen dunkle Fäden spann,
Gab ihrer Fing'er krampf'ges Verflechten
Ein Bild von Kampf und Not in franken Nächten.

Das Lebenmüssen ist ihr schmerz'lich Teil!
Verweht des Lebenwollens süßes Feil!
Ein Kämpfen ohne Ende bis zum Ende —
Und nimmer, nimmer frohe Sonnenwende!

„Um Vater's willen! . . . Wenn ich's nur vermag!
Wie endlos schleichend dehnt sich schon ein Tag!
Und nun ein langes Leben! . . . Gott der Stärke,
Hilf Deinem Kind zu kindlich frommem Werke!“ . . .

Sie stützt die Hände auf den Fensterstod,
Hell in die Stirne fällt ihr das Gelod —:
So lehnt und starrt sie, bis zum müden Frieden
Die flatternden Gedanken sacht sich schieden.

Dies Flatternlassen der Gedanken ist
Wie Traum am Tag, bei dem man still vergißt,
Was sich an Leid auf unsern Wegen findet
Und Hand und Fuß und Mund und Seele bindet.

Und so in milder Ruh', nichts suchend irrt
Ihr Blick zum See hinüber. Glanzumflirt
Im Schilfe sich die ersten Falter jagen —
Da fährt sie auf, im Aug' erstaunte Fragen.

Welch' Niesenblume zeigt sich dort im Schilf?
Das ist ein Menschenantli! Himmel — hilf!
Ein Opfer hat die Nacht sich ausersehen —
Wer mußte dort in Wellennot vergehen?!

Sie huscht und gleitet aus dem Haus und eilt
Hin zu dem Seegestade unverweilt —
Und steht und starrt auf — seine Leiche nieder —
Und starrt — und reibt die Stirne immer wieder.

Und als sie endlich nicht mehr zweifeln kann,
Da kniet sie nieder vor dem ärmsten Mann
Und faßt das feuchte Haupt mit beiden Händen,
Sich das entstellte Antliß zuzuwenden . . .

Was sie in den verzerrten Zügen liest,
Die Quellen ihres eig'nen Grams verschließt —:
Der Kernste war der Größere im Leiden,
Da ihm sein Leid gebracht solch bitt'res Scheiden . . .

Wie sie so kniet, sein Haupt im weichen Schoß,
Verfährt sie langsam sich mit ihrem Los —:
Vom starren Antliß fällt's wie eine Fülle,
Im Aug' erglänzt ihr stille, hehre Fülle.

Wie Auferstehen geht es durch ihr Herz —
Es ist geweiht durch seinen Todeschmerz!

Das Schlimmste that man ihr! Doch solche Buße
Verfährt und heilt im letzten Todesgruße.

Der Tod befreit! Sie süßt's und drückt die Hand,
Die einst in ihrer lag als Treuepfand . . .!
Und nun ein Atemzug bis tief ins Leben,
Das neu ihr, wenn auch anders ist gegeben!

Ihr Auge überfliegt den weiten See,
Der zweimal ihr gebracht der Witve Weh —
Welch Wechsel doch vom ersten Weh zum zweiten —
Was will sich machtvoll in ihr vorbereiten? . . .

Zum Himmel, den sie lange abgewehrt,
Sich feucht ihr weitgeöffnet Auge kehrt —
Der Himmel weiß mit goldnem Maienglänzen
Der Kommenden die Stirne zu umkränzen.

So schreitet sie zum Haus — als Briefsterin
Führt sie den Vater zu der Leiche hin.
Der Förster steht in zitterndem Erblassen
Und kann's — wie sie — nur schwer und langsam
fassen.

Dann bricht er aus: „Ach Kind, was mein noch
war

Von deinem armen Sein, ist in Gefahr,
Durch neuerstand'ner Leiden neue Lücken
Dem Vater unerreichbar fern zu rücken.“

Sie schlüttelt leis das Haupt und lächelt weich:
„Du herrschst nun wieder in dem ganzen Reich,
Sei still, Du brauchst nicht länger mehr zu fasten —;
Mir fielen von den Schultern Not und Lasten.“

„Ich hab' die stille Weihe nie gekannt,
Die dieser arme Tote mir gesandt;
Sein Sterben schuf mir neue Lebensquellen
Und seltsam mächtig stuten diese Wellen.“

„Ich bin erlöst! Bin einem höhern Sein
Geschenkt! Und nicht die Sorge mehr, was mein
Und mir gefällig, läßtet meine Schwingen —
Ich hebe sie zu dreimal heil'gen Dingen!“

Den Toten süß' ich heim. Zur rechten Stund'
Kommt dort gewiß ein Wort aus meinem Mund,
Und steigt's mir auf die Lippen, wie ich's fühle,
So bann' ich dort des Vorwurfs Marterschwüle.

Die arme Mutter weist im Dunkeln nun,
Die Hoffnungen der beiden Schwestern ruhn,
Und erst sein junges Weib — ich seh' es sitzen
Und ihm im Aug' die bittern Thränen bliken.

Austeilen will ich dort, was Gott mir reicht,
Des Himmels Gaben trösten ja so leicht, —
Und dann — dann keh' ich heim und gehe nimmer,
Und besser kann's nur kommen, nicht mehr schimmer.“

Sie legt die Hand ihm auf die Schulter: „Sieh,
Vom schönen Leichtsinne jener Aler, die
Vom Vater und der Mutter gehn mit Pachen,
Will ich an Dir ein Theilchen gut dann machen.

Da kommt ein Fremder her, man sieht ihn kaum,
Verläßt man flugs des Elternhauses Traum —;
Ich aber bleibe! Besser sollst Du's haben
Und nicht in kalter Erde dich begraben!“

Sie lächelt still, weil sie schon scherzen kann,
Und schmiegt sich enger seiner Schulter an:
„Und brauchst Du nur die Hälfte meiner Kräfte —
Ich hab' noch Mut zu anderem Geschäfte.

Nur klein ist unser Dorf, doch groß genug,
Daß manchen dort die Not in Waude schlug;
Auch Gram und Krankheit halten treulich Wache —
Wär' helfen da nicht schön wie Gottes Sache?

So weih' mich Gott zu reicher Erntethat,
Die ausspricht aus der Nächstenliebe Saat,
Und nicht mit einer Silbe will ich klagen,
Daß mir mein eigen Glück so früh zerklagen.

Im andern selber sich vergessen — ob
Zeh's kann? Ob ich mir dieses höchste Lob

Auch zu verdienen weiß? In heil'gem Streben
Will ich's versuchen durch ein ganzes Leben.

Dann ward ein Los mir noch zuguterlegt,
Das schöner mir das eig'ne Glück ersetzt,
Dann fanden mich des wahren Heiles Boten,
Und ewig dankbar bin ich diesem Toten!“ . . .

Der Förster sieht erschüttert. Ehrfurcht faßt
Ihn vor dem Geiste, der als heit'rer Gast
Ihr auf der schmerzvertieften Stirne lagert
Und um die Wangen, blaß und abgemagert.

Dann packt es ihn, daß sie ihm neu gehört;
Die Ahnung, daß nun nichts sein Glück mehr stört,
Erfüllt ihn ganz. In seligem Genießen
Darf er sein Kind fest in die Arme schließen . . .

Die Sonntagsglocke drüben über'm Wald
Mit ihrer sangesfrohen Stimme hallt
Dem Bund die Weihe zu. Die Maiensonne
Umgießt das stille Paar mit lichter Wonne . . .

Und auf den Toten nieder neigen lind
Die Vögel flüsternd sich im Morgenwind —:
Siehst du des Wunderlandes goldne Thüren,
In das der Mai versprach, dich hinzuführen? . . .

Seemanns Traum.

Es schlummert die See. Im Mondenglanz
Schön: Mädchen tanzen den Mummenschanz.
Ihr letzter Mummenschanz ist heut' —
Schon geh's zu End' mit der Faschingszeit!
Mit Muscheln sind sie dunkel behangen,
Mit Seegras und Korallenspangen.

Die Schönste in der ganzen Schar
Die trägt ein Ketlein im Seidenhaar.

Ein Ketlein ist's — in Maienlagen
Meine Liebste hat's um den Hals getragen.
Sie that es mir in Thränen schenken
Beim Abschied als ein Angebräuen.
Sie sprach: „Es soll vor Sturm und Stößen
Dich wie ein Heiligthum beschützen,
Und wenn du wieder kehrt nach Hause,
Schon ist's gedeckt — zum Hochzeitschmause!“
So sprach das liebe Mädchen und —
Gab einen Kuß mir auf den Mund.

Ich zog wohl über die weite See
Mit meiner Lust und meinem Weh.

Doch als ich kam ins fremde Land
Da stand ein Fischerhaus am Strand:
Ein schwarzbraun Mädchen wohnte dritt,
Da kam mein Lieb mir aus dem Sinn.

Und als ich wieder zog aufs Meer,
Mein Herz war jener Liebe leer.
Vergessen war, was ich befehlen,
Die Heimal und mein Lieb vergessen.

Die See ist tief, die See ist weit,
Sie spülte fort mein lörricht Leid.

Und einstens warf in böser Stund'
Goldhellein ich zum Meeresgrund:
„Du, Ketlein, sollst mich nimmer plagen
Mit Träumen aus jenen Frühlingstagen!“ —

Nun schlummert die See. Im Mondenglanz
Schön: Mädchen tanzen den Mummenschanz.
Sie tauchen auf, sie tauchen nieder,
Perlsfarbig glänzen die schlanken Glieder.
Die Schönste aus der ganzen Schar
Die trägt mein Ketlein im Seidenhaar.
Sie hat's im tiefen Schlamm gefunden
Und sorglich um ihr Haupt gewunden.
Sie schaut mich an. Sie lächelt still.
Wohl weiß ich, was sie mir sagen will!

Sie will mir sagen: „Du haltest Recht!
Kein Mensch ist seiner Liebe Anecht!
Und was zu Haus an Herzen bricht,
Das kummert dich doch in der Fremde nicht?“ —

Heinrich Hege.

Homo mutabilis.

Heut mutig, mit geschwellten Adern
Dem Schlimmsten fest entgegensehn —
Und morgen mit dem Schicksal hadern,
Kleinmütig klagen, hilflos stehn;

Fehlt die entzückten Sinne laben
An den Gebilden heit'rer Kunst,
Sich gerne freun der kleinsten Gaben,
So uns bescheert der Muse Gunst;

Dann wieder kalt vorübergehen
An allem, was da groß und hehr,
Von aller Schönheit ew'gem Wehen
Nicht einen Hauch empfinden mehr;

Heut einen lieben Nächsten tranken
Verflocht, voll grausam-wilder Luft
Und morgen schon den Schlachet senken
Der Keue selbst sich in die Brust; —

Tagsüber grübeln, seuffzen, trauern,
Am Abend aller Sorgen quill,
Von Seelenfollern, Todesschauern
Zur tollsten Lebenslust ein Schritt;

Heut weinen in der stillen Kammer,
Und morgen froh zum Feste ziehn: —
So zwischen Kaufsch und Aahenjammer
Gehst mir — und auch das Leben hin!

Alfred v. Ehrmann.

Despotenblut.

Dem Blick der Löwin gleicht die wilde Luft,
In der die heißen Augen an mir hangen.
Ein ungebändigt, königlich Verlangen,
Kein feiges Sehnen schwellt die volle Brust.

Im Purpur ist die Leidenschaft geboren.
Despotenblut! Ein tropischer Orkan,
Entschieß'nde, kämpfende sind gleich verloren.

In Flammenwundern, die für mich geschah,
Haßt alle Zaubermächte du beschworen —
„Dies Alles geb' ich, — sei mir unterthan!“

Um Stirn und Hals, auftragend stolz-bewußt,
Verworren ringeln glänzend schwarze Schlangen,
Umjüngeln blasse, leicht geträunte Wangen
Und glüh'nde Lippen, die du schließen mußt!

Oswald Schmidt.

Frühlingsboten.

Schon wehnen linder die Lüfte,
Und reiner strahlte des Himmels Bläue
Ueber den lärmenden Straßen der Stadt.
Da hielt mir entgegen an einer Ecke
Frische, duftende Frühlingsboten,
Maiglöckchen und Veilchen,
Eine kleine, magere Ainderhand,
Und aus einem schmalen, blassen Antlitz
Blickten mich traurig billend an
Ein Paar unschuldablaue Ainderaugen.

Maiglöckchen und Veilchen,
Liebliche Frühlingskinder,
Duft umweht euch und Anmut,

Hoffnung und Freude;
Doch jenes Antlitz, das stumme, blasse,
Sprach mir von Winter Sorgen undummer,
Von Noth und Entbehrung,
Von Armut und Elend,
Und selbst die Sonne,
Die freundliche, warme Frühlingssonne
Vermochte nicht zu tilgen vom Antlitz
Die Spuren des Winters.
Ein Fröstlein sahle mich und plötzlich schien mir's,
Als strahlte matter die Sonne,
Als sei ein eifriger Reif gefallen
Auf des Lenzes leuchtendes Hoffnungsgrün.

A. Bromayer.

Meine Seele.

Ein Bauernwagen holpert über Feld,
Ein grauer, müder; Erde klebt am Rad;
Es knirscht der Sand bei jedem Speichenschwung,
Und rings ein Herbststern nach der letzten Mahd . . .

Erüb weht der Plache flatterndes Gezeil
Und hauschl sich lustig in dem kühnen Wind,
Im Bauernwagen aber jauchzt ein Lied
Und nimmermüde jauchzt im Zell — ein Aind.

Otto Stoessl.

Leise, leise geht die Zeit dahin. . .

Leise, leise geht die Zeit dahin,
Tief in's Menschenantlitz schreibt ihr Blizt
Worte, Worte von verborg'nem Sinn,
Ersster Rätselworte ernste Schrift.

Doch im Leben einmal wird's gesehn,
Dah ein fremder Mund die Antwort giebt,
Einmal wird ein Menschenherz verkehrt,
Was die Zeichen sagen — denn es liebt.

Und in deines Auges stillen Glanz
Wie ein Sonntag im klaren See
Spiegelt sich dein ernstes Denken ganz
Und ich sehe dort dein Glück und Weh!

Und ich lese dir von Stirn und Mund
Stummer Fragen ungezählte Zahl,
Seh's auf deines Herzens tiefstem Grund
Ruhlos wühlen wie des Heimwehs Qual.

O, ich weiß es, was das Heimweh klagt,
Weiß, warum dein tiefes Auge steht —
Und das Pochen deines Herzens fragst,
Wann wohl deine Seele auferstehet?

O, ich weiß, ich weiß, es wird gesehn:
Einst vor deiner Thür im Abendschein
Wird ein blasser stiller Wanderer stehn —
Müde knarrt die Thür: ich trete ein.

Und ich halte weinend dich umfaßt
Lange, lange — und du jitzerst leis —
Endlich, ach, für soviele Qual und Last,
Endlich ward auch uns der süße Preis,

Und ich küsse deine schmale Hand,
Hatte sie an's laute Herz gepreßt:
„Mühsam war der Weg, bis ich dich fand —
Doch dein Lieben, es blieb stark und fest.“

Und dann will ich vor dir niederknieen,
Und den Lorbeer nehm' ich mir vom Haupt:
„Was ich dir errungen, nimme es hin —
Treu hast du geliebt und treu geglaubt!“

Stille wird's. Die Abendsonne scheint
Uns in's Fenster noch durch's Laubgerank,
Leise kommt die Nacht, wir sind vereint,
Deine Lippen flüstern: „Gott sei Dank!“

Gott sei Dank! — Die Pforten schlagen zu —
Laß' das Leben seine Wege ziehn,
Nun wir heimgesunden, ich und du —
Leise, leise geht die Zeit dahin.

Georg Edward.

Blumenleben.

So schön wie die Rose, so duftig erblüht,
So rein wie die Lilie von Herz und Gemüt,
So lieblich wie Veilchen und wiederum wild
Wie Heckenrosen, ihr Ebenbild;

Das Beste von Allen, harmonisch gefüllt,
Gehörte sie selber wie Blumen zur Welt.
Und heute schon tönt es so dumpf und so bang:
Die schönsten Blumen leben nicht lang!

Julius J. Strauß.

Grüß Gott!

Im Staube jog ich
Die Straße entlang,
Die Füße malt,
Und das Herz krank.
Da krollte an mir
Ein Bursch vorbei,
Der schwang seinen Hut
So frank und frei:
„Grüß Gott!“

Nun horchte ich auf,
Wie das Sächlein sprang,
Was die Linde rauscht!
Und das Vöglein sang,
Was der säuselnde Wind
Erug gen Himmel empor —
Es war ein Jubel
Im vollen Chor:
„Grüß Gott!“

Da spürt' ich erst recht
Die Sonne im Feld,
Den wonnigen Mai
In der blühenden Welt:
Mein Kummer zerfloß,
Ich wußte nicht wie,
Und lauter stels jauchzt' ich
Die Melodie:
„Grüß Gott!“

A. E. T. Telo.



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Rubezahl.

Phantastisches Schauspiel in vier Aufzügen

von
Adolf Wilbrandt.

Personen.

Die Dichtkunst.
Das Märchen.
Rubezahl, der Berggeist.
Die Gräfin.
Stella, ihre Tochter.
Richard von Wohlan.
Grapengießer, ein Gelehrter.
Kalibor.
Steffen, Glashändler.
Tise, seine Frau.
Hans } ihre Kinder.
Fritz }
Ein alter Bauer.
Ein Jäger.
Johann, Diener der Gräfin.
Emma, ihre Kammerjungfer.
Erscheinungen, Dienerschaft, ein Kind.
Die Handlung spielt im Riesengebirge, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Erster Aufzug.

Abendlich beleuchteter, steilfalliger Wald. Im Vordergrund ein mittelalte bewaldeter mächtiger Felsblock; an dessen Fuß ein kleinerer Vorsprung, wie ein natürlicher Rubeßß gehalten. — Frühling.

Erster Auftritt.

Die Dichtkunst (ein schönes Weib, auf dem dunklen Bodenbeer ein zu beiden Seiten niederhängendes, nicht als Stranz gefälliges Gewinde von Weinlaub und Weintrauben, in antikstehendem, hochgehörtem Gewand, ruht auf dem unteren Vorsprung des Felsblocks, schlummend, mit anfangs geschlossenen Augen). Später das Märchen.

Dichtkunst. Waches Träumen, dämmernd Schaffen

In des Waldes Abendstille,
O wie weich umfangs die Brust!
Mit den wandernden Schatten wachsen
Die Gefühle, die Gedanken,
Unbewußtes wird Bewußt.
(Man hört ein Holzglocke gurren, einen Häher schmarren, einen Specht krameln.)

Horch! wie ruft im Wald der Rat?
Taube, Häher, Specht erschallen,
Sehnsucht hämmert, Liebe girt.

Ah! so frei, so waldestroh
Sollst auch du, mein Lieb, erklingen,
Du der Dichtkunst Maenstimme,
Du der Menschheit Venzgesang!
Doh du, recht wie Waldharz duftend,
Recht wie Waldesstraum erbraunend,
Recht in Ohr und Herz dich sentleht.
Aber ach, mein Lieb, was singen
Wir der Welt, der staubumgeschwülten?
Andres lehrt der Wald, der stille,
Andres will der Menschen Sinn.

Ihr da drin im Qualm der Städte,
Sorgenschweres Volk der Menschen,
Sagt, was soll mein Mund euch künden,
Sagt, was soll mein Traum euch schenken?
Nur das Abbild eurer Sorgen,
Nur den Spiegel eurer Plage,
Nur das Echo eurer Not?
Nach dem Tag, dem schweren, soll
Noch des Abends Schwere drücken?
Nur was wahr, soll wieder werden?
Was ihr sagt nur wollt ihr sehn?

(Eine Nachtigall singt.)

Horch! wie süß! Die Nachtigall! —
Du singst nicht von Plag' und Sorge,
Singst der Seele Märchenglück.

Auf dem Felsblock erscheint das Märchen, ein kleines Mädchen, noch Kind; das lang, schiläre Haar fällt frei über Schultern und Hüden; ein einfaches weißes Gewand bedeckt die zarte Gestalt. Sie sitzt und blüht auf einer Schalmel, den Gesang der Nachtigall nachahmend, dann freier umschallend.)

Doch was klingt dort über mir?
Dir nachfeiernd, mit dir fühlend —
Jetzt wie eigener Gesang?
(Steht auf, erblickt nun das Mädchen, das ruhig fortspielt. Ueberrascht.)
Nicht ein Vogel ist's; ein Kind. —
Woher kommst du? Sprich! Wer bist du?
Das Märchen (bildet sie gebelunnter schwermig an; beginnt die bekannte Melodie des Volksliedes „Es steht ein Baum im Odenwald“ zu spielen.)

Dichtkunst. Ah! Du spielst auch Menschenlieder.
Von dem „Baum im Odenwald“

Hilf die wohlbekannte Weise;

Lönt vom Rohr so kindlich bang.

Woher kommst du? Sprich! Wer bist du?

Märchen (nimmt einen Kranz, der bisher angesehen neben ihm lag, aus jungen Rosen und Knoipen, legt ihn sich auf; spielt dann die Belle des Volkstodes. „Du bist ein Weis in der Frühlingstunde.“ Das — schäbare oder unschäbare — Orchester fällt leise begleitend ein.)

Dickhuhn. Junge Rosen, junge Knoipen

Schmüden Deine junge Stirne?

Und so traurig süß erkönen

Dieses Landes alte Lieder? —

Sei gestraft zum dritten Mal:

Woher kommst du? Sprich! Wer bist du?

Märchen (erschallt seine wieder unschäbaren, glänzenden Schmetterlingsflügel; steigt langsam — auf einem Wollenvogel stehend — in die Luft empor, legt die Melodie von „Bin ich im Wald ferne von Dir“ spielen, wieder vom Orchester leise begleitet. Der ist volle Mond erstreckt bluten zwischen den Bäumen.)

Dickhuhn. Ah! Und nun erkenne ich dich.

Goldes Kind! Das Märchen bist du;

Waldbornher Wundervogel,

Nachtigall der Menschenseele,

Die von Land zu Lande wandert,

Die von Volk zu Volk singt!

Doch es liebt dich über alle

Land und Volk der deutschen Eichen;

Sorcht so gern auf dein Schalmlein,

Sinnst so tief in deine Träume,

Fliegt so weit auf deinen Schwingen.

Märchen! Ja, du führ mich heute!

Führ mich in dein goldenes Reich,

Wo von Sorg' und Plage frei

Schwebende Gedanken wohnen;

Auf ins Geisterland der Lust,

Oder in die Rigenfluten,

Oder in der Zwerge Tiefen,

Oder wie du nicht und willst!

Daß versammelt dann das Auge,

Sorgenschwere Volk der Menschen

Mit den Kindern sich ergöbe,

Mit den Weisen sich ergäbe,

Und in dem, was nie gewesen,

Finde, was unsterblich ist!

(Seine Brust beginnt, die nach und nach die Weisen von „Rein Feuer, seine Nothe“, „In einem kühlen Grunde“, „Mein eigen soll sie sein“ in jarter Verbindung erklingen läßt. Das Märchen ist während der vorausgehenden Rede langsam gegen den Hintergrund geschwebt, hält nun, während die Brust anhebt, in feiner Bewegung inne.)

Wohin führst du? Wohin wünschst Du? —

In die Erde sinkt dein Blick?

Märchen (hat ihr jugendlich, winkt und blickt nach unten. Die gesammte Waldformation steigt langsam in die Höhe, und das Innere der Erde steigt langsam nach, so daß die Wälder hümmertastend absteht. Urgestein, Kühlen, unterirdische Wasserfälle werden sichtbar: endlich — indem die Bewegung aufhört — eine tiefe Abklärung, in der einzelne Felsenstadien aufragen, mächtige Feuerströme fließen und glühende Dämpfe umherziehen; ganz im Hintergrund ein Licht, der furcht, unregelmäßig, bis zur Decke hinaufsteigt.)

Dickhuhn (während dies geschieht).

Wir auch sinken, du und ich,

In die Tiefe geh's hinunter; —

Was zu suchen? Schön Schneewittchen

Bei den Zwergen? In des Berges

Zauber den einschlämten Kaiser? —

Väghelnd schüttelst Du das Haupt.

Dämpfe glühen, Feuerströme

Fluten zwischen Felsenriffen,

Und zu beben scheint die Erde.

Sind wir bei den Feuergeistern,

Die des Abgrunds Kräfte lenken,

Dies des Menschleins Rinde schützen,

Wenn's im glüh'nden Schooß gewittert?

(Im Hintergrund tauchen Erdgestalt auf, in roten, schwarzen oder gelben Gewändern, in dem dort vorbereiteten räumlichen Schein mit Duden, Schwärzen und düsterem Geäst häuslich: einige drehen Felsenstadien weg, andre, weiter oben bauer, in den Fels eine Spalte, aus der dann ein Licht hervorstrahlt. Bei Zeit zu Zeit rufen dumpfe Donner; unschäbare Gemäuer rauschen.)

Ja, du nicht. Und dort! Sie schaffen.

Felsen, scheint es, müssen stützen;

Daß die Flamme Wege finde;

Beste Rippe muß sich spalten,

Daß die Flut die Glut lösche.

(Küßelst steigt bluten aus der Tiefe, als schwarzeleibter Röhler, mit langem, rötlichen Bart, eine Schürzlinge in der Hand.)

Wer entsteigt der Tiefe dort?

Schwarz wie Röhler? crust und sinnend? —

Ich errat' ihn! Ja, ich kenn' ihn!

's ist der Geißter Fürst und König,

Rübezah! so wohlbekannt.

Aufwärts schaut er; — aufwärts steigt er..

Was willst du noch oben, Alter?

Da dein Geißtertag nun endet,

Willst du noch ein letztes Mal

Dort der Menschen Tag und Himmel,

Sonnenglanz und Sterne grüßen?

(Küßelst steigt mittlerweile auf dem lächerlichen Fels langsam empor.)

Märchen (immer noch schwebend, zieht von seinem weißen Gewand einen Schleier ab, weist ihn in die Luft, der Dickhuhn zu; der Schleier verdrückt sich rasch, als hinter Nebel bald die ganze Bühne verhöllend.)

Deines Schleiers Wolke, Märchen!

Hüll mich ein. Wie Rebel sinkt

Mir dein Geißt auf meine Seele;

Deine Stimme tönt in mir.

Träumend hoch' ich. Horchend sink' ich,

Oder steig'; ich weiß es nicht.

(Dickhuhn und Märchen sind im Nebel verschwunden, alles andre beglänzt. Neues, dumpfes Donnern, langsam verhallend. Die Luft hat längst aufgehört. Jetzt beginnt ein Waidborn, frisch einlegend, die Weise vom „Jäger aus Kurpsal" zu spielen.)

Verwandlung

(offen, hinter dem Nebel, während das Waidborn spielt. — Die Weise endet, die Nebel zerfallen fließt. Straße über einen Gattel des Nienensgehörs. Rückwärts eine granitene Felswand, davor einzelne graustige zum Teil aufrechte Wälder; Felsen und Tannen baumlos. In der Mitte, zunächst der borne von links nach rechts gebenden Straße, ein paar Kuböble.

Zweiter Auftritt.

Ein alter Bauer und ein Jäger in mittleren Jahren (sagen auf einer

Dank und rauden; der Jäger hat das Waldbeben abgeleitet und legt es neben sich auf die Bank. Dann Johann.

Bauer. Spielt das recht hübsch. — Ja, ja!

Jäger. Ein Gewitter könnt's heute Nacht noch geben. Ueber dem Starckamm schwebt so ein sonderbares Wölkchen.

Bauer. Kann sein.

Jäger. Ist aber vielleicht nur ein Dunst, der vom Queisenthal aufsteigt.

Bauer. Kann auch sein.

Johann (kommt von links; in Dienertüch; in mittleren Jahren; freudig). O du heiliger Josef, ist das ein nichtsnutziger Weg da herauf! — Guten Abend wünsch' ich. (Grüßt, legt sich)

Bauer. Die Straß' ist gut. Nur steigen thut's. Dafür heißt's: Gebirg.

Johann. Freilich, wohl! Natürlich! — Aber wenn die Nacht kommt. Keine Herrschaft will noch diese Nacht übers Gebirg, gen Höhen. Mich hat sie vorausgeschickt, weil's (nach hinten links deutend) da unten heißt, der Wolkenbruch hält' die Straß' hier oben übel zugerichtet; ein Berggrutsch, sagen die Leute —

Jäger. War nichts ist gerutscht. Ein paar Blöcke sind über den Weg gefallen. Das ist der Weg gewohnt!

Johann. Desto besser; natürlich. Danke!

Bauer. Wo sagen denn das die Leute?

Johann. Im Thal; in Hirschberg und in Petersdorf. Wir kommen nämlich von Breslau, wollen nach Karlsbad; weil unsre Leber nicht gut ist. Der Wagen wartet jetzt im nächsten Dorf da —

Bauer. In Schreierbach.

Johann. Ja, so heißt's wohl. — So hoch in den Bergen zu wohnen war nicht meine Sache; die harte Luft und die wilden Felsen — und die jähen Gewitter!

Jäger (bleibt ihm geringschuldig von der Seite an). Ihr habt den siebenjährigen Krieg wohl nicht mitgemacht.

Johann. Wie meint Er das?

Jäger. Ich frag' nur!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Matibor (von rechts, in einem ehemals feinen, jetzt abgerissenen und verfallenen Anzug, ein kleines Bündel am Stock und einen großen Riemen tragend).

Matibor (bleibt nach einigen Schritten stehen). Ah, hier ist gut rasten. — Guten Abend.

(Seht sich auf die andere Bank, reißt seine Kutze und Fußsohlen.)

Bauer. Auch so viel.

Johann (zum Jäger). Nein, Soldat war ich nicht. Galt' es auch nicht nötig; (mit Selbstgefühl) ich bin ja herrschaftlicher Bedienter. (Der Jäger lacht auf.) Wo-rüber lacht Er?

Jäger. Ich? — Ich dacht' nur: wenn ich (nach hinten rechts deutend) da oben auf dem Riesenkamm steh', und seh' unten im tiefen Thal die Häuschen,

Wieschen und Städtchen, wie Rürnberger Spielzeug: da kommen mir die Menschlein gar so unbedeutend vor — und wären's auch gar herrschaftliche Bediente.

Bauer. Ist sie denn reich, Seine Herrschaft?

Johann (etwas verlegen). Reich nun wohl nicht. — Aber — wir sind zufrieden!

Matibor (dar, scheintor unaufrichtig, zugebört; für sich). Das wär ich auch, wenn ich mit ihr tauschen könnte. (Streich' sich über den Leib.) Hab' Hunger!

Johann (gähnt, mit Umhergang). Wenn nur das Eine nicht wär', daß — daß wir grade bei Nacht durchs Gebirge wollen. Das soll' nicht sein!

Jäger. Warum nicht?

Johann. Nu — wegen der alten Geschichte — von ihm.

Jäger. Von wem?

Johann. Man mag ihn ja nicht nennen. Ihr wißt schon!

Jäger. Den Rubezahl meint Ihr?

Johann (läßt zusammen). Eh! Wie kann man so laut — — den Namen überhaupt nicht. Das macht ihn wild. Dann kommt er!

Jäger (weist einen verächtlichen Seitenblick auf Johann; dann trocken). Ich hab' ihn noch nie gesehn. Vordem — ja, das glaub' ich; aber seit ich denken kann — wer hat ihn denn gesehn? (Seht dem Johann eine Hand auf die Schulter.) Fahr' Er nur ruhig bei Nacht über das Gebirg!

Bauer. hm! So gemüthlich, wie du meinst, ist die Sach' doch nicht. Daß der Alte immer noch spukt, das weiß ich gemiß! Manchmal, wenn ich zwischen den Bergen geh', ist auf einmal die Gegend verändert, ich erkenn' sie nicht; wo sonst Bäume standen, da steht dir 'ne Mauer; und gloy' ich die an, mit 'nem dunnen Gesicht, so hör' ich hinter mir ein tefelmäßiges Lachen. Oder plötzlich steht man mitten im Rebel; die Hand vor Augen kann man nicht mehr sehn; es zwickt Einem in die Beine —

Johann (auffarend). Ah! (Springt auf.)

Jäger. Mich hat noch nie wer gezwickt.

Bauer. Aber andre Leute! Ein Bauer von Petersdorf hat ihn auch gesehn, wie er an einen Felsen hingegangen ist, schwarz wie die Nacht; nach einer Weil' hat er sich den Kopf von den Schultern genommen, wie ein Anderer den Hut abnimmt, und hat ihn im Arm getragen wie ein Schooßhündchen. Und da der Bauer in den Knien zu schlattern und zu zittern anfängt, zittert er sich auf einmal in die Erde hinein; und der Schwarze ohne Kopf kommt mit drei großen Schritten auf ihn zu, (mit Geberde) und haut ihn über —

Johann (schreit auf). Halt' er doch das Maul! Ich kann's nicht mehr hören!

Jäger (auf Johann deutend). Dem läufst's schon über die Leber; der muß auch nach Karlsbad!

Katibor (für Na.). Ich fang' mir den Wimpel! (rädt etwas näher; laut) 's ist schon so, wie der Bauer sagt. Ich kann auch davon reden. (leiser) Der Rübzahl —

Johann. Wenn' Er doch den Ramen nicht!

Katibor. Also Derjenige — neulich Nachts stellt er sich plötzlich vor die Pferde, die einen Wagen bergan ziehn, und blödt ihnen so ins Gesicht (blädt den Johann an; die schandern und geben rückwärts, und Pferde und Wagen stolpern den Berg hinab. Danach wurde erzählt, das häit' er wegen des Bedienten gethan, der mit auf dem Bod saß; denn herrschaftliche Bediente kann er bekanntlich nicht leiden —

Johann. Hört auf! Wir wird ja schon schlecht. Meine Gräfin ist eine Gaus, daß sie durch dieses gräßliche Hochgebirg über Nacht fahren will. Das endigt nicht gut, ihr Leute, das endigt nicht gut!

Katibor (für Na.). Das hoff' ich! (laut) Na, verzag' er nur nicht; (ausbrechend) ihr seid ja wohl eine Menge Christenmenschen beisammen. Wie viel fahren denn mit?

Johann (verzagt). Wie viel? — Eine Gräfin, eine gräßliche Tochter, eine Kammerjungfer, ein Postillon und ich.

Katibor (für Na.). Also nur ein Mann! (laut) Man muß denken, daß doch auch andre Leute fahren, und daß vielleicht denen der Alte über den Raden kommt —

Johann (seufzend). Ja, das muß man hoffen. — Ich werd' schon erwartet. (stöhnend) Und da der Weg ja gut ist — (zum Jäger) Ist er wirklich so gut?

Jäger (mit trockenem Dunst). Ganz gut.

Johann (vorwärtsschreit zum Himmel aufblickend). Nicht einmal ein Vergruß! — — Also dann fahren wir. In 'ner halben Stunde wollen wir hier vorbei. Ich wollt', es wär' morgen früh! — Gute Nacht! (Wink ab.)

Jäger. Der gab' auf den Sonntag 'nen prächtigen Hasenbraten. — — Ich will auch fort; will noch zur Michelsbaude.

Bauer. Und ich in mein Dorf. (zu Katibor) Gute Nacht. Was will Er mit dem Kürbis da?

Katibor. Ihn ausschöhlen, damit ich im Dunkeln, wenn ich noch wandern muß, 'ne Laterne habe. (lächelnd) Man bißt sich halt, wie man kann!

Jäger. Mag sein. — Aber den Rübzahl — den haben nur alle Weiber gesehen: das ist meine Weinung! (Wink links ab; der Bauer links ab.)

Katibor (allein). Meine auch; aber wenn die Schafköpfe sich vor ihm fürchten, kann das den Schlaulüpfen gut thun. Hol' mich der Teufel, ich spiel' heute Nacht den Rübzahl! Daß ich ver-

hungern soll, kann man nicht verlangen. . Dieser Bediente ist wie vom Herrgott für mich geschaffen; Postillone sind abergläubisch; Damen haben Krone. Wenn's Nacht ist und der Wagen kommt, stell' ich mich als schwarzer Rübzahl in den Weg; (stimm) sehr gut, sehr gut: ohne Kopf, wie der, den der Bauer jah! Das hat keine Schwierigkeit: meinen alten schwarzen Mantel, in diesem Bündel — mein letztes Gut! — den zieh' ich mir über den Kopf; (dat den Kürbis in der Hand) den Kürbis werf' ich fort. (stöhnend) Schafköp! Wieso wirfst du den fort? Aus Kürbissen macht man Köpfe, das weiß jedes Kind. Ich setz' ihm aus einem Stück Holz eine Nase an, schließ' ihm einen Mund; mit etwas Flachs fleb' ich ihm 'nen Bart an; dann sieht er mindestens so geheiht aus wie der gräßliche Bediente. Aber gespenstlicher. Im Dunkeln. Ich nehm' den Kürbis unter den Arm, als wär' er mein Kopf; und wenn die Weiden im Sattel und auf dem Bod sich ihr bischen Verstand aus dem Leibe gezittert haben, dann werf' ich dem einen meinen Kopf an den Kopf, den andern hol' ich mit einem tüchtigen Knüttelschlag herunter — und mein ist der Wagen! Ich hinauf in den Sattel, und heidi davon: 'nen Hühfenschuß weiter tret' ich an den Schlag, zu den Damen, bitte freundlich um ihr Taschengeld —

Flirter Austritt.

Katibor: Rübzahl tritt hinter einem aufrechten Feldblod, rückwärts von Katibor, hervor; wie im ersten Auftritt: als schwarzgekleideter Räuber mit langem, rüchlichem Bart, eine Schürhänge in der Hand.)

Rübzahl (scheinbar harmlos). Gute Berrichtung wünsch' ich.

Katibor (aufgeschreckt). Wieso? — Wer ist da? (Wenigst Na.) Was habt Ihr gehört?

Rübzahl. Nichts. Was soll' ich gehört haben. „Gute Berrichtung“: das ist so ein Gruß hier im Gebirg.

Katibor. Danke schön. (für Na. noch miträusch) Hab' ich wieder laut mit mir gesprochen? — — Bah! Es ist 'n Köhler!

Rübzahl. Ein schöner Kürbis.

Katibor. Ja. (für Na.). Wenn das noch ein Kopf werden soll, muß ich an die Arbeit (noch links abwärtsdeutend) Dort an der Ecke erwart' ich dann den Wagen. . . Morgen ess' ich mich satt! (laut) Guten Abend, und gute Nacht. (Wink ab.)

Rübzahl. Desgleichen! (allein) Den Rübzahl spielen; schon doch! Meinen Ramen beschimpfen! — Hier auf dem Pflag häit' ich ihn erdroffeln mögen, diesen windigen Schächer, diesen Galgenwicht; — aber gieb Acht, du Kürbislopp, wie dein Spaß dir ausgeht! — Ein guter Anfang — pfui Teufel. Beim ersten Schritt über die Erdeinde etelt mir wieder vor dem Menschenpad. . . Will doch noch

einmal hinauf, dacht' ich, eh's vorbei und aus ist; noch einmal hinunterschauen in die Menschenthäler, den Rauch ihrer Häuser sehn, ihre lachenden Stimmen hören, ihren freien, fidelen Gesang, ihre klugen, ledigen Gedanken . . . Richtig wie Heimweh war mir's, nach der langen Feindschaft; — und wie ich nur den Fuß auf den besonnten Fels setze und den ersten Lichtstrahl einatme, steht da dieser Aff', der mich spielen will, um ehrlichen Leuten in den Saß zu greifen . . . Puii über das Lumpenpad, daß sich „Menschheit“ nennt! Gauner und Betrüger!

Fünfter Auftritt.

Rübezahl; **Grapengießer** (nicht sehr alt, aber stoel ergout, in einfach dunkler, abgetragenem, schulmeisterlicher Kleidung, einen breiten Studentenhut in der Hand, eine Botanikertrammel umgehängt; von rechts).

Grapengießer. Warum schimpft Ihr so, Köhler? Was hat man Euch gethan?

Rübezahl (nachdem er ihn forschend angeblickt). Ueber die Menschen schimpf' ich; im Besonderen und im Allgemeinen. Thun laß' ich mir nichts.

Grapengießer. „Im Allgemeinen“. Ei, ei! Da habt Ihr den rechten Geist, Köhler, — mehr als ich in Euch gesucht; (mit herablassendem Sächem) da passen wir ja zusammen. (Seht sich auf eine Bank. Ich hab' auch die Steine und Pflanzen lieber als die Menschen

Rübezahl (auf die Botanikertrammel deutend). Habt wohl Pflanzen gesucht.

Grapengießer. Zu dienen; oben auf dem Kamme. Da wächst allerlei, das man im Thal nicht kennt.

Rübezahl. Ru, das will ich meinen. Beilchenmoos, Teufelsbart, Habichtskraut, tiefblaue Gensjanen —

Grapengießer. Ei, ei! Ihr seid ja ein unterrichteter Mann! — Habt aber auch einen guten Kopf; fast einen Denkerkopf. „Ueber die Menschen im Allgem ein en“ schimpft Ihr; das ist der Kernpunkt; da liegt's. Nicht der Hinz oder der Kunz ist schlecht; vom Ganzen kommt's. Die Erbärmlichkeit der Menschen ist gerade so groß wie das Elend der Welt; und aus diesen beiden Größten ergibt sich, als letzter Schluß; der Unsinn des Lebens!

Rübezahl (von vielen Worten egriffen, teilt näher). Wie gut das gesagt ist. Herr, wie habt Ihr Recht. Den Teufel auch — Ihr seid offenbar ein grundgelehrter und ein weiser Mann!

Grapengießer (geschmeichelt lächelnd). Man bemüht sich, bemüht sich. Ich lebe aber nur für das Eine: alles zu erkennen. War Schulmeister in Hirschberg, in Breslau; gab alles auf, Brot und Ehre, um mich der Weisheit so recht an den Hals zu werfen. — Seht Euch. Kaset mit; hier neben mir.

Rübezahl. Kaset? Ich brauch's nicht. Aber der Gesellschaft und der Ehre wegen. (Seht sa.)

Wohl, wohl: die Erbärmlichkeit der Menschen und der Unsin des Lebens!

Grapengießer. Was für Erbärmlichkeiten haben denn Euch ohne alle Philosophie, nur aus dem Köhlerverstand, so menschenfeindlich gemacht?

Rübezahl (nach kurzem Sächern). Herr, ich lebe lange — und hab viel erlebt. Vor allem, was ich vergefse: die spitzbüßige, verlogene, verdammte Treulosigkeit dieser Menschenweiber!

Grapengießer. „Menschenweiber“? Das ist ein Pleonasmus; sagt doch „Weiber“ schlechtweg. (Ihn ausblendend.) Aber nehmt mir's nicht übel, die Weiber treu zu erhalten seid Ihr wohl gerade nicht geschaffen. Schant nur in den Spiegel!

Rübezahl. Würd' mir nichts nügen, Herr.

Grapengießer. Warum nicht?

Rübezahl. Weil ich mich im Spiegel nicht sehe.

Grapengießer. Ihr seid ja doch nicht blind?

Rübezahl. Das nicht.

Grapengießer. Und Ihr seht Euch im Spiegel nicht?

Rübezahl. Nein. Weil ich kein Spiegelbild habe. Versteht Ihr? (**Grapengießer** schüttelt den Kopf.) Weil ich nicht Euresgleichen, sondern (auf den Erdboden deutend) von da unten bin. Ihr habt doch gewiß von dem Erdgeist, dem „Fürsten des Rielegebirgs“, dem Rübezahl reden hören. Der bin ich.

Grapengießer (sticht erschröden auf. Wäusam. Rübezahl!).

Rübezahl (lächelnd). Bleibt sitzen. Kaset weiter; hier neben mir!

Grapengießer (lacht sich; nach einer Weile). Warum nicht. Die Wissenschaft kennt keine Furcht. Mein Name ist Grapengießer; — damit ich mich gleichfalls vorstellen. (Seht sa.) Boransgefeht, daß Ihr mir nichts vormacht, daß Ihr wirklich ein Geist seid — (sie Bank stekt plötzlich halb in die Erde. **Grapengießer** kößt einen Schrei aus, springt auf. **Rübezahl** bleibt lächelnd sitzen. Die Bank steigt wieder empor.)

Rübezahl. Gemüß Euch das?

Grapengießer. Ja. Ich danke Der wissenschaftliche Beweis ist erbracht! — Uebrigens, an und für sich hab' ich nie gezweifelt, daß Geister existieren. (Seht sa.) Sie sind aus vielen Gründen wahrscheinlich, und beinahe logisch zu beweisen —

Rübezahl. Nun, vor allem bin ich einer!

Grapengießer. Erlauben Sie, das entscheidet nicht; der wissenschaftliche Beweis giebt erst die wahre Existenz! — Sie machten aber vorhin die Bemerkung, Sie hätten kein Spiegelbild —

Rübezahl. Nein. Stellt uns neben einander vor einen Spiegel, so seht Ihr nur Euch, nicht mich. Das ist das Loos der Geister: nehmen wir Menschengestalt an, so bekommen wir nur einen falschen Körper, so zu sagen: die Lichtstrahlen gehn durch ihn hindurch, statt daß er sie zurückwirft; daher spiegelt sich unser Körper nicht. Das

bezauberte Menschenauge, das sieht uns, der seelenlose Spiegel nicht. Warum schüttelt Ihr Euch?

Grapengießer. Berzeihen Sie. Ich stelle mir's lebhaft vor — da überließ' s mich plötzlich, daß es Wesen giebt, die kein Spiegelbild haben —

Rübezahl. Ist das so erschrecklich? — Mich hat's nie gekränkt. Mir war nur zumider, daß dieser ganze Spaß einmal enden sollte; daß wir doch auch nicht ewig leben, wie ihr Menschen euch einbildet —

Grapengießer. Nicht ewig? Die Geister? Sie?

Rübezahl. Andre Geister, mag sein; wir da unten nicht. Wir sind nur so ein Ertrakt, vertheilt mich, von dem süßigen Urfeuer, aus dem sich die Sterne formten, das Euch von der Sonne anläßt, das unter Eurer Erdrinde sein Kraftwesen treibt. Die Kraft, die ist ewig; die Gestalten wechseln. Eines Tages nimmt das Urfeuer uns zurück — wir lösen uns auf — fliehen wieder so mit der Waffe als glühende Wase hin — und der Spaß ist aus. Mittlerweile haben sich andre Geisterbrüder gestaltet —

Grapengießer (ih langsam wieder aufstehend; etwas bestimmt). Das — ist mir neu. Wenn sich das wissenschaftlich feststellen läßt —

Rübezahl. Ich sag' Euch ja, daß es ist! — Zweitausend Jahre, Mann, hab' ich so gelebt; 'ne hübsche Zeit, nicht wahr, wenn man sie vor sich hat; aber — übermorgen um Witternacht ist die Komödie zu Ende. (Bewegung Grapengießers.) Braucht mich nicht zu beklagen; — seht Euch. Wozu dieser ganze „Anfuss des Lebens“, wie Ihr so einfielstvoll sagtet? Hält man sich still da unten zu den andern Erdgeistern, — Herr, das ist nicht kurzweilig: Tag und Nacht nichts zu thun, als die große Maschine in Gang halten, die Feuerströme ihren richtigen Weg führen, die Erdbrände löschen — damit hier oben der kluge Nicht, der Mensch, auf der Erdrinde haufen kann! Was wird denn auch aus den Erdgeistern bei diesem öden Gewerbe? Nichts als dumme Kette; konzentrierte Dele und Wase, in denen nichts vorgeht. Mit Ausnahmen; versteht mich! Ich, ihr Führer und Hüth, ich war nicht so simpel; — darum zog's mich auch nach oben, zu Euch. Zu diesen kuriosen Seelentieren, die sich Menschen nennen —

Grapengießer. „Seelentiere“; nicht übel!

Rübezahl. Ja, ja, Seelen habt Ihr; aber Ihr braucht sie wie Thiere! — Mit welchem Respekt vor Euch kam ich auf die Erde; ganz Feuer vor Sehnsucht, von Euch sonnigen Halbgottern zu lernen, Euch ähnlicher zu werden, für Euch zu wirken, zu schaffen. Ja, ja! „Wirken“! „Schaffen“! Ich hab' Euch die wilden Bestien aus den Thälern gesagt, hab' für Bauern und Schäfer wie ein Knecht ge-

rachtet, Türme aufgemauert, Felsen zu Thal gewälzt; was war mein Lohn? Unbalk! — „Von Euch lernen“ — Was hab' ich gelernt? Einen andern Mann spielen, als der ich bin; beugeln, lügen, betrügen; denn Ihr thatet's ja alle! — „Euch ähnlicher werden“ — Was bin ich geworden? Ein verbitterter Orießgram, ein Schabernack, ein Boswidel, ein ausgelassener Melancholikus; so nach und nach ein ganzer Regenbogen von Eigenschaften, die nicht zusammenpassen — gut und böse, weich und hart, zahm und wild — daß ich nun selber nicht mehr weiß; Rübezahl, wer ist das?

Grapengießer. Da wären Sie ja der ganze Mensch —

Rübezahl. Ein „Boswidel“, sag' ich . . . Das war doch wieder gelogen: schlecht bin ich nicht. Das ganze Riesengebirge kann davon erzählen: ich that Vielen Gutes; hab' ich die Menschen auch oft geplagt und geplagt, so war's gerecht, aufgespeicherte, loskullende Rache! Klagt diese wurmstichigen Seelentiere an — klagt vor allen die Weiber an!

Grapengießer (schonend). Ich weiß; jene schöne Emma, die Prinzessin; die Euer Gnaden die Rüben zählen ließ — woher Ihr werter Name —

Rübezahl. Die mich treulos verließ, um diesen aufgepußten Hanswurst, ihren girrenden Jüngling!

Grapengießer. Aber wollen Sie gefälligst bedenken: er war ihresgleichen — und er nahm sie christlich zur Frau. Wenn die Geschichte uns recht berichtet, so wollten Sie die schöne Emma in Ihrem Erbfeuerreich nur so als Pascha beglücken; dazu dünkt sich — entschuldigen Sie — ein gebildetes Menschenfräulein zu gut. Auch hatte jener „girrende Jüngling“ ein Spiegelbild — Euer Gnaden nicht —

Rübezahl (mehr und mehr nachdenklich geworden). Ich war ihr darum unheimlich, meint Ihr?

Grapengießer. Vermuthlich. Wie mit einer Art von Fluch behaftet —

Rübezahl. Ihr mögt Recht haben; ja, ja! — Ein wunderbar Ding, diese Spiegelbilder. Mit einem gewissen Reiz seh' ich diese merkwürdige, körperhaft neblige Hülle um Euch, wie eine Art Haut, die Euch spiegelglänzend macht. Ihr seht's nicht; aber ich!

Grapengießer. Trösten Sie sich. Die macht auch nicht glücklich. Was ist das Glück? Ein Wahn. Was ist das Weib? Eine Karikatur des Menschen, die ihm oft gefällt, weil er oft ein Narr ist —

Rübezahl. Hm! — Rag wohl sein.

Grapengießer. Was ist die Welt? Eine große und hohle Kuh —

Rübezahl (stet). Hm! — Wohl, wohl!

Grapengießer. Was ist das Leben? Ein schlechter Spaß, der zu lange dauert!

Rübezahl (stet). Hm! — Hm! — — Na, übermorgen um Witternacht ist er aus!

Sechster Auftritt.

Die Vorzigen, Richard von Woffau (von rechts).

Richard (in seiner Kleidung, vornein, blaß und ersch. geht langsam, vor sich hin sinnend; blüht auf, steht die Helms, bleibt stehen. *Geht; für sich.*) Ich hatte gehofft, hier würd' ich allein sein. Auf dem traurigen, geliebten Platz, wo ich sie zum ersten Mal sah . . . Auch dieie schmerzliche Freude wird mir nicht gegönnt!

Grapengießer (steht). Ein hübscher junger Mann.

Rübezahl (steht). Eine ritterliche Gestalt. — Aber höchst wenig Farbe im Gesicht.

Grapengießer. Er sieht nach Schwermut und Mißvergnügen aus.

Rübezahl (gutmütig). Thut mir Leid. (für sich.) Weiß Gott, so einem armen Schelm möcht' ich wohl noch helfen! — Thät' doch gern noch was Gutes, vor der letzten Stunde. s' wär ein nobler Abschluß!

Richard (für sich). Die gehn nicht; (mit Widerstreben) dann geh' ich. (laut, klar unfremdlich.) Guten Abend. (Weht an ihnen vorüber, nach links.)

Rübezahl. Wollt Ihr nicht rasten, Herr?

Richard (bleibt stehen). Ich will noch nach Schreiberhau, eh' es dunkel wird.

Rübezahl. Da seid Ihr eh' Ihr's denkt. Aber wir werden Euch zu gering sein; darum eilt Ihr thalab.

Richard (für sich). Wie sonderbar gut der Mann spricht — in seinem geringen Kleid. (laut.) Wenn Ihr es so nehmt, dann seh' ich mich; ein paar Augenblicke. (Geht für sich. Für sich.) Was für ernste, sonderbare, geistreiche Augen!

Rübezahl. Wandert der Herr vom Gebirg herab?

Richard. Nein, von Böhmen her; über Tannwald. (Für sich. *langem Sägen.*) Ich war in Prag —

Grapengießer. Mich dünkt aber, in Breslau hab' ich Sie letzten Winter gesehen.

Richard. Damals war ich dort . . . Ich ging dann nach Prag; (in verbittertem Trübniß lächelnd) das schlesische Heimweh zieht mich aber jetzt zurück —

Rübezahl. Und irgend ein Kummer, nicht wahr.

Richard (steht auf; unwillig, stolz). Was fasselt Ihr da? Ihr seid —

Rübezahl (steht auf). Nichts für ungut, Herr. Nehmt Ihr wohl von mir eine Wette an? Ihr sagt mir, wo der Schuh Euch drückt — und ich weil' ihn Euch aus. Kann ich das nicht, so schlagt mir den Kopf zwischen den Schultern weg.

Richard. Reid Ihr (an die eigene Stirn klopfend) da oben in Luordnung, Herr?

Rübezahl. Schaut mich noch einmal an. Können Eure hellen jungen Augen nicht sehen, daß ich mehr bin, als ich vorstelle?

Grapengießer (halslos). Greifen Sie nur zu, junger Herr; verstoßen Sie nicht Ihr Glück!

Richard (betrachtet Rübezahl forschend; nach einer Weile, betroffen). Ich glaube zu erraten, wer Ihr seid.

Rübezahl (beugt auf die Erde). Ich brenn' große Kohlen.

Richard (greift an seinen Hut). Nun — dann laßt mich Euch ehrerbietig danken, daß Ihr mir so freundlich gesinnt seid, ohne mein Verdienst; und —

Rübezahl. Und?

Richard. Und weiter nichts. Es ist möglich, daß Ihr mir wirklich helfen könntet; und es ist ganz gewiß, daß mir's — hier und da fehlt. Aber durch ein Geschenk, das mir so am Weg wie ein Almosen gereicht wird, will ich nicht erhöht werden; ich läme dadurch zu tief. Verzeiht, hab' noch einmal Dank, und lebt wohl! (Winkt ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Maiennacht.

Frühlingstüste, Frühlingsbronnen
kaufen teiler, flüster lacht,
Stanzdurchwoben, traumumspinnen
Strahl das Lichtgewand der Nacht,
Die in goldner Sternenkronen
Wandelt durch die Wellen hin,
Schreitet zu des Himmels Throne,
Eine hehre Trösterin.

Und die Blüte schließt die Lider,
Nicht und schlummert lächelnd ein,
Duftend fliegen hin und wider
Ihre Träume durch den Hain; —
In die Menschenseelen schweben
Sie mit Trost und Lust zugleich
Herrlich, herrlich ist das Leben
In des Traumes goldenem Reich!

Flatter lustig! Spannt die Schwingen!
Tröflet, was da lebt und weht!
Trübnißnächte zu durchdringen,
Lichtgebilde: schwebt, o schwebt!
Bringt dem Schuldigen Verzeihung
Als ein gnäd'ger Engelchor,
Dem Gebundenen Befreiung,
Den Bezeugten hebt empor!

Aber ihr — der Einzig-Einen,
Feuer Blüte hold und rein,
Möcht ich selber wohl erscheinen,
Selbst im Traum jugenget fern,
Tausend Dinge sie zu fragen,
Was das Herz nur wünschen mag, —
Tausend Dinge ihr zu sagen
Bis zum jungen Maienlag.

Gans Müller.

Literarische Notizen.

— Die Buchausgaben einer Reihe dramatischer Dichtungen, die sämtlich bereits über die Bühne gegangen sind, und von denen hier, da sie keine wesentlich neuen Züge zur dichterischen Psychonomie ihrer Verfasser bringen, nicht eingehend die Rede sein kann, seien im Folgenden kurz registriert. Ernst Wichert hat sein mit großem Erfolg aufgeführtes „vaterländisches Schauspiel“ in fünf Auflagen: „Aus eigenem Recht“ durch Carl Reißner in Leipzig dem Buchhandel übergeben; es wird für jene Leser dieser Zeitschrift, die es nicht auf der Bühne gesehen haben, auch in dieser Form deshalb von besonderem Interesse sein, weil der Autor in ihrem Spalten seine mühsame Entstehungsgeschichte angedeutet hat. Ist Wichert vom Drama ausgegangen und immer wieder zum Drama zurückkehrt, so daß er gleichsam nur in den Pausen episch schafft, so ist es bei Hans Hoppens umgekehrt: im Wesentlichen Epiker, versucht er sich nur ab und zu auf der Bühne; rechte Höhen hat er da nicht lassen können. Sein fünfaktiges Schauspiel: „Heiga“ (Berlin, Gebrüder Paetel) ist unferes Wissens nur in Berlin und da mit sehr geringem Erfolg aufgeführt worden; ob es nun mit mehr Glück an den Lesern appellieren wird, ist uns allerdings bei der Lektüre sehr fraglich geblieben. Ueber die eine Unwahrscheinlichkeit, welche die Wirkung behindert: daß sich ein reines Mädchen mit ungewendeten Sinnen ohne viel Federlesen von einem listigen Verführer betören läßt, kommt der Leser wohl leichter hinweg, als der Zuschauer, weil er auf einige kleine, motivierende Züge besser achtet und sie in seiner Phantasie nachträglich ausmalen kann; die andere, daß dies tüchtige, ernste Mädchen den Mann, den sie dann kennen und lieben lernt, trotz des Fehltritts heiratet, weil sie sich durch das Sophisma tröstet, daß sie den Verführer nicht — geliebt habe, wirkt im Lesen womöglich noch störender und das Gleiche gilt von dem mühsam und doch wahrlich nicht eben geistreich ausgefüllten Schluß. Ein zweites Bündchen von Hoppens' „Neuem Theater“ demag gleichfalls nur teilweise zu beklagen; das wichtigste: „Es hat so sollen sein“ ist denn doch ein wenig gar zu unbedeutend; hingegen wirkt das Schauspiel in Versen: „Der König von Zuhle“ schon durch die hübsche Form, und bis in die zweite Hälfte hinein auch durch den Inhalt; da freilich blent sich die Fabel eigenmächtig und zudem ganz unbegrifflich in's Gegenteil von dem, was der Zuschauer erwarten muß, und daß es auch dem Leser nicht besser geht, haben wir eben an uns erfahren. Uingegen ist „Herzensang“ eine der hübschesten dramatischen Verarbeiten, die uns in letzter Zeit beschieden worden sind, und das Beste, was Hoppens für die Bühne geschrieben hat; noch mehr, die Form ist so vollendet, daß der Leser dies Urteil wohl noch lieber unterschreiben wird, als der Zuschauer. — August Strindberg, der Schwede, ein Mann von großer, wichtiger Begabung, aber verschroben und kraußhaft, hat eine Zeitlang in Berlin so viel Bewunderung gefunden, wie nirgendwo anderwärts; es war in der Hochzeit des Naturalismus, der einen Göthen brauchte und sich ihn, da noch kein Deutscher zur Stelle war, aus dem Ausland holte; das übrige Deutschland sah dem Skorpionen-Tanz fowischüttelnd zu und machte ihn nicht mit; heute spricht man in Berlin kaum mehr von dem immerhin interessanten Dichter und ist sogar geneigt, ihn ebenso zu unterschätzen, wie man ihn früher über Gebühr geieiert hat. Zur Zeit, da er in Mode war, haben einige Theater auch seine kleineren Stücke gebracht, sie liegen nun in Buchform vor (Verlag des Bibliographischen Bureau in Berlin): Die „Tragödie“, „Gläubiger“, die Trauerspiele: „Das Band“ und „Vor dem Tode“, dann die Lustspiele „Herbstzeichen“ und „Das

Spiel mit dem Feuer“. Das relativ bedeutendste dieser Stücke ist das erste; höchst unerquicklich im Stoff und nicht ohne etzge Geschraubtheiten in der Ausführung, aber eigentümlich in der Erfindung, in der Charakteristik tiefgreifend und von erschütternder Wirkung. Auch in den anderen Stücken findet sich der eine oder andere Zug, der die Zeit der Vektüre als seine ganz verlorene erscheinen läßt, nur das „Lustspiel“, „Herbstzeichen“ abgerechnet, gewiß eine der tübsten und widerlichsten Abergelheiten, die je ein begabter Dichter zu veröfentlichlich gewagt hat. Wer diese Geschichte vom mannstollen Pächser und vom schadhaften Zahn geleien hat, wird das Wundern verlesen haben: daß dieses Zeug einen Leserfcher und Verleger gefunden, so wird man das Recht auf die Druckpresse eigentlich gar keiner anderen „Dichtung“ mehr bestreiten dürfen. Ein anderer Skandinavier, der in Deutschland lebt oder eine Zeit lang gelebt hat, Carl Gjellerup hat in Kompagnie mit einem Deutschen, Wilhelm Wolters, die Novelle des genialen russischen Dichters Nikolaus Pawlow „Eine Million“ unter dem gleichen Titel zu dramatisieren versucht, (Schauspiel in drei Aufzügen, Dresden, F. Vieweg). Es ist nicht der erste, aber wahrscheinlich der letzte Versuch, diese Aufgabe zu lösen; Pawlows Novelle, nicht allein sein Meisterwerk, sondern auch an sich eine der genialsten Novellen der russischen Literatur, macht allerdings noch Leben den Eindrud, als wäre sie ein fertiges Drama, das nur weniger Zutaten bedarf, um auf die Bühne zu kommen, aber in Wahrheit ist die Föngung der Aufgabe unmöglich, den hier geschilberten Seelenprozeß kann nur der Epiker klar machen, der Dramatiker nicht, eben weil es sich um überaus feine und komplizierte Empfindungen handelt. Inzdem macht die Kompagnie-Arbeit der beiden Herren im Vergleich zu dem, was sie aus Pawlow herübergenommen haben, den Eindrud, als wollte Jemand Marmor durch Gyps ergänzen.

— Es fällt uns nicht leicht, über die „Gedichte und Aphorismen“ von Gräfin Margarete Kesperling (Dreslau, Trevenot) unsere aufsidige Meinung zu sagen und zwar aus Gründen, die nicht mit gemeinen Nüchternheit zu thun haben und wohl gänzer werden dürfen. Ein vortrefflicher Dichter, der zwar immer ungemein wohlwollend war, aber doch stets sein literarisches Gewissen häutete, Adolf Friedrich Graf von Schack, hat diese Sammlung wenige Monate vor seinem Tode mit einem Vorwort begleitet, in welchem er die Liebergenang anspricht, der empfangliche Leser werde sich der Schönheit beissen, was er ihm hier vorlege, nicht verschließen und „von manchem darunter geradezu überascht sein“. Mit dem Urteil eines Mannes, was Schack, setzt man sich nicht gern in Widerspruch. Aber noch stärker wirkt ein anderer, innerlicher Umstand in gleicher Richtung auf uns ein: dieser Frau, die offenbar mehr gelitten hat, als die meisten anderen Menschen, war die Poetrie die einzige Tröstlerin, und es ist eine ehle, reine, hochstrebende Natur, die aus diesen Wätern zu uns spricht. Dennoch muß es gegagt sein: diese Verse sind weder schieht noch gut, sie sind allesamt mittelmäßig, und so heißt die Empfindungen der Dichterin gewesen sein mögen, einen starken, elementaren Ausdruck dafür hat sie nirgendwo gefunden. Gräfin Kesperling ist auf dem Gebiet der Dicit — ihre Novellen, deren Schack gleichfalls rühmend gedenkt, kennen wir nicht — eine begabte Dilettantin, aber nur eben eine Dilettantin, und keine Künstlerin. Als Beleg und zugleich als Probe sei ein Gedicht mitgeteilt, das zu den besten der Sammlung gehört:

Du weißt es nicht, . . .
Du weißt es nicht, wenn hell die Augen strahlen,
Und tausend Freigepräng mich rings umfängt,

Sich Klang und Luft in tausend Farben malen —
Wie nur an Dir mein stilles Sehnen hängt!
Die lauten Worte, die in's Ohr mir schwirren,
Ich hör' sie faum — ihn, der mein Herz bezwang,
Nach welchem alle meine Sinne kreuz,
Ich höre einzig deiner Stimme Klang.
Wenn Du dann nahest und ich dich süchtig grüße,
Mein Blut den deinen laun und frohlich streift —
So kämpft mein Mund, daß er nicht überlässe
Dem frohen Schander, der mich ganz ergreift.
Wie deine Netze tödlich mich verlegen,
Wie du unsäglich elend mich gemachst,
Wie heße Thränen meine Wangen neigen
Um dich so manche lange, lange Nacht,
Du weißt es nicht, du ahnst nicht, wie ich leide —
Wie nur ein Wunsch, ein Wunsch die Brust mir schnellst:
In Nacht verjante Alles um uns beide,
Und du allein verbleibst meine Welt.

Du weißt es nicht — ich kann und will's verschweigen.
Und lächelnd schweigen, ob mein Herz auch bricht,
Es soll kein Wind und keine Regung zeigen —
Tief innen trag' ich's und du weißt es nicht."

Man sieht, die Kraft der Dichterin reicht eben nur
So weit, den künftigen und zugleich wohlwollenden
Beurtheiler abzu lenken, daß die Empfindung echt
und stark war, aber Fremde an dem Gedicht wird
er nicht haben; dazu sind der Fiktion, der Phrasen zu
viel, das Ganze zu redselig und das Einzelne zu
wenig einfach und kraßvoll. Wer sich zur Kunst durch-
gerungen hätte, würde die vierte Strophe z. B. gewiß
nicht so, wie sie da steht, haben drucken lassen. Noch
viel schwächer, als die Gedichte, sind die Aphorismen.
Da wird man freilich von Manchem überhastet, aber
in anderem Sinn, als es Schad meint. Auch dafür
eine Probe:

„In kleiner Stadt bewundert Jeder sich
Und will nichts bilden, was originell.
Wenn er den Geist des Großhens nicht versteht,
Gleich spricht er mit der Dummheit Majestät:
So müßt er sein, denn siehe, so bin ich."

Wie kann nur ein wirklich gebildeter Geist solche
Banalitäten für druckwürdig erachten? K. B.

— Ernst Gwert, der Verfasser der Novelle „Raja's
Seele" (E. Vierion, Dresden) ist höchst wahrscheinlich
eine Erneuerung, aber ob nun Mann oder Weib dies tolle
Zeug zusammengeschrieben — daß sich ein Verleger
fand, der seine Firma drauf setzte, wundert uns doch.
Raja, das Kind des Bahnwärters Nr. 246 bei dem
hinterpommerschen Dörfchen Jerlow, ist zwölf Jahre
alt; es „schlummert und träumt von jener wildweben,
entäußernden Welt der Romantik, die nur in Kinder-
seelen schwingt" (S. 2), aber wenn Raja wach ist, so
lacht Raja, obwohl sie „keinen Grund zu lachen hatte,
denn tiefer Friede bedeckte die Gegend" (S. 3), ein
Schulmeister und Dichter Hans Weber auftritt, auf
dessen Antlitz „etwas wie Schmerz und Wehmuth und
— Wahnsinn lauert" (S. 18). Der Edelth trägt nicht;
in Hans Weber ist sogar beträchtlich viel Wahnsinn,
und zwar deshalb, weil ihn ein miserables Frauen-
zimmer, eine Säugerin, Namens Vena, betrogen hat,
weßhalb er sie auch immer in Gedanken: „Vena,
geliebte Dirne" nennt. Dieser verdrückte Hans Weber
also verließ sich in die zwölfjährige Raja und sie in
Ihu, das tolle Zeug droht geradezu widerwärtig zu
werden, aber da macht Ernst oder Erneuerung einen lächelnden
Satz: Raja ist nun sechszehn, heiratet Hans und ist
glücklich mit ihm, bis ihn Vena an ihr Sterbelager
ruft. „Vena war tief geküßelt, sehr tief, nicht durch
Laster — durch Laster sinkt niemand — nein, sie
hatte die Stimme verloren in einem elektrischen
Reißkopfschlag; da waren sie drauf gegangen, die
erzungenen Tausende." Als Vena stirbt, wird Hans
ganz verrückt, stürzt sich ins Wasser und Raja — so
schließt die „Novelle", so nun vor dem Wärtershäuschen
Nr. 246 bei dem hinterpommerschen Dörfchen Jerlow
und „gedachte ihrer Toten, und darum weinte sie".

Aber warum sie „Raja" und die Erzählung „Raja's
Seele" heißt, wissen wir nicht, sind aber auf die Übung
dieses Raijels lange nicht so begierig, wie darauf, ob
sich Ernst oder Erneuerung nur so — sonderbar stellt oder
es in Wahrheit ist. In beiden Fällen hätte das Buch
nicht erziehen dürfen.

— Von Otto Noanettes reizender poetischer Er-
zählung „Hans Paldetud" liegt uns die fälsch-
lich (bei J. G. Cotta, Stuttgart) erschienene vierte
Anlage vor. Wir vergehen die Thatfache, daß sie
notwendig geworden, mit besonderem Vergnügen.

— Der eiserne Kanzler im Deutschen Lied.
Ein Gedichtbuch für das deutsche Volk. Herausgegeben
von Paul Grotowsky. (Gießen, Karl Krebs.) Das
Buch trägt zusammen, was deutsche Dichter bis zu
seinem Erscheinen (1894) dem Begründer der deutschen
Einheit an dichterischen Huldigungen dargebracht haben.
Vieles darunter ist ja poetisch nicht wertvoll — der
Herausgeber hätte getroßt strenger in der Auswahl
sein dürfen, und eigentlich wohl auch sein müssen, — doch
ist auch das meiste Gute und Treffliche, was unsere
berühmten Dichter im Lauf der Zeit zum Ruhm des
gewaltigen Mannes geigt haben, im Buche vertreten,
und dieser Umstand, sowie die chronologische Anord-
nung geben der Sammlung Wert und Interesse. Als
Annothum sei folgendes verzeichnet. Der Heraus-
geber teilt selbstverständlich nicht bloß die Begleitvorrede
mit, mit welchen die „Streuen von Feuer" von 1871
bis zum Erscheinen seines Buches ihre Kibitz-
Sendungen begleitet haben, sondern hat sich auch von
den Herten die Namen der Verfasser mittheilen lassen.
Im Jahre, wo Bismarck aus dem Amte schied, 1890,
wurde ihm die gewohnte Gabe mit folgendem Reim
überreicht:

„Wagst Du es Kanzler von uns gaan,
In iese Harten bliffst Du taan
Als Dutschlands Stoli, an Ehren rief,
Gen lüchend Vorbild alle Lieb"

Der Verfasser dieser Verse hat es offenbar aus Vor-
sicht Rücksicht vorgezogen, anonym zu bleiben, wenigstens
ist er der einzige, der nicht genannt wird. Kann glaub-
lich, aber wie es scheint, wahr!

— „Sportliche Schilderungen", so überschreibt die „Deut-
sche Schriftsteller-Vereinigung" als Verlegerin der
Novellen: „Liebe und Sport" von Albert Herse
in der üblichen Verlage „Zur ge. Benutzung" — „sind
die Stärke des Autors; das hat er in „Liebe und
Sport" bewiesen". Für Novellen ist dies ein etwas
eigentümliches Lob. Dichtwerke müssen den Autor
doch in ganz anderen Dingen „stark" setzen, wenn sie
ihre Lebensberechtigung erweisen wollen. Nun, was
Erfindungsgabe, Schilderungstalent, Charakteristik der
handelnden Personen betrifft, ist Herr Herse wirklich
schwach, so schwach, daß es uns schwer gefallen ist,
nach der ersten ermüdenden Novelle „Erimbild" (aber
wir meinen, es sollte „Artembild" heißen), die anderen
zu lesen; die Kürze abgerechnet, wüßten wir auch diesen
keinen Vorzug nachzuräumen. Ob die „Sportlichen
Schilderungen" treu sind, wissen wir nicht — das ist
nicht unsere „Stärke" —, aber daß sie in papierern
Deutsch geschrieben und höchst unanschaulich sind, dürfen
wir versichern.

— Manentzliche. Kriegs- und Friedensbilder
von Viktor Pavrenetz (Berlin und Leipzig, J. B.
Pavrenetz). Wie wir einer Anzeige auf dem Umschlag
entnehmen, hat Herr Pavrenetz bereits nicht weniger
als ein halbes Duzend solcher Bändchen „Militär-
Humorettes" nicht etwa bloß geschrieben, sondern auch
selber verlegt. Dies Letztere beweist evident, daß es
Leute giebt, denen diese Sorte Humor gefällt. Wir
gehören nicht dazu.

— Das Hungerdorf und andere Novellen.
Von Georg Engel (Berlin 1893). Die erste und
weitaus längste Arbeit im Buche verdrät eine entsetz-
liche, wenn auch noch nicht reife Begabung. Schwän-
kungen im Stil, die unorganische Mischung romanti-

scher und naturalistischer Elemente, gegen den Schluß hin eine arge Unwahrscheinlichkeit in der Erfindung vertragen die jugendliche, ungeübte Hand, aber eine Talentprobe ist die Erzählung doch. Auch spricht es für den Autor, daß ihm gerade die beiden alten Leute, die schwarz gezeichnet und der verkehrte Mall-Johann am besten geraten sind: sie sind eigentümlich angelegt und wachsen doch ganz organisch aus dem Sandboden des armenlichen dömmlichen Strandbodens dem Reizer entgegen. Entschieden talentvoll, wohl auch schätzlich, tren und doch nicht unpoetisch ist der landschaftliche und soziale Rahmen für die düstere Begebenheit geschildert, wogegen das Motto wieder unwillkürlich lächeln macht: der jugendliche Autor will beweisen, daß er Friedrich Meyße gelesen hat, und weil ihm in den Schriften des Propheten der Neuen nichts Passendes aufgefallen ist, was zu seiner Arbeit Bezug hätte, so wählte er einen Anspruch, der zum Inhalt paßt, wie die Faust aufs Auge. Seine Geschichte ist eine Verherrlichung der selbstigen Mutterliebe, aber im Meyße steht: „Seine Mutter greift im Grunde daran, am Ende sich ein Eigentum geboren zu haben“ — und so setzt er diesen Anspruch vor seine Arbeit! ... Noch ein gut Stück unreifer, aber gleichfalls talentvoll sind die drei Erzählungen, die sich der ersten Novelle anschließen. Alles in Allem ein Buch, das zu guten Eosnungen für die Zukunft des Autors berechtigt. K. B.

— Benno Rättenauer, der begabte Novellist, auf dessen „Unmoderne Geschichten“ die „Deutsche Dichtung“ vor einiger Zeit blugewiesen hat, veröffentlicht im selben Verlage (Georg Weig in Heidelberg) ein literarisches Sagenbuch: „Zeitiges und Streltiges“, in dem sich Aussprüche von nicht ganz beneideten Wert zusammen finden. Am besten hat uns die geist- und liebevolle Charakteristik Wilhelm Jensen's gefallen; sie ist erstlich nicht bloß das Ereignis eingehendster Beschäftigung mit dem Dichter, sondern auch einer gewissen geistigen Verwandtschaft; die originelle, dabei künstlerisch gewissenhafte Form des Essays macht ihn doppelt wertvoll. Neben diesem Prachtstück des Buchs ist der Essay über Ferdinand von Saar zu nennen, nur daß hier ein verunglückter Ton waltet, dem für feinsinnige Leser die Abzergende Kraft fehlen dürfte. Inmitten lassen wir uns diese erste Arbeit weit lieber gefallen, als die sehr überflüssige, zudem nur Disgregates wiederholende Philologie gegen ein unbedeutendes, bereits bereits verhoffenes Stammbuchchen des alten Wilhelm Jordan oder die Abschachtung Max Nordau's, die den Mann viel zu ernst nimmt. Eingehen enthalten die beiden Aufsätze aus der französischen Literatur (über Paul Bourget und einen, in Deutschland fast unbekanntes pillosoyischen Schriftsteller des XVII. Jahrhunderts, Laucuarques) viel Feines und Wissenswertes. Damit ist angezählt, was uns an den einzelnen Abschnitten des Buchs Eindruck

gemacht hat; das übrige sind Kritiken für Zeitschriften, die zu Lob oder Tadel keinen Anlaß geben. Hervorzuheben ist der indische und vorurteillose Standpunkt des Verfassers; auch er ist der Meinung vieler vernünftiger Leute, die vielleicht auch einst die Meinung der Mehrheit sein wird, daß man in der Literatur wehler nach der Richtung und Schute zu fragen habe, als nach dem Talent des Dichters.

— Hartlose Humoristen nennt Gustav Falke sein neues Buch (München, Dr. E. Albert & Co. o. J.); gewiß ein anpruchsvoller Titel, wese S:chterkenntnis mag ihn diktiert haben. Das Buch taun die ganz müßige Stunde einer Dame, die keinerlei Pflichten hat, zur Not ausfüllen, die erste der Erzählungen, „Meine Frau“, moß ihr sogar hier und da ein Lächeln abgewinnen, weil sie bei den kleinen Thorheiten der kleinen Frau, die sich nachinander mit allen möglichen Dingen zu beschaffen sucht, die sie nicht versteht, nur um ihre Zeit totzuschlagen, bis sie durch die Geburt eines Kindes die natürliche Beschäftigung findet, vielleicht zuwellen an sich selbst erinnert wird. Wenn man nach jeder alter Sitte die „Moral von dieser Geschichte“ suchen wollte, so würde sie lauten: Eine jede Frau besomme rechtzeitig ein Kind, damit sie nicht auf thörichte Gedanken verfallt. Daß die Ausführung dieses Receptes in der Wirklichkeit manchmal auf Schwierigkeiten stößt, braucht einen Novellisten doch nicht zu stören! Die zweite Geschichte: „Persönlichkeit“: ein Klavierlehrer, der seine Pachtischülerin küßt, nachdem er lange mit sich gekämpft hat, um sich die Ausführung dieser Peldthat abzurufen, und dann von den Eltern des Mädchens entlassen wird. Die dritte — nein, über den Inhalt von „Im Stad“ mag sich die „müßige Frau“, wenn sie sich dafür interessiert, selbst unterrichten. ... Wir aber haben nur noch für eine erste Frage an den Autor Zeit und Raum: hat ein Mann, der in der Erit ein so ernstes und so schönes Talent erweisen, in der Novelle wirklich nichts anderes zu bieten, als die Nichtigkeit? Wenn ja, dann mag er damit hervortreten, wenn nicht, dann habe der Novellist Gustav Falke vor dem Eriten Gustav Falke so viel Respekt, um fortzu zu schweigen. r. g.

— Von den „Balladen und poetischen Erzählungen“, die Franz Dittmar bei E. Berjon in Dresden hat erscheinen lassen, sieht sich zum Guten fast nur vermelden, daß das Bündchen bloß drei Bogen stark ist; daneben lese sich höchstens noch eine gewisse Bildung und Belesenheit des Verfassers anerkennen, aber die poetische Kraft ist leider unerlaubt gering; auch die Formgenauigkeit bleibt weit hinter dem heute in Deutschland üblichen Mittelmaß zurück. Ueber die düstern Balladen kann man doch mindestens zuwellen lächeln, aber es sind auch humoristische darunter und die sind sehr traurig. . . . r. g.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Scherr, Illustrierte Geschichte der Weltliteratur. Stuttgart. Franck'sche Verlagsbuchhandlung. W. Keller & Co. 1. Ueferung.

Gréville, Henry. Verloren. Uebersetzung aus dem Französischen von Julie Pfeilshüler. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.

Wagener, Martin. Rein's Tod. Dichtung. Berlin. Max Schildeberger. 1895.

Groter, B. M. Zwei Herren. Roman in zwei Bänden. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Julie Pfeilshüler. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.

Mündeberg, Carl. Illusionen. Ein Hamburger'sches Drama. Leipzig. Alfred Janßen. 1895.

Reiter, Heinrich. Praktische Winke für Schriftsteller. Fünfte vernehnte und verbesserte Auflage. Regensburg. Selbstverlag des Verfassers. 1895.

Brandt, Bertha. Herbstblätter, Dichtungen. Vierte vernehnte Auflage. Berlin. Selbstverlag der Verfasserin. o. J.

Grell Martin. Das erste Blatt zum Helbenkranz. Dramatische Scene als Festspiel zum 80 jährigen Geburtstag des Fürsten Bismarck. Bittenberg. P. Wunschmann. 1895.

Fugmann, Richard. Glückliche Menschen. Schauspiel in vier Aufzügen. Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn. 1895.

Pfingst, Arthur. Laskaris. Eine Dichtung. Erster Teil: Laskaris' Jugend. Zweite Auflage. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Nebligier unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Stanjos in Berlin, — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist unterlagt und nicht strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von S. Juniane & Co. in Berlin — Druck von Pag & Gortel in Berlin.



Um ein Grab.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Aber im selben Augenblick ward auch die Thüre aufgerissen, ein junger Mann in geistlichem Gewande stürzte herein; es war der Hülfspriester, der bei Zanko wohnte; der Ruf der Frau hatte ihn erreicht, als er eben in's Pfarrhaus wollte.

„Barmherziger Gott!“ schrie er auf. „Du, Zanko?!“ Er riß dem Rasenden das Beil aus der Hand und drängte den Schmied zurück. „Frieden, Männer! — im Namen Gottes! .. Was geht hier vor?!“

Niemand erwiderte. Noch immer totbleich, mit geschlossenen Augen lehnte Zanko an der Wand, aber auch der Schmied fand kein Wort. Der Schrecken hatte ihn jählings ganz nüchtern gemacht, und nun lähnte ihn die Ehrfurcht vor dem Priester die Zunge. Trotz seiner jungen Jahre war der Pape Hilariön im Dorfe sehr geachtet; er war verständig, wollte seine Bauern nicht plötzlich zu Engeln machen, hielt aber an Zucht und Ordnung.

„Nun?“ fragte er streng, diesmal zu Dnufrij gewendet. „Ihr habt ihn wohl wieder gehänfelt?“

„Hm!“ räusperte sich dieser verlegen. „Aber beliebt doch zu sehen, Hochwürdiger! .. Der Belzrock, die Mütze, das Beil . . . Also anf Freiersfüßen . . . Und kommt hierher . . .“

Hilariön blickte erstaunt seinen jungen Mietsherrn und dann wieder den Schmied an. Er begriff offenbar garnicht, wohin dieser zielte. Als ihm aber der Sinn anging, färbte sich sein gutmütiges Gesicht dunkelrot vor Zorn.

„Schweigt!“ herrschte er den Spötter an. „Schämt Ihr, ein Christ, Euch nicht, Euren

Nächsten so zu beschimpfen? . . . Um eine Jüdin werben! — wißt Ihr nicht, daß dies die größte Schmach ist, mit der sich ein Christ beladen könnte?! Er wäre gebrandmarkt und verdammt in diesem, wie im künftigen Leben! . . . Für einen Süßling und Streithammel hab' ich Euch längst gehalten, für einen solchen Frevler nicht . . . Daß ich das nie wieder höre! weh Euch, Dnufrij, wenn Ihr's nun in's Dorf tragt . . . Hört Ihr?!“

Der Schmied senkte zerknirscht den Kopf. „Ich wiß's nie wieder sagen,“ beteuerte er. „Aber gar so schlimm —“

„Eine Jüdin!“ braute der Pape auf. „Einen schlimmeren Schimpf giebt's nicht! Ist Euer bischen Christentum ganz im Schnaps erlösen?! „Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst!“ — Himmelkreuzdonnerwetter, wißt Ihr das nicht mehr?!“

„Ja, ja!“ beteuerte der Schmied. „Aber — was häit' ich sonst denken sollen?! Dieser Anzug am Wochentag . . .“

„Geht das Euch was an?“ schnitt ihn der Pape das Wort ab. Dann wandte er sich an Zanko, der noch immer mit festgeschlossenen Augen, wie betäubt, an der Thüre lehnte; nur die Hände zerrten wie im Krampf an dem Lebergürtel. „Nun, Zanko, sag's uns, damit das Lastermaul gründlich gestopft ist!“

Der junge Bauer zuckte zusammen und riß die Augen auf. Verstört starrte er den Popen an, der das Beil noch immer in der Hand hielt.

Hilariön deutete den Blick dahin, daß Zanko sein Beil wieder haben wolle. Die einst so kampfstüchtigen Antheuen schämten sich heute, wo sie durch die Zuchttrute des Polen, den Weiswedel des Jesuiten der demütigste

Slavenstamm geworden sind, nur noch selten mit diesem Wahrzeichen des freien Manns, aber haben sie das Beil in die Hand genommen, so gilt es als arge Schmach, es sich entreißen zu lassen.

„Da!“ sagte der Pope und drückte ihm den Griff in die Hand. „Aber nun rede!“

Der Bauer öffnete den Mund, aber nur ein gurgelnder Laut brach ihm aus der Kehle. Er schüttelte den Kopf, dann wandte er sich ab und taumelte zur Thüre hinans.

Verblüfft blickte ihm der Pope nach. „Selt-sam!“ sagte er dann. „Ihn muß was bitteres getroffen haben. Muß er vielleicht zu Gericht, einen Schwur leisten?“ Er wandte sich freundlich an den Kleinen, der all die Zeit fast ebenso verstört dagestanden, wie Zanko. „Weißt Du es nicht, braver Leibto?“ Er nannte ihn immer so, meinte auch das Lob ernst; er schätzte den Juden sehr und hatte wahrlich keine Ahnung, wie sehr er ihn doch eigentlich vorhin durch seine Standrede an den Schmied beleidigt. „Du bist ja sein Freund?“

Leibto fuhr zusammentrennen. „Warum er . . .?“ begann er stotternd. „Muß ich lügen?! dachte er erschreckt. Da fühlte er zu rechter Zeit die knochige Hand seines Weibes in seinen Rippen. „Ich . . . ich . . .“

Es war gut, daß der Pope ihn nicht ansah. Er blickte zum Fenster hinans, dem Zanko nach. Langsam ging der junge Bauer dahin, seinem Hause zu, sehr langsam, das Haupt gesenkt, unsicheren, fast tammelnden Schritts, wie ein Mensch geht, der einen furchtbaren, betäubenden Schlag aufs Haupt erhalten.

„Also, Du weißt es auch nicht?“ fragte Pilaxion. „Nun, ich bring's schon heraus . . .“ Er griff nach seinem Hut. „Und Ihr könntet nun auch heimgehen,“ wandte er sich an den Schmied. „Ein Hansvater, der am Wochentag in der Schänke sein Geld verjährt! Und ich wette, Ihr habt es eben erst gepumpt!“

Da aber richtete sich der Schmied auf. „Mag sein,“ erwiderte er bescheiden, jedoch fest, „aber das geht weder Kaiser noch Papst was an, geschweige denn Euch. Vorhin hab't Ihr Recht gehabt, das will ich auch halten, es gehört zum Christentum. Aber wann ich trinke und wie viel ich trinke und woher ich

das Geld dazu habe, das gehört nicht zum Christentum!“

Der Pope setzte sich in Positur und stemmte die Arme in die Hüften. Aber er ließ sie rasch wieder sinken. „Wie Ihr wollt,“ sagte er gleichmütig. Denn er sah ein, daß er da zu weit gegangen war; verbot er seinen Pfarckindern das Trinken, dann gehorchten sie ihm auch in Dingen nicht mehr, die auch nach ihrer Meinung den Popen angingen. „Ein guter Rat steht jedem frei!“

Nachdem er gegangen war, setzte sich der Schmied wieder behaglich hin und ließ sich ein drittes Gläschen bringen. Leib aber schlich zu seinem Weib in die Küche.

„Nun, was sagst Du dazu?“ seufzte er. „Ich hoff' nur, unser Miriamchen hat nichts gemerkt . . .“

„Nein,“ erwiderte sie. „Sie weiß nur, daß Zanko mit dem Schmied geraust hat. Daß er betrunken war, glaubt sie nicht, aber daran liegt nichts . . . Was ich sonst dazu sage? Daß Du der größte Narr in ganz Polen bist!“

Er fragte nicht warum, sondern bengte stumm sein schuldiges Haupt.

„Um ein Haar,“ wettete sie, „und Du hät't unser Kind unglücklich gemacht für's ganze Leben!“ „Ja, ich weiß, meine Tochter will er heiraten!“ — der Pope hätt' dann einen Värm gemacht, den man bis Lemberg gehört hätt' und nicht bloß bis in die Galiczer Dampffüge . . . Du verdienst wirklich nicht, daß uns Gott so gnädig war. Denn es ist ja so gut abgelaufen, wie wir nur wünschen können . . .“

„Meinst Du?“ fragte er zaghaft. „Aber mir ist doch das Herz schwer. Im Pelzrock mit dem Beil — also heiraten! — Daß er es so ernst meint, hätt' ich doch nicht geglaubt . . .“

„Eben d'rum!“ erwiderte sie. „Nun weiß er, was sein Pope und seine Teut' d'rüber denken! Wenn er noch nicht ganz verrückt ist, so schämt er sich jetzt in Grund und Boden hinein und läßt sich nicht so bald wieder bei uns sehen . . .“

Er schüttelte zaghaft den Kopf. „Aber wenn er ganz verrückt ist?“ fragte er fast flehend.

„So wird man ihn binden und in's Irren-

haus bringen!" rief sie heftig. „Daß mich in Ruß!"

Der nächste Tag schien ihr Recht zu geben; es war zum ersten Mal seit langen Jahren, daß Zanko nicht mit dem Schlag der ersten Stunde eintrat. Mit klopfendem Herzen saß Leib hinter der Barre; bei jedem Schritt, der draußen klang, fuhr er zusammen.

Für Miriam hatte die Mutter im Keller Arbeit geschafft. Aber nach einer Weile guckte doch ihr Rotkopf in die Schänkstube. Als sie den gewohnten Platz leer sah, machte sie große Augen.

„Was geht da vor?" fragte sie besorgt. „Gestern soll er betrunken gewesen sein und heut' kommt er nicht?"

„Miriam!" gellte hinter ihr die Stimme der Mutter aus der Küche.

„Gleich," erwiderte sie, blieb aber noch. „Vater," bat sie, „Du solltest nach ihm sehen. Er ist gewiß krank!"

„Nein . . ." murmelte er, „Ich weiß nicht . . . Aber wenn Du meinst . . ."

„Miriam!"

„Thi's!" bat sie und verschwand. Ihn aber wälzte sich eine neue Last auf die Brust. „Wie besorgt sie um ihn ist," dachte er. Dann aber tröstete er sich: „O ich Narr! Sie ist so an ihn gewöhnt und sollt' nicht nach ihn fragen?!" Und wieder horchte er hinaus.

Endlich schlug es zwölf; Zanko war nicht gekommen. Die Dorfstraße belebte sich — die Leute, die zum Mittagessen heimgekommen, zogen nun wieder auf die Felder — auch unter ihnen war Zanko nicht. Leib trat vor's Hausthor; das Herz wollte ihm nicht leichter werden. Fast hätte er sich wirklich zum Zanko aufgemacht; nur die Furcht vor seinem Weibe hielt ihn zurück. „Es ist ja nicht Mitleid", dachte er, „aber vielleicht wär's klug zuzerfahren, was er nun eigentlich vorhat." Da belog der Kleine, der keinen Anderen belügen konnte, freilich wieder einmal sich selber. Trotz allen Granens vor dem „Tier" war doch auch Mitleid in dieser Empfindung, ein ehrliches Mitleid. „Eben ein Bauer! Hat diese „Liebe" bekommen, als ob's eine Christin wäre, will sie heiraten! Ein dumme Bauer! Aber wie schrecklich ihm das gestern gewesen sein muß und heut' ist er vielleicht noch verzweifelter." Und hatte er nicht seit Jahren für diesen Menschen gesorgt?!

Er war's nun einmal gewohnt, um des Zanko's willen Kummer und Sorge zu haben! Im nächsten Augenblick schalt er sich freilich ob seiner Schwäche. „Nein, Unsinn! Aber klug wär's, klug!" . . .

Da kam als einer der Letzten, die auf das Feld zurückkehrten, ein Knecht des Zanko vorbei, der rote Saverko. Als er den Schänkwirt gewahrte, trat er auf ihn zu.

„Du, Znd'," sagte er, „du weißt ja alles vom Herrn, was hat's denn mit ihm gegeben? Wird er doch vom Hof gejagt? Nämlich, seit gestern sitzt er in seiner Stube eingeriegelt und läßt die Wirtschaft gehen, wie sie will. Ist nichts, starrt vor sich hin, spricht mit sich selber. Mir scheint" — er deutete auf die Stirne.

„Und da läßt Du ihn allein?" rief Leib vorwurfsvoll.

„Was soll ich denn thun? Vor der verriegelten Thür sitzen und ihn in seinem Stall bewachen? Gottlob, den stiehlt ohnehin niemand! Ich sag's Dir, weil Du sein Freund bist!"

Er ging. Eine Sekunde noch stand der Jude unentschieden, dann lief er die Dorfstraße hinab, dem Hause des Zanko zu; die kleinen, krummen Beine strampelten so hastig im tiefen Staub der Straße, daß er ihn wie ein Wölkchen umhüllte. „Er thut sich sonst was an!" — wachte Chane schimpfen und toben, Gott wollte, daß er zum Zanko ging . . .

Eudlich hatte er den Hof erreicht, und lief um das Hänschen, wo Hilarion wohnte, dem Stalle zu, von dem sich Zanko ein Kämmerchen als Schlafraum abgegrenzt hatte . . . Die Thüre stand halb offen. Gottlob, es war Jemand bei ihm — und nun erkannte er die Stimme des jungen Priesters.

„Und ich sage Dir", rief Hilarion eben eifervoll, „sie wird sich nicht taufen lassen. Da kennst Du dies gottverdammte Volk schlecht — in der Blindheit sind sie geboren und wollen darin verharren, bis sie zur Hölle fahren — das ist der Fluch, den unser Herr auf sie gelegt hat! Und wenn sie sich taufen ließe — Gott schütze Dich vor dem jüdischen Blut! Rachsüchtig sind sie alle, und habgierig und verlogen; eher mag ein Stein Mitleid fühlen, als ein Judenherz . . ."

Er sprach so laut, daß Leib jedes Wort verstehen konnte. Aber was nun Zanko

murmelte, konnte er nicht erlauschen. Hingegen klang nun wieder die Stimme des Priesters:

„Nein, das Mädel ist nicht besser, als ihre Gleichen. Und wenn sie's wäre, werden's Dir die Leute im Dorf glauben wollen? Sie werden Dich noch mehr hassen und meiden, als jetzt, und dann mit Recht; Du wirst Deinen Hof aufgeben müssen, an dem Dein Herz hängt, und wirst in's Elend kommen, mit Deinem jüdischen Weib und Deinen jüdischen Kindern . . .“

So weit hatte der Kleine gelauscht; nun schlich er sich sacht hinweg, er fürchtete entdeckt zu werden . . . Erleichterten Herzens ging er seinem Hause zu. Die bösen Worte, die Hilariön über seinen Stamm, sein Kind gesprochen, verwundeten ihn nicht; eben ein Christ, sogar ein Priester, wie sollte der anders reden? Aber gut war, daß er dem Zanko so kräftig abriet und vor allem: nun that sich der Mensch gewiß nichts an . . . Auch war Chane's Angst, daß Hilariön Lärm schlagen würde, sicherlich unbegründet: da er dem Zanko wohl wollte, so mußte er schon um feimertwillen schweigen.

Auf der Bank vor der Schänke saß die Miriam und stützte an einem Kleid der Mutter. Als sie den Vater nahen sah, legte sie die Arbeit hin und ging ihm entgegen.

„Nun?“ fragte sie und die großen braunen Augen blickten ihn angstvoll an.

„Gesund . . .“, erwiderte er. „Hat nur“ — „zu viel zu thun“, wollte er sagen, aber das wäre ja eine Fügung gewesen — „mit dem Popen zu sprechen . . .“

„Grade um Mittag?“ fragte sie erstaunt. „Ist es wegen seines Streits mit dem Dunsfrij? . . . Aber morgen kommt er doch?“

Wieder stieg jenes heiße, dunkle Angstgefühl in ihm auf. „Wahrscheinlich“, sagte er stockend, und seine Augen bohrten sich in das frische, derbe Antlitz. „Aber wenn nicht — müssen wir da sehr traurig sein?“

Sie blickte ihn bestürzt an. „Was geht da vor?“ fragte sie und faßte seine Hand. „Warum will er nicht mehr kommen?! . . . Natürlich würde ich traurig sein, Du doch auch? Wir haben ihn ja beide gern!“

Er zog sacht seine Hand zurück. „Es ist ja auch nichts geschehen“, erwiderte er unsicher und ging in's Haus. „Eben die Gewohnheit“,

suchte er sich auch diesmal zu trösten, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Für diesen Nachmittag hatte Chane gestern den Weg nach Galicz angelegt. Er hatte sich vorgenommen, ihr nicht entgegen zu sein, sie aber auch beileibe nicht daran zu erinnern. Ein Greis, wie Reb David . . . es war doch sehr bitter . . . Nun aber, unter diesem letzten Eindruck, begann er schlüchtern:

„Du hast gemeint, wir sollten heute zu Mendele . . .“

„Gottlob, daß Du mich daran erinnerst“, erwiderte sie höhnißlich. „Ich hätt' sonst nicht an die Kleinigkeit gedacht . . . Natürlich gehen wir . . . Miriam, hast Du den Miß zugenäht?“

Das Mädchen brachte das Kleid und war der Mutter beim Ankleiden behülflich. Leib stand unerschlossen in der Ecke. „So mach Dich fertig“, herrschte ihn Chane an. Aber er blieb, bis die Tochter gegangen war.

„Sollen wir sie allein lassen?“ begann er zaghaft.

„Natürlich! Ist's das erste Mal? . . . Du siehst ja, er traut sich nicht mehr her. Und jetzt arbeitet er wohl auch mit dranzen . . .“

„Er arbeitet nicht“, erwiderte er. Dann richtete er sich auf und sagte mit einer Entschlossenheit, zu der er sich seit Jahren nicht mehr aufgerafft: „Es darf nicht sein, Chane . . . Geh' Du allein!“

Sie blickte ihn an und lenkte sofort in ihrer Art ein. Denn sie erkannte, daß er diesmal nicht nachgeben würde; auch mochte er ja wohl Recht haben . . . „So bist Du immer“, zeterte sie. „Erkenntst Du endlich, daß Du Unsinu gewollt hast, so schreist Du mich doch vorher an, als wollt'st Du mich fressen! Natürlich geh' am besten ich allein, aber wie sollt' ich mich trauen, darauf zu bestehen? Du wirst mir ja immer vor, daß ich das Wichtigste ohne Dich thue . . .“

Er atmete auf. „Ich werd's dir diesmal nicht vorwerfen“, beteuerte er demütig. „Und wenn Du schon in Galicz bist“, fuhr er fort, „so sprichst Du auch vielleicht mit Mosche . . . In acht Tagen ist ja schon der 1. Oktober . . . Er soll doch wenigstens den Wechsel für so lange verlängern, bis entschieden ist, ob mir Pateraki kündigt.“

„Ich hab's sogar als ersten Gang vor-

gehabt“, erwiderte sie. „Aber was soll ich ihm sagen? . . . Mit guten Worten ist Mofche nicht zufrieden. . . Und das alles — hast Du uns — eingebrockt — Du — für Deinen — lieben —“

Wieder einmal befiel sie der Krampfhusten, daß sie zu erstickn drohte. Es wehrte lange, bis sie den Weg antreten konnte. Nur die Kraft der Seele hielt den armen Körper aufrecht, als sie sich so Schritt für Schritt im Stand der StraÙe dahinschleppte. Es währte wohl eine Stunde, bis sie auch nur das Wäldchen erreicht hatte und da mußte sie sich auch zur Last niederlassen. „Ich konn' nicht hin“, dachte sie verzweifelt, „und wie erst zurück?“

Da kam ihr Hilfe in der Not. Eine lange Reihe von Lastkarren zog vorbei, jeder mit einem riesigen Baumstamm beladen; die Kutscher, jüdische Fuhrknechte, gingen peitschenknallend nebenher. Auf dem letzten Karren saß der Aufseher des Zuges, Hirschele Krakauer, ein Angestellter der Dampfsäge. Frau Chane kannte ihn wohl und rief ihn an.

Er ließ sofort halten und machte ihr einen Sitz neben sich zurecht. „Das trifft sich gut“, sagte der freundliche, schwayshafte Mann. „Man verlernt ja sonst ordentlich das Reden. . . Also nach Halez wollt Ihr? Am End' gar —“ Er kniff die Augen zusammen und blinzelte sie schelmisch an.

„Was meint Ihr?“ fragte sie.

„Nun, es könnt ja wirklich auf Euch gehen. Euer Mofele ist ja ein Prachtmädel — er schnalzte mit der Zunge — und Euer Mann ist ja ein „Mendar“ (Pächter einer Dorfschänke, das corrumpierte Wort für „Arrendator“). Freilich — wie lang er's noch bleibt —“ „Sprecht deutsch, Reb Hirschele,“ sagte sie scharf. „Größere Sorg' sollt Ihr im Leben nicht haben, als wie lang mein Leib noch seine Pachtung behält, und meine Tochter heißt Miriam. Aber wo wollt Ihr hinaus?“

Er blickte sie prüfend an; sie verzog keine Miene. „Nun, dann gehts eben auf eine Andere,“ meinte er. „Geginnt hätt' ich's Euch ja, aber es war mir gleich unwahrscheinlich: ein schön Mädele war' dem Alten schon recht, aber hier müßt' er ja auch Euch zwei mitheiraten. . .“ Und dann erzählte

er, daß Mendele Schadschen jetzt sehr oft zu seinem Herrn, Reb David, komme; daß gefrige Gespräch der Weiden habe ein anderer Bediensteter belauscht und ihm vor seiner Abfahrt erzählt; es habe sich um die Tochter eines „Mendar's“ gehandelt. „Und wie ich Euch so am Weg treff', denk' ich: sie läßt zu Mendele, das Glück nicht zu veräumen!“

„Was Ihr klug seid!“ sagte sie spöttisch. „Wer ein Kind hat, wie ich, kann ruhig warten, bis der „Schadschen“ kommt. . . Uebrigens ist die ganze Geschichte Unsinn, ein Mann, wie Ihr, Reb Hirschele, sollt' sie gar nicht nachschwauen. Möglich, daß Mendele bei Eurem Herrn war — der rennt jedem die Thür ein, wo er ein Geschäft wittert —, aber dann hat ihn Reb David hinausgeworfen. Ein siebzigjähriger Mann, der vor sechs Wochen sein drittes Weib begraben hat. . .“

„Hoho!“ rief Krakauer überlegen. „Mein Freund hat jedes Wort gehört. „Das paßt mir sehr,“ hat unser Herr gesagt, „ich kenn' das Mädele. Bring' die Sache in's Reine,“ hat er gesagt, „auf hundert Gulden für die Alten soll's mir auch nicht ankommen!“ Und warum hätt' er auch nicht so reden sollen?! Meint Ihr, mit Siebzig hat man Zeit zu warten? Und sollt' er sich da als letzte Freud' auf Erden eine Alte wünschen?“

Das Herz der Frau pochte zum Zerspringen. „Meinetwegen,“ sagte sie dann möglichst gleichmütig. „Aber was geht's uns an?“

Von da ab bestritt nur Reb Hirschele die Kosten der Unterhaltung. Obwohl er von dem Reichtum seines Herrn erzählte, und welches große Geschäft Reb David mit der Lieferung der Bahnschwellen mache, für welche auch diese Stämme bestimmt seien, hörte sie ihm doch kaum zu. „Welches Glück!“ jubelte ihr Herz. „Nun ist alles, alles gut. . .“

Bei den ersten Häusern von Halez verabschiedete sie sich von Reb Hirschele; die Wagen mußten ja an der „Altentschaft“ vorbei, aber weder brauchte er zu wissen, wohin sie ging, noch Mendele, in wessen Gesellschaft sie den Weg zurückgelegt. Zu ihm mußte sie nun; das erparte ihr hoffentlich auch den Besuch bei Moses Erdkugel.

(Fortsetzung folgt.)

Im Fliederduft.

Hst, wenn in Blüte steh'n Jasmin und Lieder,
 Kommt mir ein sehndes Erinnern wieder
 An jene Nacht, da ich mit dir allein
 Im Gartenhaufe war beim Ampelschein.
 Weißt du es noch? — die andern alle waren
 Zu einer Hochzeit über Land gefahren. —
 Ich sah vor dir. Mein Blick hing wie gebannt
 An deiner weißen, goldbereiften Hand.
 Die lächelnd einen Fliederzweig zerpflückte,
 Und lächelnd saßt du, wie ich rasch mich bückte
 Nach jeder Blüte, die zu Boden fiel. —
 Wenn leiser Wind im Laube trieb sein Spiel,
 Stahl sich ein Mondstrahl durch die dichten Zweige
 Und brach sich funkelnd in des Weines Reige,
 Die vor mir stand. Ein Nachigallenschlag
 Klang in der Ferne, und berauschend brach
 Der süße Duft aus Jasmin und Springen;
 Im Garten hörten wir den Brunnen springen,
 Nachtfalter schwirten um der Ampel Glas. —
 So sahen wir und sprachen dies und das.
 Du warst zerstreut und blicktest sinnend nieder
 Auf deine Hand, die spielte mit dem Flieder,
 Und plötzlich — wie es kam, weiß ich nicht mehr —
 Sprach es wie ein verhalt'ner Aufschrei schwer
 Aus deiner Brust. Ich sah dein Auge flammen
 Und deine Lippen herb sich zieh'n zusammen, —
 Und dann begannst von deiner Kinderzeit
 Du zu erzählen, wie in Gram und Leid
 Sie hingeloffen, und wie ohne Lieben
 Dein junges, glückbegier'ges Herz geblieben,

Daß wie ein Sturm mir's durch die Seele drang.
 Und all' die Liebe, die ich Jahre lang
 In dir verborgen in der Brust getragen,
 Begrab'nes Hoffen aus versunk'nen Tagen,
 Das alles, alles wollt' ich dir gesteh'n
 Und dich noch einmal um Erhöhung steh'n,
 Schon saßt' ich deine Hand mit heißer Bitte, —
 Da fuhrst du jäh empor. Wir hörten Schritte
 Und Stimmen näher kommen durch die Nacht.
 Die andern kehrten heim. — Gescherz, gelacht,
 Geplaudert ward noch eine kleine Stunde.
 Du sahest still dabei mit bleichem Munde;
 Mir aber war so weh, als häll' ich dich
 Erst jetzt verloren, und beiseite schlich
 Ich ohne Abschied mich. — Am andern Tage
 Mußt' früh ich reisen. Wie mit stiller Frage
 Sahst du noch einmal mir bis tief ins Herz,
 Ich drückte deine Hand in wildem Schmerz, —
 Dann trugen meine Pferde mich von dannen,
 Und träumend starrt' ich in den Forst von Tannem,
 Der vor mir lag im ersten Sonnengold. — —

Seitdem ist Jahr um Jahr dahingerollt,
 Und niemals hab' ich wieder dich gesehen.
 Doch wenn in Blüt' Jasmin und Flieder stehen,
 Dann überkommt mich manchmal noch mit Macht
 Erinnerung an jene Frühlingnacht,
 Da ich ein heißes Glück, das aufgeflogen
 Vor meinem Blick, für immer sah verfliegen. — —

Otto Oppermann.

Jagd.

Immmer härter es tagt, immer toller die Jagd,
 Immer tiefer, immer tiefer die Gräben,
 Immer schwerer die Nacht, immer schwärzer die Nacht,
 Immer leerer — immer voller das Leben.

Immer härter das Foch, immer mutiger doch —
 Immer heißer, immer heißer das Streben,
 Immer enfter das Spiel, immer höher das Ziel,
 Immer härter — immer süßer das Leben!

Hermine von Preußen.

Ein Morgengebet.

Hübler Morgen ruht noch im Dämmerhscheine
 Ueberm Buchenwald, durch die Stille raschell
 Scheu ein sücht'ges Reh, in den Lüften wiegt sich
 Stumm noch der Vogel.

Jetzt durchbricht die Wipfel ein erstes Leuchten,
 Und dem Sonnengruß wie entgegenlaufend
 Wohlt es in den Höhn: und hindurch zur Tiefe
 Gleitet der Lichtstrahl.

Wie ein brünnlig Morgengebet entringt sich
 Meiner Brust ein Flehn an das hehre Schicksal:
 Laß du mir den Strahl, dem die dunkle Seele
 Sehndend sich öffnet.

Laß dem hellen Lachen an meinem Wege
 Seinen Silberklang; sieh, ich brauch's zum Leben
 Wie der Wald das Licht, wie das Tier des Waldes
 Nahrung und Wärme.

Denn nicht ahnt' ich, daß auch in meiner Seele
 Heilige Freude schlies, es kam und pochte.
 Auf da sprang ein Quell und ergoß sich sprudeind
 Goldenen Frohsinns.

Und das Lachen blieb mir: des Quelles Kämpfe
 Hellen Auges wachst sie, daß klar die Welle
 Federn trüben Schein mir aus Herz und Seele
 Klingend hinwegpült.

Alfred Richards.

Verzaubert.

Ob duftigem Graf' ein Beben
Wie Eifenrilles Spur,
Ein laumelfrohes Schweben
Im Busch der sonn'gen Lur,
Von feuchtem Grün und Golde
Ein tausendfacher Kampf! —
Stillselig sieht Frau Holde
Einher im Blütendampf.

Gieb Aht auf deine Süße,
Gebiete jedem Trill!
Sonn' nimmt die grausam Süße
Dich ihres Weges mil.
Von ihrer Schaar unspontem,
Kaum wagst du Hegenwehr;
Verfunken und versonnen,
Weißt du dich selbst nicht mehr. —

Wohin aus all dem Blühen? —
Zur grauen Stadt zurück?
Dich mit der Welt zu mühen
Um ein begrenztes Glück? —
Hinunter in des dunkeln
Gehölyes kühlen Schooß,
Wo Sonnenflecke funkeln
Auf blüh'ndem Wurjelmoos,

Zu rasten dort, zu lauschen
Am Quell in grüner Nacht,
Hoch über dir ein Kauschen
Durch ew'ger Buchen Macht,
Am Felsen dort zu spähen,
Uralter Sage voll,
Wo jenes Thor zu sehen,
Das dir sich öffnen soll! —

Curt Gackert.

Vor dem Sturm.

Schwül ist die Luft, die durch die offenen Scheiben
Ins Zimmer strömt; grauschwarze Wolken treiben
Wie unheildrohend dort vom Westen her,
Kein Lüftchen rührt sich — Vöglein singt nicht mehr.
Die Sonne schwand — nur sahler Dämm' rung Schimmer
Mit ungewissem Licht durchfukul schwach das Zimmer,
Und Ruhe, liebe Ruh herrscht in dem Raum; —
Sie schweigen beide, beide atmen kaum.
Ein junges Paar in morgenfrischer Schöne,
Er dunkellockig wie Italiens Söhne,
Sie goldigblond, mit leicht gewellem Haare,
Ihr Auge tiefblau, wie die See, die klare.

Sie sind allein im schwülen Raum beisammen —
Da loht es auf mit juckend hellem Flammen;
Sie fährt erschreckt empor von ihrem Sitz,
Die Blicke treffen sich — und wieder stammt ein Stih
Dann wird es dunkel, liebe schwarze Nacht;
Und drauhen lobt der Sturm mit brausend wider Macht,
Die Windsbraut mit Geheul jagt durch die schwere Luft
Beläubend strömt herein der Linde süßer Duft,
Und fern der Donner rollt mit trägern, dämpfem Klang —
Sie sind allein — es klopf' ihr Herz so bang,
Es wogt so ungestüm, schlägt hoch und höher,
Es kommt der Sturm, kommt nah und immer näher.

Lotte Pellheim.

Waldveilchen.

Ich weih im Schalten grüner Buchen
Den allerliebsten stillsten Ort;
Will ich im Frühling Veilchen suchen,
Die schönsten blühen immer dort.

Und alle, die ich dort mir pflücke,
Durchdullen gar so süß mein Haus:
Ein Sonnenglanz von meinem Glücke
Er schimmert auf dem Veilchenstrauß.

Und bei dem Dufte kann ich sinnen
So lang von einer lieben Hand,
Die in dem tiefsten Walde drinnen
Die Blumen mir zusammenband.

Camillo J. Susan.

Die Wasserrose.

Die weiße Wasserrose wiegt
Sich sanft im blauen See.
Tief unter ihr am Grunde liegt
Verstohlenes Liebesweh . . .

Es hat gelodert in zehrender Glut,
Es fand nicht Raht noch Ruh',
Da lösch' es endlich die kühle Flut
Und deckt es auf immer zu.

Dort schlummert in stiller Einsamkeit
Das leidgeschwulle Herz
Hinauf weiß blumenheusch, gefeilt
Sein seeverfunken Schmerz.

August Sellner.

Kolumbus.

Der Sturm verbraußt; das müde Wrack zu retten
Schiffst still einher der freundlichste Pilot:
Das rasche Wagen und das hüthne Welten
Gleich einem schwachen Lichtlein ist's verlohrt.

Auf süßen Wein der Armut Thränenbrot,
Auf güldne Kronen schwere Eisenketten!
Und diese, die ich trug in Schmach und Noth,
Dem Schläfer sollt ihr sie am Herzen betten . . .

Dort überm Meer, das ich zuerst durchmessett,
Dort überm Meer, wo grüne Palmen rauschen,
Dort unter einem blauern Himmelszelt,

Dort will ich halb im Traum den Winden lauschen:
Er bot der Heimath eine neue Welt
Und ward darum verraten und vergessen!

A. B. V. Tielö.

Die Verlobung.

Früh am Morgen gingen Zwei
Einem Buchenwald entgegen.
Allen Büschen gab der Mai
Seinen reichsten Blütenseggen.
Eine Glocke klang im Thal
Gruß dem Morgenfauuenstrahl.

Plötzlich blieben Beide steh'n,
Und es war in Seinen Wangen,
Hell wie Morgentlicht zu seh'n,
Eine Röthe aufgegangen.
Zitternd war und seelig bang
Seine Stimme, wie sie klang.

Und er sprach: „Stets einsam war
All mein Sinnen und mein Streben.
Unverstanden Fahr für Fahr
Trug ich Nies mein armes Leben!
Länger trag ich's nicht allein!
Willst du mein Gefährte sein?“ —

Sieh — da gab sie ihm die Hand,
Dem sie längst ihr Herz gegeben!
Wie sein Arm sie sanft umwand
Ward sie sein fürs ganze Leben. —
Aus den Büschen sang der Mai:
O wie glücklich sind die Zwei!

Heinrich Hege.

Sehnsucht.

Die Sehnsucht! — wie sie ringt
Und zehrt an meinem Herzen,
Und wechselnd es durchdringt
Mit Süßigkeit, mit Schmerzen!

Von ihrer Blut erfüllt
Ist all mein Sein und Sinnen,
In Zaubersehleier hüllt
Sie mich und mein Beginnen.

Ihr Feueratem kann
Verzehren noch mein Leben:
Soll ich aus ihrem Bann
Nicht in die Freiheit streben?

Nein! — sie giebt Frühlingzeit —
O Sehnsucht, bleib im Herzen
Mit deiner Süßigkeit,
Mit deinen heißen Schmerzen!

Th. Singolt.

Einer Freundin.

Ich war ein dürr, verflohen Menschenreis —
Für jede Lust begann ich abzuwerden,
Für Lenj- und Liebesjauber zu verderben:
Da fand ich dich, du aller Frauen Preis.

Du löstest lind die Bande mir von Eis —
Und um das Herz mit seinem allen herben,
Vergang'nen Liebesgram, sing an zu werden
Ein neuer Lenj mit Wunderklängen leis.

Aus meiner Seele Tiefen sah ich ringen
Gedanken sich in endlos reicher Flut,
Und wottige Weisen hörte ich erklingen.

Wenn du entsacht nicht meines Herzens Flut,
Ich könnte nimmermehr ein Lied dir singen,
Mir fehlte immer noch des Schaffens Mut.

Amalie von Ende.



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Rübezahl.

Phantastisches Schauspiel in vier Aufzügen

von

Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Grapengießer (nachdem Beide Weibau nachgedacht, dann einander ansehnend haben). Der ist stolzkrank.

Rübezahl. Ja, der ist so stolz — (sägend) daß er mir gefällt. 3 den Teufel auch! Ich kam doch in manchem Jahrhundert auf die Erde; so ein hartes Holz ist mir nie begegnet. Und Poy Sauerkraut, wie vornehm, wie hübsch er mich abdankte. — Mein guter Grapengießer, in Euren Lehrling von der „Erbärmlichkeit der Menschen“ paßt dieser Troßkopf nicht!

Grapengießer. Eine Ausnahme bedeutet nichts. Uebrigens ist noch keineswegs erwiesen, daß hier ein absolut edles Rotio —

Rübezahl. Laßt mir diesen Jüngling in Ruh! Ich hab' ihn gesehen und gehört!

Grapengießer (schleischend). Wie Euer Gnaden meinen. — — Ich muß nun auch nach Hanse; will heut noch bis Petersdorf —

Rübezahl. So lebt wohl. War mir ein Berggünger, Euch noch kennen zu lernen; — und mir die Brust noch einmal zu erleichtern — vor der großen Stille. (Hebt einen ziemlich großen Stein vom Boden auf). Nehmt das mit, Weißer Grapengießer, zum Andenken an Rübezahl.

Grapengießer. Einen Stein?

Rübezahl (mit verhaltenem Rücken, ernsthaft). Aus Rübezahls Gebirg. Steckt ihn in die Tasche!

Grapengießer (für sich). Aha! So ein Rübezahl-Geschenk: nachher zu Hause ist's Gold (Den Stein wiegend). Dann könnt' er meinewegen auch noch größer sein. (Winkt auf Rübezahl, wie erwartend, ob noch mehr komme. Rübezahl schweigend.) Das ist der Uebelstand; als Philosoph kann man nicht wohl bitten: „noch ein bißchen mehr!“ (Sant.) Ich sag' Euer Gnaden meinen ergebensten Dank. Werde nie vergessen, daß ich die Ehre hatte — — Leben Sie denn wohl!

Rübezahl (schüttelt ihm die Hand). Gute Nacht! (Grapengießer links ab.) Hä! ihm geru mehr gegeben als den Goldflog. So einem weltverneinenden Philo-

sophen magt man nichts Ordentliches anzubieten: er verachtet die Materie und will nichts vom Leben. . . Da kommt noch ein Mensch. Nein, ein ganzer Klumpen; — ach Du lieber Gott! Eine Frau mit drei Kleinen; eines auf dem Rücken, eines an der Hand. — 's ist doch ganz verfligt: immer wieder dieses dumme, brustschwache Mitleid mit dem Menschenpack. — Will wenigstens sehn, ob das Weib verdient, daß man in ihren Korb ein bißel Glüd hineinsetzt! (Zieht hinter den nächsten Baum.)

Siebenter Austritt.

Rübezahl: Wie mit ihren kleinen Kindern: Hans (der rechts neben ihr geht, einen großen, nicht tiefen, halb mit Reisig gefüllten Korb tragend), Fritz (den sie links an der Hand führt) und dem Kleinchen (den sie auf dem Rücken trägt; kommen von rechts). (Langsam ins Dunkel.)

Alle. Spulet euch, spulet euch; wir haben noch 'ne halbe Stunde oder mehr bis zu Haus. (Zum Kleinchen.) Jung', sit' einmal still!

Hans (zieht Korb; weinlich). Der Korb wird mir zu schwer, Mutter.

Alle. Au wird ihm der Korb zu schwer! Und ist kaum halb voll. Da läßt man stundenweit und find' keinen dürrer Zweig mehr. Wie die Leut jetzt alles abhuchen, das ist unausstehlich!

Hans. Wenn er mir aber doch zu schwer ist.

Alle. Armer Kerl! So gieb her. (Zum Kleinchen.) Sitz erst einmal ab, Weidemann. (Wagt ihn nieder, legt ihn auf den Boden; nimmt den Korb und legt ihn auf den Kopf.) Lieber Gott, wie der leicht ist. Mit den drei Stück Holz wird man nicht viele Suppen kochen!

Rübezahl (für sich, getimmelt). Na ja, da muß man nachhelfen. Da hat man's.

Alle. Komm, Bursch, sitz wieder auf!

Hans. Aber seh' Sie doch hin, Mutter! Da liegt dürrer Holz genug! (Weint nach hinten.)

Alle. Wo? — Du träumst! Da lag ja heut Nachmittag nicht ein Sperrchen mehr —

Hans. Aber jo seh' Sie doch!

Alle. Herr du mein —! Wahrhaftig! (Setzt den Korb ab, läuft nach hinten; rafft Tannenreisig, das unter den Säumen

liegt, hurtig in den Korb.) Hab' ich denn am hellen Tag keine Augen gehabt?

Früh (vorne). Er schläft aber ein, Mutter. Er kann nicht mehr sitzen.

Alte. Wer? Mein kleiner Schatz? (Säuft wieder mit dem Korb nach vorn, stiel neben dem Steinchen hin.) O Quatmer Karr — zum Hinfallen. Freilich; so spät, so spät. Aber das gute Holz muß ja doch noch mit. Wart', ich mach Dir ein Weltchen; (wirst geschwind einen Teil des Weisses aus dem Korb) und Du schläfst 'n Weilchen. (Legt das Kind in den Korb; wiegt ihn hin und her.) Nur nicht greinen, Bursch! Hör doch, ich sing' Dir was: (Singt)

Gia pum pum!
 Kusler kleiner Jung'
 Will noch nicht alleine schlafen,
 Will sich noch rumpumpeln lassen;
 Cia pum pum!

Was? Sucht mich noch an? streichelst mich mit dei'm Händchen? — Gut, ich sing' noch eins, aber dann lieg maujesstill!

Mäh, Lämmchen, mäh!
 Das Lämmchen läuft in Wald,
 Da stieß sich's an ein Sträuchelchen;
 That ihm weh sein Bäuchelchen;
 Da schrie das Lämmchen mäh!

(Weiß.) So, nun hat ihn der Schlaf im Saak. (Weht wieder nach hinten, sammelt Weiss in ihre Schürze.) Du großer Hans da, hilf mit! (Hans geht nach hinten. Alte zu Früh.) Lud Du Spizhub anch!

Früh (weinerlich). Ich hab' Hunger, Mutter.

Alte. Ei, was!

Habt ihr was, so eßt es;
 Habt ihr nichts, vergeht es!

Früh. Wenn ich aber doch Hunger hab'!

Alte (säuft wieder nach vorn). Armer Schatz! Wein' nur nicht, wer mich das Kind nicht auf. Alles Brot in meinem Saak habt ihr angegesen. Wart', wir sind bald zu Haus —

Früh. Aber Hunger hab' ich!

Alte (nimmt ihn auf den Arm, streichelt ihn). Ja, ja, Hunger thut weh; thut der Mutter fürs Kind weh. Wöch' Dir ja gern geschwind 'nen Mund voll Erdbeeren pflücken; aber hier wächst ja nichts —

Hans (hinten). Doch, Mutter! Seh' Sie nur! Ganz rote Erdbeeren; wie viele!

Alte. Was? Sind wir denn behegt? — Setz Dich nieder, Bursch! (Setzt Früh auf die Erde, läuft nach hinten, pflückt.) Und was für Beeren das sind! Feuerrot wie Kirichen!

Rübezahl (für sich, ergötzt und gerührt). Man schmeckt sie schon, wenn diese lebfrische Frau nur davon spricht!

Alte (hurtig wieder nach vorn). Da, mein hungrierer Spatz. Die schönsten Erdbeeren im ganzen Land —

Früh (übermüdet weinerlich). Mutter, ich will keine. Ich will wieder nach Haus!

Alte. Ich nur erst die Erdbeeren —

Früh (wirst sie auf die Erde; ungeberdiger, tonter). Ich mag nicht mehr essen! In dem Korb liegen will ich!

Alte. Dummer Jang', da liegt schon dein Bruder —

Früh. Er soll heraus! Ich will in dem Korb liegen! (Ist schreiend) Leg' Sie mich in den Korb, Mutter!

Alte. Ei du nichtsnutziger Bosnickel. — Rübezahl! komm und fröh mir den Schreihals!

Rübezahl (tritt hinter dem Baum hervor; allgemeines Erschrecken) Wohl, Frau; da bin ich.

Alte (für sich). Allmächtiger, bin ich erschrocken. — Der Rübezahl! Da steht er! (Nimmt Früh bei der Hand; sieht sich. Laut, nach und nach immer besorgter.) Ei, Ihr seid ja schnell bei der Hand. Ich hab' nur gerufen, damit dieser Schreihals still würd'; jetzt ist er mäuschenstill. Ich dank' schön!

Rübezahl. Denkst Du, man ruft mich nur so, und dann ist's gut? — Ich nehm' Dich beim Wort. Komm her, Bursch! (Streicht die Hand nach dem Knaben aus.)

Alte (stellt sich vor Früh, halt beide Bäuste gegen Rübezahl). Ungeheuer! Rührt mir das Kind nicht an! Eh müht Ihr mir das Herz aus dem Leibe reißen!

Rübezahl (herzlich lächelnd). Ei der Taufend! Die hat Courage, mehr als ein Mann. — — Nur nicht gleich so herb sein, Frau. Ich freß die Leute nicht; also auch Deinen Schreihals nicht. (verstärkter) Aber wie wär's — da das Unkraut mir gut gefällt — Du verkaufst ihn mir? Er soll's herrlich gut haben, wie ein Junker leben. Hundert harte Thaler zähl' ich Dir für ihn!

Alte (saak). Für den Bosnickel da?

Rübezahl. Hundert harte Thaler!

Alte. Ich dank' Euch schön; — ist mir doch nicht feil. Nicht für die ganze Welt!

Rübezahl. Wärrin, Dir bleiben ja noch zwei solche Rangen. Und damit Plage genug —

Alte. Dafür bin ich Mutter. Und wenn die Rangen Plage machen, machen sie auch Freude.

Rübezahl. Die Schreihälse, die ich fressen soll?

Alte. Herr, uehm' mir's nicht übel; das versteht Ihr nicht. (Zieht ihm näher; toller) Sie sind auch wieder gar zu lieb, wenn sie artig sind! Ein einziges Lächeln, Herr — ein süßer Blick auf die Mutter. . . Seht, wie er jetzt an mir hängt, an mir hinaufschmeichelt, der Thunichgüt. (nimmt Früh auf den Arm, küßt ihn) Bist wieder gut, dummer Bub? — — Ach, ich wollt' nur, Herr, ich hätt' hundest Hände, um für die Würmer zu arbeiten!

Rübezahl. Nun, Dein Mann hat doch auch wohl Hände —

Alte. O ja, Herr, die hat er! Er braucht sie auch — und ich fühl's zuweilen.

Rubezahl. Was sagt Du? Er braucht seine Hände gegen Dich, seine Frau? (Sie nickt.) Und so'n kernhaftes, unverzagtes Weib, das gegen den Rubezahl so macht, (er dockt seine Hände) das läßt sich's gefallen?

Alte (zornig). Ihr seid eben auch nicht mein Mann. — Er thut's auch nur selten —

Rubezahl. Sellen oder nicht: dafür breche ich ihm den Hals!

Alte. Da müßtet ihr viele Häse brechen, Herr. Die Männer sind nun so. Ich muß mich drein schiden; warum hab' ich gefreit!

Rubezahl. Warum thalst Du's denn?

Alte. Warum? Ich war 'ne arme Tirc' ohne Heiratsgut; und Steffen ein geschickter Bursch, und sein Geschäft ging gut. Na, da nahm ich ihn. Bin auch sonst zufrieden. (zittert.) Die Kinder sind doch auch was, Herr. Die hab' ich von ihm!

Rubezahl. Was hat er denn für ein Geschäft, dein Steffen?

Alte. Glashändler ist er —

Rubezahl. Ah, nun kenn' ich ihn!

Alte. Der arme Tropf muß sich's auch sauer werden lassen: Jahr für Jahr schleppt er die schwere Last aus Böhmen herüber, hier auf dieser Straß. Morgen kommt er wieder; (zu den Kindern) bringt Euch böhmisch Weißbrod mit!

Rubezahl (für sich). Wart, den will ich empfangen!

Alte. Aber, o du mein Herrgott, wie ist's dunkel worden. Marisch, Kinder, nach Haus! (klopf nach hinten.) Nur den Korb noch füllen; rasch, rasch, greift mit an. (Haus und Feil laufen ihr nach, sammeln Meiß wie sie.) Schläft der Bub noch, Herr?

Rubezahl. O ja; ein Sad kann's nicht besser. (für sich.) Durch und durch eine frische, kernwarme, wohlgeschaffene Frau!

Alte (kommt mit dem Meiß getrunken, die Kinder ihr nach). Jetzt muß heraus aus dem Korb, Du verschlafener Paßbüch. (Nimmt den Schiefer an den Arm; wipft mit der freien Hand das Holz hurtig in den Korb; Haus und Feil helfen.) Nur sein Mäulchen zieh; — wart, ich schenk' Dir was! (Innem sie arbeitet, bald singend.)

Ich schenk' Dir was!

Was ist denn das?

Ein silbernes Wart ein Weilchen
Und ein goldenes Ritzchen,
In einem niemalenen Büchschchen!

Gottlob, wir sind fertig. — Herr, ich dank' Euch schön: (tränbenzig lächelnd) Ihr wart viel umgänglicher und lieber, als ich mir Euch gedacht hab'. (Wißt sich den Korb auf den Kopf bedek.) Aber du meine Güte! wie schwer ist der Korb. (zitternd) Wenn Ihr recht galant wärt, Herr, hüßt Ihr mir nun auf!

Rubezahl (doppelklingig). Das thu' ich auch, liebe Frau. (Setzt ihr den Korb auf den Kopf; sie nimmt dann den Meißeln wieder auf den Rücken.) Seid Ihr bald zu Haus?

Alte. O ja; in Schreiberhau; gleich hinter der großen Glashütten. Gott befohlen, Herr! Gute Ruh!

Rubezahl. Und Dir gute Heimkehr!

Alte. Also ihr Buben, Marisch, Marisch! (Singt im Gehen, Hand und Feil fallen bald ein.)

Husaren kommen reiten,

Den Säbel an der Seiten!

Hau' dem Schelm ein Ohr ab,

Hau's ihm nicht zu dicht ab,

Laß ihm noch ein Stücklein dran,

Daß man den Schelm erkennen kann!

(Mit den Kindern links ab; das Meißeln singt sie hinter der Bühne, sich entfernend.)

Rubezahl. Tapferes Menschenkind! wirst daheim an dem schweren Korb deine Freude haben, und an mich gedenken. — — Wunderlich weich und sacht ist mir um das alte Herz. Es sagt sich das so leicht: „die erbärmlichen Menschen“; wenn man dann aber so 'ne Alte findet — und vorhin den Andern. . . Mein Groll ist ganz hin; mein Gemüt hat Sonntag. Wenn sonst wohl manchmal meine Freude war, wie ein schwarzes Feller vom Berg herab auf das wandernde Volk zu stürzen — oder das Menschengemüdel plötzlich in dicksten Nebel zu wickeln, und mich mit hinein, daß ich von der verhassten Welt nichts mehr sehen konnte — so ist mir nun wiederwisch zu Mut wie in den lindesten, frühlingseeligsten Stunden: da ich oben auf dem bemosten Granit in der Sonne lag, in die grünen lieblichen Thäler sah, die Schalmeln hörte — — (Volkorn hinter der Bühne, links, ein schönes altes Postkötzel blasend.) Ei! Wie wohl das klingt. Keine Schalmel — aber wie bläst er rein und gut. Wie grüßt das die Seele so sanft in der stillen Nacht. Wie wird mir so jung und weh! (Das Schalmel endet; Weichentönen, sich allmählich nähernd.) Ein Wagen fährt noch so spät über den Berg; (horcht) jetzt in der Bindung am Wald. . . (stöhnt) Teufel! Der Kürbiskopf! Den halt' ich vergessen! Dieser Galgenstrich, der den Rubezahl spielen will —

Johann (draußen links, in einiger Entfernung, lchreit auf). Da steht er! ohne Kopf! der Schwarge!

Rubezahl (in überredeter). Der Hund hat's gewagt. Feuer und Schwefel. . . Rubezahl über Dich! — Herab, schwarzer Sturm! (Schnell, tiefe Verfinsternung.) Heraus, schwarzes Röh!

Gräfin (hinter der Bühne). Wo ist der Postillon? — Johann! — Hilfe! Hilfe! Mörder!

Emma (die Kammerjungfer, hinter der Bühne). Mütter und Mörder! Hilfe!

Rubezahl (ist im Dunkel verschwunden; hinter der Bühne links). Da lieg', falscher Rubezahl!

Katibor (hinter der Bühne). Mein Kopf! Ich bin hin!
(Wirdlich tiefe Stille. Eine Turmuhr schlägt neun. In der Dunkelheit offene Verwundung wie durch Zauberei: die Wände verlassen, vor den Thüren und Säulen läßt eine Dekoration gedächtnislos Rauch, Tische, Stühle und ein großer Tischstuhl steigen von unten herauf.)

Verwandlung.

Reicher Saal eines Schlosses, im Reichthum der Zeit. Mägdelthüren in der Mitte und links. Der Tischstuhl vorne rechts; in seiner Nähe ein Krücher.

Achter Austritt.

Zwei noch knochenhafte Diener (kommen noch einander von links, silberne Ranzelober mit brennenden Kerzen tragend; mit ihrem Eintritt wird die Bühne hell. Man hört Hundgebell von draußen, aus dem Hintergrunde; dann einen Horrus, worauf das Geckel verhummt. Darauf treten von hinten ein) zwei Diener in Livree mit Mählichern; ihnen folgen Rubezahl, die Gräfin führend, Stella und Emma.

Rubezahl (noch draußen). In diese Thür, wenn ich bitten darf! (Tritt mit der Gräfin ein, in dunkler, vornehmer Kleidung, mit gleichem Bart, als ein Mann in mittleren Jahren wie vorder, bleich, aber nicht krankhaft.) Erholen Sie sich, Frau Gräfin; (lächelnd) wenn Sie je in Sicherheit waren, so sind Sie es jetzt. Ruhen Sie gefälligst in diesem Lehnstuhl aus —

Gräfin (süßend, halb liegend, matt). Ach, der Schreck war zu groß. Wenn man leidend ist, Herr — (Winkt ihn an, wie auf seinen Namen wartend.)

Rubezahl. „Von Niefenthal“ ist mein Name. Dieses Schloß hab' ich mir hier im Gebirg erbaut.

Gräfin. Selbstam: (sie zu Stella wendend) wir sahen doch nirgends ein Schloß, als wir heraufzuhren —

Rubezahl. Es liegt ganz versteckt. Wie schätze ich mich glücklich, daß ich so zur rechten Zeit daherkam, um diesen Gauner zu fassen!

Gräfin. Ach, verzeihen Sie, ich bin noch zur Freude zu schwach. Immer seh' ich wieder diese schwarze Gestalt, und geb' mich verloren!

Stella (lächelnd, die Gräfin streichelnd). Was geht Sie das noch an, liebe Mutter? Das ist ja vorbei.

Gräfin. Aber alle Nerven zittern. (zu Rubezahl) Ach, die leidenden Nerven! Und die Leber! Das Herz!

Stella. Die machen wir alle im Bad wieder gesund. Jetzt sagen Sie sich nur das eine Wort: „gerettet!“ (zu Rubezahl, weich) Gerettet durch Sie! — O wie dank' ich Ihnen; mit lachenden Thränen und von ganzem Herzen! (Streut in ihrer Bewegung die Hände auf der Brust.)

Gräfin (müßwillig). Aber welche theatralische Ueberchwänglichkeit! — Verzeihen Sie der Jugend —

Rubezahl. Umgekehrt, Frau Gräfin. Lassen Sie doch der Comtesse diesen unmittelbaren, entzündenden Ausdruck des Gefühls. (Für sie, bingelissen.) Was für eine holde, seelenvolle Mutter! Stimme — Geberde — Blick!

Gräfin. Meinem Diener, sagten Sie, ist nichts geschehen?

Rubezahl (schüttelt den Kopf). Meine Leute bringen ihn. — Sehen Sie, da kommt er.

Neunter Austritt.

Die Vorligen; Johann und zwei Diener in Livree; später Katibor.

Stella (betrachtet den bleichen, verklärten Johann lächelnd). Armer Johann! Komm hierher; zur Gräfin.

Gräfin. Erzähle: wie kam denn das alles —

Johann (erzot heiser). Verzeihen gräßliche Gnaden: (leiser, umherblühend) ich hab' nicht den Mut!

Rubezahl (lächelnd) Sei ruhig. In dieses Schloß magt sich der Rubezahl nicht. Erzähle!

Johann. Also er stand da auf einmal vor den Pferden, wie ein schwarzer Riese — wohl so ein acht Ellen hoch — aber ohne Kopf; und sagt nichts. Und die Pferde stehn still. Und wie ich eben deutete: Herr, Herr, ich empfehle dir meine arme Seele — da zeigt sich's unter seinem schwarzen Arm: ein grauslicher Kopf, grünlich bleich, mit so 'nem entsetzlichen Grinsen. Und mit einer juchbaren Keule, überlebensgroß, holt das Vergessniß aus, daß der Possillon kopfüber aus dem Sattel fällt; und mir — mir — (Stutzt, kann nicht weiter.)

Stella. Nimm Deine letzte Kraft zusammen, Du Held: was geschäht denn Dir?

Johann. Er — der — nun, Er nimmt seinen Kopf zwischen beide Hände — oder waren's vier — und schlenkert mir diesen grinsenden, schnappenden, eisernen Schädel mitten ins Gesicht; und wie ein toter Mann schlag' ich vom Pock auf die Straß' hin!

Rubezahl. Sie sollen nun das „Vergessniß“ sehen, Frau Gräfin, das Ihren Johann umgeblasen hat. (zu den Dienern) Führt den Mann herein; genau so wie er war, auch mit seinem Kopf. (Zwei der Diener blitzen ab.) Sie waren ohne Furcht, Comtesse?

Stella (heiser, verstimmt). Ach nein. Auf einmal schüttelte mich's, und mein Herz stand still. Aber ich dachte: nicht schreien! das ist unwürdig! und war wenigstens stumm wie ein Bild.

Rubezahl (für sich). Ein holdseliges Bild!

Johann (schreit auf). Da steht er! (Zweifeln den beiden Dienern erdeltst Katibor hinten in der Thür, einen lächeligen schwarzen Mantel über den Kopf gezogen, eben vom Baum gekümmerten, fertigen Mut in der rechten Hand, den zum Menschenkopfe rot hergerichteten Rübdi' unter dem linken Arm.)

Rubezahl. Ja, da steht er. — Tritt vor. (Katibor kommt abgerend, langsam. Rubezahl genutz, donnernd) Tritt vor! (Stella blickt ihn reichenden an. Rubezahl, sich schneid lassend, laut) Verzeihen Sie, Comtesse. Ein etwas verwildeter Einsiedler . . .

(Fortsetzung folgt.)





Gustav Freytag.

„Ob mein Leben im Ganzen glücklich zu preisen ist oder nicht, das weiß ich nicht, denn ich lebe noch.“ So hat der fast Siebzigjährige vor neun Jahren in seinen „Erinnerungen“ geschrieben. Heute, wo dies reiche Leben vollendet ist, wissen wir, daß er ein Glücklicher war, so weit es eben ein ungewöhnlicher Mensch, der Großes will und leistet, sein kann. Kein Kampf, keine Mühlsal, kein Leid ist ihm erspart, aber auch fast kein Lohn und Siegespreis verjagt geblieben. Blickt man tiefer in sein Leben hinein, so erkennt man, daß er auch insofern ein Glücklicher zu preisen ist, als er in dem Wenigen, wo er irrte und fehlte, geblüht hat. Es ist kein Schatten an dem Menschen geblieben; seine Werke aber leben noch heute und werden nie ganz vergessen werden; sie haben tausendfältige Frucht getragen und ein Dank ihres Geistes wird noch durch unsere Vitteratur wehen, wenn man Freytag's Namen seltener nennen, seine Bücher nicht mehr so oft lesen wird, wie heute und in den nächsten Jahrzehnten. Das Urtheil der Gegenwart bindet die Zukunft nicht, die Fälle, wo sie es bestätigt, sind selten; trügen nicht alle Zeichen, so liegt hier ein solcher Fall vor, und unsere Nachkommen werden das Urtheil unterschreiben, das einstimmig in den Tagen nach seinem Tode durch ganz Deutschland ging: in Gustav Freytag ist unserm Geschlecht sein bedeutendster Dichter gestorben.

Freilich, das Urtheil der Nekrologe ist nicht immer verläßlich. Man lese die über Bürger und Heine — welche Unterschätzung des dauernden Wert's! Man lese die über Gunkow und Auerbach — welche Ueberhäufung! Das Urtheil über Freytag jedoch dürfte bestehen bleiben; schon daß es seit Jahrzehnten gilt, ist eine gewisse Bürgschaft seiner Dauer. Man denke daran, wie ganz Deutschland sich gehoben fühlte, auch seinen Dichter 1870 auf der Pufferfahrt nach Frankreich zu wissen; Weniges, was der edle Fürst, der ihn in sein Lager einlud, that und sprach, ist ihm ohne Unterschied der Partei so hoch angerechnet worden, wie diese Verurung. Fast

müchte es scheinen, als ob Freytag selbst das Maag von Liebe und Verehrung, daß ihm schon bei Lebzeiten zugefallen, nicht ganz voll geschätzt hätte; sonst hätte er, als Alt-Deutschland zur Feier seines 70. Geburtstages rüstete, sich nicht jede Huldigung so nachdrücklich verboten. Einiges Persönliche mag da mitgewirkt haben — es war ja ein liberales Feinsinniger, all seine Tage vornehm zurückhaltender, an Einsamkeit gewöhnter Mann, der uns den besten modernen Roman und das beste moderne Lustspiel geschenkt hat —, aber den Anschlag gab zweifellos die Erwägung, die er in seinem offenen Brief an die „Kölnische Zeitung“ in die Worte kleidete: „Wir haben in letzter Zeit nach dieser Richtung des Guten ein wenig zu viel gethan.“ Das war mild, aber verständlich gesprochen; er war der Meinung, gerade die Jubiläen-Mode mehrte die große Gefahr, daß der große Haufe die vollwertige Begabung im Gegenfatz zu der mittelmäßigen nicht mehr erkenne und anerkenne, und wollte nicht gefeiert werden, wie Andere auch. Aber er wäre anders gefeiert worden und diese Gefahr bestand für ihn nicht. Dem Diamanten gewöhnlicher Größe kann der Glaskrystall in der Schätzung des Unkundigen gleichkommen, aber einem Krondiamanten nicht. Das kleine, wenn auch edle Talent kann unter den litterarischen Verhältnissen unserer Zeit leiden und leidet thatsächlich darunter; das große, glücklich und harmonisch entwickelte Talent kommt zu allseitiger Geltung, sofern es nur einen gewissen Zug zum Volksthümlichen hat; der Gebildete verehrt es aus Bewußtsein, der minder Gebildete aus Instinkt. Gustav Freytag ist stets ein edler, reiner Künstler geblieben, welcher niemals den Höhen des Tages zu lieb den ewigen Göttern die Treue gebrochen, und dennoch ist er ein wahrhaft populärer Dichter geworden. Was er in jenem Brief als das erhebendste, das einzig edle Glück des Dichters rühmte, durch seine Werke dem Einzelnen wie der Gesamtheit etwas zu bedeuten, war ihm voll und reich zugefallen wie keinem anderen unter den Lebenden. Er wollte, schrieb er damals, sich nur

von den schwarzbeackten Amseln in seinem Garten zu Siebelden zur Feier seines Ehrentages anfangen lassen, und man war taktvoll genug, diesen Willen zu respektiren. Aber er konnte es nicht hindern, daß die Gedanken der Millionen, die ihn liebten und schätzten, an jenem Tag sein stilles Haus umkreisten — und ebenso, daß alle Blätter, so weit Deutsche wohnten, ihm bei dieser Gelegenheit den Zoll ihrer Verehrung darbrachten und sagten: „Das ist unser erster Dichter“. . . Auch diese Zeitschrift kann aus ihrer Geschichte einen kleinen Beleg für diese Schätzung Freytags durch seine Zeitgenossen darbringen. Auf der ersten Seite des ersten Heftes der „Deutschen Dichtung“ steht sein Bild und Namenszug; seine Selbstcharakteristik eröffnet die Reihe der autobiographischen Beiträge, die sie im Laufe der Jahre gebracht hat, ein Essay über ihn die Reihe ihrer kritischen Betrachtungen. Ueber dieses erste Heft sind hundert oder mehr Rezensionen erschienen; fast alle sind wohlwollend, fast jede hat dies oder jenes auszusagen — aber daß Gustav Freytag die Reihe eröffnete, hat Niemand getadelt, das schien allen so selbstverständlich, wie dem Herausgeber dieser Zeitschrift. Ebenso bezeichnend ist, daß viele den Essay über ihn zu kühl fanden; wohl nicht mit Recht; er unterschied sich ja in seiner Tonart von den Zubälams-Aussägen, die ihm vorangegangen, und brachte neben dem Lob auch Einwendungen, aber Hymnen und Oden sollten die kritischen Essays dieser Zeitschrift ja von vornherein nicht sein. Berechtigter war ein anderer Einwand: daß der Essay zu wenig vom Menschen spreche, nicht näher auf das Leben des Dichters eingehe. Aber das war auf Freytags eigenen Wunsch unterblieben.

Heute soll es nachgetragen sein. Für was Alles das deutsche Volk dem Dichter zu danken hat, ist bekannt; näheres über seinen Entwicklungsgang wissen nicht viele. Und doch ist es reizvoll, dieses Leben zu betrachten, welches freilich an merkwürdigen Zügelungen arm war, aber reich an rastlosen, in strengster Selbstzucht vollbrachten Mühen, reich nicht bloß an äußeren, sondern auch an inneren Kämpfen und Siegen und darum lehrreich und erquicklich für jeden Strebenden. Zum Dichter geboren, widmete sich dieser Mann zunächst einem gelehrten Berufe, dann der Journalistik und verlor doch nie sein höchstes Ziel aus den Augen. Ein Zufall war's, der ihn zum Docenten, ein anderer Zufall, der ihn zum politischen Redakteur machte, aber an diesem Lebenslauf erweist sich eben so klar, wie nicht oft, die Wahrheit: daß der Zufall an sich nicht viel wiegt, unendlich viel aber die Art, wie wir ihn nehmen und nützen. Welche Befruchtung ist aus diesen gelehrten und journalistischen Be-

thätigungen, die ein schwächeres oder mit geringerer Willenskraft gepaartes Talent ertöbet hätten, gerade dem Dichter Freytag zugeslossen! Dieser Mann ist stärker gewesen, als sein Geschick, und nur darum ist er schließlich — einer Welt von inneren Hindernissen und manchem äußeren Hindernis zum Trotz — durchaus und voll das geworden, wozu ihn sein Wesen bestimmt hat. Es ist noch keinem leicht geworden, sich zu einem großen Künstler zu erziehen; wenigen so schwer, wie ihm — nicht weil es ihm an Talent fehlte, sondern weil er eben zu dem einen großen Talent verschiedene andere Talente von der Natur mitbekommen oder im Drange des Lebens aus sich heraus hatte entwickeln müssen. Dazu gehört eine große Kraft und ein großer Mut — er hat diesen Mut gehabt in allen Stücken, auch in jener Hinsicht, wo ihn der Künstler nach dem Anspruch Heyses am nötigsten hat: auch den „Mut seiner Antipathien“ hat Gustav Freytag jederzeit erwiesen. Er hat gottlob all' seine Tage das Schlechte, Falsche und Schiefe ebenso ehrlich gehabt, wie er das Gute, Echte und Gerade geliebt hat.

Man weiß, er war ein Oberschlesier, am 13. Juli 1816 im Städtchen Kreuzburg geboren. Das ist uralter Kampfboden zwischen Polen und Deutschen, und zu dem nationalen Gegensatz tritt der religiöse. Die ersteren sind Katholiken, die letzteren meist Protestanten; allen gemeinsam aber ist der Kampf mit einer dürftigen Natur, welche nichts ohne harte Arbeit gewährt. Die deutschen Bürger dieser kleinen Industrie- und Ackerbaustädte haben es nie leicht gehabt, weder in früheren Tagen noch heute; tapfer haben sie stets für ihr Volkstum und ihren Glauben, tapfer gegen die Not des Lebens kämpfen müssen — und Not und Kampf machen zäh, aber ernsthaft, kräftig, aber rauh, selbstbewußt, aber auch selbstsüchtig. Die Niederschlesier sind der sanglustigste Stamm im Deutschen Reich, das gilt insbesondere vom Sang mit der Feder, nirgendwo ist der „runde Vers zum Hausgebrauch“ mehr im Schwange, als zwischen Piegwitz und Grünberg. Anders in unseres Dichters Heimat; hier singt man nicht und macht keine Verse, man hat Notwendigeres zu thun. Gleichwohl hat noch niemand diese wackeren Deutschen am Rande der großen, slavischen Ebene und des großen, slavischen Menschenmeeres näher kennen gelernt, ohne sie aufrichtig zu schätzen; mehr Kraft, Pflichtgefühl und Tüchtigkeit findet man selten beisammen. In all' dem Guten war unser Dichter ein edler Sohn seiner engeren Heimat, nicht minder im flammenden, durch die Reibung mit der anderen Nationalität angestachelten Nationalgefühl, endlich in einem gewissen, liebevollen Sinn für das Kleine und Kleinste des Lebens. Man findet ihn thätig, fast ungewöhnlich stark ausgebildet in den Kindern

dieser abgelegenen, namentlich in des Dichters Entwicklungszeit noch vornehmlich auf sich selbst angewiesenen Wohnstätten; es ist doch wohl kein Zufall, daß der Meister des deutschen Genrebildes in einem kleinen Nest empornwuchs und sein Nidale von einst, Karl Gustow, der nie begriff, wie man sich mit der plütsischen Herausbildung kleiner Details beschäftigen oder gar mühen könne, in der Großstadt Berlin. Wie der Dichter und der Mensch Freytag und nur dann völlig klar wird, wenn wir seiner Abstammung, der Eindrücke seiner Kindheit und Jünglingszeit gedenken, hat er selbst in dieser Zeitschrift ausgesprochen.

„Es ist“, hat er da unter anderem ausgeführt, „fröhliche Arbeit, sich zuweilen bei einem Rückblick auf frühere Jahre in das Bewußtsein zu setzen, daß viele Erfolge des eigenen Lebens nur möglich geworden sind durch die Hobe, welche aus dem Leben unserer Eltern auf uns übergegangen ist und durch anderes, was ältere Vergangenheit der Familie uns vorbereitet hat. Daß es für mich leicht wurde, in den Kämpfen meiner Zeit auf der Seite zu stehen, welcher die größten Erfolge zuzielen, das verdanke ich nicht mir selbst, sondern der Fügung, daß ich als Preuße, als Protestant und als Schlesier unweit der polnischen Grenze geboren bin. Als Kind der Grenze lernte ich früh mein deutsches Wesen im Gegensatz zu fremdem Volkstum lieben, als Protestant gewann ich schneller und ohne leidvolles Ringen den Zugang zu freier Wissenschaft, als Preuße wuchs ich in einem Staate auf, in dem die Hingabe des Einzelnen an das Vaterland selbstverständlich war.“

In dieser knappen Zusammenfassung ist ein wesentlicher Zug verossen: die Abkunft aus einem Bauern-Geschlecht. Dank seinem historischen Sinn und der Mühe, die er darauf verwendet, konnte der Dichter in seinen „Erinnerungen“ die Geschichte seiner Familie bis in's 16. Jahrhundert zurück klarstellen. Sein ältester Vorfahr, von welchem Kunde erhalten ist, Simon Freytag, ein Freibauer, wie die Besitzer des Hofes sich nannten, und seine Nachkommen „banten die Scholle unter wohlwollenden Landesherren, den Herzögen von Prieg, und erlitten, was die Kriege der Fürsten und die Einbrüche fremder Grafen dem Landmann zu bereiten pflegten. Wie ihre Landesherren waren sie seit der Reformation evangelisch geworden. Die Vorfahren hielten unter slavischem Volk auf die deutsche Art, wie man aus den Namen ihrer Frauen schließen darf, die bis zu dem meiner Mutter sämtlich deutsch sind. Als Johann Freytag um 1650 eine Anna Wütherich — althochdeutsch Wuotanarich — heiratete, da wurden auf einem Bauernhofe die Namen unserer beiden großen

Heidengötter Fria („Freytag“ = „Tag“, d. h. Licht, Glanz der „Fria“, der „Freyra“) und Wuotan nach den Schreden des dreißigjährigen Krieges zu christlicher Ehe verbunden.“ Nach altem Herkommen waren diese freien Bauernhöfe, und so auch der Freytag'sche, Minorate. „Der jüngste Sohn erbe den Hof, die älteren Söhne wurden vom Vater ausgestattet, so weit die Mittel reichten, sie heirateten in andere Höfe, suchten ihr Glück in der Fremde oder blieben als Knechte auf dem Hofe des jüngsten Bruders.“ Nehnlich wie in seinem letzten Roman, legt der Dichter auch in diese Geschichte seiner thatächlichen Ahnen großen Nachdruck auf die Macht der Vererbung selbst der körperlichen Eigenschaften. „Die Männer des Geschlechtes sind in der Mehrzahl hoch gewachsen, mit rundem Kopfe, blondem Haar, starken Knien, und großer Faust, in jedem Nest ein oder mehrere behende Pinkschdel. Der Kinderiegen der Höfe pflegte reichlich zu sein.“ („Pinkschdel“ = Pinkschdelchen, Pinkschdel; es ist eine der wenigen Stellen in diesem Buche (in seinen Romanen finden sich bekanntlich deren sehr viele), wo der Dichter durch Heranziehung solcher Vokal-Ausdrücke die Sprache charakteristisch zu färben sucht.) Großes Gewicht legt Freytag in dieser Darstellung auch immer wieder auf die unverfälschte Deutschtieit seines Geschlechtes. Es scheint ein Stück Polemik darinn zu stecken, zu welcher allerdings kein ernsthafter Grund vorlag. Das moderne Slaventhum hat seine überaus leichte Praxis, sich berühmte Männer zu schaffen, auch auf Freytag auszudehnen versucht; wie Haydn ein Croate, Lessing ein Wende, sollte Freytag ein Wasserpolake sein, und zwar deshalb, weil einmal ein Bruder seines Ur-Urgroßvaters sich nicht Freytag, sondern mit der polnischen Uebersetzung „Piontek“ genannt; doch hielt unser Dichter mit Recht diese kuriose Beweisführung zum mindesten keiner direkten Erwähnung und Abwehr würdig. Sein Großvater Georg, nachmals Pastor, entging 1755, als er Primaner zu Prieg war, mit vieler Mühe dem Schicksale, als Ketzer gepreßt zu werden. Wie dieser Zug in den „Ahnen“ anstaucht, so bekanntlich auch der ärztliche Beruf Gottlieb Ferdinand Freytag's, des Vaters unseres Dichters. „Wenn der Sohn den Vater auf einem Spaziergange begleiten durfte, so bemerkte er wol die Achtung, mit welcher die Leute grüßten. Die volle Wärme seines Gemüthes kam nur gegen Weib und Kind zu Tage, gegen die Söhne war er von immer gleichbleibender Milde und Freundlichkeit. Die Strafen vollzog die Mutter, sie war Mahnerin und Vertraute, der Vater aber, der doch nie schalt, gefürchtet und verehrt. Er hatte in der Jugend schönes, kastanienbraunes Haar ge-

habt, lange trug er es im Zopfe, den die Mutter aufbewahrte und den Kindern zuweilen als Familien-Meinod zeigte; später quollen ihm die Pöckchen unter dem Hute hervor, sie wurden früh silbergrau, und die Hände der Kleinen griffen gern danach. Ich habe meinen Vater nur mit ergraumtem Haare gekannt. . . Die liebe Mutter war eine helle Gestalt, welche sich und anderen das Leben angenehm zu machen verstand, eine ausgezeichnete Wittin, dabei von einer gewissen künstlerischen Begabung, erfindungsreich und anspruchsvoll. Sie hatte wie Zeichner gelernt, aber sie verfertigte sich selbst die Muster zu den Teppichen, die sie unternahm; sie hatte auch in der Landwirthschaft des Vaters schwerlich viel Zeit gehabt, mit den feinen Handarbeiten der Frauen umzugehen, aber sie versuchte bis in ihr hohes Alter alles Neue, was in dieser Art gerade wieder aufkam: Kreuzstich, Plattstich, Zilet, Häkeln, alles, was man nur stricken, nähen und sticken kann. Und was Näherei betrifft, Einsiedeln von Früchten und dergleichen, so war ihr niemand überlegen. Bei aller Arbeit wurde der älteste Sohn ihr Vertrauter, und ich wundere mich, daß ihm keine Schürze über seine männliche Tracht zugemutet ward; er stampfte die Gewürze, rieb als Gehilfe zu Weihnachten den Mohl mit einer großen runden Steule, ließ, Knäuel wickeln, um die Stühle, entblätterte Krautköpfe für den Pöbel und lernte auch Nichten in Zinnsformen gießen, denn damals gab es noch kein Stearin, und die Puschere war ein unentbehrliches Werkzeug, dessen Handhabung durch die Kinder zuweilen den Abendbesuch in plöckliche Finsternis setzte. Das störte nicht sehr, man zündete das Licht in der Küche mit Schwefelsäden und Pinfenzeug wieder an, bis endlich die roten Plättchen mit Stupfholzern erfunden wurden, welche aber der Vater als eine Neuernung wegen des spritzenden Vitriols nicht billigte. Er selbst trug in der Westentasche immer Stahl, Stein und Schwamm und unterrichtete die Knaben vorzüglich im Gebrauche zum Nutzen ihrer Männerjahre. Du liebe Zeit!"

Dies liebevolle Bild des Elternhauses, sei durch einige Mittheilungen aus der Kinderzeit ergänzt:
 . . . Was mein Gedächtniß bewahrt hat, sind zuerst einzelne Augenblicke, die gleich Nebelbildern aus dem Dunkel ausleuchten. Der dreijährige Knabe sitzt neben dem Kindermädchen auf einer Bank vor dem Wohnhause der Eltern und sieht erstauet über sich einen rothen Nachthimmel und feurige Vögel, welche um die Dächer der Stadt dahinfährt. Das große Armenhaus steht in hellen Flammen, die über das Dach lodern; der Vater ist mit Spritzen und der Bürgererschaft beim Feuer, die Mutter rast in der Wohnung

mit fliegenden Händen das Werthvolle zusammen, den kleinen Sohn hat man aus dem Bette ins Freie getragen. . . Und wieder ein halbes Jahr darauf ist der Kleine am Morgen aufgewacht, und er findet sich erstant in einem fremden Bette, in der Wohnung seines Oheims. Die älteren Consinen stehen bei seinem Lager und erzählen, daß ihm daheim in der Nacht ein kleiner Bruder geboren worden ist. Der neue Weltbürger wird getauft; es sind viele schön gekleidete Leute in der Wohnung der Eltern, und der ältere Sohn blickt in eine ungeheurere Dülte, die er in der Hand hält, große Erdbeeren von Zucker darin. Der Knabe trägt die Dülte in die leere Nebenstube, kniet nieder und will zum lieben Gott beten für die Eltern und den kleinen Bruder. Aber wunderbar! während er kniet, kommt ihm vor, als ob das nur Ziererei wäre; er hat ein Gefühl von Leere und von Unehrlichkeit, nimmt seine Dülte und steht wieder auf. . . Später fühlt sich der Knabe glücklich im Besitze einer rothen getrickten Mütze, von der er noch jetzt jede Mäße und auf dem Deckel das Muster eines großen Sternes sieht. Diese wollene Mütze wird allgemein bewundert; sie ist bei artigen Gruß nicht leicht abzugeben, aber sie dehnt sich und dauert, er trägt sie noch, als er mit dem Hühnerhahn im Bilderbuch zur Schule geht. . . Dann hält der Kleine in seinen Händen eine hölzerne Puppe, die Lore, welche ebenso unergänglich ist, wie die Mütze; sie hat einen harten schweren Kopf, und so oft die Farbe abgerieben ist, weiß die Mutter das Gesicht mit Delfarbe wieder schön fleischfarbig und roth zu malen. Aber die Farbe wird zuletzt uneben, und die Lore sieht blatternnarbig aus zum großen Kummer der Kinder. Denn ich bin nicht mehr allein. Auf dem Schoße der Mutter sitzt eine kleine helle Gestalt und greift mit den Händen nach mir. Die Hände sind so klein und das ganze Kerlchen ist so klein und es kann den Namen des Bruders nicht ordentlich aussprechen, aber die großen Augen sehen schon so warm, herzlich und tren nach mir hin, wie sie ein ganzes Menschenleben hindurch thaten. Mein Bruder Reinhold ist dreieinhalb Jahre jünger als ich, ich lerne ein wenig um ihn forgen, mein Spielzeug zu seiner Unterhaltung hingeben und ihn atklug belehren; und er purzelt und läuft um den Bruder herum, stopft Sand in meine winzigen Nothlöcher und schüttet ihn wieder aus, hämmert mit dem Kopf der Lore zur größten Beschwer des Kunstwerkes auf den Fußboden und zieht meinem Handswurft die bunten Federflecken aus seiner Moutur, bis er endlich lernt, mit dem Steckepferde den Tisch zu umkreisen und neben dem Bruder aus zerriebenen Äpfeln und Rüffen

kleine Gerichte herzustellen. Zuletzt gehen wir beide Hand in Hand mit einander durch die Hausthür in die Welt, wo große Hunde laufen und Pferde mit sehr großen Wagen über das Pflaster fahren; auch er trägt eine gestickte Deckelmütze mit dem Stern, aber seine ist kornblumenblau, damit eine Verwischung unmöglich werde. Und wenn die Kente uns freundlich anreden und wir den Versuch machen, die Mützen zu ziehen, dann fühlt die Frau Bürgermeisterin bei dem Lobe der Fremden die solideste und liebwerteste Regung der Gütlichkeit, den Stolz einer Mutter. . .“

Man lasse diese und die anderen Kindheitsbilder der „Erinnerungen“ recht auf sich wirken, und wird sich darüber klar sein, warum Freytag, der Dichter des deutschen Bürgerthums, des deutschen Hauses geworden ist. Aber warum überhaupt ein Dichter? Es giebt keinen Poeten, dessen Entwicklungs-Geschichte auf diese Frage völlig erschöpfenden Bescheid gäbe, aber selten einen, der uns so fast ohne jeden Anhaltspunkt darüber ließe, wie es damit bei ihm zugegangen. Die kleinen künstlerischen Anlagen der Mutter abgerechnet, sind uns Anregungen durch Erzähler und Freunde von Freytag nicht überliefert. Der erste Lehrer, der den Knaben bis zum Abgang aufs Gymnasium unterrichtete, ist sicherlich von jeglicher Mittheilung an den späteren Verus seines Zöglings freizusprechen. Es war sein Oheim, Pastor Neugebauer, „ein kleiner untersehter Herr mit einem mächtigen, ovalen Kopf und großen Ohren, auf denen ein schwarzes Sammetkäppchen saß. Er geriet leicht in Eifer und war von den Mitgliedern seiner Gemeinde sehr gesüchdet. . . Der Oheim gab wenig auf die deutschen Stillübungen. Ob ich jemals einen deutschen Aufsatz verfertigt habe, ist mir zweifelhaft. Doch muß dieser Umstand meiner Schreiblust nicht hinderlich gewesen sein, denn ich begann mit etwa zehn Jahren meinen ersten Roman, eine Robinsonade, worin ein Vater mit seinen Kindern auf eine wüste Insel verschlagen wurde. Dort entdeckten die Kinder viel Seltenes und Abenteuerliches, dabei entwickelte sich als Lieblingsgestalt des Dichters der eine Sohn Jack, er fand immer das Beste, wurde mit allem fertig und war stets guter Laune, und ich neige mich zu der Ansicht, daß er Stammvater der unartigen Knaben war, welche unter den Namen Kunz, Bolz, Fink später um meinen Schreibtisch tanzen.“

Das ist gewiß merkwürdig und wäre ganz unerklärlich, wenn der Dichter nicht neben dem geistlichen Lehrer auch früh eine Lehrerin besessen hätte, die als sehr ungeistlich betrachtet wurde und die ihm eine Fülle von Bildern, Anschauungen und Empfindungen in die junge Seele leitete. „Dies

that die Bühne einer wandernden Gesellschaft, welche in meiner Vaterstadt aufgeschlagen wurde. . . Was den jungen Zuschauer am meisten förderte, waren nicht die großen Effekte, durch welche die Phantasie am heftigsten erregt wurde, sondern die sachliche Darstellung der Menschenwelt, der verständliche Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe, Sprache und Verkehr der verschiedenen Lebenskreise, die Besonderheiten der Charaktere, auch Vortrag, Gebarden, Trachten, selbst bei einer unvollkommenen Darstellung. Von solchem Erwerb giebt sich das Kind keine Rechenschaft, er ruhte ihm in der Seele gleich den Beobachtungen des eigenen Tageslebens, aber es beinflusst ihm fortan Urtheil, Verständnis der Dinge, das eigene Benehmen.“

Schon dies deutet die Wichtigkeit dieser Eindrücke für Freytags Entwicklung an. Noch mehr sagt er darüber in einer eingehenden Schilderung dieser Wanderbühne. Darum seien dieser Schilderung für unsere Zwecke zum Mindesten die Hauptstellen entnommen:

„Ich war zehn Jahre alt, als die Gesellschaft eines Herrn Bonnet in Kreuzburg erschien. Sie war wohlbeleumdet, denn sie hinterließ beim Abschiede keine oder doch nur wenig Schulden. Die Kostüme gefielen als neu und sauber, es war sogar eine vollständige Ritter-Rüstung darunter, so daß der Held, welcher hineingesteckt wurde, ausah wie ein ungeheurer Silberkäfer. Man rühmte auch das Spiel, wenigstens in den Hauptrollen. Der Direktor, welcher eine unregelmäßige Nase hatte, spielte ausgezeichnet die Böfewichter, der Komiker war unwiderstehlich; auch Würde und Adel fehlten nicht, sie wurden durch den Heldenspieler Spahn und Frau vertreten. Dies waren ernsthafte ordentliche Leute, was ihnen von den Zuschauern hoch angerechnet wurde und auch der Würdigung ihres Spieles zugute kam. Denn der ehrliche Deutsche glaubt von seinen Lieblingen auf der Bühne ungern Nachtheiliges aus ihrem eigenen Leben, und wo er dies Leben als still, ehrbar und liebenswerth rühmen kann, entsteht im Laufe der Zeit zwischen ihm und den Darstellern ein besonders gemüthliches Verhältnis, das sich zuweilen mit rührender Zartheit äußert. Meine Eltern bejucheten oft die Vorstellungen, dem Vater waren sie wohl der liebste Genuß, der ihm seither nur selten zu Theil geworden war. Auch ich durfte manchmal die Eltern begleiten, und ich erhielt reichlich die starken Einwirkungen der dramatischen Kunst, welche eine Wanderbühne geben konnte. Zwar die Lust- und Schauspiele, wie „Deutsche Kleinstädter“, „Menschenhaß und Neue“, haben in mir geringe Spuren hinterlassen, dafür war ich wohl zu jung; größere die Zauberpossen, in denen

auch gelungen wurde, die größten aber Stücke wie „Abälino“, der Klingemann'sche „Faust“, „Die Baije von Genf“. Dieses Stück, in welchem ein verrückter Bärenwirth mit seinem Dolche ein hilfloses Mädchen vom Anfang bis gegen das Ende verfolgt, erregte in mir ein Entsetzen, das ich noch heute nachfühle, und meinen Abscheu gegen die Quälerei Unschuldiger in den Darstellungen jeder Kunst. Dieser Abscheu vor dem Häßlichen, d. h. vor Wirkungen, welche beängstigen und quälen, ohne zu erheben, ist mir durch das ganze Leben geblieben und hat mich später gegen alle Poesie der französischen Romantiker verhärtet. Aber was ich selbst durch diese Wanderbühne für mein Leben gewann, eine gewisse Schulung, dramatisch zu empfinden, vielleicht für die Zukunft die Möglichkeit, dramatisch zu gestalten, das galt mir damals wenig. Größere Bedeutung als die Stücke hatte für mich ein kleines Mädchen, welches die Kindervollen spielte, Albertine Spahn. Das anmuthige Kind war einige Jahre jünger als ich; mit Staunen sah ich zu, wie sie als Elfe, Ritterkind, Bauernmädchen sich so zierlich und sicher vor den Lampen bewegte, wie sie tanzte und mit ihrem feinen Stimmchen sang. Aller Zauber, den die Kunst der Bühne auf den Menschen auszuüben vermag, war für mich in dem Kinde verkörpert, und alles Entzücken, das der Begeisterte vor dem Kunstwerk empfindet, wendete ich ihrer kleinen Person zu. Auch als ich sie außerhalb der Coullissen sah und mit ihr sprechen durfte, betrachtete ich sie immer mit tiefer Verehrung und war glücklich, wenn sie mich freundlich anlachte. Dieses Gefühl von ehrerbietiger Scheu behielt ich auch, nachdem wir gute Kameraden geworden waren, wenn sie nicht verschmähte, meine kleine Steinsammlung zu betrachten und einen merkwürdigen Federbüsch von feinen bunten Glasfäden zu bewundern, den der Vater in Verwahrung hatte und nur bei besonderer Gelegenheit zum Schauen darbot. Als die Gesellschaft Kreuzburg verließ, hat ich die Mutter um ein Geschenk für die Kleine, ich trug ihr ein Halsband zu und legte es ihr um. Sie gab mir einen leinen Kuß, es war der erste und letzte meiner unschuldigen Liebe. Aus einer anderen Stadt sendete sie mir einen Geldbeutel, auf welchem Gurkenkerne mit blauen Perlen sehr schön zu kleinen Sternen gefaßt waren. Ich habe ihn so lange bewahrt, bis die Kerne von eingedrungenen Käfern zerbißen wurden.“

Es war eine wirkliche Liebe, obwohl der Mensch, der sie erlebte und durchlitt, eben erst zehn Jahre alt geworden — wer daran zweifeln wollte, würde das Menschenherz schlecht kennen. Und auch dies erweist, wie tief ihm diese ersten Eindrücke der Bühne ins Gemüth gegriffen hatten.

Von Dichtungen kam dem Knaben wenig und darunter wenig Gutes in die Hand. Die Mutter schätzte vor allem die „Stunden der Andacht“; Märchen mochten sie und der Vater nicht, sie wurden fast nur durch die Diensthente den Kindern beigebracht, von den Eltern wurden solche Geschichten geschätzt, die sich wirklich hätten begeben können.“ Fontaine, Pfandal, Tromlitz, Clauen — das waren die ersten „Dichter“, die der Knabe las. „Schiller war lange nicht so bekannt, als er in den nächsten Jahrzehnten wurde, und der Name Goethe wurde nur selten genannt. Ihre Gedichte besahen wir nicht.“

Dies änderte sich auch zunächst nicht, als der Knabe in seinem dreizehnten Jahre das Gymnasium zu Dels bezog. Er wohnte da im Hause seines Onkels Karl Freitag, eines tief unglücklichen, hochgebildeten, überaus schweigsamen Mannes. Selbst auf den Spaziergängen sprachen Onkel und Nefte kein Wort; „er dachte vielleicht an Calderon, und ich war froh, wenn ein Hase lief oder eine Lerche anstieß.“ Das Fernen wurde dem Knaben leicht, doch nur einzelnes trieb er mit Freude. „Ich blieb auch im Fernen selbstwäthlerisch und eigenwillig.“ Dann „kam die Lesewut Ich las ohne Erbarmen gegen mich selbst und den Verleiher alles, was mir in die Hände kam. Dort in der dunkelsten Herberge, in welcher die größten und die klüglichen Geister umgingen, fiel mir zum ersten Male Walter Scott in die Hände. Die Fülle und heitere Schönheit dieses großen Dichters nahmen mich ganz gefangen; durch ihn lernte ich ahnen, was der Dichtkunst die Charaktere bedeuten; ich las alle seine Romane mit immer neuem Entzücken durch.“ Bald freilich wurde Cooper mit seinen Indianer- und Seromanen in der Seele des Knaben sein Rival: „Beide sind mir noch heute Hausfreunde geblieben, mit denen ich oft verkehre. Und ich habe ihrer freudigen, epischen Kraft vieles zu danken . . . Aber die Poesie unserer großen Dichter? Allmählig, erst spät, und ohne daß mir die Größe ihres Einflusses auf meine Bildung im Bewußtsein geblieben ist, kamen sie mir zu. Im ganzen ging es mir mit meiner Freude an der Poesie wie den meisten Menschen, welche in Empfänglichkeit und Verständnis fast ebenso fortschreiten, wie die Nationen; zuerst festest vorzugsweise das Epische: Märchen und Geschichten, dann erwacht die sinnige Empfindung für das Lied und den Rhythmus, zuletzt, im beginnenden Mannesalter, das volle Verständnis für das Dramatische. Ich habe Schiller's Dramen erst würdigen gelernt, als mir Shakespeare nicht mehr fremd war, die edle Schönheit der lyrischen Poesie Goethe's aber gar erst als Mann.“

Früh hingegen trat ein Grundzug seines Wesens hervor; auf das Zusammenleben mit dem einsamen Sonderling führt Freytag sein zeitlebens bewahrtes Verhältnis zur Geselligkeit zurück. „Der Knabe wurde gewöhnt allein für sich zu leben, seine sanguinische Heiterkeit und das Bedürfnis, sich bei Gelegenheit aufzuheben, bewahrte ihn davor, in späteren Jahren ein Sonderling zu werden, der arm an Freunden durch die Welt geht, aber es blieb ihm immer, auch in Zeiten, wo er täglich mit guten Gesellen heiter verkehrte und die Freude hatte, Geltung unter ihnen zu gewinnen, ein Bedürfnis, für sich zu sein. Diese Selbstständigkeit gereichte ihm manchmal zum Vorteil und Schutz. Aber ihm blieb auch im Geheimen ein Gefühl, daß er in der frohen Gesellschaft ein Fremder sei, und ihm blieb die Gewöhnung, alles, was ihn stärker bewegte, allein zu tragen, zuweilen mit der Ueberzeugung, daß dies sein Glück sei.“

Als das Gymnasium zu Dels vor wenigen Monaten, um Weihnachten 1834, ein Jubiläum seiner Gründung feierte, wurde eine wohlthätige Stiftung daselbst mit dem Namen unseres Dichters geschmückt. Er erwiderte launig gerührt: an diesem Gymnasium in dauernder Erinnerung zu bleiben, habe er sich nie träumen lassen, — auch nie verdient. Doch hat er immerhin seine Laufbahn dort als Primus abgeschlossen, — dank den Klassikern, in die er sich allmählig fest eingelefen.

Zu Ostern 1835 bezog er die Universität Breslau. „Die wackeren Lehrer schrieben rühmlich über meinen griechischen und lateinischen Erwerb in das Schulzeugnis; sie waren, wie ich selbst, der Meinung, daß ich auf den gebahnten Wegen der klassischen Philologie fortgehen würde.“ Doch es kam anders. Die philologischen Hauptkollegien, insbesondere jenes über Plato's „Republik“, langweilten ihn sehr ausgiebig, und er hat auch in der Folge die Kälte gegen Plato, „diesen schönen Mann der griechischen Philosophie“, niemals besiegen lernen. Bald wandelte er auf Seitenwegen, hörte Kunstgeschichte bei Ambrosch, Handschriftenkunde bei Hoffmann von Fallersleben. „Ich war der einzige Zuhörer und erhielt die Stunde in seiner Wohnung. Durch ihn wurde ich in das weite Gebiet der germanischen Altertümer eingeführt. Da ich ihm durch die Besuche in seiner Wohnung vertraulich wurde, gönnte er mir zuweilen auch Bekanntschaft mit den Gedichten, die er gerade selbst gemacht hatte. Der Einblick in die Werkstatt eines edlen Dichters war sehr lehrreich. Er las oder sang in herzlicher Freude, seine Augen glänzten, und am Schluß suchte er mit einem fragenden „Nun?“ nach dem Eindrücke. Ich erkannte bald die Manier, nach welcher er eine warme Empfindung und kleine Vergleiche, die stat-

ternden Seelchen seiner Lieder, in Worten und Versen zusammenband. Oft freute mich's, zuweilen schien mir der Gedanke der Mühe nicht wert. Jedenfalls veranlaßten mich solche Mitteilungen nicht zur Nachahmung seiner Töne und Weisen, ich hatte die Empfindung, daß seine Art, zu schaffen, nicht meiner Anlage entsprach.“ Verse machte Freytag übrigens auch. Er besorgte seit dem Gymnasium „den gelegentlichen Hausbedarf der Familie und guten Freunde an Reimereien, die in Ton und Styl waren, wie die Anderer auch. Dergleichen Gewöhnung an Schulmeisterverse und gereimte Prosa war innigem khrischen Schaffen gar nicht günstig, weil die Seele sich an das vorschnelle und phrasenhafte Ausgehen gewöhnt.“ Wir werden in der Folge noch dieses bezeichnenden Ausspruchs zu gedenken haben.

Drei Semester ist Freytag in Breslau geblieben; es war die für seine Entwicklung unfruchtbarste Zeit. Unentschlossen schwankte er zwischen seinem Berufsstudium, der klassischen Philologie, und jenen anderen Studien, die ihm anziehender erschienen und ihn doch auf die Dauer nicht festhalten konnten, weil er der rechten planvollen Führung entbehrte. Aehnlich stand es um sein äußeres Leben; er war in ein Corps geraten, machte das etwas rüde Treiben pflichteifrig mit, aber ohne Freude und doch wieder ohne Anlaß sich loszureißen. Da griff ein Zufall rettend ein; die Corps wurden aus unbedeutender Veranlassung aufgelöst, ihre Mitglieder erhielten das consilium abeundi; Freytag kam zwar mit einer dreitägigen Carcerstrafe davon, konnte nun aber doch nicht gut bleiben, und ging — im Herbst 1836 — nach Berlin.

Alles erschien ihm anfangs fremdartig und unheimlich. „Wir Schlesier sprechen behaglich und breit mit dem Vordermunde; die Berliner benötigen kein Sprechen alles, was im Munde vorhanden ist, und außerdem, wenn sie hochmüthig werden, noch die Nase.“ Auch die Stadt imponirte ihm gar nicht, die breiten Straßen erschienen ihm „wie ein weites, schlotteriges Kleid an einem mageren Leibe, denn auf der Leipziger Straße konnte man 1836 bequem die Menschen zählen, soweit das Auge reicht; das war bei den dichtgefüllten Gassen Breslaus doch unmöglich.“ Allmählig fühlte er sich aber doch immer behaglicher, hauptsächlich weil er in einen prächtigen Kreis gleichgesinnter junger Leute gerieth. „Shakspeare, Schiller, Goethe wurden eifrig besprochen, und die begeisterte Freude daran verschönte die einsachen Zimmer, die Gesichter, die Zimkrüglein, aus denen wir gerne tranken, glücklicherweise, ohne daß wir einander durch eigene dichterische Versuche lästig fielen. Zwar waren Einige von uns, auch ich, ganz bereit, Verse zu

machen, aber wir übten unsere Fertigkeit in anspruchloser Weise. Als ich es doch unternahm, ein Trauerspiel anzufangen, das auf der Universität Prag unter Fuß verlaufen sollte, verbrag ich das Werk sorgfältig vor den Augen meiner sportlustigen Freunde, und ich that recht daran, denn es war eine unreife Schülerarbeit, die über eine Anzahl Szenen nicht hinauskam.“ Deshalb war dieser erste Versuch doch von Wichtigkeit für sein Schicksal: er begann seine Kraft zu prüfen, und gewann den Muth, es eben wieder einmal zu versuchen. Dieser zweiten Jugendarbeit wird später zu gedenken sein; auch diese Frucht seines berliner Aufenthalts ist nicht an sich bedeutsam; anschlaggebend aber ist, daß ihn dieser Aufenthalt in einen Kreis brachte, der sich leidenschaftlich für Poesie interessirte und dadurch die schlummernde Kraft des jungen Schlesiens aufrüttelte.

Aber auch in einer zweiten Hinsicht wurde ihm sein Berliner Aufenthalt zum Segen: anders als Hoffmann wußte ihn Karl Pachmann für deutsche Philologie zu interessiren. „Seine Vorlesungen über Catull, die Nibelungen und über Pitteraturgeschichte des Mittelalters wurden für mich Grundlagen meines bescheidenen Wissens. Die Vorlesungen, welche ich bei anderen Lehrern annahm, besuchte ich unregelmäßig, zuweilen aus Trägheit, dann aber auch deshalb, weil meine Fähigkeit, neues anzunehmen, überhaupt nur nützlich war. Noch jetzt bin ich der Meinung, daß zwei Stunden Pachmann'scher Vorlesungen ganz genügende Tagesarbeit für den Hörer waren. Ich aber hatte außerdem noch eine ganze Zaubervelt von Dichterarbeit, von Schauspieltunst und von kräftigen Bildern, die das Tagesleben mir zuführte, zu verarbeiten.“

Dies aber war das Dritte und Wichtigste, was er in Berlin gewann: der Einblick in das geistige Leben, die größeren Verhältnisse einer Hauptstadt. Auch in die Mark kam er in den Ferien oft und vertiefte sich in das fremde Leben. Es festelte ihn sehr und es bedurfte immer eines kräftigen Ruks, um ihn wieder an seine Bücher zu bringen.

Das war sehr notwendig, denn er hatte „mit der Unbefangenheit eines Neulings“ für seine Doktor-Dissertation ein schwieriges und umfangreiches Thema gewählt: über die Anfänge der dramatischen Poesie bei den Deutschen. Als die Schrift endlich vorlag — natürlich in lateinischer Sprache — war nicht bloß Pachmann mit ihr zufrieden, sondern sie hat Jahrzehnte den Ruf einer fleißigen und geistreichen Quellenarbeit bewahrt. Auch war der junge Doktor, als er 1838 nach Kreuzburg heimkehrte, entschlossen, ein Gelehrter zu werden, aber was er zunächst unternahm, war doch die Ausgestaltung jenes zweiten drama-

tischen Versuchs. „Ich saß“, erzählte er, „unter den Hortensien der Mutter und strich leise an das lockige Haupthaar des Vaters, welches dünner und weißer geworden war, ich wußte viel zu erzählen und war nicht sparsam im Austeilen meiner Dissertation. Ich nahm meine Bücher und Hefte vor, konnte mich aber nicht enthalten, dazwischen ein zweites Schauspiel, das ich in der letzten Zeit in Berlin angedacht hatte, zu beenden und sauber abzuschreiben, es hieß „Die Söhne der Falkensteiner“, Zeit: Mittelalter, darin zwei feindselige Familien, deren Zwist durch Liebe ausgeglichen wird — keine unerhörte Idee — das Ganze nichts als ein anspruchvolles Ritterstück, völlig unbrauchbar. Obgleich ich es mit vielem Behagen beendet hatte, fiel mir doch nicht ein, dafür bei den Bühnen um Zutritt zu werben, es war für mich abgethan und wird hier nur deshalb erwähnt, weil es erwies, daß die Seele mit zweinndwanzig Jahren, trotz der Berliner Beschäftigung mit Shakespeare und dem Theater, noch ganz in epische Fäden eingespinnen war.“

Im Jahr darauf (1839) habilitierte sich Freytag in Breslau als Privatdozent für deutsche Sprache und Pitteratur. Er ist am Abend seines Lebens der Meinung gewesen, daß er dies zu früh und ohne genügendes Wissen gethan. „Ich war überhaupt“, meint er, „keine Natur, welche kräftig und mit festgeschlossener Kraft in geradliniger Thätigkeit fortschreitet, ich habe erjt als Lehrer und noch später das Meiste von dem erworben, was mancher Andere beim Eintritt in seinen Beruf bereits gesammelt hat.“ Das Bekenntnis ist wahr, für unsere Zwecke wichtig, aber gerade für diesen Wendepunkt in Freytags Leben nicht sonderlich charakteristisch. Denn dabei wird zu erwägen sein, wie jung damals nicht bloß er, sondern auch die Wissenschaft war, der er sich widmete: das bisher Geleistete ließ sich unschwer übersehen. Auch war die Dissertation, aus Grund deren er sich habilitierte — über die Gaudersheimer Nonne Frosowitha, die zuerst auf deutschem Boden Dramen geschrieben hat — eine tüchtige, geschmackvolle Arbeit. Zu seinen „Erinnerungen“ hat sich der greise Dichter dann freilich über sein Thema lustig gemacht: „Diese merkwürdigen Romdänen“, meint er da, „sind für uns sehr belehrend, denn aus ihnen ist zu erkennen, wie unmöglich es den Deutschen vor tausend Jahren war, dramatisch zu schreiben und daneben, wie ein talentvoller Blauschnupf in jener Zeit stülzte und sich geberdete.“ Aber deshalb waren die Werke der alten Gaudersheimerin doch einer Durchsichtigung würdig und daß Freytag auch diesmal wieder Dramatisches behandelte, für ihn bezeichnend.

Freytag's fünfjährige Dozenten-Thätigkeit hat ihm keine Freuden gebracht; von Anbeginn leuchtete ihm als Lehrer kein guter Stern. Es war nicht seine Schuld; am wenigsten konnte er was für die peinliche Unterbrechung gleich nach den ersten Woden. Die Geschichte ist für das vorwärtliche Preußen ebenso bezeichnend, wie für Freytag's Verhältnis zu seinem Vaterlande. Er war nun 23 Jahre alt, mußte also seiner Militärpflicht als Einjähriger genügen. Da ihm aber sehr daran lag, im Sommersemester 1839, wo er seine Vorlesungen begann, von sonstigen Pflichten frei zu bleiben, so erbat er sich in einer Unterredung mit dem Kommandeur des Regiments, bei dem er sich gemeldet, Aufschub bis zum Herbst, der ihm auch gewährt wurde. Da las er im Juli die süßliche Aufforderung an die im Jahre 1816 Geborenen, die ihrer Militärpflicht noch nicht entsprochen, sich sofort bei der Polizei zu melden. Ein Anderer hätte sich nicht daran gekümmert; der junge Gelehrte wollte aber um Himmelswillen seine Pflicht nicht verjäumt haben, meldete sich und brachte den Sachverhalt vor. Er wurde trotzdem vor die Ersatz-Kommission gestellt, und da man seiner Darlegung nicht glaubte, strafweise als Gemeiner für drei Jahre vereidigt; mit Müß' und Not erhielt er für den Hochsommer Urlaub nach Kreuzburg, da er sich sehr angegriffen fühlte. Die Mätigkeit war der Vorbote einer ersten Erkrankung; während er daheim darniederlag und der bekümmerte Vater eine Eingabe an den König richtete, die dem Sohne das Recht des einjährigen Dienstes wiederzuschaffen sollte, wurde dieser nach Breslau einberufen; trotz des Krankheitszeugnisses erging dann der Befehl an den Landrat, ihn per Schub hinzuschaffen. So packte denn der Vater den kranken sammt den Betten in einen Wagen und lieferte ihn ab; die Behandlung im Lazarett brachte ein hitziges Nervenfieber zum Ausbruch, das ihn um ein Haar hinweggerafft hätte. Der Schluß der Dienstzeit verlief dann glimpflicher. „Das war,“ bemerkt Freytag, „mein Soldatendienst. Ich hatte mich, wahrlich in guter Meinung, ungeschickt verhalten und mir selbst die Hauptschuld zuzuschreiben. Aber mein altes Preußen hatte mich auch nicht mit Sammetpfötchen angefaßt. Der Vater fühlte die Kränkung schmerzlich, er hatte ein langes Leben der Pflicht gegen den Staat hingegeben, und vorab that ihm, dem Bürgermeister, jene verlangte Beförderung durch Schub weh. Einmal lauten die Worte über seine Lippen: „Wäre es der Sohn eines vornehmen Mannes gewesen, sie hätten ihn nicht so behandelt. Wir aber wollen bürgerliches Wesen zu Ehren bringen.“ Was da alles zwischen den Zeilen steht, sieht der Leser

sicherlich heraus; er weiß aber auch, wie heilig ernst Freytag das Gelübnis der Schlussworte gehalten hat.

Es war kein guter Anfang der neuen Laufbahn; er schadete ihm auch, sehr mit Unrecht, in der Meinung der Professoren, und daß er zuweilen in der Kommissjade auf dem Katheder erschien, wurde ihm so schlimm angerechnet, daß der Schreiber dieser Zeilen das Gerübe darüber noch nicht verstummt fand, als er sich vierzig Jahre später bei einigen Etüden der Breslauer Hochschule darnach erkundigte, wie sich Freytag als Dozent geföhrt. Auf die Einwendung, daß ihm der Kasernendienst vielleicht nicht die Zeit zum Umkleiden gelassen habe, gab einer dieser würdevollen Herren die Antwort: „Nein! es schien ihm eben „patent“; auch wollte er so mit seiner Jugend prahlen: noch Einjähriger und schon Dozent“. Mit einigem Schmunzeln schrieb Freytag, dem Nehrlichen zu Ehren gekommen sein mochte, dann in seinen „Erinnerungen“ die Betuerung nieder, er habe eben keine Zeit zum Umkleiden gehabt. Für ein anderes Verbrechen freilich, das er nach dem Freiwilligenjahr beging und das gleichfalls in den Kleidern steckte, hat er kein Wort der Beschönigung gehabt; vielleicht sah es der hartgesottene Sündler auch mit grauen Jahren noch nicht ein. . . Das Verbrechen ist so schrecklich, daß es hier nur kurz berichtet werden soll: Freytag trug sich als Dozent elegant: blauer Frack mit gelben Knöpfen, gelbe Glacées, hoher Gnlinder. . . Hier fällt uns die Feder vor Entrüstung aus der Hand, freilich müssen wir sie sofort wieder aufschmeißen, um weitere Sünden zu berichten. „Erwar“, erzählte uns jener akademische Würdenträger, „ein flotter junger Mensch, eigentlich haarsträubend flott, wenn man bedenkt, daß er die Ehre hatte, Dozent an unserer Fakultät zu sein.“ Aber daß auch diese Flottheit einen ernsthaften Zug hatte, wie genau er sein Breslau — vom Hause des vornehmen Kaufherrn bis zur Spelunke — kennen gelernt, wie eifrig er die Ergründung von Lebensverhältnissen und Menschen, die seine eigene Stellung in keiner Weise streiften, betrieb hat, hierfür giebt „Soll und Haben“ ein glänzendes Zeugnis. Davon soll noch später die Rede sein, schon hier jedoch muß hervorgehoben werden, daß in Freytag's Führung als Breslauer Dozent nichts war, was irgend einem anderen Menschen, als eben einem Kathederbuzzen die Haare hätte sträuben können; er war ein junger, geistreicher, lebensfreudiger Mann, der Anregung da suchte, wo er sie finden konnte: im Kreise von Poeten, Künstlern gebildeten Männern und Frauen. „Es genügt zu sagen,“ teilte uns derselbe Gewährsmann mit, „daß er am meisten mit Schauspielern verkehrte und am wenigsten mit seinen Kollegen.“ Das

mag nicht bloß schauerlich, sondern auch richtig sein; wenn aber der Würdige — bei ihm lag allerdings die Ehre der Zugehörigkeit zur Breslauer philosophischen Fakultät ausschließlich auf seiner Seite, während sie bezüglich Freytag's doch wohl auch ein wenig auf Seiten der Fakultät lag — ferner meinte, daß Freytag's persönliche Differenzen mit den Professoren sein Ausscheiden aus der akademischen Laufbahn bewirkt, so ist dies unrichtig. Das war nicht der Grund, sondern die Veranlassung seines Ausscheidens; er ging, weil ihm die Fakultät Vorlesungen über deutsche Kulturgeschichte nicht gestattete, schon 1844, wäre bei günstiger Er-

ledigung seines wahrlich nicht unberechtigten Gesuchs wohl noch einige Semester länger geblieben; für's ganze Leben gewiß nicht. Wie es kein Zufall war, daß der Gelehrte Freytag den Kreis seiner Studien weit gesteckt und daneben das reale Leben „mit klammernden Organen“ zu erfassen gesucht, so auch kein Zufall, daß er sich von Jahr zu Jahr energischer der dichterischen, speziell der dramatischen Thätigkeit zuwandte; — denn daß „wir nur frei sind in dem Notwendigen“, ist nicht bloß ein schönes, sondern auch unbedingt wahres Dichtervort.

Wie Freytag nun wurde, was er uns bedeutet, sei ein nächstes Mal dargelegt. (Schluß folgt.)

Einiges über Heine.

Vor einiger Zeit sind mehrere auf Heine bezügliche Briefe in meinen Besitz gelangt, über deren Inhalt ich den Lesern dieser Zeitschrift schon heute eine kurze Andeutung geben möchte.

Es ist bekanntlich bis in die jüngste Zeit sehr bezweifelt worden, ob Ferdinand Ritter von Friedland, der bekannte Wiener Finanzier und Schwager Vassalle's, mit Recht behauptet habe, im Besitz wichtiger ungedruckter Schriften aus Heine's Nachlaß gewesen zu sein. Man war vielfach der Meinung, daß er mit dem Besitz solcher Schriften bloß geprahlt habe; sie seien überhaupt nicht vorhanden gewesen. Auch der Umstand, daß er sie, wie seit 1872 durch eine Enthüllung in dem bekannten Bude: „L'Allemagne aux Tuileries“ feststand, Napoleon III. zum Kauf angeboten hatte, ist als kein ausreichender Beweis des Gegentheils erachtet worden.

Diese Zweifel waren unbegründet; Friedland hat thatsächlich solche ungedruckte Arbeiten Heine's in Verwahrung gehabt. Die Eigentümersin derselben war die Wittwe des Dichters, Mathilde Heine; Friedland hatte die Manuskripte von ihr zu dem Zweck erhalten, um sie irgend einem Staate für das Archiv zu verkaufen, da Frau Heine mit Rücksicht auf die Verwandten ihres Gatten, von denen sie materiell abhängig war, eine Verwertung durch den Buchhandel nicht wagte.

Ich kann dies mit voller Sicherheit aussprechen, da die Briefe Mathilde Heine's an Ritter von Friedland, so weit sie sich auf diesen Handel beziehen, in meinem Besitze sind. Aus diesen Briefen, sowie aus Zuschriften verschiedener Diplomaten an Friedland, die mir gleichfalls vorliegen, ist zu entnehmen, daß dies Anerbieten zum Teil recht ernst genommen und behandelt worden ist.

Da ich einige Aussicht habe, das Material noch vervollständigen zu können, so möchte ich mit der Veröffentlichung desselben noch zuwarten. Diese vor-

läufige Mitteilung schien mir Pflicht, um einen viel verbreiteten, ja fast allgemein gehegten Irrtum nicht länger unwiderlegt zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit sei mir gestattet, über ein wenig bekanntes Original-Portrait Heine's, das nun gleichfalls in meinem Besitze ist, nähere Mitteilung zu machen.

Es ist dies die Zeichnung in Bleistift und Tusche, die Tony Johannot im Februar 1836 in Paris angefertigt hat. Sie hat bisher als unähnlich gegolten und zwar auf das Urtheil Strodtmann's hin. „Dies ist allerdings,“ schreibt er in seiner Heine-Biographie, „trotz der sorgfältigen Ausführung, mehr ein träumerisch idealer Johanneskopf, als ein Portrait H. Heines.“ Der untere Teil des Gesichtes und der entblößte Hals sind viel zu lang; die griechische Nase ist ohne die leichteste Krümmung, der fastige Mund zeigt in den Winkeln nicht die leiseste Andeutung einer satirischen Falte; das Haar fällt weich und seiden fast bis auf die Schultern herab. Das offene Hemd mit breit überfallendem Kragen wird unterhalb des Halses durch eine feine Brustnadel zusammengehalten. Tritt man mit dieser Beschreibung in der Hand vor das Original hin, so muß sie belustigend, ja verblüffend wirken; es stimmt nämlich absolut nichts! Der untere Teil des Gesichts ist kürzer, als auf anderen Porträts, z. B. der Zeichnung von Cécilie Braudt, und nicht länger als auf dem Gemälde von Oppenheim, der Hals allerdings länger, eben weil er entblößt und nicht durch Hemd und Kravatte verdeckt ist. Ebenso ist die Form der Nase genau dieselbe, wie auf diesem Gemälde; daß sie Strodtmann „griechisch“ nennt, klingt wie ein schlechter Scherz; der wehmützig-satirische Zug um die Mundwinkel, von dem jeder, der Heine gesehen hat, erzählt, tritt vollends in dieser Zeichnung schärfer hervor, als an irgend einem andern Portrait Heine's. Schon um dieses Zugs willen

wird gewiß kein Beschauer den Eindruck eines „träumerisch idealen Johanneskopfs“ gewinnen; das sind die Züge eines Mannes, der viel gelebt, viel gelitten und über Welt und Menschen endlich zu lächeln gelernt hat, kurz eben die Züge Heinrich Heines. Daß sie auch bei Johannot weid erscheinen, liegt nicht bloß an der Bleistift-Manier, auch nicht bloß daran, daß Heine in jenem Winter ernstlich leidend gewesen, sondern weil er nun einmal wirklich, wie auch Strodtmann an anderer Stelle richtig bemerkt, „fast weiblich seine Züge“ hatte. Alles in allem nicht bloß eine schöne Arbeit, die des berühmten Künstlers würdig ist, sondern auch ein allerdings ungeschmeideltes, aber sehr charakteristisches Porträt, wie man es von Johannot, der in allen seinen Arbeiten so viel Respekt vor der Natur zeigt, wohl erwarten konnte.

Strodtmanns schiefes Urteil erklärt sich sehr einfach: er hat das Original nie gesehen, sondern nur eine ungebührlich schlechte Reproduktion, auf die übrigens seine Beschreibung auch nicht ganz zutrifft. Die Reproduktion fiel so übel aus, weil der Kupferstecher mit den feinen Strichen des Originals nichts anzufangen wußte und seine Arbeit obendrein in ungewöhnlicher Hast fertig zu stellen hatte. Denn das interessante Bild hat auch eine interessante Vorgeschichte. Vor vorher, noch nachher hat das Erscheinen eines Porträts einen solchen Anruf in der literarischen Welt angestiftet. Es ist die Vorlage für das Porträt im Chamisso-Schwab'schen „Musen-Almanach“ für 1837, vor dem zunächst der Mitherausgeber Schwab, dann alle Schwaben Reichs ausnahmen und das dann zur Veranlassung einer so erbitterten jahrelangen Polemik zwischen Heine und seinen Gegnern führte.

Das hatte Heine freilich nicht ahnen können, als er Ende Dezember 1836 das Erscheinen der Weidmann'schen Buchhandlung, der Verlagsbuchhandlung des Almanachs erhielt, ihr eine Vorlage für sein Porträt zu senden. Karl Reimer, einer der Chefs der Handlung hatte diese Wahl für das Porträt des nächsten Jahrgangs auf eigene Faust getroffen; weder Chamisso noch Schwab wußten darum. Heine erwiderte erst auf eine Mahnung der Firma am 4. Februar 1837: „Dieser Tage werde ich einem vorzüglichen Maler sitzen und ich werde Ihnen eine gute Copie meines Gesichtes Ende dieses Monats ganz sicher übersenden. Den 1. März haben wir hier Ausstellung und die Maler sind bis Mitte dieses Monats, ja bis dreiviertel desselben vollauf beschäftigt, sonst hätte ich Ihnen die Zeichnung auch für die nächste Woche schon versprechen können.“ Da sich Reimer erboten hatte, den Zeichner zu honoriren, so bemerkte der Dichter:

„Ich glaube nicht, daß mir ein Maler hier, da ich zur Kunstvetterchaft gehöre, etwas abfordern wird; jedenfalls würde es Unbedeutendes seyn“ — und schloß: „Es existirt gar kein gutes Bild von mir und ich bin schon seit Jahren dringend angegangen, diesem Bedürfnis abzuhelfen; ich freue mich daher, daß dieses jetzt in so convenabler Weise geschieht. Sie sehen also, meine Schreibverzögerung hatte nicht ihren Grund in mangelnder Eitelkeit; mein Gesicht interessiert mich noch immer.“

Für Reimer folgten nun schlimme Tage. Schwab sagte sich vom Almanach los, die Schwaben und eine Reihe anderer Dichter folgten, was das Porträt, das den ganzen Handel angefaßt, war noch immer nicht da. Ein anderer Geschäftsmann hätte nun diesen, gewiß triftigen Grund zum Rückzug scharflich benützt; da Reimer zudem mit den Schwaben, nicht aber mit Heine in engerer Verbindung stand und bei der Wahl des Porträts wahrlich an keine Demonstration gedacht hatte, so ist der Mut, mit dem er nun Stand hielt, hoch anzuschlagen. Er hielt es für eine Ehrensache der Firma, nicht nachzugeben und ließ wieder einen Mahnbrief nach Paris gehen. Daraus überblickte Heine endlich die Zeichnung. „Sie ist,“ schreibt er, „von Tony Johannot und scheint mir ganz gelungen. Eben, weil ich einen guten Künstler haben wollte, ist die Verzögerung entstanden.“ Da er das Blatt zudem als Paket und mit der Fahrpost sandte, so traf es in Berlin zu einer Zeit ein, wo dem Kupferstecher nur noch kurze Frist übrig blieben, wenn der Almanach nicht verspätet erscheinen sollte.

Während die überhaßte, verunglückte Reproduktion in die Welt ging und so viel Lärm machte, legte Karl Reimer das Original in sein Archiv. Karls Sohn und Erbe, Hans Reimer, folgte das Blatt seiner Autographen-Sammlung ein. Dasselbe kam nach seinem Tode durch ein Berliner Antiquariat vor einigen Jahren zur Versteigerung, darunter auch Johannots Zeichnung. Ich hatte schon damals die Absicht, sie zu erwerben, kam aber durch einen Zufall um einige Minuten zu spät; der Zuschlag war bereits erfolgt. In diesem Mißgeschick war es mir ein gewisser Trost, daß das Blatt an einen lieben Freund gekommen war, den Professor der Rechte Dr. Carl Bernstein an der Berliner Universität. Er ist uns im vorigen Jahre allzufrüh entzissen worden; aus seinem Nachlaß hat es mir seine Wittve zur Erinnerung an ihn geschenkt. Das schöne Werk schmückt nun mein Arbeitszimmer; für eine würdige Reproduktion will ich Sorge tragen.

Karl Emil Franjos.

Literarische Notizen.

— Von welchen Grundrissen das Bibliographische Institut in Leipzig bei Herausgabe seiner Klassiker-Ausgaben geleitet wird, ist bekannt, auch bereits wiederholt an dieser Stelle dargelegt worden: es wird nur eine Auswahl aus den Werken jedes Dichters geboten, diese jedoch mit kritischer Sorgfalt bezüglich des Textes. An neuen Erscheinungen dieser Serie liegen uns nun vor: Tiedts Werke, herausgegeben von Gotthold Ludwig Klee in drei Bänden. Geboten werden neben einer fleißig gearbeiteten Biographie eine Auswahl der Poesie, die dramatischen Dichtungen: „Der Abschied“, „Der gefesselte Kaiser“, „Leben und Tod der heiligen Genoveva“, sowie der Prolog zum „Kaiser Octavian“, sowie eine Auswahl der Novellen, darunter natürlich auch die berühmtesten: „Des Lebens Ueberfluth“ und „Der Aufruhr in den Cocceanen“. Auch Wilhelm Hauffs Werke (herausgegeben von Max Mendheim) sind drei Bände eingeräumt; sie enthalten neben einer Auswahl der Poesie, der Märchen und Novellen den „Nachtstein“, den satirischen Roman „Der Mann im Monde“ und die „Phantastien im Bremer Matscheller“. Gingegeben werden Uhlands Werke (in zwei Bänden) ganz mitgeteilt; ausgeschieden sind nur die Fragmente und die sachwissenschaftlichen Schriften. Herausgeber ist Ludwig Fränkel; auf die Redaktion und Textrezeption der Gedichte ist große Sorgfalt verwendet und jede einzelne Publikation berücksichtigt. Wesentlich bequemer hat sich Richard Diege, der Herausgeber von Eichendorffs Werken, seine Ausgabe gemacht: er hat einfach die Sammlung der Gedichte von 1864 abdrucken lassen; Veröffentlichungen aus dem Nachlaß sind nicht berücksichtigt, auch wenn sie so beachtenswerthe enthalten und so bequemer erreichbar sind, wie die in der „Deutschen Dichtung“ (Band III., S. 306–313), die zwei und dreißig ungedruckte oder verschollene Gedichte Eichendorffs, darunter solche von bleibendem Werte, bot sogar die in Buchform erscheinende, von H. Meißner redigierte Nachlese hat Herr Diege nicht berücksichtigt! Außer den Gedichten enthält die zweibändige Auswahl das kleine Epos „Robert und Elisabeth“ den Roman „Abnung und Gegenwart“, sowie einige Novellen. Unsere Empfindung, daß Eichendorff hier an Auswahl des Gebotenen, wie an Sorgfalt des Herausgebers zu kurz gekommen, ist schwerlich eine subjektive. Allzuviel

Mühe hat sich auch Hans Zimmer, der Herausgeber von Körners Werken, nicht gemacht; doch enthält die zweibändige Ausgabe mit Ausnahme der Uebersetzungen, der Rätsel und sonstigen Kleinigkeiten die Werke vollständig. — o —

— Nordlandfahrt. Von J. Vanden (Berlin, Hugo Steinly). Das frische, lebenswürdige Büchlein ist eine Sammlung von Reisebriefen, die der Autor im Sommer 1894 während einer Nordlandreise mit der „Augusta-Victoria“ für den „Berliner Bären-Contour“ schrieb, dessen Feuilleton er seit Jahrzehnten leitet. Mit einer Heftigkeit, die in unserer Zeit rührend anmutet, versichert er im Vorwort, daß es ein angehender Jüngling sei, der zur Buchausgabe geführt habe; die einzelnen Annahmen hätten der regen Nachfrage nicht genügt. Das ist durchaus begründet; der Ausflug nach Norwegen wird heute von vielen Tausenden unternommen oder geplant; wer von ihnen nur eine dieser Skizzen in der Zeitung gelesen hätte, dürfte sich mit Recht freuen, daß er sich keinen behaglicheren Begleiter wünschen könne, um sich an das Erlebte erinnern oder auf das künftige vorbereiten zu lassen. So steht hier ein gleichsam entzückendes Vorwort vor einem ebenso berechtigten, wie anspruchlosen, ebenso lebenswürdigen, wie wohl orientirten Büchlein. Auch diese letztere trifft zu, obwohl der Autor die Reise zum ersten Male gemacht und nur das eben Gelebene geschrieben hat. Aber was jede Arbeit dieses Schriftstellers auszeichnet, ist es nun eine Theaterkritik, eine literarische Rezension, die Schilderung eines Menschen oder einer Landschaft oder was in der weiten Welt sonst Gegenstand eines Feuilletons sein kann, ist auch hier zu finden: er sühlt das Wesentliche sofort heraus und wehlt es anderen mitzutheilen. Ferner aber: er ist wohlwollend, der Mann, der seit fünf und zwanzig Jahren wo nicht länger, Tag für Tag im härtesten Probenstübchen dieser Erde, dem journalistischen, steht, hat sich sein Gemüth frisch und unerbittert erhalten, wie ein Jüngling; ihn freut das Gute, ihn freut, es loben zu können; das minder Gute schmeit er sanft, ohne Hohn, aber deshalb nicht minder wirksam bei Seite. Selten aber hat der Unermüdliche diese beiden Eigenschaften so reich bewahrt, als in diesem Büchlein und darum ist es nicht bloß ein guter Führer, sondern auch behaglich zu lesen. — s.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Bunze, Rudolf. Prinz Louis Ferdinand. Historische Dichtung. Berlin. Carl Siegelmann. 1895.
Laverrens, Victor. Deutsche Novellen. Berlin. J. F. Laverrens. 1895.

Gariberti, Heinrich. Aus der Jugendzeit. Poesie und Gedichte. Berlin. Sührsche Buchhandlung. 1895.

Bornhaf, F. Fürst Otto von Bismarck. Festschrift zu seinem achtzigsten Geburtstag. Berlin. F. Fontane & Co. 1895.

Egger, Eduard. Der letzte Prophet. Dichtung. Stuttgart. Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (Daniel Cohn). 1894.

Ester Otto. Unter dem Totenopf. Schauspiel. Braunschweig. Manert & Rocco Nachf. 1895.
Braune, Rudolf. Die goldene Freiheit. Roman. Hoffa, E. Braune. 1895.

Mytius, Otfried Venemus Erben. Roman. Heft 8 und 4. Weimar. Schriftvertriebsanstalt.

Kats, Albert. Die Juden im Kaukasus. Berlin. Hugo Schindberger. 1894.

Sollna, Maria. Der Roman einer Tränmerin. Dresden, Leipzig und Wien. G. Bieson. 1895.

Schönath, Carolath, Prinz Emil zu. Bürgerlicher Tod. Novelle. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlagsanstalt o. J.

Wagner, Christian. Neuer Glaube. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlagsanstalt o. J.

Klee, Anna. Gedichte. Leipzig. Georg Wigand. 1895.

Ker, Erwin. Alwars. Schauspiel in vier Akten. Berlin. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft. (Dr. F. Langenscheidt.) 1895.

Ker, Erwin. Eine Mutter. Schauspiel in drei Akten. Berlin. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft. (Dr. F. Langenscheidt.) 1895.

Ewert, Ernst. Silberliche. Eine Symphonie. Danzig. Theodor Bertling. 1895.

Andrejanoff, Victor von Weltgericht. Leipzig. G. B. Knamm. 1895.

Abgibt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Carl Emil Stanzas in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist unerlaubt und wird strafrechtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Pag & Carls in Berlin.



Um ein Grab.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Als Chane das Wartezimmer des Vermittlers betrat, wurde sie von Frau Beile Pulverblick ähnlich empfangen, wie zwei Tage zuvor ihr Mann. Nur kam das dicke, hochmütige Weib diesmal übel damit an. „Warten soll ich,“ fragte Chane, „bis Euer Mann für eine so kleine Sach' Zeit hat? Nun, so wird er sich die Zeit nehmen müssen, morgen zu mir zu kommen.“ Und sie schritt, an der Verblüfften vorbei, stolz zur Thüre hinans und kehrte erst um, als Mendele das Fenster öffnete und ihr nachrief.

„Verzeiht,“ sagte er dann, „aber mein Weib hat gewußt, daß ich Euch ohnehin noch nichts sagen kann. Ich hab' jetzt so viel mit großen Sachen zu thun — dreißig Meilen weit her kommen ja jetzt die Lent' zu mir — daß ich —“

„Daß Ihr“, fiel sie ihm in's Wort, „gestern schon in aller Früh' mit Reb David darüber gesprochen habt! Noch eh' Ihr wußtet, daß es uns paßt!“

Aber Mendele Pulverblick war nicht leicht zu verblüffen. Der wulstige Mund spitzte sich und ließ einen leisen Pfiff hören. „Es scheint, es paßt Euch nicht“, höhnte er. „Nur so aus Neugierde habt Ihr ausgespäht, ob ich schon dort war. Aber Mendele Schadschen lügt niemals. Ich war dort, nur eben wegen einer anderen Partie, die mir mehr trägt, als zehn Gulden. Mir scheint, er geht d'rauf ein, aber wenn sich die Sach' vielleicht doch zerfählt, dann will ich mit ihm von Eurer Tochter reden.“

„Nicht nötig!“ erwiderte sie und erhob sich. „Reb David kennt unser Kind und wünscht sich keine andere als sie, da brauchen

wir also Euch nicht. Da spricht eben ein Anderer mit ihm, der nichts dafür verlangt, und wir können die hundert Gulden, die er für uns geben will, ganz behalten. Wer durch Lügen mehr erpressen will, als abgemacht ist, der verdient die Straf', daß er nichts bekommt. Gott befohlen!“

Diesmal ereignete sich etwas, was noch die wenigsten Menschen gesehen hatten: Mendele schlug wirklich und wahrhaftig den Blick nieder. Aber nur einen Augenblick. Ehe Chane noch die Hand auf die Thürklinke legen konnte, hatte er sie erreicht.

„Hat das einen Sinn?“ fragte er lächelnd. „Weil ich Alles in Ordnung gebracht hab', wollt Ihr die Sach' nun durch einen Anderen zu End' bringen lassen? Ist das gerecht? . . . Nehmt Platz, Chane, Ihr seid klug und ich nicht dumm, wir werden uns leicht verständigen. Also: Reb David ist einverstanden, die „Enoim“ (Verlöbniß-Akte) können geschrieben werden, wann Ihr wollt, auch morgen schon; nur bleibt die Sach' zunächst noch unter uns. Glaubt Ihr, daß Euer Miriamchen schweigen kann, so könnt Ihr es ihr ja sagen; aber fürchtet Ihr, daß sie damit prahlen wird, so erfährt auch sie es besser erst später.“

„Warum?“ fragte die Frau mißtrauisch.

„Erstens will er vorher seinen Rathsan verheiraten; die Partie mit der Fussiathnerin — Euer Mann hat Euch doch davon erzählt? — hab' ich nun auch in Ordnung gebracht; die Hochzeit ist in fünf Wochen, Ende Oktober. Daß er die Verlobung bis dahin geheim halten will, werdet Ihr doch verstehen? Der siebzehnjährige Vater zu gleicher Zeit Bräutigam mit dem siebzehnjährigen Sohne, und beide unter

einem Dach — es wär' ein Bißchen lächerlich. Dann aber verlobt man sich doch, selbst wenn man so alt ist und es daher eilig hat, nicht sechs Wochen nach seines dritten Weibes Tod mit einer Vierten! Also, Eure schriftliche Siderheit sollt Ihr sofort haben, aber die Verlobung wird erst einige Tage vor der Hochzeit kundgethan . . .“

„Und wann soll die sein?“ fragte sie.

„Mitte November. Dann hat er volle dreizehn Wochen Trauer gehalten; mehr kann von einem Siebzigjährigen kein Mensch verlangen.“

Die Frau dachte nach. „Ich bin einverstanden“, sagte sie dann kurz. „Und nun die Bedingungen. Was sichert Reb David meiner Tochter zu, wenn sie — ich meine, wenn er vor ihr sterben sollte?“

Mendele wollte erkannt, dann entrüstet thun. „Soll ich mit einem Bräutigam von seinem Tod reden?“ rief er. Aber im nächsten Atemzug befann er sich eines besseren. „Ich bin überzeugt“, sagte er, „er lebt noch lange und die Ehe wird mit Kindern gesegnet. Aber Ihr habt Recht, auch für das Gegenteil muß vorgesorgt werden. Wißt Ihr schon, was Ihr fordern wollt?“

Wieder blickte sie sinnend vor sich nieder. „Ich sag's Euch doch lieber erst nächstens“, meinte sie dann. „Mein Mann will doch auch gehört sein. Aber das müßt Ihr schon heut' wissen, wenig wird's nicht sein. Sie hat nichts als ihr bißchen Schönheit und Jugend, die opfert sie dem Greis; von uns erbt sie ja nichts; sie soll, wenn sie allein zurückbleibt, versorgt sein.“

Der Vermittler nickte. „Wenn Ihr Vernünftiges fordert, so wird er's gewähren. Aber an dem, was Ihr für Euch verlangt, kann leicht alles scheitern.“ Er sah sie lauernd an. „Wie ich Euch kenne“, fuhr er im Ton ehrlicher Entrüstung fort, „verlangt Ihr mindestens dreihundert Gulden und doch werden wahrscheinlich nur hundert zu erreichen sein, und um jeden Heller darüber werde ich mit dem alten Weizhals rauen müssen.“

Sie sah ihn erstaunt an, dann aber ging ihr der Sinn der Rede auf. „Wieviel“, sagte sie, „sollen wir nach Eurer Meinung verlangen und was sind Eure Bedingungen?“

„Dreihundert Gulden“, erwiderte er mit

ruhigem Lächeln. „Für mich zehn Prozent, also dreißig Gulden, sodasß ich im ganzen vierzig von Euch bekomme . . . Ehane, was seid Ihr für ein fein Köpfechen! Wenn Euer Mann —“

„Schweigt!“ rief sie heftig. Sie durfte ihrem Leib Vorwürfe machen, sie allein, sonst niemand! „Was wißt Ihr von meinem Mann!“ Sie war so erzürnt, daß er Mühe hatte, sie zu beruhigen. Bevor sie ging, verabredeten sie noch, daß sie ihm am nächsten Tage, Donnerstag, Bottschaft senden und seine Antwort am Sonntag Morgen erhalten sollte. Ging alles glatt, so sollten die Verlobungs-Akte am Sonntag Nachmittag in seiner Stube unterzeichnet werden.

Erhobenen Hauptes trat sie auf die Straße. Nun konnte sie getrost heimkehren; ein Besuch bei Mosche Erdkugel war nicht mehr vonnöten. Die Angelegenheit ordnete sich nach der Verlobung gleichsam von selbst.

Die freudige Erregung gab dem siechen Körper Kraft; rasch schritt sie durch den Flecken. Aber es war doch gut, daß sie bei den letzten Häusern von einem Wäglein ans Winkowze überholt wurde. Drinnen saß ein kleiner dürrer Greis, dessen Auglein in verdächtigen Glanze schimmerten; auch die Hand, die das Leitseil hielt, zitterte. Das war der Richter von Winkowze, Harasim Kozarczut; die Frau rief ihn an; es war nicht sein Wille, daß er sein Pferd erst nach einer Strecke zum Stehen bringen konnte; es war, als wüßte der kluge Schimmel in solchen Fällen, daß die Last der Verantwortung für die ungefährdete Heimkehr vor allem auf ihm liege, er kümmernte sich nicht viel um Reden und Thaten seines Herrn.

„Da siehst Du“, jammerte der Alte die Frau an, als sie ihn endlich kuschend erreicht hatte; „nicht einmal mein Pferd gehorcht mir mehr! . . Nun, nimm Platz!“ Er rückte bei Seite. „Mit einer alten Jüdin fahren ist g'rad auch kein Vergnügen, aber was muß sich ein armer wirtscher Mann nicht gefallen lassen! Ist ho!“ Der Schimmel griff aus. „Ja, Ehane, ich hab's schlecht auf der Welt! Und warum?“ Er begann zu schluchzen. „Weil ich der Richter bin!“

Die Frau wußte, wie man ihn in diesem Zustand behandeln mußte. „Ja, Harasim“, sagte sie mitteilig, „Ihr habt's bitter auf der

Welt! Aber was ist Euch heut' Besonderes begegnet?"

"Frag' nicht!" jammerte er. "Es ist zu hart! . . . Da bekomm' ich nennlich einen Brief vom kaiserlichen Schreiber in Haliçz — dieser Mensch schreibt mir nämlich fortwährend, obwohl er doch weiß, daß ich nicht lesen kann, nur um mich armen, alten Mann zu ärgern — und der hochwürdige Hilariou sagt mir: Richter, sagt er, da steht, daß Ihr am Mittwoch nach Haliçz müßt, Ihr und die Richter der anderen Dörfer, durch welche das eiserne Pferd laufen wird — wegen der Bahn. Da bin ich Gsel ganz fröhlich, daß es nichts Schlimmeres ist, und auch die Ältesten, mit denen ich berathe, sind fröhlich und wir denken: jedes Dorf soll eine Entschädigung bekommen, damit es die Zanberei und den Gestank duldet. „Verlange nur für Binkorze tausend Gulden“, sagen sie, „oder zehntausend, kurz so viel wie die anderen Dörfer!“ Gut, hent' nun zehn stehen wir also alle vor dem Schreiber und er fängt an zu reden. Das eiserne Pferd ist kein Zauber, sagt er, sondern eine Maschine, und kein Teufel steckt drin, sagt er, auch keine arme Seele, sondern ein Kessel, und solchen Unsinn mehr, und das, will er, sollen wir Allen sagen! Nun, denken wir, red' nur zu, Bruder, den Gefallen werden wir Dir zwar nicht thun, weil uns sonst jedes Kind im Dorfe anlachen würde, aber jetzt, Bruder, jetzt kommst Du wohl mit den Gulden heransgerückt! Wichtig scheint es so, denn nun fängt er an, uns zu erzählen: Das eiserne Pferd ist ein Segen für jedes Land, und bringt Allen Vorteil und keinen Schaden und darnun — — nun, was meinst Du wohl? Ach, diese Enttäuschung war zu bitter!" Und der Trunkene begann wieder zu schluchzen.

"Nun?" fragte die Fran.

Aber es währte lange, bis er erzählen konnte. "Darnun soll Jeder dafür sein, sagt er, und keine Schwierigkeiten machen, sagt er, und besonders soll sich keiner, über dessen Acker das Pferd laufen wird, einfallen lassen, für das Stücklein Grund mehr zu verlangen, als den üblichen Preis. Und wenn er mehr verlangt, sagt er, so betrübt er dadurch nur den Herrn Kaiser, der das eiserne Pferd sehr gern hat, aber nützen thut's ihm nicht, denn dann schäht das Gericht das Stück Land ab

und spricht ihm nur zu, was ihm gebührt. . . Und dazu, Ehane, dazu läßt man einen armen alten Mann eigens nach Haliçz kommen. . . Bereitet Euch Leute vor! sagt er — bald kommen wir hinanz, Alles zu ordnen — oh! oh!"

"Ja, es ist hart", meinte sie, um nur etwas zu sagen. Ihre Gedanken weilten fern, in der Zukunft: sie sah ihr Kind als Herrin in dem reichen Hause walten, zwar eines greisen Mannes Weib, aber sorgenlos, zufrieden, von allen beneidet. . .

In anderem Licht sah zur selben Stunde der kleine Schänkwirt die Zukunft seiner Tochter vor sich liegen, während er so am Fenster der Schänktube saß und in die Dämmerung hinausstarrte. Zanko hatte sich nicht blicken lassen, vielleicht kam er überhaupt nie mehr, als Furcht vor dem Donnerwort seines Priesters. Vielleicht! — aber recht wagte es Leib nicht zu hoffen. Dieser Zanko, dachte er, hat ja einen eisernen Kopf; was er will, setzt er durch! Das läßt nicht im Guten ab. . . Und dann sah er wieder das Beil blinken, wie in seinem Traum. Er hatte sich getrostet, dieser Traum sei nur eine Vorbedeutung des Austritts gewesen, der sich dann zwischen Zanko und dem Schmied abgespielt, aber es war doch wohl anders. . .

Da trat der Mann ein, den seine Gedanken eben gestreift: der dicke Dunsrij, mit ihm einige Hausväter der Gemeinde. Der Kleine mußte die Dellaterne an der Decke anzünden und Schnaps bringen; die Männer wollten hier die Rückkunft des Richters erwarten. Bald füllte sich die Stube immer mehr, so daß auch Miriam bei der Bedienung ausshelfen mußte; als sie eintrat, zuckte es im Gesicht des Schmieds von verhaltenem Lachen, doch sagte er nichts. Und als er dann rief: "Na, Leibko, wann verlobst Du Deine Tochter? Dir ist wohl kein Jud' für sie gut genug?!" — da verstand ja nur der Kleine die Anspielung und fuhr zusammen. Doch blieb es bei diesem einen Wort. "Schnaps her!" rief der Schmied, "hent' wird vertronken, was uns der Herr Kaiser schickt!" und die Anderen fielen jubelnd ein. Als mit Einbruch der Nacht der Wagen des Richters vor der Schänke hielt, da war Leib Weisnachtslachen der einzige nüchterne und betrübtete Mann in der Stube.

Das änderte sich freilich, als der alte Parasim unter bitteren Thränen hereingewankt kam, Chane hinter ihm. Ein Blick auf sie richtete den Kleinen auf; sie hatte bei Moses Erdbeuge eine weitere Frist erwirkt, vielleicht auch von Mendele Gutes erfahren; jedenfalls brachte sie große Botschaft. Ihre Augen blickten sicherer, ihr Haupt war erhobener, als er es seit lange, lange an der kranken, vergrämten Fran gesehen.

Was es sei, konnte er sie freilich nicht fragen, er hatte zunächst, obwohl auch sie sofort helfend eingriff, alle Hände voll zu thun. Denn beim Anblick ihres Oberhauptes jauchzten alle Bauern an und verlangten ihre Gläser gefüllt; daß er mit beträumtem Antlitz vor sie trat, konnte ihnen unmöglich als böses Vorzeichen erscheinen; wenn Jemand aus Wukowze nach Halez kam, so betrank er sich eben dort, und wenn Parasim sich betrank, so weinte er immer. Es währte lange, bis sie aus seinen schluchzenden Worten erkannt hatten, daß er diesmal wirklich eine schmerzliche Enttäuschung für Alle heimbrachte. Aber traurig wurden auch dann die Wenigsten, die Meisten nur eben zornig. „Der Schreiber ist ein Schwindler!“ riefen Einige. „Das sieht man doch auch an seinen Redereien vom Kessel und der Maschine; es ist eben Alles freche Lüge!“ Und Andere meinten: „Wer will mich zwingen, meinen Acker zu verkaufen, wenn ich nicht will? Dahinter steckt eine Lumperei der Schreiber und der Polen, die ja in letzter Zeit immer hinter einem Busch stecken. Wir gehen zum Herrn Kaiser und der schafft uns unser Recht!“ An zuversichtlichsten war der Schmied. „Ich habe keinen Schaden davon“, lachte er, „selbst wenn sie mich zwingen können, ihnen den Grund neben meinem Haus billig zu verkaufen. Denn billig zu arbeiten können sie mich nicht zwingen — und was nützt ihnen die Schmiede ohne Schmied?! O die Dummköpfe!“ Und jauchzend stimmte er den Rundgesang an, in den die anderen einfielen:

Der Schnaps ist süß, der Schnaps ist gut,
Der Schnaps giebt Kraft und großen Mut!
Und wenn das letzte Schnapsfaß leer,
Dann kommt auch gleich der Teufel her!

Es ging auf Mitternacht, als sich die Reihchen zu lichten begannen. Da zog sich auch Chane, welche die Tochter längst zur Ruhe geschickt, in die Schlafstube zurück. „Ich kann nicht

mehr“, flüsterte sie ihrem Manne zu. „Morgen erzähl' ich Dir von Halez. Es ist uur Gutes!“

Der Kleine nickte selig; die Bestätigung seiner frohen Ahnung gab ihm ungewohnte Kraft. Das fiel selbst seinen Vätern auf. „Seh' nur“, meinte einer, „wie munter der Leibko heute umherhüpft. Auch er glaubt dem Schreiber nicht! Und er ist doch ein Jud!“ „Bah!“ meinte Dnnstrij verächtlich, „aber ein dummer! Da ist ja jeder Bauer klüger! Und nun gar ich! Und ich sage Euch —“

Und er sagte ihnen zum zehnten Male, wie sie die „Komissija“ („Kommission“) heim-schicken müßten, wenn sie wirklich im Dorf erschiene, um ihnen solche Unbill zuzumuten. „Wir lachen sie aus, bis sie davon laufen!“

Es ging auf zwei, als Leibko endlich seine Lagerstätte aufsuchen konnte. Aber als die Septembersonne vier Stunden später in die Kammer schien, da fanden sie den Kleinen bereits an seinem gewohnten Platz, die Bettrümpfen um Stirne und Arm geschlungen. Es that ihm wohl, daß hent' ein Donnerstag war, für den, wie für den Montag, andere und längere Gebete vorgeschrieben sind, als für die vier anderen Wochentage. Voll freudiger Zuversicht sah er den rotglühenden Ball sich aus den Nebeln lösen und goldstrahlend emporsteigen. „Bei Dir ist Heil! Ich habe an Dich vertraut und Du hast mich erhört!“

Als er nach dem Frühstück in der Schänk-stube neben seinem Weibe saß und ersuhr, was Gutes sie heimgebracht, da wich freilich die Freude aus seinem Gemüt und das Leuchten aus den kleinen geröteten Augen. Er verberg sein Antlitz, daß sie es nicht sehe, und blieb stumm, als sie die gnädige Fügung pries, daß Neb David Miriam schon gekannt und Hirschele Krakauer gerade im rechten Augenblick mit seinem Wagen vorbeigekommen. Er hatte sich ja in diese Heirat gefunden, es mußte ja sein, und auch Gott der Herr hatte wohl seine Zustimmung dazu gegeben, weil er sonst den Zufall nicht so wunderbar hätte spielen lassen, aber freuen — nein, freuen konnte er sich nicht darüber . . .

„Nun, was sagst Du?“ fragte sie endlich ungeduldig. „Du siehst ja da, als hätt' Dir all das Unglück die Neb' verschlagen?!“

„Nein, nein!“ sagte er ängstlich. „Ein Unglück ist's nicht, aber . . .“

„Was?“

Er nahm all' seinen Muth zusammen, aber die Lider schlossen sich unwillkürlich, als er endlich mühsam hervorstieg:

„Aber kein Glück! . . .“

„Und nun“, dachte er, „nun werden die Scheltworte und Vorwürfe auf mich niederprasseln.“

Aber sie blieb still, nur ihr Athem ging schwerer. Und als er sie ansah, da sah er zwei Thränen jäh aus ihren Augen brechen und ihre hageren Wangen herabrollen.

„Chane“, murmelte er und ergriff ihre Hand; er wollte sprechen und konnte nicht, aber eine Welt von Liebe und Neue lag in dem einen zitternden Laut . . .

Sie hatte ihn verstanden.

„Sprich nicht“, sagte sie mit erstickter Stimme. „Es ist nicht unsere Schuld, daß uns kein anderes Mittel übrigbleibt, sie zu versorgen . . .“

„Deine Schuld nicht . . .“, murmelte er demüthig, „aber meine?“

„Klag' auch Dich nicht an“, sagte sie abwehrend. „Wir brauchen unsere Kraft, laß uns ruhig bleiben. Also, darüber sind wir einig, daß wir sie Reb David geben?“

„Ja“, sagte er fest. . . . „Aber natürlich müssen wir Miriam vorher fragen . . .“, setzte er zaghafter hinzu.

Sie sah ihn so voll starren Stannens an, als zweifelte sie an seinem Verstande.

„Vorher fragen?“ wiederholte sie langgedehnt. „Ob sie will?“

„Ich hab' nur gemeint!“

„Das ist Wahnsinn“, sagte sie herb. „Mein Vater hat mich nicht gefragt, und Dein Vater nicht Dich — und Niemand fragt — höchstens die „Deutschen“ (die unfrommen Juden) in Pemberg oder Czernowitz. Und deshalb sind unsere Ehen doch glücklicher, als ihre . . . Ist das wahr oder nicht?“

„Es ist wahr“, antwortete er.

„Und was weiß das Kind vom Leben? Sie wird „Nein“ sagen, schon, weil sie noch länger bei uns bleiben will, und noch mehr, weil sie das Alter des Mannes schreckt. Aber weiß sie auch genau, so genau wie wir, welches Schicksal sie sich durch ein „Nein“ bereitet?“

Er senkte das Haupt. Er hatte den Ge-

danken ausgesprochen, weil er mußte . . . Aber sein Weib hatte Recht, und noch viel Anderes ließ sich dagegen sagen. Und dennoch! — Ihn war's, als wären zwei verschiedene Wesen in ihm, das eine hatte gerufen: „Sie muß selbst entscheiden!“ und rief es noch, und das andere mahnte: „Es ist gegen Herkommen und Vernunft!“ Das Erste rief lauter, aber das Andere sprach eindringlicher.

„Nun?“ rief sie ungeduldig.

„Ich hab' nur gemeint: eben weil er so alt ist . . .“

„Also bestehst Du drauf?“ fragte sie zitternd vor Zorn. „Ich hab's Dir vorhin von der Seele nehmen wollen, daß unser Leben und unsere Armut und all' die Sorge, in der wir nun stecken, Deine Schuld sind . . . Aber bestehst Du nun auf Deinen Wahnsinn, so ist das Unglück Deines Kindes Deine Schuld — und die nimmt Dir auch nicht Gott der Herr von der Seele . . .“

„Auf Ihn nicht an!“ rief er flehend. „Was Er will . . . Ich weiß nicht, was Er da will!“ stieß er in qualvoller Angst hervor. „Ich hab' nur geglaubt . . . ich besteh' nicht darauf!“

Sie wollte noch ein zorniges Wort sagen, doch unterdrückte sie es, als sie sah, wie todtensbleich er war.

„Nun wohl“, sagte sie. „Dann wird sie erst in vier Wochen erfahren, daß sie Braut ist. Hast Du etwas dagegen?“

„Nein.“ Denn nun hörte er in seinem Innern nicht mehr die beiden Stimmen, die so herb mit einander gestritten, sondern wieder nur Eine und sie sagte: „Mag sie wenigstens noch vier Wochen das harmlose, fröhliche Wesen bleiben, wie bisher.“

„Nun die Bedingungen. Was soll er ihr zusichern? Es ist nicht leicht zu entscheiden. Er ist reich, hat aber viele Kinder. Ich denke, tausend Gulden können wir fordern. Mehr nicht, aber dabei bleiben wir auch.“

„Wie Du meinst“, sagte er demüthig.

„Dann die Aussteuer . . . Wir können ihr ja nichts mitgeben . . .“ Ihre Stimme zitterte schmerzlich. „Nur das Nothwendigste; ist er der brave Mann, für den wir ihn halten, so wird er dann sein Weib besser bedenken . . . Dreißig Gulden vielleicht für ein Kleid und einige Hemden . . .“ (Fortsetzung folgt.)

Ghasel.

Nach schwarzen Augen liebt man keine mehr,
Man liebt nur noch die dunklen Weine mehr,
Man liebt, womit der Tag auch prunken mag,
Die Nacht mit ihrem Sternenscheine mehr.

Wer in solch' dunkles Gold der Augen sah,
Liebt nicht die besten Edelsteine mehr;
Der Wiesen junges Grün erfreut, doch sagt
Das Dunkel der Cypressenhaine mehr.

Hermann Lingg.

Von meinen Liedern.

Was mir ein Gott in meinen Liedern gab,
Es ist ein Kleines nur. Doch ist's mein Eigen!
Für meine Seele ist's ein Wanderstab.
Ich wand're Jahr für Jahr. Dann kommt das
Schweigen.

Wie schön ist doch die Welt! In meiner Krust
Welch' ein Gestalten! Welch' ein seltsam Tönen!
Ich trage mit ergeb'ner Schöpferlust
Mein Stäubchen bei zum Wellenbau des Schönen.
Heinrich Hege.

Die Broche.

In Paris ein Ball vereint
Potens Emigranten.
Gräfin Julia erscheint
Blühend von Brillanten.
Eine Broche von Apur
Schmückt die schöne Büste,
Gleichwie eines Kusses Spur,
Den der Himmel küßte.

„Gräfin, sagl, was dieser Stein
Birtgl auf blauem Grunde,
Soll's ein Angedenken sein
Süßer Liebesstunde?
Ist's ein Bildnis, sagel au?
Ist's ein Ring von Haaren?
Oder ist's ein Talisman,
Mächtig in Gefahren?“

Und des Junkers Hand verweilt
Auf der schönen Bierde,
Bis ein Schlag des Sägers heilt
Seine Witzbegierde.
Wellenschaum im Hauch des Winds
Geh'n des Busens Wogen,
Und sie spricht: „Drei Nadeln sind's,
Kostig, halb verboten . . .“

Für die Freiheit suchl mein Held
Und erschot die Kette.
Einsam stand ich in der Welt;
Einsam blieb mein Bette.
Von des Arckers Modertlust
Bleichte seine Wange;
Kauge lag er in der Gruft
Vor dem Wahnsinn bange.

Langsam der Gedanken Bahn
Fühlt er sich verwirren;
Langsam sich den Wahnsinn nahu;
Seine Blicke irren;
Als ein Spielzeug er entdeckt
In der Kleidung Falten:
Die drei Nadeln, rostbesleckt,
Die verbog'nen, allen.

Und er streut sie in die Luft,
Daß dem Blick sie schwinden,
Und durchsucht die Kerkergrust,
Wieder sie zu finden;
Schleudert fort sie neuerdings,
Sucht sie stets auf's neue
In den Felsenpallen rings,
Auf des Lagers Streue.

Fahre währete dieses Spiel,
Grauensvolle Fahre
Und der Strahl der Freiheit heil
Auf ergraute Haare.
Aber weil die Nadeln hier
Ihm den Geist grettel,
Hab' ich sie für immer mir
An das Herz gebettet.“

Also sprach die schöne Frau.
Zwischen Demantblühen
Strahlte der Stein so leuchtend blau
Durch des Kleides Spühen
Wie des Südens Ocean,
Wie des Himmels Bläue,
Wie der schönste Talisman:
Frauenlieb' und -Treu.

Rudolf Knauth.

Ich ging im Park . . .

Ich ging im Park.
An einem Arie des Wegs
Betralt mich unverhofft
Ein seltsam Bild.

Unweit, wo hell
Durchs Laub der Himmel brach,
Auf einer Bank von Marmor
Sah ein Weib, —
Ein schlankes Kind
In erdbeerrottem Kleid,
Von Braungelock
Das Köpfschen überwirrt.

In ihren Fingern
Ring ein hanfen Kneht,
Darin ein bunter Ball
Gefangen lag —:
Und wie die Laune trieb,
So schaukelte
Und wirbelte das Kneht
Die zarte Hand.

Mit aber war's,
Ich sähe Aphrodite,
Die Herrin,
Wie sie mit dem Erdball spielt.

Christian Morgenstern.

Mittagszauber.

Es ruht in tiefen, träumenden Gedanken
Der Wald. Durch moosumponenes Gestein
Kimmelt matt des Sägleins Welle, und der Schein
Der Sonne filtert durch die dichten Ranken.

Weißgelbe Falter zwischen Blumen schwanken,
Und Mücken langen lautlos Ringelreih'n.
Ein Hauch wacht auf und schlummert wieder ein,
Hinsirrend an den heißen Felsenranken.

Am Bachstrand im Schallen einer Weide,
Dort ist's, wo oft in's hohe Gras ich sinke.
Ein bunter Käfer klettert mir am Kleide

Langsam empor. Am Busch webt eine Spinne,
Geschäft'ge Spinne ihre feine Seide,
Und oben schmettert monoton ein Flinke.

Otto Oppermann.

Waldesträumen.

Ueber den hohen Bäumen
Ruhet der Sonnenschein;
Da geht ein leises Träumen,
Ein Flüstern durch den Hain,
Ein Träumen süß zerronnen,
Ein Flüstern geisterfacht,
Als träfe ein Auh der Sonne
Die müde Stirn der Nacht,

Ein Auh der Himmelsklarheit
Die räselundke Welt,
Die fern dem Glück, der Wahrheit
Die Dornenhecke hält.

Sie atmet tief und regt sich,
Und jedes Blatt am Zweig
Erschauert und bewegt sich
Entzückt und achtungsreich,

Und leise Lichter weben
Auch dir ins Herz sich ein:
Das Dämmern kündeit Leben
Im vollen Sonnenschein.

Julius Havemann.

In Luft und Leid.

Gleich einem Auh kommt's manchmal über mich,
Dann möchte ich in wildem Taumel rollen,
Die Felsenriesen durcheinander rollen.
Das Blau vom Himmel reißen möchte ich
In glüh'nder Luft — dann muß ich dich umfassen,
Und Auh um Auh dir pressen auf die Wangen —
Sie küßten sich so süß — so wonniglich!

Stoweißen wieder wird mir weh zu Muth —
Warum? Ich weiß es nicht! — So weh und bitter!
Gleich wie am schwülstem Tag vor dem Gewitter
Ein bleiern schweres Etwas auf mir ruht —
Da zieht es mich zu dir mit mächt'gem Sehnen,
Ich möcht' mein Haupt an deine Schuller lehnen,
An deinem Halse weint es sich so gut!

Julius Bah.

Ueberschwemmung in Pithauen.

Die Woge schwoh, der Wiesendamm zerbrach,
Es donnerte hecunter hohl den Hag,
Und wüthend wälzte sich der Sturm herbei,
Dazwischen gellte mancher Todeschrei.

Wohl siedelt noch der Wind ein tolles Stück,
Doch endlich neigt er schläfrig sich zurück
Und winkt dem Abend still und mildeidvoll,
Und es verweht der wüste Weltergroll.

Ein salber Nebel sinkt und steigt und sinkt:
Ein Flackern noch aus seinen Falten blinkt,
Und seltsam überläßt's die graue Flut,
Als rieselte vom Himmel düstres Blut . . .

Doch dorten, wo es trüber qualmt und raucht,
Ein Wipfel aus dem Blutgewölke laucht;
Es ist als ob sein Arm den Siebel stühl,
Den schallend er seit aller Zeit geschühl.

Der Siebel spaltenreich und moosbedeckt
Sich gestirbt und kumm vornüber reckt;
Er wankt und schwanzt im dämmergoldnen Schein,
Durch seine Fenster Strubell's aus und ein . . .

Und immer dunkler sich's zusammenballt,
Die Lüfte geh'n und kommen schwer und kalt,
Auf's Land treibt verblend eine Scholle Eis —
Doch liegt darauf ein knospengrünes Reis.

A. E. T. Tielö.

Entsagen.

Die Seele lag in tiefem Schlaf,
Von Alltagsorgen zugedeckt,
Und sehrend hat sie sich gestreckt
So oft ein Ton vom Glück sie traf . . .
Doch stets hat sie ein Trau'm geneckt,
Und jeder Klang, dem sie gelauscht,
Ist bald vertauscht
Und keiner hat sie aufgeweckt.

Allmählich hat sie sich erwöhnt,
Zu lauschen an verschloss'nem Thor.
Zu lauschen mit gespanntem Ohr
Dem süßen Lied, das ferne lönt . . .

Zuweilen nur fährt sie empor,
Wenn allzu hell und laut ein Klang
Sich Einlaß zwang,
Doch bald entschlüßt sie wie zuvor.

Sie weiß, daß nie das Lied und nie
Aus ihrem dumpfen Schlaf sie reißt
Und ihr die lichten Wege weiß,
Darauf in Freuden Schritte sie,
Und daß sie nie den Morgen preißt,
Der sie aus ihrer Einsamkeit
Und Nacht befreit
Und jubelnd ihr das Stück verheißt.

Wilhelm Langewiesche.

Psychologischer Kompaß.

Mach dich vertraut mit dem Gedanken
Bei deiner Lebensfahrt Beginn:
Es ist ein unaufhörlich Schwanken
Auf diesem Kompaß: Menschen Sinn.

Ein Kompaß — doch mit Unterscheidung,
Weit stets der Pfeil, verkehrt gestellt,
Vom Norden weist Selbstbescheidung
Zum Süden der Begierde schnell.

Und wenn sie Menschenkenntnis preisen
Dir oft als Führer durch die Welt,
So denk: Wohl führt magnetisch Eisen
Den Seemann sicher durch den Bell,

Wohl sind ihm seiner Nadel Pole
Wegweiser nach dem fernem Port!
Doch die gepriesene Souffle
Psychologie, hält sie dir Wort?

Du st! einer je so klug sich nennen,
Daß er in Menschenherzen las
Und seinen Course klar zu erkennen
Nach diesem Kompaß sich vermaß?

Ja, könnt' es einen solchen geben,
Dann würden alle wir zum Spott,
Der führ' auf stolzem Schiff durchs Leben,
Wär' ein Eroberer, ein Gott!

Alfred v. Ehrmann.

Lied.

Einsam zieh ich und verlassen
Durch die stillen Fluren fort,
Nur der Mond zieht mit die Straßen,
Keen liegt schon der liebe Ort.

Leis vom Windeshauch getragen
Tönen Glockenklänge her

Und das Herz will teifer schlagen,
Trüber Wehmut voll und schwer.

Traute Freunde, kleine Hütte,
Friedlich stilles Heimathal,
In die Welt lenk' ich die Schritte,
Lebet wohl zum letzten Mal!

Hugo Hlinke.



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Mannsript.

Rübezahl.

Phantastisches Schauspiel in vier Aufzügen

von

Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Rübezahl (zu Ratibor, ruhig.) Noch einen Schritt. (Wirt ihm dann den Mantel vom Kopf zurück.) Sehn Sie, Frau Gräfin, das ist dieser Rübezahl. Das ist seine „überlebensgroße Keule“, (nimmt an und stürbt, hält sie empor) und das da sein Kopf!

Johann. Gott und Herr! Ein Kürbis!

Rübezahl. So wird die dumme Welt von je an der Nase herumgeführt; Dohllöpfe durch Kürbislöpfe! (winkt ihm Johann vor die Füße) Ich schenk' ihn Dir, zum Andenken. — Dir aber, Du gemeiner Schelm, Du tollbreiter Wicht, der Du den Namen Rübezahls so unsam mißbrauchst, Dir werf' ich Deinen an den Kopf vor die Füße — den angewachsenen da. Du stirbst wie ein Hund! (Wetzt auf Ratibor zu; hinter fällt Rumm auf die Knie.)

Stella (tritt heftig zwischen Beide). Um des Heilands willen! Nein, nein! (starrt dünnend die Hände; berysch weich) Er ist doch ein Mensch wie wir. Gehen Sie nicht zu hart mit ihm ins Gericht!

Rübezahl (betrachtet sie erregt, bewundernd). Was haben Sie für eine Stimme, Comtesse. — Ich war empört gegen diesen Unhold, weil er an so edlen Damen freche Unbill verüben wollte —

Stella. Er hat's nicht gelhan. Sie, wie von Gott geschickt, haben es gehindert. Seien sie nun auch milde, (sachtend) wie Gottes Schutzengel sind —

Ratibor (noch fletschend). Gnade, Herr!

Rübezahl. Still! Krächze nicht nach dieser Nachtigallenstimme. — Ihr dankst Du Dein Leben. (Ratibor wendet sich auf den Knien zu Stella, greift nach ihrer Hand, sie zu küssen. Rübezahl sah auffammen) Rühr diese Hand nicht an! (sich fletschend, zu Stella, sanft.) Verzeihen Sie; mich empörte diese Dreistigkeit. Eine solche Hand . . . Küsse ihr Gewand! (Ratibor gehorcht.)

Stella. Wie dank' ich Ihnen, werter Herr —

Rübezahl. Ich, ich danke Ihnen: jedes Ihrer Worte macht mich weicher — besser. — Steh nun auf, Du Schelm; — führt ihn in den Thurm; morgen will ich ihn ausfragen, und mit gelinder Strafe entlassen. (Zwei Diener mit Ratibor ab.) Ihr Andern

nun auch hinaus! (Die übrigen Diener und Knechte ab; die Handlhaber treten auf den Tisch.) Setzt das Nachtmahl, Frau Gräfin —

Gräfin. Ich danke Ihnen sehr; essen kann ich nicht. Nach dieser Angst — — Nichts, nichts als Ruhe!

Rübezahl. Aber Sie, Comtesse?

Stella (sachtend). Verachten Sie mich nicht; ich verspüre ebenfalls keine Lust, zu essen. Meine Seele träumt nur von einem weichen Kopfkissen — und hoffentlich tiefem Schlaf!

Gräfin. Ja, ja, es wird späte Nacht. (Sieht schwerfällig auf, von der Kammerjungfer unterhütet.) Da Sie uns so ritterlich zu Gasten gebeten haben —

Rübezahl. Mein Haus ist das Ihre!

Gräfin. Denken Sie nur nicht, daß die Furcht vor Geistern mich so krank gemacht hat; es sind nur die Nerven. Ich gehe mit der neuen Zeit: an all diese abgeschmackten Märchen von Rübezahl glaub' ich nicht. Das ist für Johann — und für diese abergläubische Jungfer —

Emma. O Frau Gräfin, Frau Gräfin, berufen Sie ihn doch nicht!

Gräfin (sachtend). Ist doch dieses ganze Erlebnis der beste Beweis, daß kein Rübezahl existiert! Sonst hätte er doch nicht zugelassen, daß ein Gauner in seinem Namen so greulichen Unfug treibt. Sie mußten uns retten, er ließ sich nichts merken . . . Hab' ich darin Recht, oder nicht?

Rübezahl. Ich maghe mir kein Urtheil an. Also ohne Nachtmahl?

Gräfin. Nur zu Bett, zu Bett!

Rübezahl. Dann gestalten Sie mir, Sie in Ihre Zimmer zu führen; (noch hinten deutend) jenseits der Vorhalle. Diese Gemächer für Sie, Comtesse, wenn es Ihnen recht ist; (noch links deutend) nebentan finden Sie Ihr Lager, Ihr Gepäck und jede Bequemlichkeit. Ich ziehe mich in meinen Turm zurück —

Gräfin. Also gute Nacht, mein Kind!

Stella (unruhmig st.). Schlafen Sie wohl, liebe Mutter! (zu Rubezahl) Und träumen Sie von einem edlen Ritter und einer dankbaren Comtesse! (Rubezahl) will erwidern: Ich weiß, legt nur die Hand auf die Brust.)

Gräfin (während er sie am Arm hinausführt). Ja, mein „edler Ritter“, Sie beladen sich da mit einer gerechtfertigten Frau — (Gintin mit ihm ab; Johann, Emma folgen.)

Stella (seht umher, verwundert). Und nun bin ich in dem großen Saal allein. — Er sagte mit kein Wort mehr, als er ging; nur seine Augen — Was für tiefe, bohrende Augen er hat. — Und bald so sanft, bald so wild. — Zweimal ward er so wild. — Nun, warum auch nicht? Ein wilder Mann ist mir lieber als ein zahmer . . . (Nimmt einen Raubvogel; hält ihn träumend, legt ihn langsam wieder nieder.) Ich will nicht mehr denken, sonst wird mir in diesem wunderlichen nächtlichen Einsiedlersloch doch bellommen zu Mut. (Singt leise vor sich hin.)

Es sangen drei Engel einen süßen Gesang;
Es sangen, daß es Gott in dem Himmel erklang.
Wiederholt es lauter.) Das alte Lied thut mir immer gut. — Nun will ich schlafen gehn! (Stoßen.) Wer klopfst da noch? Die Jungfer? — Herein!

Zehnter Auftritt.

Stella; Rubezahl (von hinten).

Rubezahl (bleibt in ehrerbietiger Haltung im Hintergrunde stehen). Verzeihen Sie, Comtesse. Die Frau Gräfin sagt an, ob Sie noch der Dienste der Kammerjungfer bedürfen.

Stella. Ich danke. Ich bediene mich selbst.

Rubezahl. Dann also — gute Nacht! (Zieht, mit seiner Bewegung täuschend, sogleich einige Schritte näher.) Wie Sie aber singen, Comtesse. Ich stand da draußen; konnte mich nicht fassen. Meine ganze Seele —

Stella (bestimmt). Ich verstehe Sie nicht. Ich singe wie Jedermann; nur so für mich.

Rubezahl (erregt lächelnd). O wollten Sie doch eine Ausnahme machen: für einen Andern singen — für mich. O noch einmal diesen „süßen Gesang“!

Stella. Verzeihen Sie; (mit erzwungenem Wächeln) ich bin Ihnen so dankbar, zeigt' es Ihnen gerne — aber die späte Stunde — und alles!

Rubezahl. Allerdings . . . Vergeben Sie einem einsamen Sonderling . . . (eine Hand am Herzen) Aber diese Angst, diese Furcht —

Stella. Was für eine Furcht?

Rubezahl. Das Glück zu verlieren, eh' ich es gefunden . . . (Zieht, seiner faum mehr mächtig, auf sie zu; hält wieder inne, sich gewaltsam fassend.)

Stella (in wachsender Bangigkeit). Gestatten Sie mir, Herr von Niesenthal, mich zurückzuziehen —

Rubezahl. Wie Sie beschlen, Comtesse! — Nur dieses eine, letzte Wort lassen Sie mich noch sagen —

denn eine namenlose Angst befällt mich, ich könnte versäumen, was dann unwiederbringlich ist —

Stella (etwas verwirrt). Also bitte, dieses letzte Wort!

Rubezahl. Ich erwarte vom Leben nichts mehr — plötzlich find' ich Sie . . . Die wunderbarste Erinnerung an — ein verlorenes Glück; aber edler, holdher, besser . . . Kurz, mich trifft ein Blig —

Stella (unmittelbar zurücktretend). Ich beschwöre Sie —

Rubezahl (sich verfassend, ausbrechend). Aber bedenken Sie doch, mein Leben geht zu Ende! (Sieht ihr erkauntes Gesicht, lenkt ein, sucht zu lachen.) Verleihen Sie recht, Comtesse: ich drückte mich ungeschickt aus, Waldbär, der ich bin; will nur sagen: von meinem Leben hatte ich nichts mehr! Und nun kamen Sie! — Wie ich manchmal im düsteren Tannenwald hingehe, auf den Abend zu, und zwischen den fahlen Stämmen das herrlichste Rot über den Himmel glüht — als säm' da eine andere Welt, von einer roten Sonne wunderbar beleuchtet — so starr' ich aus meinem Dunkel auf Sie. So hab' ich's nie gefühlt . . . (niedertrübend) O Comtesse! Comtesse!

Stella (unwillig). Stehen Sie auf. Ich will's. (Er erhebt sich langsam.) Sie mißbrauchen meine Dankbarkeit. Gute Nacht!

Rubezahl (gereizt für sich). Diesen Ton zu mir? Ein Wort und du sinkst mit mir hundert Meilen tief . . . (sich sehr begünstigend, der nach links Gehenden nach, laut) Nein, nein! Ich mißbrauche Ihre Dankbarkeit nicht; ich gehe. Nur wie einen Engel vom Himmel will ich Sie verehren. Sagen Sie mir nur, daß Sie mir nicht grollen!

Stella (sägenz.). Ihnen grollen —

Rubezahl. Sie dürfen es nicht; denn was ich für Sie fühle, ward mir eingegeben — und es ist rein und gut. Daß Sie es erwidern — jetzt — das begehrt' ich ja nicht. Nur — wenn Sie morgen erwachen — so gedenken Sie einmal an mich und an meine Sehnsucht; und wenn Sie mich wiedersehen, so grollen Sie mir nicht!

Stella (nach einer Weile). Ich werd' Ihnen nicht grollen, wenn wir uns wiedersehen. Und nun zum letzten Mal gute Nacht!

Rubezahl. Ich danke Ihnen, Comtesse. — Ich will nicht sterben, ohne daß ich lebe. Morgen! (Gute Nacht!) (Rasch hinten ab.)

Stella (nach bestommenem Schwelgen). Wie unheimlich das ist. — Weil ein Mann mich liebt? — Das nicht; aber wie sein Kluge brennt; wie sein Blut sich eingräbt — (die Hand an Stirn und Brust) als säß' er noch hier, und hier. — Mein Herz schlägt so stark; so laut. Ich weiß nicht, wie mir ist. — Ich will beten. (Antet nieder, die Hände faltend. Leise Ruft, die Melodie ihres Liebes wiederholend.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Schleier, der rechts in Weiß übergeht. Links und rechts je eine marmorne Pflanz. Weiter rechts, ungeführt in der Mitte, führt eine kleine Bräute mit kleinerer Entschlossenheit über ein schmales Bänkelein. Im Hintergrunde ragt ein Teil vom Raum des Riesengebirges empor.

Erster Auftritt.

Grapengießer (kommt von rechts vorne) mit einer jungen Dienerin.
Später Nübezahl.

Grapengießer (bleibt verwundert stehen). Das alles verhiß' ich nicht. So einen Part hab' ich hier nie gesehen! — Und hier soll ich Deinen Herrn erwarten? (Wie alt. Er steck einen Fingel, den er in der Hand hält.) „Fürst Nübezahl wünscht Meister Grapengießer zu sprechen.“ — Und was will er von mir? (Wie jetzt die Rästel, legt den Stegelfinger auf den Mund; geht über die Bräute und hinten links ab.) Wenn er dieses Wägdelein auch aus einer Nübe gemacht hat, wie vordem das Gefolge der Prinzessin Emma, dann hab' ich allen Respekt! Sprechen kann sie offenbar nicht; aber so fürs Auge ein sehr appetitliches Frauenzimmer. . . Freilich, in einigen Tagen, wenn der Nübenjaß vertrocknet, wird sie erbärmlich zusammenschrumpfen, ein lebernes altes Weib werden. — Schade! (Sieht Nübezahl in seiner vornehmen Stellung und Gefährdung von hinten links aufstehen.) Wer kommt da? ein fremder Herr? — Oder auch nur 'ne Nübe?

Nübezahl (hat sich gedahert). Guten Morgen, Meister Grapengießer.

Grapengießer. Welche Stimme? — Heiliger Carlus! Sie sind's!

Nübezahl. Also an der Stimme habt Ihr mich doch erkannt. Gebt mir die Hand; nur dreißig. Ich hab' Euch rufen lassen, weil ich etwas von Euch will. Setzt Euch und gebt Acht! (Setzt sich auf eine Pflanz.)

Grapengießer (bleibt stehen). Haben Eure fürstliche Gnaden über den „Unfinn des Lebens“ weiter nachgedacht?

Nübezahl. Ja. Ich will ihn mitmachen. Ich will leben, Grapengießer; mit aller Gewalt will ich leben! — Wacht nicht so ein einfältiges Gesicht; ein Philosoph soll sich ja nicht wundern. (Wacht vor innerer Ursache auf.) Nur zwei Tage noch — aber ich will sie haben, ich will sie genießen!

Grapengießer. Hm! Steht es so —

Nübezahl. Ja, Alter, so steht's!

Grapengießer. Euer Gnaden sind ein Extrakt vom Urfeuer, sagen Sie; das merkt man. Aus dem Urfeuer kommen das Leben und der Wille. . . Aber gestatten Sie mir die ganz devoteste Bemerkung: wenn so ein männliches Wesen so Witz und Knall andern Sinnes wird, dann handelt es sich gemeiniglich um ein Weib.

Nübezahl. Gut geraten, Meister. Aber laßt Euch sagen: von so 'ner flüchtigen Laune ist hier nicht die Rede. Die Krone aller Frauen, versteht

Mich, hat mir's angethan! Alles Süße, Holde und Gute, was die Sonne in euch Menschen ansocht; die Luftduld des Kindes, der ahnungsvolle, seelenvolle Verstand, der Liebreiz der im Himmelslicht aufgeblühten Gestalt — (Grapengießers Arm schüttelt); kurz, Alles! Alles! Alles!

Grapengießer. Kurz, Euer Gnaden haben sich verliebt. — Erlauben Sie mir die Frage: wozu kann ein Mann wie ich Ihnen dabei dienen?

Nübezahl. Ihr könnt's. Wie gewinn' ich sie? Ich kenn' eure Künste nicht. Und die Zeit verirrt. Helft mir mit Eurem Kopf! Wie macht man es, einem guten und edlen Herzen zu gefallen, das Glück zu erobern? Gebt mir Eure Weisheit!

Grapengießer. „Einem guten und edlen“ —

Nübezahl. Ja, ja!

Grapengießer. „Das Glück zu erobern“ —

Nübezahl. Alle Wetter, ja doch!

Grapengießer. Da giebt es denn zwei Wege, Euer Gnaden. Der eine ist der ideale, der nur ethische Mittel anwendet. Man lebt in der Wahrheit, zeigt sich ganz wie man ist; verachtet die kleinen Künste der Gegner, und wartet auf seinen Tag. Bis ein reiner und edler Sinn, wie die Sonne —

Nübezahl. Grapengießer, wacht auf. Dazu gehört ein Menschenleben — und morgen ist's aus!

Grapengießer. Erlauben Sie: ich lege Ihnen nur theoretisch beide Wege vor. Der andre Weg ist der sogenannte praktische, ohne ethisches Prinzip. Man verschmäht kein Mittel; man wendet Gewalt oder List, Aufrichtigkeit oder Lüge an, wie es eben paßt; man verleumdet den Gegner —

Nübezahl. O ihr Teufel von Menschen! Das alles thut ihr, ohne zu erröden —

Grapengießer. Um „das Glück zu erobern“ —

Nübezahl. Und sich selbst zu verachten!

Grapengießer. Erlauben Sie: der praktische Mensch verachtet sich nicht — weil es unpraktisch ist. Ebenso lebt ihn die Klugheit, Helfers-helfer zu suchen: denen giebt er die Arbeit, die ihm selber zu schmutzig ist, und kommt um so rascher ans Ziel. So würde er, wenn er eine spröde Schöne gewinnen wollte, passende Subjekte als Zwischenträger benutzen; er würde auf die Eitelkeit, oder die Freigiebigkeit, oder die Sinne seiner Schönen zu wirken suchen —

Nübezahl. Mensch, ich sag' Euch ja, daß sie ein Engel ist!

Grapengießer. Dann müßte er sie um so mehr täuschen und beräuben —

Nübezahl. Grapengießer! Das ist Euer Rat? Das ist Eure Meinung?

Grapengießer. Erlauben Sie. Als unbeteiligte, gleichgültige Intelligenz geb' ich Ihrem Lebens-

wollen Anhaltspunkte, Exempel. Wenn zum Beispiel der „praktische“ Mensch den gefährlichen Deseft an sich wüßte, daß er kein Spiegelbild hätte, so würd' er sich eines zu verschaffen suchen —

Rübezahl (ausbrechen). Kerl Du —! (Grapengießer erschrickt, verthummt.) Was für verächtliche Blicke ihr seid, ihr gepriesenen Menschen... Kur sie! Dieser Engel! Dieses einzige, himmlische, wie in einem Aether von Goldseligkeit schwebende Geschöpf! — Höll' und Tod, ich kann nicht aufhören, zu sein, ohne daß sie mein war! (Sieht Ratibor im Hintergrunde.) Da kommt dieser falsche Rübezahl. Geht, Philosoph. Ich kann Euch nicht danken — kann Euch auch nicht hassen. (Nach rechts deutend.) Da hinaus. Lebt wohl!

Grapengießer. Euer Gnaden ergebenster Diener!
(Dorne rechts ab.)

Zweiter Auftritt.

Rübezahl; Ratibor. begleitet von einem der Diener aus dem ersten Aufzuge (von hinten links). Der Diener führt ihn bis an die Brücke, geht dann hinten ab.

Rübezahl (für sich). Stella heißt sie, sagt ihre Kammerjungfer. Ein Name, so schön wie sie! (Wendet sich, sieht Ratibor, der vorgetreten ist.) Da steht Du ja. Ohne Dich zu muskeln. Warum meldest Du nicht, Du Schuft, daß Du zur Stelle bist?

Ratibor (hat sich tief verneigt). Es eille mir nicht, Ihre Excellenz.

Rübezahl. Wie neußt Du Dich, Schuft?

Ratibor. Ratibor, Ihrer Excellenz zu dienen.

Rübezahl. Teufel! Wie jener Fürst, der — (Bockt sich.) „Ratibor!“ So hieß ja wohl der junge, minneviufelnde Fürst, der dem Rübezahl seine Prinzessin entführte —

Ratibor (ungläubig lächelnd). Ja, es giebt darüber ein Märchen, Ihrer Excellenz. Meine undurchlauchtigen Ahnen nannten sich nach dem Städtchen Ratibor —

Rübezahl. Wie kam Dir die Frechheit, Du Wurm, unter Rübezahls Namen so zu wegelagern?

Ratibor. Excellenz, verdammen Sie mich nicht, ohne mich zu hören. Ich war immer ein aufgeweckter Junge — ohne mich zu rühmen — und beobachtete die Welt. Da fiel mir denn auf, daß, wenn einer stolz und edel handelte, ohne nach seinem Vortheil zu fragen, die Leute dazu sagten: „das ist ein ebler, aber dummer Kerl!“ oder noch kürzer: „das ist ein dummer Kerl!“ Wüßte aber einer geschickt und dreist seinen Profit zu fassen, ohne daß es ihm auf 'ne Sandvoell unsauberer Mittel ankam, dann stauten die guten Leute und nickten: „der ist geschickl! der macht seinen Weg!“ Darans zog ich mir denn endlich den Schluß: also kein dummer Kerl sein, sondern seinen Weg machen!

Rübezahl (für sich). Das ist denn also einer von

den „praktischen“ Menschen. Folg' ich meinem ersten Gefühl, so häng' ich ihn auf; — aber Stella! Da liegt's. Man braudt Helfershelfer! (laut, indem er Ratibor fortlebend betrachtet.) Wie denkst Du nun zu leben, Mann aus Ratibor, wenn ich Dich gnädig entlasse? Immer den graben Weg auf den Galgen zu?

Ratibor. Wüßten mich Ihre Excellenz doch nicht so verlernen. Komm' ich glücklich davon, so will ich dann tugendhaft leben bis an meinen Tod.

Rübezahl. Du hast spitzbübische Augen — aber kein übles Gesicht. Wie, wenn ich Dir nun — ein rechtschaffnes Brot biete? Dich in meine Dienste nehme?

Ratibor. O edelste Excellenz!

Rübezahl. Zunächst auf einige Zeit. (Sieht ihm zwei Gnadensüde.) Da hast Du Dein Handgeld. Sieh Acht, Menschensohn: dienst Du mir schlecht, so übergeb' ich Dich den Gerichten, wie Dir's eigentlich zulam. Jetzt mach', daß Du fortkommst. Geh im Park spazieren, bis ich Dich rufen lasse. Alons!

Ratibor (verneigt sich. Im Neben, für sich). Gut, ich geh spazieren. — Zwei Venisbor. — Komm ich an ein Thor, so spazier' ich lieber gleich hinaus: die Freiheit zieh' ich doch vor! (Hinter rechts ab.)

Rübezahl. Ich mocht' ihn nicht mehr ansehen. Es genierte mich, mit so einem Kerl mich gemein zu machen. — Aber wie sagte dieser Grapengießer —

Steffen (hängt draußen rechts, sich allmählich nähernd).

Es wollt' eine Frau zu Weine gahn,

Sum fauler Venz!

Und wollt' den Mann nicht mit sich han,

Da ha ha!

Rübezahl (erheitert). Richtig! Da kommt er mit seinem Korb, der Glashändler, der Steffen, der seine Frau prügelt, wenn ihn was verstimm. Wie der Kerl jetzt umherläuft und nicht mehr weiß, wo er ist. (Bockt.) Ja, ja, ja, Dich hab' ich. Wüßt mir alle in meinen Park kommen: dazu hab' ich ihn so quer über die Landstraße gelegt. Jetzt lern' den Rübezahl kennen! (Wendet sich nach hinten.)

Dritter Auftritt.

Rübezahl; Steffen (von rechts vorne).

Steffen (einen Koch mit Glas auf dem Hüden, kommt mit unsicheren Schritten, schaut verblüfft umher). Ah, da geht ein Mensch. — Heba! Unter Herr! Wie kommt man hier auf die Straße? (Rübezahl geht, ohne sich umzublicken, hinten links ab.) Der hört nicht. — Wie hab' ich mich denn in des Teufels Namen so verlaufen können? — Ich geh' weiter, grabaus; da war ja doch immer die Straße nach Schreiberbau! (Geht nach links, in die Gasse hinein. Ratibor.) Oho! Steil geh's hinunter! (Kommt zurück.) Da würd' ich mit meinem Glas schdn in den Abgrund purzeln. Hol's der Kufut! Wo

find' ich denn nun hinaus? (Geht nach hinten bis ans
Büchlein.) Da ist gar ein Wasser. Gold- und
Silberhüchel! (Nimmt verdußt seinen Hut ab.) Ist das ein
vornehmer Park. — Diese feine Bank. Von rich-
tigem Marmelstein! (Streichelt die Bank zur Winten.) Glatz
wie ein Spiegel. — Wenn's nur erlaubt wär,
möcht' ich mich wohl drauf setzen; — ach was, es
ist wohl erlaubt. (Setzt sich, nimmt seine Hüt vom Rücken,
stellt sie neben sich auf die Bank.) Hi! Thut das dem Rücken
gut. Ei, thut das gut! (Sitzt, bald summend.)
Mann, du mußt zu Hause bleiben,
Zum sauler Lenz!
Sollst Rüb' und Käiber treiben,
Ha ha ha!

So viel Glas hatt' ich nicht auf dem Pudel seit
vergangenem Frühjahr. Wie viel reinen Gewinn
trägt mir das? Laß mal sehn. Wenn ich keinen
Groschen davon ins Haus verwende — für Essen
und Trinken muß die Ise sorgen — dann lann
ich mir auf dem Hirschberger Markt einen Egel
kaufen; der wird dann mein Pudel! (summt)

Ach, Mann, was hast du dann gethan,
Zum sauler Lenz!
Hast den Rahm gestressen ab,
Ha ha ha!

Hab' ich erst den Egel, na, dann wird mit der Zeit
auch ein Pferd draus. Ein Pferd? Dabei bleib's
nicht; der Steffen ist ein kluger Mann, der legt
Weid zu Weid. Zu dem Pferd kriegen wir auch
'nen Aker; das hat keine Rot! Und aus dem Aker

werden dann zwei — und endlich ein Bauerngut!
(Sacht vor Freude.) Ha! Ein Bauerngut! (Geht auf. Die
Bank legt sich in Bewegung, wandert mit dem Glasford nach links.
Er führt einen Schrei aus.) O mein! Die Bank! Haltet
die Bank! Wohin will die Bank! (Stürzt auf sie zu; sie
verhindert nach links. Gleich darauf hört man Poltern und Klirren,
wie von zerbrechendem Glas.) Da stürzt sie hinunter! Au,
all mein Glas! Mein Egel, mein Pferd, mein Gut!

Rübzeahl (lacht unsehbar, laut).

Steffen. Was ist das? Wer lacht da? (Winkt
über die Bühne.) Ihr Leute, ihr Leute, ist denn das zum
Lachen? (Rübzeahl lacht wieder. Steffen tritt plötzlich in die Szene.)
Gott straf mich! Das ist Rübzeahl. Der hat mir
das angethan! (Ahnend, aufwallend.) O Du —! (Wendet
sich, die Hände haltend, nach hinten; steht hinter einem niedrigen Ge-
büsch einen riesigen Wegweiser mit zwei Armen aufstellend; auf dem
nach rechts gewendeten Arm steht in großer Schrift: „Weg nach
Schreiberbau“, auf dem andern die folgende folgende Beschriftung,
wieder verächtlicher, mit schwacher Stimme.) Krugtürken! Was
will dieser Wegweiser? (Nicht.) „Weg nach Schreiberbau“.
Und was steht da links?

„Schlägt Du Frau Ise noch einmal,
So schlägt Dich zehnfach Rübzeahl.“

Ich wußt' ja; der isst's! (Der Wegweiser verflucht; unter
Steffen rollt unterirdischer Donner; Steffen hebt zusammen.) Jesus!
Die Erde wackelt. (Zieht seinen Hut, duckt sich tief.) Ich geh'
schon! (Geht nach rechts. In fast weinender Stimme.) Au, all
mein Glas! Straßentrüber! Hallunke! (Wird geschnitten
zurück; laut.) Ich hab' nichts gesagt! — Gesagt hab'
ich nichts! (wieder im Weichen, für sich, leise.) Wodmiedel! Mörder!
Vandil! (Wort nach ab.) (Fortsetzung folgt.)

Der Bettler und der Doge.

Zwei Seelen kamen vor Gottes Thron;
Sie waren zugleich der Welt entflohn,
Die eine gehörte dem Dogen an,
Die andre nur einem Bettelmann.

Des Dogen Seele, mit stolzen Geberden
Meint' sicher, der Himmel müßt ihr werden.
Der Bettler war verjagt dagegen,
Er hatte wenig ins Brettl zu legen.

Da sprach der Herr: „So sag mir an,
Du stolzer Fürst, was hast Du gethan?“

„Ich hab' gewaffnet Venedigs Macht
Und führte sie über das Meer
Und hab' geschlagen in blutiger Schlacht
Bei Akra des Türken Heer.“

Ich hab' gebrochen der Heiden Macht
Und hab' mit mächtiger Hand
Das Christenheer zu Ehren gebracht,
Weit glänzt es im Morgenland!“

Da sprach der Herr: „Und sag' mir an,
Du Bettelmann, was hast Du gethan?“

„Ich konnte nicht mit in die Türkenschlacht,
War steh von Jugend auf.
Hab' all' meine Tage mit Betteln verbracht.
Das ist meines Lebens Lauf.“

Und von dem erbettelten Brofamenstuch,
Was ich nicht selber ach,
Hab' ich die Tauben am Markusplatz
Gesättigt — verjicht mir das!“

Da sprach des Herren Majestät
Zum Dogen: „Du sätest Tod!
Der Bettler hat mein Wort erpät
Und that nach meinem Gebot.“

Er hat mit Liebe die Welt erfüllt,
Du Herzog nur gehaßt.
Geh hin, bis Deine Zeit erfüllt —
Der Bettler bleibt mein Gast!“

Hans W. Grüninger.

„Zu Frankfurt an der Oder“.

Zu Frankfurt an der Oder
Im Grunde stand ein Haus.
Dort gingen wir zwei Kinder
Selbänder ein und aus.

Wir schweiften lustig am Tage
Und wurden Abends still, —
Dah' wir die braune Gesele
Nicht aus der Seele will!

Dort war ein großer Garten
Wir durften oft hinein,
Uns führten durch die Rosen
Zwei alte Jungfräulein.

Die Kofhastanien wiegten
Der Kerzen weißen Flor,
Leuchtkäfer lauchten kreisend
Aus dem Jasmin hervor.

Von Ahornwipfeln rauschte
Hinter dem Hause gleich
Ein grüner Pfad, gehehen:
Der Nachtigallen-Steig.

Oft sah ich wach im Bette,
Sie schluchzten gar zu laut. —
Ich werde nie vergessen,
Was sie mir anvertraut.

Das Haus ist abgebrochen,
Der Grund erfüllt mit Aol,
Der Garten ist eine StraÙe,
Die Jungfräulein sind tot,

Du, Gretchen, freitest längst wohl
Der Mutter zu Gefall'n
Den Reichsten, aus der Mode
Sind Rosen und Nachtigall'n. —

Curt Gacke.

Unser Glück.

Als wir das wundersame Glück begannen,
Zu denken an einander Tag und Nacht,
Da sind die Rosen überall erwacht
Und an den Blumen hin die Quellen rannen.

Und alles, was wir träumten, was wir sahen,
Es war so schön, wie kann des Frühlings Pracht
Und lausend Lieder hat mein Herz gedacht,
Dies süÙe Glück in Wort und Vers zu bannen.

Doch nach dem schönen, jugendfrischen Morgen,
Mit seinem Glück, so hell und sonnengroÙ,
Da kam der volle Tag mit seinen Sorgen.

Da lernten wir auch unter Thränen küssen,
Da gall auch uns das harte Menschenlos:
Selbst um erreichtes Glück noch hänpfen müssen.

Camillo v. Susem.

Am WeiÙer.

Kennst du den WeiÙer noch? Aaskaden stürzen
Am Brückchen in den Grund, es sprüht die Luft,
Und laubenehete Stüendolden würgen
Den Atemzug mit wunderbarern Duft.
So offen liegt die Luft — er blinkt so helle,
Als ob ein blendend Glück dich grüÙen will —
Doch träumt am Wald in Schatten seine Welle
Und schlummert wie ein dunkles KäÙel still.

Das ist der Ort, wo Fährten sich erstrecken,
Wo morsche Stämme lagen dachbemoost,
Wo schlankte Rehe ihre HäÙe recken,
Verliebtos Schmäden durch die Stille kost.
Wo still der Fuchs schleicht; wo der wilde Tauber
Im Buschwerk gurzt, des Birkhagens Sichel blinkt —
Es ist der Ort, wo dir mit süÙem Zauber
Das Waldes Schweigen in die Seele sinkt.

Dort lieg' ich träumend, wenn die Jagd geschlossen,
Der grüne Wald im Sommerglase ruht,
Wenn's aus den Fluten schnell mit Silberflossen;
Und blicke in die düÙtre Wasserflut.
Dann kommst du wieder, die mit Engelsweise
Du einÙ verklärtest meines Lebens Bahn,
Mir ist, als glühte deine Seele leise
Zu mir heran, ein stiller, weiÙter Schwan.

Wilhelm Arminius.



Aus der Steppe.

Eine Dichtung von Tabitha Hanke.

I.

Wellen kommen, Wellen gehen
Aus der Ferne, nach der Ferne.
An dem Ufer sieht ein Mädchen,
Schaut hinein ins helle Wasser:

Blasse Wangen, und die Haare
Dunkel wie der Nacht Gefieder.
Häßlich bin ich, und ich weiß es,
Häßlicher als ich ist keine!

Ach ich wollt', und doch was wollt' ich
Alles nicht und darf's nicht haben!
Immer wünsch' ich, und im Herzen
Bleibt die Sehnsucht brennend liegen.

Sag' mir, kleine, weiße Welle,
Wirft du dich ins Meer ergießen,
Oder wird die Wüste draußen
Durstend deine Seele trinken?

Wart ein wenig! Sieh, dort oben
Ruh'n auch die Wolken alle.
Kurz die Freude, kurz das Leben,
Und wozu dich übereilen?

Komm und bade mir die Glieder,
Mach die Augen klar und helle,
Alles frisch und blank und sauber,
Wie sich's für uns beide ziemt.

Stell' euch nicht so ungeberdig,
Wilde, raue Steppenwinde,
Laß' mich hurtig und behende
Erl' mein Haar zum Zopfe flechten!

Sagt nicht immer: „Eitles Mädchen
Steht im Wasser, sich zu putzen!“
Spendel nicht der Himmel selber
Eun den staubbedeckten Blüten?

Sarafa, du schöner, roter,
Frohe Arbeit meiner Hände,
Sollst dich jätlich an mich schmiegen,
Wie das Moos dort an die Fichte.

Und die gelbe Bernsteinkette
Und den Gürtel noch geschwunden —
Fliehe, Welle! Stürmel, Wüde!
Fröhlich eil' ich jetzt zum Tanze.

II.

Sonnenblumen stehen
Vor Mutter Hanke's Haus;
Daneben breitet die Aeste
Die weiße Birke aus.

Sonnenblumen und Birke
Sindel dasselbe Leid:
Die Wurzel in der Erde
Und Sonn' und Himmel weit.

So weit und unerreichbar —
Wer hat sie wünschen gelehrt?
Sehnend haben sich beide
Der Sonne zugekehrt.

III.

Eng' ist Mutter Hanke's kleine Hütte,
Aorsche Balken hängen von der Decke,
Und die schrägen, rauchgeschwärtzen Wände
Bröckeln hin und wieder: doch was schadet's
Lustig lachet stets im Herd das Feuer,
Und dort auf der Bank der schwarze Kater
Reißt die Augen sich, die grünlich schillern,
Schießt auch manchmal nach der Eule drüben,
Die verschlafen hin und her sich wiegt.
„Mutter Hanke, wie die Kräuter duften,
Wie das fischet und brodeln in dem Kessel!
Sprich, was braust du?“ „Für die Aranken“, sagt sie,
„Dah' der steche, schwache Leib gefunde.
Kräuter heilen manche Schmerzen, manche,
Doch nicht alle.“ Und sie rühlet, und teife
Spielt des Feuer's Schein ihr auf den Händen.
Zittert schmeichelnd auf den welken Wangen,
Wie der letzte Sonnenstrahl im Herbst.
„Mütterchen, ich bitte, laß' mich trinken
Von dem braunen Tranke!“ „Mein, mein Seelchen,
Geh' hinaus und schöp' am Brunnen Wasser,
Bist gesund und hast ja helle Augen,
Bist verliebt nicht, weißt noch nichts von Schmerzen,
Nichts von Sorgen.“ Und sie füllt die Gläser,
Pfropft sie langsam zu und stellt sie sorglich
Dann in Reih und Glied dort auf das Wandbrett.
Droben steht nun Glas an Glas, und heimlich
Zieht der Dufst noch durch die kleine Stube,

Mischt sich mit dem Duft der roten Nelken,
Die sich freundlich an das Fenster schmiegen.
„Bin ich auch gesund, ach Mutter Hanka,
Häßlich bin ich, solch ein garstig Mädchen,
Und die Ruhme mag mich drum nicht leiden!“
„Laß die Ruhme, laß sie erden, Täubchen,
Schön und glatt Gesicht ist noch nicht alles —
Liebe fällt wohin sie fallen mag,
Einmal schlägt auch dir die rechte Stunde!“

IV.

Mein Vater und Mutter, die starben mir beid',
Es hat sie die Steppe begraben;
Dort wachsen die Wolken und dehnen sich well
Und fliegen die krächzenden Raben.

Dort leuchtet die Sonne wie schimmerndes Gold,
Es hebt sich der sandige Hügel;
Und wenn ich nur könnte, was immer ich wollt',
So ging ich und machte mir Flügel.

Und hält' ich erst Flügel, so flög' ich hinaus,
Wo Vater und Mutter begraben:
Dort lieh ich mich nieder und ruhte mich aus,
Und scheuchte die krächzenden Raben.

V.

Am Fenster sitz' ich stille
— Die Ruhme ging zur Ruh —
Und hör' dem Sausen und Krausen
Von Wind und Welle zu.

Die beiden plaudern zusammen,
Die beiden haben sich gern;
Am Himmel oben flackert
Allmählich Stern an Stern.

Dort hinter dem Birkenwade,
Im Mondlicht weiß wie Schnee,
Das ist meine Heimath, die Steppe,
Was ich dort leuchten seh.

Da liegen Vater und Mutter,
Kein Stämmlein auf ihrem Grab,
Nur Sand — und die Wolken ziehen
Am Himmel auf und ab.

VI.

Das waren die Kirgisfen,
Die mich zur Waise gemacht,
Sie kamen wie die Wölfe
In unser Dorf zur Nacht.

Sie nahmen das Brot im Ofen
Und aus der Truhe das Geld,
Verbraunten unsre Häuser,
Zerkampften das blühende Feld.

Die tapfern Männer alle,
Erlagen ihrer Wut;
Da floh in heißen Strömen
Ruch meines Vaters Blut.

Die Mutter sah ihn fallen
Und lief ins Haus hinein,
Wollt' weiches Kissen holen,
Zu lindern seine Pein.

Die Flammen kamen herüber,
Die Flammen waren so schnell —
Viel schneller als die Mutter,
Und saßten sie zur Stell'.

Sie konnte nicht zurücke;
Schon fiel mit laulem Krach
Auf sie die Decke nieder,
Das ganze brennende Dach.

Und als in wildem Schrecken
Ich hin zum Vater lief
Und laut und immer lauter
In meiner Not ihn rief;

Der Vater gab nicht Antwort,
Und um mich her war Nacht! —
So haben die Kirgisfen
Zur Waise mich gemacht.

VII.

Wie der Wind über die Dächer fährt,
Wie das draußen stürmt und thut!
Die Flammen erloschen, erstickt im Herd
Die milde, wärmende Glut.
— Aschenbrödel, dein Feuer ist aus!
Umsonst, sie starrt in die Nacht hinaus. —

Ach Wolken und Wind wie das alles geht
So schnell, so pfeilschwind —
So habt ihr mir Glück und Luft verweht,
Möchl' wissen wo sie find!

— Aschenbrödel, wach auf, wach auf,
Die Ruhme kommt, zum Herde lauf! —

Ach immer dasselbe, jahrein und jahraus,
Die Arbeit so früh wie spät;

Dazwischen lönt es kreischend durch's Haus,
Wenn die Ruhme mich schill und schmäh!
— Aschenbrödel, der Morgen graut,
Und wenn dich die Ruhme so lässig schaut! —

Wie war's doch im Märchen — ich komme schon --
Das einst Mutter Hanka erzählt?
Hat nicht der König auf seinen Thron
Das Hirtenkind erwählt?
Was geht mir nicht alles durch den Sinn,
Schade, daß ich so häßlich bin!

VIII.

Komm, Mutter Hanka, sage mir wahr,
Ich schenke dir Münzen und Sand,
Möchl' alles wissen, genau und klar,
Hier haß du meine Hand.
Das Sand ist von Seide, die Münzen Gold,
Sag, Mutter Hanka, ist er mir hold?

„Was das Täubchen nicht alles wissen will!
Ich sage dir nichts, ich schweige still.“

Was geb' ich dir, Mutter Hanke, noch mehr!
Die Bernsteinkette? Hier —
Nimm alles nur, doch sage mir, er —
Was denkst wohl er von mir?
Ich schenke dir alles und wär's mein Stut —
Sag, Mutter Hanke, ist er mir gul?
„Geh, Täubchen, nach Hause, geh, Täubchen, geschwind!
Ich sage dir nichts, ich schweige, mein Kind.“

Verschmäht du, was ich dir geben kann,
Willst nicht 'mal das schimmernde Band?
Sag, Mutter Hanke, was hab' ich gethan?
Hier, nimm doch meine Hand!
Als Kind schon kam ich immer zu dir,
Was bist du denn heute so hart zu mir?
„Nicht, Täubchen, die Münzen und Band in's Haar,
Ich weiß kein Wörtchen, ich sag dir nicht wahr.“

IX.

Zur Birke sprach die Sonne:
Ich liebe dich so sehr,
Was hängst du deine Zweige
Zur Erde matt und schwer?

Da sprach die Birke leise:
O milde deinen Glanz,
Nicht diese heißen Strahlen, —
Ich bin verschmachtet ganz.

X.

Die Fiedel klingl,
Uns beide schwingt
Mein Liebster im Kreise —
O Herz, die Lust —
An seiner Brust —
Trage sie leise!

Verrat ihn nicht,
Mein Augenlicht,
Du brennende Wange,
Daß Tag und Nacht
Ich sein gedacht
Heimlich und bange.

Und schweiget still,
Weil ich es will,
Ihr Lippen, seid weise!
Die Fiedel klingl,
Mein Liebster schwingt
Uns fröhlich im Kreise.

XI.

Welle, soll ich dir sagen
Von meinen Gedanken,
Wie sie wandern,
Eilen und streben,
Nur in dem Einen
Leben und weben?
Nein, ich sage nichts,
Du könntest plaudern

Liehe, siehe nur weiter!
Ich bleibe zu Hause,
Muß spinnen und nähen,
Nähen und spinnen,
Am Fenster sitzen,
Träumen und sinnen;
Doch ich sage nichts,
Du könntest plaudern

XII.

Die Wolken blühen im Abendrot,
Weiß keine von allen meine Not,
Zieh'n alle vorüber in's Weite hinein,
Was bin ich, armes Mädchen, allein!

Die Mähme schilt den ganzen Tag,
Weil ich genug nicht spinnen mag,
Wär' nur die Spindel, ich weiß nicht wo;
Ach, Mähme, sei gut und schilt nicht so!

Und warst du nicht selber einst jung und gesund,
Sag', hast du gesponnen den Finger dir wund,
Und immer mit Thränen den Faden betaut,
Hast niemals zum Fenster hinaus du geschaut?

Ach sieh nur draußen das frische Grün,
Und wie die Blumen duften und blühen,
Und der lustigen Vögel Melodei —
Ach Mähme, ich wollt', ich wäre dabei!

XIII.

Mein Liebster geht vorüber,
O daß es Gott erbarm!
Eine andere hat er lieber,
Die führt er stolz am Arm.

Mein Liebster hat mich verlassen —
O du blendendes Sonnenlicht!
Ich kann es noch immer nicht fassen,
Sag' Mähme, träumt' ich denn nicht?

XIV.

Ich mag nicht mehr zum Tanze gehn;
Was kümmert's mich, ob sie sich drehn —
Mein Liebster und das fremde Weib
Mit dem gelben Haar und dem stolzen Leib!
(Fortsetzung folgt)



Briefe an Bauernfeld.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

Während ich dieser Tage in dem Haufen vergifteter Briefe wühlte, dem die hier folgenden entnommen sind, klang mir ein launiges Wort auf, das ich an jenem schönen Sommertag von 1886, wo ich Gustav Freytag's Gast in Siebleben gewesen, von seinen Lippen vernommen hatte. Die Rede kam auf die Reliquien, oder wie er's nannte, die „Papierschnitzel“-Literatur. „Da kann ich kaum mitreden,“ sagte er lächelnd, „ich bin in dem Punkt nicht meiner Meinung. Im Princip bin ich nämlich durchaus dagegen und in der Praxis habe ich als Redakteur endlose Briefereien gedruckt. Nicht aus äußeren Gründen, auch nicht einmal um der „Wissenschaft“ willen, aber es überkommt Einen so eigentümlich, wenn man die morschen Briefe durch die Finger gleiten läßt. Die Schreiber, die Empfänger, die Verhältnisse, Alles tot, und doch hört man sie reden. Und so hab' ich sie drucken lassen. . . Aber im Princip bleib' ich ein Feind der Schnitzel — natürlich!“ Ich wollte nur, ich könnte für den Leser auch das Lächeln himmeln, das seine Lippen dabei umspielte. . . Aber obwohl ich weder dies vermag, noch die Blätter im Original vor ihn hinlegen kann, läßt er sich diese Mitteilungen doch vielleicht gefallen. Denn allen drei Schriftstücken ist, wie ich glaube, neben der Persönlichkeit des Adressaten auch das Lesenswerte des Inhalts gemeinsam. In allem andern freilich sind sie grundverschieden.

Der erste Brief rührt von einem trefflichen Manne her, dessen wohlverdienter Ruf nur durch Eines gelitten hat: daß er eine neue Zeit nicht mehr so gut verstanden, wie einst seine eigene: Graf Moriz Dietrichstein. Was dieser kluge, brave, kunstfreundige Mann als Direktor des Burgtheaters von 1821—1825 für die erste deutsche Bühne geleistet hat, wie er Ordnung im verworrenen Haushalt schuf, Kräfte wie Heinrich Anschütz, Sophie Müller, Friedrich Wilhelm, Carl Rettich gewann, und vor allem, mit welcher Selbstverleugnung er den genialen, aber herben Schreyvogel wakteln ließ, dies alles ist heute fast ganz darüber vergessen, weil er, neunzehn Jahre später als Greis

auf denselben Platz gestellt, nun von 1845—1848 nur eben dieselben Ziele verfolgte, wie einst, aber obendrein mit geschwächter Kraft. Das ist ungerade, wie auch Laube's Urteil über ihn zum Mindesten einseitig ist. „Der alte Herr,“ meinte er in seinem „Burgtheater“, dessen erste Kapitel er, nebenbei bemerkt, ohne den Sammelleiß des Grafen gar nicht hätte schreiben können, „hatte recht gute Eigenschaften, er hing treu am Institut und er besetzte die bewährten Schauspieler mit tendenziösem Wohlwollen. Aber er hatte nur dunkle Vorstellungen von den Bedürfnissen eines lebendigen Organismus, er gehörte einer Zeit an, welche mit edler Deklamation im Trauerspiel, mit rührender Gemüthlichkeit im Schauspiel zufrieden gewesen, er war ein Kind gegenüber den Anforderungen der neuen Zeit, welche nun auch in Oesterreich einbrach. Erst zornig, dann starr vor Entsaunen, dann unmutig und verdrießlich, endlich verzagt stand er vor diesen unbegreiflichen Verhängnissen.“ Nur dies Letzte ist richtig; was die neue Zeit der Schauspielkunst an neuen Zielen brachte, verstand Dietrichstein sehr gut, dafür zeugen die Namen Amalie Haizinger, Auguste Rudloff, Friedrich Beckmann, Bogumil Dawison, die er in dieser seiner zweiten Wirkungszeit ans Burgtheater brachte — der dramatischen Produktion stand er nun so ablenbender gegenüber, je revolutionärer sie ihm schien, und als Revolutionär erschien Dietrichstein auch schon ein Liberaler wie Bauernfeld. Gut vertrugen sich die beiden nie, besonders da auch Dietrichstein's Vertrauensmann Ludwig Löwe gegen den Dichter war, aber je nach dem Entgegenkommen, das Bauernfeld fand, etwas besser oder schlimmer. Im Sommer 1847 war es besonders schlimm; „Ein deutscher Krieger“ wurde überhaupt nicht mehr, die anderen Stücke, die sich ihren festen Platz im Repertoire erkämpft hatten, selten gegeben, darunter das berühmte „Großjährig“, das Dietrichstein ahnungslos aufgeführt hatte, um erst hinterdrein erschreckt zu erkennen, welches liberale Kundtsbei ihm da ins lokale Nest praktiziert worden war. Auf seine Erkundigung nach den Gründen dieser

Zurücksetzung erfuhr Bauernfeld durch andere von Dietrichstein's Verdacht, daß er das Burgtheater in auswärtigen Blättern schlecht mache. Durch diese Unwahrheit und die erfahrene Zurücksetzung gereizt, veröffentlichte der Dichter in der „Allgemeinen Theaterzeitung“ eine heftige Erklärung, in welcher er den Vorwurf, Dietrichstein anonym angegriffen zu haben, zurückwies, hingegen nun alle seine Beschwerden vorbrachte; ein Exemplar der Zeitung schickte er Dietrichstein mit einem ebenso heftigen Schreiben zu.

Hier die Antwort des Grafen:

Wohlgeborener Herr!

Da ich von den hiesigen Tagesblättern geringe Kenntniß nehme, weil sie (gegenwärtlich mit Beschimpfungen angefüllt) selten erfreulich und noch seltener belehrend sind, so würde mir auch Ihre Erklärung in der „Allgemeinen Theaterzeitung“ vom 28. und 29. d. M. wahrscheinlich entgangen sein, wenn Sie dieselbe nicht zum Stoff eines — unartigen — Briefes erwählt hätten. Allerdings werden Sie seit langer Zeit häufig als Correspondent mancher deutschen Journale genannt und so ist es auch wohl möglich, daß ich diese Ihre angebliche Verirrung bedauert haben mag, ohne jedoch sagen zu können, wann und gegen wen ich mich hierüber geäußert hätte. — Obgleich nun Ihre Aufklärung nicht geeignet scheinen dürfte, diesen Glauben allgemein zu benehmen, gereicht sie mir doch für Sie zur Beruhigung.

Anderß jedoch verhält es sich hinsichtlich der Vorwürfe und des bitteren Tadelß, womit Sie meine Theaterleitung und meine Gesinnungen belasten.

Mit wenigen Worten: — denn ich liebe die Kräfte und fühle mich über derselben Angriffe erhaben —

Sie sind unzufrieden, daß nicht alle Ihre Werke, und daß einige derselben in zu langen Zwischenräumen gegeben werden.

Sie greifen vorzüglich Herrn Löwe an und geben sehr deutlich zu erkennen, daß Sie mich von ihm beherrscht glauben!

Sie nennen die Censur eine Zuchttruthe, während Sie von ihrer Milde Beweise erhielten.

Hierauf erwidere ich:

Daß Ihre älteren Stücke aus sehr natürlichen Gründen, (welche zu erörtern ich mich nicht verpflichtet fühle) theils neueren Werken zeitweilig weichen mußten, theils überhaupt bei der großen Abwechslung der täglichen Darstellungen nicht häufig vorgeführt werden konnten — was aber ihre Wiederaufnahme nicht hindern wird.

Daß namentlich die Ursachen der Unter-

brechung des „Deutschen Kriegers“, auf welchen Sie zielen, Ihnen zu gut bekannt sind, als daß sie einer Zergliederung bedürften.

Daß, im Gegentheile zu Ihrer Behauptung: „für das Hoftheater wenig zu Ihrem eigenen Vortheile gearbeitet zu haben“, Ihre Tantièmebezüge (der Theatercaffenrechnung zufolge) nachstehende Vortheile für Sie darstellen, nämlich: vom „Deutschen Krieger“ seit

December 1845.	2408 fl. 53 fr.
von „Großjährig“ seit 16. 780 „ 46 „	
von „Versprechen“ 1 Nov. 1846 298 „ 34 „	
von „Unterthänig“	114 „ 32 „
von „Nitter vom Stegreife“	57 „ 17 „

Zusammen . . . 3660 fl. — fr.

Resultate, welche, wie mich dünkt, zu keiner gegründeten Klage Anlaß geben und durch mich nur ungern erwähnt werden.

Daß endlich meine Erfahrung und Billigkeit keines Mentors bedürfen, um die Verwaltung des Hoftheaters in ihrem ganzen Umfange zu leiten, obschon ich praktisch gebildete Männer gern zu Rathe ziehe und dem Eigendünkel fremd bleibe.

Dies möge genügen, Ihre ungerechte Aufregung zu beschwichtigen. Gelänge dies nicht, so müßte ich nur bedauern, von einem Mann verkannt zu werden, dem ich stets zuvorkommende Achtung bezugte und niemals Anlaß zur Unzufriedenheit gab.

Ich geharre, Euer Wohlgeborener
Am 1. July 1847. Dietrichstein.

Weiterer Erläuterung bedarf der Brief nicht; die Frage, auf wessen Seite das größere persönliche Unrecht lag, soll vollends unerörtert bleiben: hier standen sich nicht so sehr zwei Männer, als zwei Epochen gegenüber, zwischen denen es keine Versöhnung gab. Wie stark in Bauernfeld der Groll nachklang, beweist seine Meistkennntniß auf dem Briefe, die er vierzig Jahre später (1887) schrieb: „Der Esel hatte geglaubt, ich schriebe anonyme Zeitungsartikel.“

Hingegen wird der folgende Brief in Versen Bauernfeld gewiß herzlich erfreut haben; kam er ihm doch von einem Manne und Dichter der in beiden Hinsichten nicht ganz ohne Schwächen, aber doch höchst achtungswert war; Ignaz Franz Castelli. Ich vermute, daß das Gedicht in das Jahr 1858 fällt und durch Bauernfeld's „Buch von uns Wienern“ hervorgerufen wurde. Es lautet:

An einen Wiener Dichter.

Was Du geschrieben geistreich und led,
Man meinte, es wäre von Felten
Allein der Feine hat drunter auch Dred
Du aber, Du hast gar keinen.

Schon daß Du Dich zu fagen getraunt
Und das recht passabel gröblich
Wovon den gewöhnlichen Vohscribtern graunt,
Schon dieses ist männlich und löblich.

Du hast geschrieben wohl auch viel eh'
Nebst dem amaro et bibore,
Doch jetzt zeigt sich klar Dein: difficile
Est satiram non scribere.

Du triffst den Nagel auf den Kopf,
Doch fürcht' ich, wenn sie es lesen,
Dann glaubt gewiß manch' hobler Topf,
Daß er sel der Kopf gewesen.

Und mag dann geschch'n was will,
Du traust tächtig tu's Genid' sie,
Kannst Du fagen in der Still',
Wenn's auch nichts nützt, ego dixi!

Nur schimpfe mir Wien nicht gar zu stark.
Sonst schneid' ich schiefe Gesichter,
Es ist darü doch noch gesundes Mark,
Da's beherbergt solch' einen Dichter.

Einen wehmütigen Eindruck macht der folgende Brief des greisen Holtei. Er feierte im Mai 1869 ein Jubiläum, wenn ich nicht irre, die fünfzigste Wiederkehr des Tages, da er (1819) die juristische Laufbahn aufgegeben und sich der Bühne zugewendet. Unter den Glückwünschenden war auch Bauernfeld. Holtei dankte ihm am 29. Mai 1869 durch folgenden Brief:

Guter alter Freund! Ich fühle das Bedürfnis und die Verpflichtung, Deine liebevolle Erinnerung mit einem ausgiebigen Briefe zu erwidern. Auch ist der beste Wille dazu vorhanden, doch was hilft das, wenn das Vermögen oder die Kraft zur Ausführung fehlen? Ich hätte unzählige Glückwünsche zu beantworten. Mir grauset, in die Mappen zu blicken, wo die drohenden Mahner beisammen liegen. . . Es thut's nicht mehr! Das Mechanische des Schreibens fällt mir schon eufentlich schwer; mit Stahlfedern bring' ich nicht eine Zeile auf. Gänsefedern kann ich nur bei hellem Tage so schneiden, daß sie mir einigermaßen brauchbar sind. Den Vormittag über och' ich an der literarischen Robot, die mich ernähren soll. Dann kommen süßende Besuche, allerlei Hindernisse; und will ich dann über die Correspondenz gehen, vermag ich kaum noch, mich aufrecht zu halten. Ich bin schmähslich herunter. Der plötzliche Tod meines langjährigen Verlegers Freundt hat mich und mein Büschel Bücherwadherei aus dem einge-

fahrenen Geleise gewaltsam herausgeschleudert. Neue Verbindungen soll ich antknüpfen, was in meinen Jahren höchst bedentlich ist. Es gibt viel Placerei, mageren Lohn, Verdrießlichkeiten von allen Ecken und Enden.

Mit diesem Jammer quäl' ich Dich nur, damit Du aus meiner därtigen Schreibererei nicht falsche Schlüsse auf meine Gesinnungen gegen Dich ziehen und an meiner unveränderlichen Ergebenheit nicht zweifeln sollst.

Sehr gespannt bin ich auf einen Aufsatz von Dir (Alt- und Neu-Wien), den Rodenberg mir versprochen hat zu schicken und nach dem ich seit einem Monate vergeblich frage und suche. Ueber Rodenberg darf ich mich aber durchaus nicht beklagen, er hat vielmehr gutes Recht, es über mich zu thun, weil eine Erzählung, die ich ihm für Ende dieses Monats zugeschworen habe, noch in der Reinschrift begriffen ist. Auch eine meiner Torturen, das Copiren . . . und muß doch geschehen.

Ja, ich stimme in den Schluß Deines Briefes ein, „daß man so alt werden (Du bist doch viel jünger als ich!) — und so viele Freunde und Genossen verlieren könnte“ — wer hält's damals gedacht.

Mich hat's seit sechs Jahren hart getroffen. Es stirbt Alles um mich weg. Bei jeder neuen Todesnachricht frag' ich fast ungeduldig: wird die Reihe endlich auch an Dich kommen?

Gehab' Dich wohl und bewahre ein Fläschchen Wohlthollen dem

alten, mürrchen

Holtei.

Erst elf Jahre später kam an den Verfasser der „Vagabunden“ die Reihe. Als ich 1877 'einige Tage in Breslau verweilte, ließ er mir sagen, ich möge zu ihm kommen, und so suchte ich ihn in seiner Zelle, bei den „Barmherzigen Brüdern“ auf. Eine Weile ging das Gespräch mit dem steinalten, tauben, weißen Herrn ganz glatt, dann aber verwirrten sich seine Gedanken und ich wollte mich empfehlen. Beim Abschied sprach er wieder ganz klar. „Grüßen Sie mir auch Bauernfeld,“ sagte er, „erzählen Sie ihm, wie viel ich Ihnen vorgejammert habe und sagen Sie ihm dann“ — ein Lächeln huschte über das durchfurchte Antlitz — „einige Jährchen will ich's doch noch machen.“ Die waren ihm auch beschieden; erst am 12. Februar 1880 hat er die wilden Augen geschlossen.



Gustav Freytag.

II

Die erste Frucht jener Breslauer Jahre war ein Bändchen Gedichte; „In Breslau“ lautet auch sein Titel. Dennoch, sagt Freytag selbst, war ich kein lyrischer Dichter. Wenn mich etwas wirklich bewegte, so tönten in mir, der Stimmung entsprechend, stundenlang Worte und Noten irgend eines alten Volksliedes, und ich hatte nur selten das Herzensbedürfnis, dafür eigenen Ausdruck zu finden.“ Regte sich dies Bedürfnis doch, so kam die Stimmung nach seiner eigenen Meinung selten in eigentümlicher Form zum Ausdruck; sein Gemüt hatte sich eben — wir haben schon einmal diese Ansicht Freytags gestreift — durch unzählige Gelegenheitsgedichte seit Beginn seiner Jünglingsjahre an das „vorschnelle und phrasenhafte Ausgeben gewöhnt“. Wo der Dichter selbst so hart urteilt, ist der Kritiker selten geneigt, auch nur zu — lesen; es kann schon mit Rücksicht auf diese Aeußerungen Freytags nicht Wunder nehmen, daß es in der deutschen Litteratur-Geschichte Mode geworden ist, über das Buch höchst geringschätzig abzunrtheilen. Die Herren müssen bei diesem Dichter ohnehin von der Schablone abgehen; wer ein guter Dramatiker ist, kann kein guter Epiker sein und umgekehrt; das ist bekanntlich ein „geistiges Naturgesetz“ und sie müssen ja Freytag nach beiden Richtungen gelten lassen. Nun gar auch noch das Zugeständnis zu heischen, daß derselbe Poet als Lyriker gleichfalls hörens-wert sei, wäre wahrhaftig zu viel verlangt, besonders da man ihn ja zu diesem Zwecke gehört haben müßte. Wer das Bändchen dennoch gelesen hat, wird es nicht bedauern; das gilt auch schon von den vielgeschmähten lyrischen Stücken. Die Sprache ist freilich nur eben tadellos; die Musik fehlt ihr; aber im Inhalt ist doch Vieles interessant, weil eben ein eigentümlicher Mensch dahinter steckt.

Fassen wir z. B. seine politische Lyrik in's Auge. Auch er ist ein Liberaler und gegen den vormärzlichen Polizeistaat, aber wie unendlich verschieden ist sein Standpunkt von dem der Hoffmann und Dingeldeit, geschweige denn der Herwegh und Karl Bed! Er ist nicht kosmopolitisch, sondern

durch und durch deutsch, nicht republikanisch, sondern ein Monarchist, für den freilich auch das Volk die Hauptsache im Staat ist; er schwärmt nie in alle Tiefen und Höhen aus, sondern setzt schon hier einen neuen Ausschwing der Volkskraft, den auch er sehnlich herbeiwünscht, ein erreichbares Ziel. Wie bezeichnend ist dies Alles für den späteren Dichter und Politiker, — es erweist, daß er sich in der Folge wohl entwickelt, aber nicht geändert hat. Ebenso charakteristisch ist die Sprache dieser Zeitgedichte: kräftig und entschlossen, aber maßvoll und besonnen. Das gilt schon von dem frühesten dieser Gedichte: „Die Wellen“, das er in die Sammlung aufgenommen hat: es ist 1838 entstanden und durch die Entlassung der Göttinger Sieben veranlaßt. „Ein altes Hader und Hassen ist zwischen Land und Meer“, dem Land: „Volksrecht“ und dem Meer: „Königsmacht“, aber nur deshalb, weil das Meer das Land bekriegt:

„Und jede der wilden Wellen trägt stolz ein Königskleid,
Schleppmantel von grüner Seide, hübsch faltig, lang
und breit,
Und auf dem Haupt ein Krönlein von Silber und
Diamant,
Und jede wirft sich heulend mit Macht auf's Uderland.“

Aber „die Küste steht fest in Gottes Hand“; die Welle wird sie nie unterzwingen; das Land bleibt bestehen. Man frage sich, ob irgend ein anderer politischer Lyriker jener Zeit ein Bild wählen würde, das in gewissem Sinne auch die Gleichberechtigung der Königsmacht darstellt?

Ein anderes Gedicht: „Die Granitshale“ bringt diesen, im Vergleich mit den anderen Tendenzpoeten jener Tage unendlich maßvollen Standpunkt Freytags noch klarer zum Ausdruck. Vor dem Berliner Museum steht eine Granitshale; nahe am Königsschloß das Bildher-Denkmal; der Dichter läßt den alten Marschall Vorwärts vom Postament steigen, die Schale ergreifen und rufen:

Vorwärts, ihr deutschen Männer,
Zu Freiheit, Licht und Recht!

Vorwärts mit deutschem Vertrauen,
Mit alter Lieb' und Treu!
Da sprang mit plötzlichen Krachen
Der siebnerne Bedger entzwei.

Die Tendenz ist klar: das deutsche Vertrauen von 1813 ist schlecht gelohnt worden und darum dahin, aber man übersehe nicht, wen der Dichter zum Verflüchtiger seiner Ideen erwählt: den fern-trennen, ferndeutschen, ja, kernpreussischen Heerführer.

Sehr merkwürdig ist das Gedicht: „Unser Land“ . . . „Der Dampfer braust durch die grüne Fluth — Drei Männer stehen an Bord“; ein Engländer, ein Franzose, ein Deutscher. Die beiden Ersten preisen stolz ihr Land, der Deutsche aber ruft:

„Du bist keine Königin Albion,
Nicht Frankreich, das schöne Weib,
Du siehst nicht stolz auf goldenem Thron,
Kein Purpur umhüllt dir den Leib.
Heilige, Heilige bist du uns,
Hältst uns die Himmelsowade;
Dein Purpur ist unsrer Adern Saft,
Dein Reich ist des Geistes unendliche Kraft,
Dein Gold ist unsre Sprache.

Wann steigt du zur Erde, du schöner Traum,
Wo unsre Hätten stehen?
Wenn das Gland erfüllet den Erdenraum,
Und Völker in Schmerzen vergehn.
Schwerter und Waffen, sie deutesches Land!
Die Träume werden Leben.
Ja, irdisch weist du in Kampf und Noth,
Im deutschen Geist und im deutschen Tod:
Das Vaterland soll leben!

Die Verse klingen uns heute wie eine erfüllte Prophezeiung in's Ohr; wir wollen sie gleichwohl nicht als solche hinstellen. Aber gewiß ist, daß Freytag sich die Schaffung der deutschen Einheit auf anderem Wege bewirkt dachte, als alle anderen Dichter seiner Zeit: sie träumten von einem Völkerfrühling, einer allgemeinen Verbrüderung der Nationen; er war überzeugt, daß nur „Kampf und Noth“ die deutschen Stämme einig machen könne. Schon dies ist bedeutungsvoll genug.

Interessant ist auch die Liebeslyrik. Sie nimmt einen bescheidenen Platz im Bändchen in Anspruch, nicht weil der Dichter — wir vermögen dies mit Bestimmtheit zu sagen — Weniges zu geben hatte, sondern nicht mehr bieten wollte. Die Schamhaftigkeit seiner Seele hinderte ihn daran; diese Freuden und Schmerzen waren erlebt, die Welt wußte um diese Beziehung des Dichters zu einer edlen Frau, die zunächst noch die Frau eines Anderen war, ehe sie die seine wurde; er wollte der gemeinen Neugierde nicht mehr verraten, als sie ohnehin schon wußte. Das Wenige, was er giebt, mutet rührend an, durch den Gegensatz

zwischen der heißen Leidenschaftlichkeit des Empfindens und der Gemessenheit des Ausdrucks; die Stimme des Dichters vibriert gleichsam nur leise, während er zu uns spricht; wo ihn die Empfindung zu übermannen droht, gerät er nicht in's Schreien oder Stammeln, sondern verstummt ganz. Aber noch durch ein andres Mittel sucht der Dichter seiner Bewegung zuweilen Herr zu werden; es ist für ihn eigentümlich, er hat es auch als Epiker sehr oft mit Glück angewendet; in der Lyrik, die eine gewisse Einseitigkeit der Stimmung erfordert, versagt es völlig und wirkt ganz unfünftlerisch; das ist die Unterbrechung des Pathos durch kleine humoristische Züge. Ein sonst ergreifendes Gedicht, „Der Myrtenkranz“, an dem auch der Biograph Freytag's nicht wird vorbeigehen dürfen, weil es sehr tief in jene Beziehung zur nachmaligen Gattin hineinleuchtet, wird dadurch um alle Wirkung gebracht. Es ist ein todesernstes Gedicht voll schmüler Leidenschaft und mitten drin steht das Genrebildchen:

„Vor meinem Bette stand ein Myrtenkranz,
Ein kleiner Herr, nach dem Landesbrauch.
Gepflanzt im ersten Neumond meines Lebens,
Er war ein Zwerg gelbellen und vergebens
Beschnittene und bezogen nach dem Stode.
Mein Trantgeselle war's im grünen Noth,
Ein Musterbild für schleifische Pöten,
Nur klein, doch rundlich und in allen Nöthen,
Bei Brautgelag und Todeskammernissen
Den nöthigen Kranz zu spenden dienlichbesten.

Das Bild an sich ist ganz reizend; nur ist es leider nicht bloß durch die pathetische Umrahmung geschädigt, sondern schädigt auch sie. Wir haben die Stelle zitiert, weil sie erweist, wie früh und unwiderlichlich sich der Trieb zu solcher Kleinkunst in Freytag regte.

Dieser Zug macht auch die erzählenden Gedichte zu den besten der Sammlung. „Was mich zur Darstellung lockte“, bemerkt er darüber, „war fast immer eine Situation, in der ich eine andere Persönlichkeit empfand, die poetische Erzählung. Dieser Drang, kleine epische Stoffe lyrisch zu behandeln, pflegt auch bei großen Dichtern in einer gewissen Zeit ihres Lebens zu kommen und wieder zu vergehen, so bei Goethe, Schiller, Uhland. Jetzt kam mir die Zeit, in der ich vorzugsweise gerne gereimte Geschichten verfertigte, es war die erste selbständige Lebensäußerung einer Poesie.“ — „Gereimte Geschichten“ oder noch treffender: „Genrebilder in Versen“ sind diese Gedichte wirklich, nicht etwa Balladen im Sinne der von Freytag erwähnten Dichter; etwa den „Nachtjäger“ ausgenommen, der in Uhland's Pfaden wandelt. Als die besten seien hier „Der polnische Bettler“, „Junfer Gotthelf Habenichts“, vor Allem aber:

„Das eiserne Kreuz“ hervorgehoben. Dem letztgenannten Gedicht sei eine Probe zur Veranschaulichung der eigentümlichen Tonart entnommen:

„Der Alte lächelte traurig: „Nun, Junge, spitz die Ohren.

Es war im Jahre Dreizehn — ihr wart noch kaum geboren —

Da trat ich vor die Hausthür, das Bündel auf dem Rücken,
Und mit mir die kleine Schwester und Vater mit seinen Kräden.

Die Schwester stand am Pfeiler, erstarrt wie das Weib des Tot,

Und Vater sprach mit Thränen: „Geh, Götze, geh“ mit Gott!

Und siehst du unsern König, so gräße zu tausendmalen;
Er soll's nicht übel deuten, Weid' laun ich nicht bezahlen
Und ihm zum Kriege schicken, ich thät' es sicherlich,
Wir leben ja aber in Armuth und haben nichts als dich.“

Das sprach der Vater, versteht ihr, als ungelehrte Person,

Deun er verstand durchaus nichts von Subordination.
Nun gut, ich läßt' ihn herzlich und er entblöhte das Paar.

Und weil ich all' mein Lebtag ein ehrlicher Junge war,

Und jetzt zum Vaterlande und für den König ging,
So segnete mich der Alte und all' mein Leben und Ding.
Ich ging — und als ich am Ende des letzten Hofes stand,

Und durch die Bäume bluzte nach unseres Daches Rand,

Da hört' ich auf der Straße ein lautes Mädeln und Schrein,

Und hinten kam gelaufen mein schmuckes Schwesterlein,
Sieht ihre lustige Ziege beim Horn und sagte heh.

Bom Jagen und Weinen: „Götze, wir haben ja noch die Weis,

Die nimmt dem Vaterlande von meinertwegen mit.“

Der Hörer, ein junger Mann, meint darauf, die Weis gehöre doch nicht zur Geschichte, wie sich der Alte das eiserne Kreuz erkämpft, worauf aber dieser:

„Gott's Pulver“, tief der Krieger, „ich sag' Euch meinerseits.

Seit fünf und zwanzig Jahren hat's seit dazu gehört,
Du möcht' ich sehn, der Beides mit aneinanderhört.“

Natürlich, denkt der Leser, gehört die Weis mit dazu — für einen Dichter, wie Gubau Freytag oder Friß Reuter; für einen Schiller oder Uhland würde sie nicht dazu gehören . . . Der Realist, der Genremaler, der Mann der Kleinkunst tritt uns schon hier unverkennbar entgegen, aber auch der Prosadichter. Dies letztere gilt jedoch nur von der Form, nicht vom Stoff. Gewiß läßt sich dies alles, was Freytag hier erzählt, auch in Versen sagen, nur würden sie beim geborenen Versdichter

anders klingen. Was wir nach diesen Proben vom Dichter zunächst erwarten würden, wäre eine epische Prosadichtung, die Kleinleben ebenso liebevoll, nur eben noch realistischer, schildert. Dazu ist es aber erst später gekommen, zunächst lockte den Dichter das Drama.

Haben wir über Freytags Gedichte aus dem Grunde hier ausführlicher sprechen müssen, weil sie so gut wie unbekannt sind, und unsres Wissens auch nicht ein einziger der unzähligen Nekrologe, die bis heute erschienen sind, eine Silbe mehr darüber sagt, als jene geringschätzige Phrase, die sich in jeder Litteraturgeschichte findet, so können wir uns über die Dramen Freytags kürzer fassen. Aber auch hier wird einiges hervorzuheben sein, was bisher, wie wir glauben, nicht genügend erörtert wurde.

Die meisten Dichter, die auf der Bühne starke Erfolge erlangen, sind ihrer ganzen dichterischen Anlage nach Dramatiker; die episch angelegten Talente, die sich dann so ganz für die Szene ergossen haben, um sie zu beherrschen, sind zu zählen. Zu diesen Wenigen gehört unser Dichter. Daß er von Haus aus ein Erzähler war, beweisen seine Gedichte so schlagend, daß Niemand, der sie überhaupt liest, dies übersehen kann, beweisen zudem die Andeutungen über seine ersten dramatischen Versuche, aber auch sein erstes Drama, das sich die Bühne erobert hat, das 1841 entstandene historische Lustspiel: „Die Brautfahrt“ oder „Kunz von der Rosen“, erweist, daß auch die Seele des damals fünf und zwanzigjährigen noch ganz „in epische Fäden eingesponnen war.“ Natürlich war es deshalb doch kein Zufall, daß er sich um so energischer, ja für lange Jahre ausschließlich der Bühne zuwandte. Man denke, wie stark das Theater schon auf den Knaben gewirkt, wie ihn in Berlin neben seinen Studien nichts anderes so gefesselt, wie das Schauspielhaus, wie ihm auch in Breslau der Versuch des Theaters, ja der Verkehr mit Schauspielern geradezu ein Bedürfnis war. Gewiß also lag auch der Drang zu dramatischem Gehalten in ihm. Aber daß der epische Hang überwoog, hatte doch wohl Gründe, die mit dem Talent an sich wenig zu thun haben. Vor Allem: nicht ganz so stark, wie heutzutage, aber doch sichtlich genug stand schon in den vierziger Jahren der Roman und die Novelle im Interesse der Zeitgenossen gegenüber dem Drama zurück — wer's irgend zu können glaubte, versuchte schon damals den Schritt auf die Bühne, um sich rascher zur Geltung zu bringen, ließ sich auch nicht davon abbringen, wenn es zunächst scheinbar ein Schritt vom Wege war — so Gunkow, so Laube, so Freytag; daß er es damals, in seiner frischen Jugend, nicht ebenso gemacht, hat

Kuerbach in späteren Jahren bitter beklagt. Ferner aber, wer nicht bloß praktisch gestalten, sondern auch eine bestimmte Tendenz zum Ausdruck bringen will, wird vor Allem nach der Bühne streben, weil sie das weitaus wirksamere Mittel ist, diese Tendenz zu verkünden, in ihrem Sinne auf das Publikum zu wirken. Und von einer solchen Tendenz war Freitag erfüllt.

Eine Erinnerung sprechen dies allerdings nicht aus. Was er dort über die „Brautfahrt“ sagt, behandelt lediglich das künstlerische Moment. „Aus Fuggers Ehrensiegel des Hauses Oesterreich hatte ich die Werbung des Erzherzogs Maximilian um Maria von Burgund aufgenommen. Die bereits poetisch zugerichtete Erzählung gefiel mir so, daß ich ein Lustspiel daraus erjann“. Das Stück wurde 1841 im Sommer zu Breslau geschrieben, mit großer Wärme und Freude und sehr ungenügender Kenntnis der Bühne. Wer das Jugendsstück jetzt mit nachsichtigem Wohlwollen betrachtet, der wird vielleicht finden, daß in dem Bau der einzelnen Hauptscenen die Empfindung für das Wirksame nicht fehlt, daß aber im Ganzen die Umschaffung des epischen Stoffes in das Dramatische noch un-

vollständig ist, und daß die Umrisse der Charaktere noch am meisten eine Begabung des Verfassers erkennen lassen. Bei ihnen wird die jugendliche Unbesonnenheit durch das Behagen und gute Laune in dem Detail verdeckt.“ Das ist Alles treffend, hebt aber das Wertvollste nicht hervor, die Tendenz.

Man wäre schierlich im Recht, wenn man daraus schließen wollte, daß sich der Dichter ihrer völlig unbewußt gewesen, nur mag er gedacht haben: wer sie gemerkt hat, wird sie wohl auch richtig verstehen. Das war dann freilich eine unzutreffende Annahme; die Tendenz aller vormärzlichen Dramen Freitags ist oft und gräßlich mißverstanden worden, darunter am meisten die allerdings leise und unaufdringliche Tendenz der „Brautfahrt“. Die Einen haben darin geradezu eine Verkörperung der Loyalität gefunden; die Anderen im Gegenteil einen Anlauf zum „Snobismus“, zum Apatentum — die taktlose Aufdringlichkeit des niedrigegeborenen Mannes gegenüber den privilegierten Schichten.

Beides scheint uns verfehlt. Aber ehe wir unsere Meinung sagen, sei zunächst des Menschen Freitag in jener Zeit gedacht.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Schilling, Hermann. Weiterleitendes. Epos. Straßburg i. E. u. Leipz. G. V. Kattenidt. o. J. Stau von der Mark, Ottokar. Romane und Lieber eines Werdenden. Straßburg i. E. und Leipz. G. V. Kattenidt. o. J.

Koland, F. Erhard Feldmann. Poetische Erzählung. Straßburg i. E. und Leipz. G. V. Kattenidt. o. J.

Mitte, René Maria. Leben und Lieber. Bilder und Tagebuchblätter. Straßburg i. E. und Leipz. G. V. Kattenidt. o. J.

Jung Deutschlands Rufnamemanach. 1. Jahrgang 1894. Straßburg i. E. und Leipz. G. V. Kattenidt.

Vuffe, Carl. Gedichte. Dritte Auflage. Großebain und Leipz. Baumert & Hönge (Felix Reich). 1895.

Silling, Marie. „Sie lebt.“ Ein Frauenstück. Leipz. F. A. Berger. 1895.

Schätgen, Doris Freil von. Vose Blätter. Neue Romane. Leipz. F. A. Berger. 1895.

Armand's ausgewählte Werke. An der Indiangrenze oder treuer Lieber Sohn. Lieferung 9 und 10. Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.

Alerstucht, Thienen. Gallia placida. Geschichtliches Schauspiel in fünf Aufzügen. Wien. Carl Gerolds Sohn. 1895.

Ernst, Otto. Die größte Sünde. Drama in fünf Akten. Hamburg. Conrad Koch. 1895.

Fingst, Arthur. Neue Gedichte. Leipz. Wilhelm Friedrich. 1894.

Dümichen, Theodor. Kupfer Lustspiel in drei Akten. Leipz. Robert Friele. (Arthur Gavael.)

Salburg, C. Excellior. Gedicht. Graz. „Styria“. 1894.

Rombert, Alfred. Tag und Nacht. Gedichte. Fiedelberg. J. Hörning. 1894.

Alexander, Paul. Erdenglück. Märchen-Drama in 4 Akten. Hamburg. Jürgensen & Becker. 1895.

Leimbach, Karl F. Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Leipz. Braunsir o. M. Reflexionische Hofbuchhandlung. (E. v. Waber.) o. J.

Gerhard, Hans Ferdinand. Medea. Trauerspiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen. Neuhaldensleben. C. H. Ewald. o. J.

Ervert, Ernst. Todes-Dämmerung. Danzig. 1895.

Eichelbach, Hans. Modern. Drama in 5 Akten. Köln. Paul Neubauer. 1895.

Kufeler, Georg. Graf Anton Günther oder Ilth in Eibenburg. Ein historisches Schauspiel in vier Aufzügen aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Babel a. d. Jabe. S. W. Aquilapact. 1895.

Aus einer modernen Vagabundenkause. Eine Idylle. Leipz. C. F. Müller. 1894.

Wertheimer, Emanuel. Pensées et Maximes. Traduction de Marcelin, Baron Grivot de Grandcourt. Lettre-préface de François Coppée. Paris. Paul Ollendorff. 1895.

Maurer, Theodor. Zeit-Sonette. Worms. F. Kraentzer'sche Buchhandlung. Julius Stern. 1894.

Hanshofer, Max. Der ewige Jude. Ein dramatisches Gedicht in drei Teilen. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipz. A. W. Liebestrub.

Türk, Hermann. Die Ueberlebungsmomente von Anno Fisklers und Hermann Türk's Hamlet-Erklärung. Jena. Fr. Mauke's Verlag. (A. Schent.) 1894.

Türk, Hermann. Anno Fisklers kritische Methode. Eine Antwort auf seinen Artikel „Der Türk'sche Hamlet“ in der Beilage der Allgemeinen Zeitung. Jena. Fr. Mauke's Verlag. (A. Schent.) 1894.

Billinger, Hermine. Unter Bauern. Stuttgart. J. Engelhorn. 1894.



Um ein Grab.

Novelle von Karl Emil Frauros.

(Fortsetzung.)

Auch ihm zuckte es schmerzlich um den Mund. „Es muß ja sein“, sagte er leise.

„Und endlich: was sollen wir für uns fordern?“

„Für uns?“ rief er und eine glühende Röte überflaute sein Antlitz.

„Ja!“ erwiderte sie. „Was wundert Dich daran? Wenn ein alter reicher Mann die schöne blühende Tochter armer Leute heiratet, so pflegt er seine Schwiegereltern zu bedenken. Mendels meint, wenn wir ihm den zehnten Teil abgeben, so wirkt er dreihundert Gulden für uns ans . . .“

„Chane!“ schrie er mit heiserer Stimme und schnellte empor. Nun war sein Antlitz totenfahl. „Chane! — und das willst Du annehmen?“

„Warum nicht?“ fragte sie. „Es ist ja so allgemein gebräuchlich, daß er selbst gleich hundert Gulden angeboten hat!“

Leib Weihnachtskuchen rang die Hände. „Chane“, rief er stehend, „das ist ja nicht Dein Ernst, kann nicht Dein Ernst sein. Weißt Du denn nicht, was dies Geld wäre? . . . Der — die Stimme versagte ihm — „der Preis für Dein Fleisch und Blut!“ schrie er auf.

„Unsinn!“ rief sie gellend.

Aber er noch lauter, in höchster Verzweiflung: „Mein Kind verkauft ich nicht! . . . Ich nicht . . . ich nicht . . .“ Ein krampfhaftes Schluchzen erstickte seine Stimme; er schlug die Hände vor's Gesicht und sank auf die Bank zurück.

Einen Augenblick schwieg die Frau; eine so wilde, laute Leidenschaftlichkeit des Schmerzes war ihr an dem demütigen Dulder ungewohnt.

Auch regte sich in einem Winkel ihres Herzens die dunkle Empfindung, als ob das doch nicht „Unsinn“ wäre . . . Aber diese Regung ging rasch vorbei: was sollten sie besser und klüger sein, als alle Welt? Und was wurde aus ihnen beiden, wenn sie da nachgab? . . .

Sie richtete sich auf. „Schrei' nicht wie ein Verrückter“, sagte sie scharf, „und wein' nicht wie ein Kind! Hör' mich an!“ Dann wies sie ihm nach, daß sie nur einem allgemeinen Brauch folge, nannte ihm die Namen einiger Leute, die ebenso gehandelt. „Willst Du Reb David das Geld schenken?“ schloß sie. „Und wie willst Du dann den Waise bezahlen, wie uns neues Brod schaffen?“

Er hatte sie angehört, ohne sich zu regen. Nun, da er die Hände vom Antlitz sinken ließ, konnte sie sehen, wie fahl er noch immer war, selbst die Lippen waren blutlos. Aber die Stimme bebte nicht, als er sagte:

„Ich thu's nicht, ich duld's nicht. Früher schon hab' ich geglaubt, Er spricht: „Ihr müßt sie fragen!“ Das war vielleicht ein Irrtum und wenn es doch so war, so muß Er mir verzeihen . . . Aber was Er mir jetzt sagt, hör' ich so deutlich, wie Deine Stimme' und ich hör' Seine Worte: „Das darf nicht geschehen, Leib', dazu hab' ich Euch nicht mit einem solchen Kind gesegnet, das wär' Sünd' und Schmach!“ Und darum wird's nicht geschehen!“

Er hob die Stimme nicht, aber fest und feierlich wie ein Gelöbniß lösten sich die Worte von den erblakten Lippen.

Wieder fand die Frau zunächst kein Wort; der Jorn über seine Störrigkeit, das Entsetzen über ihre Folgen hielt ihr die Kehle zusammen:

gepreßt. Und als sie sich endlich mit der Kraft der Verzweiflung dagegen aufbäumen wollte, da übermannte sie der Feind, der in dem siechen Leibe hauste.

„Und Mofche?“ rief sie. „Und ich? . . . Ich hab' durch Dich ein elend Leben gehabt . . . aber ich fordere ein Sterbelager . . . Ich will nicht . . . hinter der Hecke . . .“

Der Krampf erstikte das letzte Wort; das Gesicht verzerrte sich; auf die Lippen, die sich wie in Todesangst weit nach Lust öffneten, trat blutiger Schaum.

Aber vielleicht noch suchbarer lag derselbe Zug der Todesangst auf dem Antlitz des Mannes. Er schwannte, wie ein Trunkener; die eine Hand umkrallte die Tischkante, um Halt zu gewinnen, die andere redete sich zitternd empor. „Ich kann nicht . . .“, stöhnte er, „ich kann nicht!“

Miriam hatte die Mutter husten hören; besorgt kam sie hereingeführt und umfasste sie. So entging ihr die Bewegung des Vaters. Erst als Chane, nachdem sie Atem gewonnen, den Blick finster auf ihn richtete, erkannte sie, daß es zwischen den Beiden wieder einen Austritt gegeben wie so oft: die Mutter schalt, der Vater suchte zu begütigen oder nahm die Schelte in demüthigem Schweigen hin. Das war so, seit sie denken konnte; es gehörte mit zum Leben, wie daß auf den Montag der Dienstag folgte; sie machte sich keine Gedanken darüber. Höchstens, daß ihr der Vater immer ein wenig leid that, etwas mehr, als sie sich selber leid that, wenn sie das gleiche Voos traf, aber wahrlich nicht allzusehr . . . Heute, wo sie ihn so verstört dastehen sah, wie nie zuvor, überkam sie zum ersten Mal im Leben der Gedanke: er ist so gut, so nachgiebig, denkt nie an sich selbst, warum ist die Mutter immer so hart gegen ihn? . . . Unwillkürlich zuckte der Arm zurück, den sie um Chane geschlungen hatte, und die großen, brannen Augen richteten sich voll Liebe und Mitleid auf den Vater . . .

Er sah den Blick und seltsam, der Mann, der sich sonst nur auf den Verkehr mit „Zhm“ verstand, aber mit Kinderzungen in die Welt blickte, erkannte blickschnell, was in der Seele seines Kindes vorging . . . „Nein! nein!“ schrie er auf, als wollte er das Mitleid abwehren, sein Weib entschuldigen. Dann senzte

er tief auf, schüttelte den Kopf und schlich aus der Stube.

Auf dem Bänkchen vor dem Hause saß er nieder und starrte vor sich hin. Kam ein Bauer vorbei, so bot er ihm unterwürfig den Gruß; vor dem Popen Hilarion, der in's Pfarrhaus ging, erhob er sich von seinem Stige, aber er wußte kaum, daß er's that. Alles, was Leben in ihm war, kehrte sich nach innen und lauschte und lauschte . . . Kein Zweifel, es war Seine Stimme und sie sprach: „Nein!“ . . . Tief und immer tiefer sank sein Haupt auf die Brust; er konnte sich nicht helfen und nicht seinem Weibe; Sein Wille mußte geschehen . . .

So saß er noch, als Miriam auf ihn zu trat. „Die Mutter schreibt eben einen Brief nach Galicz“, sagte sie, „Du sollst ihn lesen, ehe sie ihn schließt.“

Er erhob sich und schlich in die Wohnstube. Die Frau blickte nicht auf. „Hör zu!“ sagte sie finster und las ihm den Brief vor. Sie forderte darin tausend Gulden für Miriam, dreißig Gulden für die Aussteuer; über das Andere wollten sie, wenn Reb David in der Hauptsache zustimme, am Sonntag vor der Verlobung mündlich verhandeln. „Und um, schaff' einen Boten nach Galicz,“ fügte sie bei.

Er stand unerschläffig. „Ich will's thun,“ sagte er endlich. „Aber sollen wir dann Sonntag vor Anderen —“

„Schweig!“ rief sie heftig. „Heut kein Wort mehr. Meine Kraft ist zu Ende!“

Gebeugten Hauptes verließ er sie. Als er vor's Haus trat, schlug die Kirchenuhr eben elf. Miriam kam ihm nachgeeilt. „Vater,“ begann sie, „glaubst Du, daß er heut' kommt?“

Er fuhr zusammen. „Nein,“ erwiderte er dann hastig. „Ich hoffe, nein . . .“

„Aber warum denn?“ fragte sie. „So sag's mir doch! Seid Ihr böse miteinander?“

„Nein . . . Ein ander mal . . .“

Er riß sich los und ging. „Er fehlt ihr,“ dachte er bebend . . . „Aber das ist ja kein Wunder,“ tröstete er sich dann, „auch ein Hund, der so lange Jahre täglich zu einer bestimmten Stunde gekommen wäre, würde ihr fehlen . . .“ Und doch! „Wenn sie nur schon verheiratet wäre!“ mußte er wieder denken. Aber war dies ein Glück! . . .

Und abermals umstrickten ihn seine traurigen Gedanken. Da hörte er wütendes Peitschenknallen hinter sich her und sprang bei Seite. Es war Hirschele Krakaner, diesmal allein und in einem leichten Wägelchen. „Zhr wollt gewiß nach Halez?!" fragte er mit schlauem Lächeln und hielt an. „Na, steigt ein; es soll mir eine Ehr' sein! Aber rasch! In aller Früh hab' ich nach Jezupol müssen und Nachmittags soll ich schon wieder mit den Flößern auf den Dniefter." „Zch fahr nicht mit," konnte Leib endlich dazwischen werfen. „Aber wenn Zhr mir diesen Brief mitnehmen wollt . . . An Mendele Schaden!"

Hirschele Krakaner lachte laut auf. „Zhr braucht nicht erst zu sagen an wen. Soll besorgt werden! Maseltow!" („Gutes Glück!" der übliche hebräische Glückwunsch bei Verlobungen.) Und lachend fuhr er davon.

Bestürzt blühte ihm der Kleine nach. Nun kam ihm erst zu Sinn, was ihm sein Weib von den gestrigen Vermutungen des Mannes erzählt . . . In einer Stunde wußte es ganz Halez, mit wem sich Reb David verloben sollte und der Greis wollte ja das Geheimnis gewahrt wissen . . . Leib rang die Hände — um Himmelswillen, was hatte er da angestellt! Aber nun war's zu spät — man sah nur noch das Staubwölkchen hinter dem Wagen und bald auch dies nicht mehr . . .

Angstlich schlich er heim — was sollte er Chane sagen, wenn sie ihn nach dem Boten fragte? Und sie hatte heute schon Aufregung genug gehabt!

Als er in sein Haus treten wollte, kam der Pope Hilarion eben aus dem Pfarrhof und rief ihn an. „Höre, mein braver Leibko," sagte er, „ich habe mit Dir zu reden. Des Zanko wegen." „Zch traten in die Schänkstube, sie war leer. Als bei ihrem Eintritt die Klingel ging, ward Miriam's Kopf in der Thüre der Wohnstube sichtbar, doch zog sie sich sofort zurück. „Es ist bald gesagt," begann der junge Priester halblaut. „Du weißt, welchen verächtlichen Wahnsinn der Teufel dem Zanko in den Kopf gesetzt hat?! Nun wohl, wie denkst Du darüber?!"

„Zch?" sagte der Kleine. „Zch bin ein

Zud, mein Kind eine Jüdin — was soll ich da erst sagen?!"

Hilarion nickte. „Das' hab ich gedacht! Lieber möchtest Du ihren Tod erleben, als ihre Taufe. — nicht wahr?!"

Der Kleine fuhr zusammen. „Ihren Tod?!" murmelte er entsetzt und streckte die Hand abwehrend vor. „Mein — mein einzig Kind —"

„Zch wünsche ihr ja nichts Böses," bernigte der Priester. „Zch meinte nur, Du würdest ihre Taufe nie zulassen?! Nun, das hab' ich auch dem Zanko gesagt, aber du mußt es ihm bestätigen. Und ferner: Zch habe ihn bewogen, nicht mehr herzukommen, aber nur, weil ich ihn gesagt habe: „Das fordert der Zud von Dir zum Dank für seine Gutthaten gegen Dich, also mußt Du's thun!" Aber er sagt, das will er von Dir selbst hören. Also geh Abends zu ihm, wenn er vom Feld heimkommt, denn Gottlob, er arbeitet hent wieder." „Leib versprach's."

„Gut," sagte Hilarion und erhob sich. „Aber Du bleibst fest, nicht wahr? Er wird Dir vielleicht drohen, mach Dir nichts draus. Denn da hast Du Gott den Herrn zur Seite und alle Heiligen . . ."

Leib sah ihn befremdet an, der Priester bemerkte es nicht.

„Nämlich, weil das ein gutes Werk ist," fuhr er salbungsvoll fort. „Ein Gott wohlgefälliges Werk. Eine Jüdin soll keines Christen Weib werden. Das will Gott nicht, sonst hätt' er Euch nicht verflucht und Euch so schwarze Seelen gegeben . . . Also, mein braver Leibko, ich weiß, auf Dein Wort kann man Häuser bauen und so verlaß ich mich ganz auf Dich!"

Der Kleine trat in die Wohnstube und nahm mit Weib und Kind das kgläliche Mahl ein. „Der Brief ist besorgt", sagte er. Chane fragte zum Glück nicht, durch wen. Sie sah heut' noch viel bleicher und verfallener aus, als sonst; er bemerkte es mit tiefem Schmerz, mit nagender Sorge, aber bereuen konnte er seinen Widerstand nicht — „Sein" Wille mußte geschehen.

Zaghaft erzählte er ihr, nachdem Miriam gegangen war, den Auftrag des Popen; er fürchtete, daß auch dies sie erregen würde.

Doch nickte sie gleichmütig und meinte bloß: „Wir müssen uns nur etwas andenten, was sein Ausbleiben für Miriam erklärt. Sonst grübelt das Kind darüber und es soll überhaupt nicht an ihn denken. Ich erzähle ihr heut' irgend etwas Häßliches von ihm und daß wir ihm darum das Haus verboten haben.“

Leib wurde unruhig. „Du sollst nicht falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten“, dachte er. Laut aber meinte er: „Was könnte das sein? Sie ist klug, hat eine gute Meinung von ihm. Auch ist derlei — verzeih' — eine Sünde . . .“

Sie wollte auffahren, da trat selben Augenblicks ein Mann in die Stube, der sich lange nicht mehr in der Schänke hatte sehen lassen: der alte Martin, der Großknecht des Herrn von Paterški. „Du sollst sofort zum Herrn kommen,“ befahl er.

Leib wurde blaß; welche neue Pein hatte der Gebieter, der ihm zürnte, angedacht? Auch Ebane war bestürzt, saßte sich aber sofort, lud den Großknecht zum Sigen ein und brachte ihm ein Gläschen vom Besten. Und dann suchte sie ihn anzuholen.

„Weiß nichts!“ sagte er, schmalzte aber behaglich mit der Zunge, nachdem er das Gläschen geleert, und schob es wieder vor sie hin. Sie verstand den Wink und füllte es. „Mir scheint, ein Geschäft!“ meinte er nun; sie füllte das Gläschen zum zweiten Male. Und darauf erzählte er: „Der Herr war von gestern Morgen bis heut Mittag in Haličz und hat dort mit den „Schreibern“ getrunken. Das kostet immer viel Geld; er thut's nur, wenn er was von ihnen will, aber was es diesmal für ein Geschäft war, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er erreicht, was er wollte, denn er war bei der Heimkehr sehr vergnügt. Und dann giebt er mir gleich diesen Befehl. Die Gnädige ist darüber erstannt, er aber sagt ihr: „Thue den kleinen dummen Hund kann ich's nicht machen . . . Ja,“ schloß er behaglich, „so hat er gesagt, Ihr könnt Euch also freuen!“

In der That empfang Herr von Paterški den Schänktwirt, als er unter tiefen Blicklingen vor ihn hintrat, sehr freundlich. „Komm' näher, Hundsbhut“, sagte er. „Ich will's noch einmal mit Dir versuchen, weil ich glaube, daß Du mehr dumm als schlecht bist. Du hast undankbar, habgierig, gemein, mit einem

Wort jüdisch gehandelt, als Du den Zanko bewogen hast, das Geld vom Solinger Popen zu leihen. Aber es war auch dumm, denn was war Dir nützlicher, meine Güte oder die zehn Gulden Mackerlohn?“

„Ich hab' nur zwei Gulden davon gehabt,“ betenerte Leib. „Die hat mir der Zanko freiwillig gegeben. Vom Popen hab' ich nichts verlangt und nichts bekommen.“

„Lüge!“ rief der Edelmann. „Aber wenn es Wahrheit sein sollte, was dann? Dann hast Du keinen Nutzen davon gehabt und der Zanko und ich nur Schaden! Vielleicht kommst Du mir wieder mit Deinem Geschwätz von den geringeren Zinsen! Aber meinestwegen, zwanzig Prozent, war das ein guter Rat? So viel läßt sich vielleicht in guten Jahren heranschieben, aber die erste schlechte Ernte richtet Deinen geliebten Zanko zu Grunde! Auch bleibst er ja ewig der Schuldner des Popen! Vernünftig wär's gewesen, wenn Du ihm gesagt hättest: „Verkauf' ein Drittel Deiner Acker, dann bleibst Dir das Uebrige fast schuldensfrei!“ Aber daran hast Du Dummkopf garnicht gedacht!“

„Doch!“ versicherte Leib. „Aber er, Gnädigster, hat nichts davon hören wollen. Und wer hätte ihm einen halbwegs guten Preis —“

Er hielt bestürzt inne; er konnte dem „Gnädigsten“ doch nicht in's Gesicht hinein sagen, daß dieser die Preise unerhört drücke und für Winkowze der einzige Güterschlächter sei. Seine Konkurrenten hatte er unschädlich gemacht, den Moses Erdkugel durch die Anzeige wegen Wuchers, den Armenier durch ein Abkommen, wonach dieser nichts in Winkowze kaufen sollte und er, Paterški, nichts in Haličz.

„Wer?“ donnerte der Edelmann. „Ich! Du weißt doch, daß ich mich für die Lanne, meinen Besitz abzurunden, geradezu zu Grunde richte! Und weil wir gerade darauf gekommen sind: ich bin noch heute dazu bereit! Will mir der Zanko den Obstgarten neben seinem Hause verkaufen, so zähl' ich ihn das Geld morgen auf. Er grenzt an den Garten, den ich vom Basseli Bnkowitsch gekauft habe; darum will ich ihn haben. Mit dem Preis soll er zufrieden sein. Der verdammte Kerl, der Pope von Solinge — ein Pope, der Wucher

treibt, Schimpf und Schande! — hat ja Alles schämen lassen. Du kennst die Schäkung — war sie zu niedrig?“

„Nein,“ sagte Leib. „Ganz gerecht.“

„Nun also! Diesen Preis zahle ich und meinestwegen noch einige Gulden drüber. Du kennst mich ja, Leib, wenn ich mir was in den Kopf gesetzt habe, so bin ich wie ein Kind. Ich habe Dich wegen einer anderen Sache holen lassen: ich will dem Armenier die Wechsel des Dnufrij abkaufen; aber das hat Zeit. Machen wir vorher dies Geschäft. Für Dich 10 Gulden Maklerlohn! Und natürlich bleibst Du dann in der Schänke. Aber rasch muß es sein, zieht sich die Sache in die Länge, so verliere ich die Lust daran und mache keine Dummheiten mehr! Also?“

Leib war sassungslös vor Staunen; ein solcher Preis, ein solcher Maklerlohn — was war da plötzlich in Paterški's gefahren . . . Zudem war es ja unansführbar!

„Gnädigster,“ sagte er zögernd, „das thut der Zanko wahrscheinlich nicht. Er hat sich's in den Kopf gesetzt, der Hof muß ganz bleiben. Und den Obstgarten, den er so pflegt, giebt er schon garnicht her, eher noch einen Acker . . .“

„Hund!“ schrie der Edelmann auf. „Ich biete Dir Rettung und Du verweigerst mir Deine Hilfe?! Der Zanko thut, was Du ihm sagst — willst Du das leugnen, Frechling?! Weh Dir, wenn Du es mir nicht richtest! . . . Uebrigens, etwas Acker will ich ihm auch noch abkaufen,“ fügte er ruhiger bei. „Aber der Obstgarten muß mein sein, nun gerade steife ich mich darauf! . . . Geh' und sei vernünftig! Daß ich nicht mit mir spaßen lasse, weißt Du!“

Bestürzt erzählte Leib seinem Weibe von dem seltsamen Auftrag. „Dahinter steckt was!“ meinte er.

Sie schwieg lange, nachdem er geschlossen. Was dahinter steckte, war ihr sofort klar: Paterški hatte in Galizien erkundet, über welche Gründe die Bahn gelegt werden sollte; der Obstgarten des Zanko gehörte mit dazu . . .

Aber das durfte sie ihrem Manne nicht sagen, sonst riet er dem Zanko davon ab . . . Sie mußte ihn vielmehr dazu bringen, daß er es unter allen Umständen bei dem Bauer durchsetze.

„Narr!“ sagte sie, „was zerbrichst Du Dir Paterški's Kopf?! Wahrscheinlich will er eine große Obstpflanzung anlegen und dafür ist's ihm das Geld wert. Uns rettet Du dadurch aus dem Elend und für den Zanko ist's ja auch ein gutes Geschäft.“

„Aber er wird nicht wollen,“ sagte er.

„Er muß wollen!“ rief sie. „Sei einmal im Leben klug,“ fuhr sie stehend fort. „Denk einmal auch an Dich und mich! Neb David will selbst Geld geben, du sagst Nein! Paterški will Dich in der Schänke lassen, Du denkst daran, ob das häßliche Tier das Deinem Kinde nachstellt, nicht noch mehr Nutzen davon hat, wenn es den Garten behält. . . Du handelst immer nach Gottes Gebot, sagst Du, hat Gott mein Elend gewollt?!“

Er ließ sein Haupt sinken. „Ich will's versuchen,“ versprach er. „Was ich kann soll geschehen.“

Mit diesem Vorsatz trat er in der Dämmerung den Weg zu Zanko an. Der junge Bauer saß auf dem Bänkchen vor seiner Kammer und verzehrte sein Abendbrot, ein Stück Maiskuchen und trank aus einem Thontrog Wasser dazu. Als er den Zuden gewahrte, überflog ein Bittern den sehnigen Leib und in sein abgekehrtes, verkärntes Gesicht schlugen die Flammen.

„Der Pope hat's mir schon gesagt . . .“ stieß er hervor. „Aber Du kommst unsonst!“

„Willst Du mich nicht erst anhören?“ bat der Kleine.

Zanko schüttelte finster den Kopf. „Wozu?“ sagte er dumpf. „Wie Dir zu Mut ist, weiß ich, und was Du mir sagen willst, weiß ich, aber wie mir zu Mut ist, weißt Du nicht . . . Ich vergehe nach ihr,“ schrie er auf, „ich muß sie sehen, sonst werde ich verrückt! . . .“

„Aber so sieh doch ein . . . Unsinn! Du mußt es Dir aus dem Kopfe schlagen!“

(Fortsetzung folgt.)





Aus der Steppe.

Eine Dichtung von Tabitha Hanke.

(Fortsetzung.)

XV.

Du mein häßlich Gesicht,
 Spiegle dich nicht,
 Wo die Wasser fließen
 Silber und hell;
 Thränen, kommt schnell,
 Euch darüber zu gießen!

XVI.

Ich kann ihn nicht hassen
 Und muß ihn doch lassen
 Für alle Zeit
 Von allem Lieben
 Ist nichts mir geblieben
 Als Kummer und Leid.

O Vögelein schweige,
 Blütlein, o weige
 Zur Erde dich leis!
 Verlassen, alleine,
 Sih' ich und weine
 Die Thränen heiß.

XVII.

Geh, ich mag dich nimmer leiden,
 Geh, wir beide müssen scheiden,
 Schau mich nicht so stehend an,
 Du, nur du bist schuld daran.

Geh' zurück, ja geh' zum Tanze,
 Nicht die Blumen ihr zum Kranze,
 Dreh' dich bis zum Morgenrot —
 Ach, ich wollt', ich wäre tot!

XVIII.

Ich wollt', ich wäre gestorben
 Und läge drunten im Grab.
 Da senkten sich leise die Schollen
 Auf meinen Jammer herab.

Da fiel rieselnder Regen
 Durch die lock're Erde herein,
 Und Tropfen um Tropfen häme
 Zu mir in mein Kämmerlein.

Und der Regen würde zum Bache
 Und der Bach zum rauschenden Meer,
 Ich aber schließe dort unten
 Und wüßte von allem nichts mehr.

XIX.

Könn' ich schlafen, schlafen nur,
 Doch von Schummer keine Spur.
 Arm an Liebe, krank an Hoffen
 Lieg' ich da, die Augen offen,
 Denke, was ich nicht gewollt,
 Wünsche, was ich nicht gefollt.

Und so schleppt sich hin die Nacht,
 Stunde folgt auf Stunde sacht,
 Und ich seh' die Sterne stehen,
 Wie sie kommen, wie sie gehen,
 Nimmer fällt mein Auge zu,
 Hin ist meines Herzens Ruh!

XX.

Thörich Mädchen", sprach die Muhme,
 „Weint sich aus die hellen Augenlein,
 Läßt sich von dem faischen Manne
 Um der Tugend Trostsum bringen.

„Mächt das schöne, rote Zeug nicht
 Sich zum neuen Satasane,
 Birgt es ängstlich in die Truhe,
 Daß es nicht die Sonne bleiche.

„Trägt nicht Münzen in dem Haare,
 Die beim Tanzen lustig klirren,
 Hat nicht Spangen und nicht Kellen,
 Will von keinem Band mehr wissen.

„Trachtet nach des Alters Erbteil:
 Trägern Fuß und blassen Wangen
 Sah man wohl in unserm Dorfe
 Je solch' wunderlich' Beginnen?

„Widersinnig ist dein Trauern,
 Raff' dich auf und sei vernünftig!
 Hat der eine dich betrogen,
 Soll es drum der and're büßen?

„Schönheit schmückt sich selbst, drum höre:
Häßlich Mädchen muß sich pudern.
Wahrlich deine rotgeweinten,
Trüben Augen sind nicht lieblich.“

Also sprach zu mir die Muhme,
Und ich ging ihr zu gehorchen,
Wusch am Brunnen meine Augen,
Trochete die Klut der Thränen.

Kief und holte noch geschwinde
Roten Stoff aus meiner Truhe,
Sehte mich damit an's Fenster,
Stink den Sarafan zu nähen.

Sah und nähte bis zum Abend,
Stach zuletzt mich in den Finger —
Rinne, kleiner roter Tropfen,
Teilchen du von meinem Herzen!

Rinne nur, ich mag nicht nähen,
Denn was soll das schöne Aleid mir?
Schmückt mich nunmehr zum Tanze,
Wird doch in der Truhe modern.

XXI.

Sehnsucht wob sich selbst die Schwingen,
Farte, federleichte Schwingen,
Flog damit zum blauen Himmel,
Wo die Wolken schimmernd hingen.
Kleine, weiße Woiken waren's,
Die sich lustig dort ergingen
Und zum Zeitvertreibe manchmal
Auch sich Sonnenstrahlen fingen.
Sehnsucht stand dabei — sie dachte:
„Köunt' ich einen mir erringen,
Einen von den gold'nen Fäden
Um mein grau Gefieder schlingen!“
Liehen jemals Sonnenstrahlen
Noch vom Wunsche sich erwringen?
Sehnsucht, flieg' geschwind zur Erde,
Sonst verbrennst du die Schwingen.

XXII.

Die Muhme ist gestorben,
Das Sterben ward ihr schwer —
Sie hing gar sehr am Leben
Und durfte nicht leben mehr.

Und als es ging zu Ende,
Da seufzt' und höhnt' sie laut.
Ach Muhme, liebe Muhme,
Dem Tode wächst kein Kraut!

Sie sprach: „Und muß ich sterben,
Errettel kein Trank mich mehr,
Beh', Mädchen, bring' die Truhe,
Die gelbe Truhe mir her.“

„Geb' auf den Deckel leise
Und laß' das Licht herein,
Schau her wie das blüht und funkelt
Im Abendsonnenschein!

„Ich hab' gedarbt, gehungert
Darum so manches Mal,
Nun muß ich nacht von dannen,
Muß wandern im Totenthal.“

„Und bei den Toten unten
Da scheint die Sonne nicht,
Mir graul es vor dem Wandern,
Ich hab' nicht Stab, noch Licht.“

„So nimm das Geld denn, Mädchen,
Und bring's dem Papen geschwind!
Viel Messen soll er lesen
Für meine Seele, Kind.“

„Für meine arme Seele —“
Die Augen fielen ihr zu,
Ach lieber Gott im Himmel,
Schenk' meiner Muhme Ruh'!

XXIII.

Die Weiden hängen nieder
Auf meiner Muhme Grab;
Dort sitz' ich oft und weine,
Weil ich kein' Seele hab'.

Und hat sie auch gescholten
— Sie hielt gar strenge Hut —
Das war nicht schlimm, sie meint' es
Im Grunde herzlich gut.

Nun ist sie fortgegangen,
Ihr Schlaf ist tief und schwer,
Und was ich schaff' und treibe,
Die Muhme sieh's nicht mehr.

Doch Gott im Himmel oben
Und all' die Engel sein —
Drum, lieber Gott, ich bitte,
Bewahr' das Herz mir rein!

XXIV.

Au meiner Gartenthüre
Gehen die Leute vorbei;
Ich sehe sie kommen und gehen,
Mir ist es einerlei.

Ich sehe sie kommen und gehen
Vorüber an dem Haus,
Und schaue mit brennendem Auge
Weit über sie hinaus.

Ich weiß nicht, was ich schaue,
Ich weiß nicht, was ich will —
Die Saiten sind zerissen,
Da ward es plötzlich still.

Die Saiten sind zerissen,
Ich weiß kein' ander Lied.
Das war in jener Stunde,
Als ich von dir mich schied.

XXV.

Nur ein einziges Blümchen
 Ein schwankem Stiel.
 Ein Halm oder Gräschen
 In leichtem Spiel;
 Und darüber ein einziger
 Goldener Strahl;
 Frage den Falter,
 Frag' ihn einmal,
 Ist es nicht Glücks genug?

Nur eine Stunde,
 Ein Augenblick, —
 Träumend zieht es
 Die Seele zurück —
 So arm ist kein Leben,
 So arm und verhärt,
 Dem einmal die Freude
 Das Herz nicht erwärmt —
 Ist es nicht Glücks genug?

XXVI.

Stirb, Sehnsucht, stirb —
 Du darfst nicht leben!
 So wie die Flamme
 Sich selbst verzehrt,
 Sollst du entschweben;
 Wie dort im Wind
 Leicht und lose
 Das Blatt der Rose!

Stirb, Sehnsucht, stirb!
 Nicht mehr erbeben
 Soll meine Seele
 Von dir verzehrt!
 Du sollst entschweben
 Wie der Vögel Lied
 Sanft und gelinde
 Im Abendwind!

XXVII

Mir war so bang' in dem öden Haus,
 Da ging ich zu Mutter Hanka hinaus.
 Sie sah allein auf der Bank, und gelind
 Aushalen die Birken im Abendwind.
 Die Schwalben flogen schon unter Dach,
 Und wir schauken der sinkenden Sonne nach,
 Wie sie drüben von Wald und Steppe schied —
 Verstummt war längst der Vögel Lied.
 Und der Nachviole'n süßer Duft
 Erfüllte rings die Abendluft.
 Da sprach Mutter Hanka leise zu mir:
 „Mafcha, Kindchen, er frag nach dir —
 Sein Weib ist fort, ließ ihn allein —
 Den armen Mann und die Kinderlein!

Das jüngste liegt krank — ein zierlich Ding,
 War leicht und froh wie der Schmetterling —
 Nun hat sich's wohl zu Herben gelegt,
 Weill's keine Mutter mehr liegt und pflegt.
 Komm' mit mir hin, noch ihm zu seh'n,
 Es siebert stark, was bleibst du steh'n?“
 Ich sagte drauf, ich weiß nicht was,
 Mir wurden dabei die Augen naß,
 Und Thrän' auf Thräne stürzte heraus,
 Da stand ich auf und ging nach Haus.

XXVIII.

Wird mich Kummer stets begleiten?
 Hoff' ich doch, die schlimmen Zeiten
 Kögen einmal fest im Schlaf;
 Und ich wollte ganz genesen
 Und vergessen, was gewesen
 Und mich in der Seele traf.

Lach das alle süße Lachen,
 Was noch übrig blieb sind Brocken,
 Geh', und Brocken mag ich nicht!
 Magst sie einer andern schenken,
 Wird vielleicht so herb nicht denken,
 Wenn dein Mund ihr schmeichelnd spricht.

Wende deinen Blick, o wende,
 Hab' Erbarmen, mach' ein Ende
 Mit dem alten falschen Spiel!
 Zwischen uns und unserm Glücke
 Ist ein Abgrund, und die Brücke
 Baut kein Engel uns zum Ziel.

XXIX.

In Mutter Hanka's kleinem Haus
 Da geht es lustig ein und aus,
 Und läuft und rennt den ganzen Tag
 Und lacht und schwätzt, so viel es mag.
 Das ist ein Schreien und ein Schnallern,
 Und wie die gelben Loden fallen!
 Was gill's, da hülf' nicht Sand noch Topf,
 Mutter Hanka, das wächst dir über den Kopf!
 Der Kaler auf der Ofenbank,
 Der ist vor Angst und Schreck fast krank —
 Das ist auch Schlamm: in allen Tagen
 Sich noch mit kleinen Kindern tragen,
 An's Pupsen, Neden und Verhöhnern
 Da mag ein and'rer sich gewöhnen
 Als solch' ein armes, alles Tier!
 Das stirbt vor Reid und Tammer schier.
 Denn Mutter Hanka's ganz Verlangen
 Sind jetzt die kleinen wilden Rangen.
 Sie steht und schaut und ist entzündt,
 Die ganze Stube ist verrückt,
 Kein Stuhl am Platz, und auf der Diele
 Ihr bestes Tuch benutzt zum Spiele;
 So weit schon haben sie's gebracht,
 Wer hätte jemals das gedacht!

(Zortsetzung folgt)



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Rubezahl.

Phantastisches Schauspiel in vier Aufzügen

von
Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Erster Austritt.

Richard: dann Rubezahl.

Richard (von hinten rechts, langsam, bestrebt umherblickend). Entweder bin ich betrunken — aber ich müßt' nicht, von was — oder ich bin begehrt! Hier ungefähr war doch der Platz, an dem ich sie zum ersten Mal sah — und gestern diesen Köhler traf. Wer hat denn aus der Zadenthaler Straße einen Part gemacht?

Rubezahl (steht hinter dem Gehäuf auf, wo vorher der Begleiter erschien; wieder mit dem Kopf des Köhlers wie im ersten Aufzug, aber ohne Schwünge, und in einem eleganten, schwarzen Gewand). Ich nahm mir die Freiheit.

Richard. Ihr! — — Ihr seid Rubezahl!

Rubezahl (tritt hervor). Bei den vorwichtigen Menschen führ' ich diesen Namen. — Wir sehen uns also noch einmal; danach soll' man denken, das Schicksal führt uns mit seinen unsichtbaren Zeigefingern zusammen. Meint Ihr nicht auch, werter Herr?

Richard (umherblickend). Das Schicksal?

Rubezahl. Erlaubt: wenn ich Euch so ansehe — mit besonderem Vergnügen nämlich — und mir zu dieser Wohlgestalt Euer Spiegelbild denke... Ich weiß wohl, das ändert sich, wenn es sich von Euch ablöst. Aber ich möcht' nun einmal keine andere Spiegelhaut, als die von einer edlen und vornehmen Gestalt kommt!

Richard. Ich hoffe, es fränkt Euch nicht, wenn ich Euch bekenne: ich verstehe kein Wort.

Rubezahl (heißt ihn lächelnd). Beim Lreuer, das fränkt mich nicht! — Ich hält' aber noch eine letzte Frage, wenn Ihr nicht zu stolz seid, um mich anzuhören. (Richard lästet verständlich den Qu, legt sich auf die Marmorbank rechts.) Ich dank' Euch. (Wagt sich zu ihm.) Edler junger Herr, gestern schlugt Ihr mir ab, ein „Almosen“, wie Ihr's nannet, von mir anzunehmen; — das gefiel mir mächtig. Wenn ich Euch heut einen Tausch biete, der greift Euren Stolz nicht an!

Richard. Was für einen Tausch?

Rubezahl. Ihr seid ein schöner Mann, wenn ich

das sagen darf; aber nach Euren edlen Gebahren kann ich Euch nicht für so eitel halten, daß Ihr nicht leben könntet, ohne Euch im Spiegel zu sehen. Die Freude der Andern ist ja auch ein Spiegel; und daran wird's Euch nicht fehlen. Verkauft mir Euer Spiegelbild, Herr; ich zahle den höchsten Preis!

Richard. So wahr ich lebe, ich begreife nicht — **Rubezahl**. Bedenkt: Euer Glück! Ich weiß nicht, was Ihr vom Leben begehrt, doch ich bild' mir ein, Rubezahl kann's Euch schaffen —

Richard. Aber mein Spiegelbild, Herr! Wie in aller Welt könntet Ihr etwas von mir nehmen, das nur an mir und durch mich besteht?

Rubezahl (lächelnd). Lieber Herr, gebt mir nur die Erlaubnis, Euer wertes Spiegelbild von Euch abzulösen; wie ich's mache, ist meine Sorge. Dagegen hättet Ihr die Wahl unter allerlei guten Sachen, die ich bei mir führe: die echte Springwurzel zum Beispiel — oder das Teletuch mit dem „Tischchen, deck dich“ —

Richard. Was soll' ich damit?

Rubezahl. Es war nur ein Vorschlag. (Steht einem unscheinbaren, ledernen Beutel aus der Tasche.) Hier hält' ich auch einen Glücksfädel, Herr. So oft Ihr hineingreift, zieht Ihr zehn frischgemünzte Goldstücke heraus. Macht einmal die Probe, wenn es Euch beliebt. Das verpflichtet Euch ja zu nichts!

Richard (bildet Rubezahl eine Welle schwebend an; greift dann in den Säckel.) Nichtiges Gold; bei Gott. — Zehn Stück. (Wartet hinein.) Und der Säckel ist leer. (Greift wieder hinein.) Wieder zehn Friedrichsdor. (Führt sich mit der Hand über Stirn und Haar.) Verzeiht, wenn ich mir erlaube, Euch zu berühren, (legt die Hand auf Rubezahl's Arm und Schulter) damit ich fühle, Ihr sitzt wirklich da und dies ist kein Traum!

Rubezahl (lächelnd). Ich bin ganz entschieden da. (Den Säckel emporhaltend) Wie dünkt Euch das, werter Herr?

Richard (steht vor innerer Kammer auf; für sich). Heiliger Gott! Und mir wär' geholfen!

Rübezahl. Wär' Euch der Säckel nicht recht, so hält' ich noch andre's —

Richard. Nein, nein, nein, der ist's! (sich fassend, rasiger) Wozu sollt' ich's leugnen. Mich widert mein Leben an, weil mir auf Schritt und Tritt das Gemeinste und Notwendigste fehlt, das verfluchte und gesegnete Geld. Mein — höchster Wunsch ist mir unerreichbar, weil mein edler Name all mein Erbteil ist. Mit dem Säckel da säm' ich mir vor wie der Herr der Welt —

Rübezahl. Nun, so greift doch zu!

Richard (in hastiger Bewegung, vor mit einem geistigen Zornmet kämpfend). Mein Spiegelbild, sagtet Ihr? — Von so einer Tollheit hab' ich nie gehört!

Rübezahl. Alles hört man einmal zum ersten Mal. Nehmt Ihr nur Euren Säckel, der gewiß nicht toll ist, und gebt mir dafür diese Kleinigkeit, für Euch ohne Wert!

Richard. Verzeiht — haltet mich nicht für kindisch — laßt mich noch einmal in den Säckel greifen. (Zornig.) Wieder die Hand voll Gold. — Rübezahl! Ihr betrügst mich nicht? Das da ist kein Scheingold? Dieser Säckel entflieht mir nicht? Die Kraft darin verzieht nicht?

Rübezahl. Herr, ich hab' auch meinen Eid vor dem Herrn aller Geister; bei dem schwör' ich Euch, ich betrüß' Euch nicht.

Richard (mit stolzem Gesichts). Dann nehmt es; mein Spiegelbild. Thut damit, was Ihr wollt. (den Säckel umtastend.) Ich hab' hier mein Glück!

Rübezahl. So haltet ein wenig still. Das ist schnell gehen. (Indem er langsam um Richard herumgeht und mit gebrochenen Händen die ihm sanft umgebende Luft rauh um wegzunehmen (schem) 's ist nur so eine Art von Schleier — eine geistig-dunstige Haut — die ich von Euch abziehe. (Er breitet das Abgenommene dann über sich selber aus.)) Echt Ihr, nun ist's fertig. (Reicht ihm die Hand.) Und somit lebt wohl! Lebt im Schooß des Glücks!

Richard. Ich hoff' es. Lebt wohl!

Rübezahl (lacht; sieht streun; für sich). Kärrisches Wesen! laum hab' ich's, so wird mir auch schon stolzer, menschengleicher, besser. Der Meister Philosoph hatte Recht! — Jetzt mit Selbstvertrauen zu ihr: Rübezahl, der Reusch! (tut's hinten ab.)

Richard (hat unterdessen aus dem Säckel seine Taschen, insbesondere die der langen Beute, gefüllt). Daß ich nur gleich das Nötige in den Taschen habe . . . (glückselig belächelnd) Nun, Herr Richard von Wohlau? Haben Sie nun auf einmal wieder einen goldenen Lebensmut? Sit Ihnen die verhasste, verachtete, verwünschteste Erdkugel wieder lieb? — Noch heut nach Breslau, zu ihr! (Sieht ein kleines Gemälde aus der Tasche, betrachtet es.) Süße, einzige Stella, zu Dir!

Fünfter Auftritt.

Richard; Ratibor (von rechts vorne).

Ratibor (für sich). Das ist ein kurioser Paff; ich find' keinen Ausgang! (zu Richard, der inzwischen das Bild gefaßt hat) Um Vergebung, Konfession — (sieht des sich zu ihm wendenden Richard Gesichte; betroffen) Ei der Tausend! Herr von Wohlau!

Richard. Sit das nicht der Ratibor? — Wie kommt Er hierher?

Ratibor. Nun — die Wege des Herrn sind ja wunderbar —

Richard. Warum lief Er denn diesen Winter aus dem Haus meines Veters fort? Er hatte es doch gut —

Ratibor. Ich bereu' es längst, gnädiger Herr. Ein angeborenes, krankhaftes Verlangen nach sogenannter Freiheit —

Richard. Und was thut Er hier?

Ratibor (schleudert). Bis jetzt nicht viel Gutes. (für sich) Das ist nicht gelogen!

Richard. Ich weiß, Er ist ein fündiger Mensch, und wenn Er will, ein sehr brauchbarer Diener. (Ratibor bezeugt sich.) Wir scheint, Er hat keinen Herrn — und mir fehlt ein Diener. Will Er bei mir eintreten?

Ratibor (für sich). Teufel! Das wär' der zweite! (laut, absehn.) Gnädiger Herr —

Richard. Er hat wohl in Breslau gehört, daß ich (mit seinem Wachen) für Diener ein schlechter Herr, weil ein armer Herr, sei. Das ist vorbei, guter Ratibor. Ganz vorbei. (Sieht ihm aus einer Westentasche eine Handvoll Gold.) Das wär' für den Eintritt!

Ratibor (überrascht für sich). Zehn Friedrichdor! — Das heißt auf deutsch: Herr von Riesenthal lebe wohl, es lebe Herr von Wohlau! (laut) Keinen ergebeneiten Dank, Ihre Excellenz. Ich wollte eigentlich keinen Dienst mehr annehmen; aber ich schätze die Ehre zu hoch, Ihre Excellenz zu dienen!

Richard. Also abgemacht. Aber laß doch die „Excellenz“; ich bin keine. Und nun gleich zur Hauptfrage . . . (Sieht das eingestekte Bild wieder hervor.) Du kanntest in Breslau alle Welt. Kennst Du diese Dame?

Ratibor (nach einem schäutern, begreifenden Blick auf Richard). Euer Gnaden scherzen. Die schönste und liebenswürdigste Dame der Stadt! Comtesse Stella!

Richard. Er nennt sie sogar beim Vornamen. — Sit sie noch in Breslau?

Ratibor (für sich). Qui! Da sit' ich fest. Kann ihm doch nicht sagen, daß ich diese Dame hier als Rübezahl —

Richard. Kerl, warum sprichst Du nicht?

Ratibor (für sich). Ich hab's! (laut) Halten Euer Gnaden mich nicht für habgierig; es ist nur, weil Ihre Goldstücke so funtfelnagelblank sind und ich

das Blanke so liebe. Geben Sie mir noch ein paar Fische, und ich verschaff Ihnen noch heute den Anblick der Comtesse!

Richard. Bist Du toll? Noch heute?

Matibor. Nicht toll, und noch heute!

Richard (guckt in die Tafel). Da hast Du. Nun sprich! nun sprich!

Matibor. Ich küsse Euer Gnaden die Hände. (Nach hinten links deutend) Sehn Sie die hohen Bäume dort? Dahinter liegt ein kleines, graues, altfränkisches Schloß; in dem hat die schöne Comtesse heute Nacht geschlafen —

Richard. Was sagst Du? Hier?

Matibor. Ja, das ist eine — schmerzige Geschichte, gnädiger Herr. Auf der Fahrt ins Bad wurden die Gräfin Mutter und die Comtesse gestern Abend überfallen; ein Herr von Riefenthal kam ihnen zu Hilfe; bei dem sind sie jetzt zu Galt. Sie bleiben noch, weil die Gräfin Mutter vom Schreck heute elend ist —

Richard. Gott sei Lob und Dank! (Als bedinnend, fast vertregend, lächelnd.) Das heißt — diese arme Gräfin. — Aber daß es sich so wunderbar sagt —

Matibor (redend). Das ist doch erschrecklich!

Richard (für sich). Stella hier! hier! (laut). Aber wie soll ich sie sehen? Ich kenne Herrn von Riefenthal nicht —

Matibor. Verlassen sich Euer Gnaden auf mich! Wenn Ihnen vielleicht erwünscht wäre, die Comtesse lieber unter vier Augen zu sehn als unter mehreren —

Richard. Lieber ohne Zeugen!

Matibor. Die Comtesse promeniert eben im Park. Schicken Sie ihr doch ein Billet, worin Sie sie ihr mitteilen, daß Sie ihr eine Sache von besonderem Wert zurückzustellen hätten. Ob sie die Gewogenheit haben wolle, hier im Park, in Gegenwart Ihres Dieners — der dann verschwinden wird — die bewußte Sache in Empfang zu nehmen —

Richard. Was für eine Sache?

Matibor. Nun — dieses Bild. Ihr Bild.

Richard (unwillkürlich ausbrechend). Von dem Bild mich trennen? Nie!

Matibor (leise). Um Vergebung, gnädiger Herr: ist wohl auch nicht nötig. Eine kleine, unbedeutende Rotzlüge. Die thut keiner jungen Dame weh!

Richard. Meinst Du? (für sich) Ich muß sie sprechen, um jeden Preis! (laut) Gut. So schreib' ich — und Du trägt es hin.

Matibor (für sich). Diavolo! Ich selbst? in das Haus meines andern Herrn?

Richard (für sich). Was machst Du für ein bedenkliches Gesicht?

Matibor. Mir ging durch den Kopf, wie ich Ihnen Feder und Papier —

Richard. Dafür sorg' ich selbst. (Zieht einen Schreibstift und ein Stübchen aus der Tafel.) In diesem Göttinger Kalender sind hinten zwei Pergamentblättchen. (Reißt eines heraus, beginnt zu schreiben.)

Matibor (für sich). Wah! Im schlimmsten Fall hab' ich einen Tag lang zwei Herren! Dafür bin ich reich, wie noch nie (mit dem Malt in der Tafel stampfend). Himmlische Ruff! — — Was klappert da noch? Alter Plunder. Heraus damit! (Zieht nach und nach das im Folgenden Genannte aus der Hofstafel.) Der Lichtstumpf für meinen Kürbis, aus der Wichelstaube. Ein paar verteilte Brotkrumen. Vertrocknete Wurzeln und Auben; gleich ein halbes Duzend. Was war ich für ein gemeiner, schäbiger, verhungertes Kerl! — Zum Teufel mit dem Plunder! (Wischt alles in ein bißle Mischel.)

Richard (vor niederfallen gelassen, steht auf). Da nimm. Zusammenfallen kann ich's nicht. Du übergiebst es so. Ihr selbst!

Matibor. Ganz gewiß ihr selbst! (Weht über die Mische, nach hinten links.)

Richard (folgt ihm bis auf die Brücke). Ich erwarte Dich hier — mit Ungebuld. Komm mir bald zurück!

Schöster Austritt.

Die Vorigen; der alte Bauer und dem ersten Knecht (von rechts vortretend).

Bauer (lächelnd den Gut). Guten Morgen. Der gnädige Herr können mir wohl sagen, wie ich aus diesem Garten wieder auf die Landstraße hinauskomme.

Richard (auf der Brücke). Guten Morgen Bauer. (Zu Matibor, der stehen geblieben ist.) Geh Du nur! Geh! (Matibor hinten links ab.) Komm' er her, Alter. (Der Bauer tritt zu ihm auf die Brücke; Richard deutet nach hinten links.) Sieht Er da zwischen den Bäumen etwas Dunkles? Das ist das Schloß; da wird er den Ausgang auf die Straße finden.

Bauer. Schönen Dank. Mein! Wie prächtig alles. Sogar Goldfische in den Bach da.

Richard. Wahrhaftig! (Beugt sich vor, in das Wasser blickend.)

Bauer. Und dann spiegeln sich da unten Bäume, die man hier sonst gar nicht sieht. Und mein Gesicht — — Jesus, Maria und Josef!

Richard. Was ist Ihm?

Bauer (blickt bald in den Bach, bald auf Richard; stammelnd). Aber wie kann denn das sein? Den gnädigen Herrn — den seh' ich gar nicht da unten —

Richard (lächelnd zusammen). Nicht? (sucht zu lachen). Nun, was liegt daran?

Bauer. Was daran liegt? Der Herr hat kein Spiegelbild. Heiliger Gott!

Richard (benutzt, verläßt schnell die Brücke, nach hinten gehend). Aber was kümmert Er sich um mein Spiegelbild. (Mit erzwungener Selbstherrlichkeit lächelnd.) Ich mag's ja über Nacht, im Traum, verloren haben . . .

Ob' Er nur weiter; (einen treuerzürigen Ton suchend) ich führe' Ihn noch ein Stück Wegs!

Rauer (raub). Brauch's nicht. Ich find' meinen Weg allein. (Weht an Richard vorbei, ohne ihn anzusehen; befeuert sich, murmelt etwas wie ein Gebet; hinten links ab.)

Richard (mit innerem Brausen kämpfend). Er sieht mich wie den Teufel. — Väterlicher Graupf! Bin ich darum ein anderer geworden, weil ich — (Wirds von jenem, aber scheinbar, in den Bach hinab.) Nun ja, in dem albernen Wasser (langsam, stöhnend) sieht man mich nicht . . . Wunderlich, sinnlos, verrückt, daß mir dabei graut! Als häßt' ich mit dem Spiegelbild ein Stück von mir selbst verloren —

Siebenter Auftritt.

Richard; Stella und Walter (von hinten links).

Stella (bei den ersten Worten noch brausen). Wie aber Er zu dem Herrn von Wohlau kommt, das versteh' ich nicht!

Richard (erschrocken). Gott und Herr! Da ist sie. (stammeln) Welches Glück . . . Aber hier am Wasser darf sie mich nicht sehn! (Zieht über die Brücke nach vorn.)

Stella (noch hinten, zu Walter). Ja, das ist er wirklich! (Wird auf der Brücke sehn. In ungelangener, lebenswärtiger Heiterkeit) Grüß' Sie Gott, Herr von Wohlau. — Warum kommen Sie nicht?

Richard (bei begrüßt). Warum bleiben Sie dort sehn, Comtesse?

Stella. Das ist eine kostbare Frage für einen Cavalier, gegen eine Dame. — Aber ich will nicht mit Ihnen rechten — denn ich freue mich, Sie zu sehn. (Kommt nach vorne, reicht ihm die Hand.) Welche Ueberraschung! Ich promienierte, da kommt dieser — (Reicht ab; auf Walter deutend, der jenseits der Brücke bleibt) na, der da — und bringt mir von seinem „neuen Herrn“ dieses Kärtchen; und der Herr sind Sie!

Richard (in ihrem Glück). Ja, ich, Comtesse. Und Sie erkannten mich gleich?

Stella. Was für wunderliche Fragen Sie thun. Wir sah'n uns doch oft genug —

Richard. Ja, verzeihen Sie. (Walter zieht sich leise zurück, verabschiedet hinten rechts.) Waren Sie doch immer gütig zu mir — und so lieb und gut. In dieser Gegend — wissen Sie das noch? — sahn wir uns zum ersten Mal —

Stella. Ob ich es noch weiß? (bitter) Sie waren gestiefelt, im blauen Frack und mit gelber Weste, wie „der junge Werther“ — der damals eben neu war — den Sie bewunderten und beweineten wie ich. (trauernd) Auch lag eine edle Schwerkraft auf Ihrem Schwärmergesicht —

Richard (verwundert, lächelnd). Wie gut Sie sich erinnern. — Es war eine Kinderei, mich auch so zu kleiden —

Stella. Sagen Sie das nicht; (unbefangener, heiter)

denn mir gefielen Sie gerade darum so gut! — Sie hatten sogar eine bläuliche Schleiße, so wie Werther sie von Lotten hatte; die trugen Sie im Knopfloch —

Richard. Auch das wissen Sie noch?

Stella (nickt). Aber über Werther und Lotten vergesse' ich Ihr Billeet. Was haben Sie mir zurückgegeben, das für mich von Wert ist?

Richard. So — nun muß ich erröten. Vergessen Sie mir, Comtesse! — Was ich hier habe, war ein — — Ich erlaubte mir — — ich mußte Sie sehn!

Stella (Rückwärtig). Sagen Sie kurz; was ist's?

Richard (sieht es hervor). Ihr Bild. — Ich beschwöre Sie, zürnen Sie mir nicht!

Stella (nimmt es in die Hand). Wie kommen Sie zu dem Bild?

Richard. Ich kannte in Breslau einen jungen Maler; einen Mann von Ehre und Delikatesse; mir zu Gefallen malte er es für mich — er hatte Sie öfter gesehn. Ich war unglücklich — hoffnungslos — ich hatte nichts als das Bild . . . (Sie wendet sich ein wenig ab; starrt auf das Bild, ohne aufzubliden.) Ich hätte auch geschwiegen bis an meinen Tod — wäre nicht auf einmal ein unerwarteter Segen über mich gekommen. Ich bin reich geworden; sehr reich . . . Alles, was das Leben schmückt, kann ich Ihnen nun bieten. Ich lebe nur in Ihnen. Meine Liebe ist grenzenlos. Könnte Ihr Herz sich mir zuneigen? Wär' es möglich, Comtesse?

Stella (ist zusammengefahren; hält sich an der Banklehne; vor sich hin). O mein Gott!

Richard (nach einer Weile, bestommen). Sie erlassen so sehr, Comtesse. — Und so tödlich stumm. — War ich in meiner Hoffnungslosigkeit doch noch glücklicher als jetzt? Da ich doch träumte, Ihr Herz — — fühlt es nichts für mich?

Stella. Sie haben mich so erschreckt . . . (für sich) Und der Andre — — O Gott!

Richard. Fühlt es nichts für mich?

Stella (wüßte die Arme bewegend, zu lächeln suchend). Es muß doch wohl — da ich so erschrocken bin. (Auf eine heftige Bewegung Richards.) Nein, nein! näher nicht! — — O was für Ueberraschungen: erst Sie — (die Hand am Herzen) und dann dies!

Richard. Ihr Herz! Stella! Ihr Herz!

Stella. Schwiegen Sie —

Richard. Stella! Sie fühlen für mich?

Stella. Ich weiß es nicht! — will es auch nicht wissen. Warum lockten Sie mich hierher? Ich will vor meiner geliebten Mutter kein Geheimnis haben —

Richard. Aber verlang' ich denn das? Führen Sie mich zu ihr; ich werf' mich ihr zu Füßen; ich schützte mein volles Herz vor ihr aus. Ihr will

ich geloben, was mir vor Ihnen so schwer über die Lippen will: (stehend, dann herausstehend) daß Sie mit mir glücklich werden sollen — daß das Leben Ihnen lachen soll — daß meine Liebe — meine stolze Liebe — — Führen Sie mich zu ihr!

Stella (mit weichem Lächeln). Wenn Sie so zu ihr reden, werden Sie ihr gefallen —

Richard. Führen Sie mich hin!

Stella. Sie leidet noch; sie liegt —

Richard. So wart' ich bis morgen. (Nebenb) Aber länger nicht! Reden Sie ihr zu, sie soll rasch genesen; machen Sie sie gesund!

Stella (säuselnd). Welche Ungebuld. Ja, Sie sollen sie sehn (erschrickt plötzlich, zudend. Für sich) O mein Gott! Der Andre!

Richard. Was ist Ihnen?

Stella. Herr von Niesenthal kommt —

Richard. Der Schlossherr. Lassen Sie mich seine Bekanntschaft machen —

Stella. Nein, nein, nein! Noch nicht! — Nein, nein, gehn Sie fort!

Richard. Warum?

Stella. Morgen sag' ich's Ihnen — vielleicht... Jetzt aber gehn Sie, (stehend) sogleich, und geduldig, und ohne ein Wort!

Richard (verneigt sich mit Resignation). Und mein Bild, Comtesse?

Stella (leise). Lassen Sie mir's heut!

(Fortsetzung folgt.)

Einem Kranken.

(Mit Rosen.)

Ich will dir Rosen, volle Rosen senden,
Daß sie dich armen Kranken zu erfreuen
All' ihrer selten Schönheit Reiz verschwenden.

Auf deine Decke soll man sie dir streuen
Ganz heimlich, wenn von tiefem Schlaf umfungen
Genesend deine Kräfte sich erneuen.

Erwacht du dann und glaubst mit frohem Sangen
Ein Regen frischen Lebens schon zu fühlen,
Dann trifft dein erster Blick das duft'ge Prangen,

Der finstern Mächte spottend, die bedräuend
Ihr Wallen flöten, dringt durch alle Wesen
Sie siegreich, Leben spendend, Segen streuend,
Durchdringt auch dich und läßt dich mir genesen.

Und überrascht hebst du dich aus den Pfählen,
Verlangend in den Reichen, den behauten,
Das feberheiß Angeischt zu kühlen.

Und wenn so deine matten Augen schauen
Die blühende Pracht, dann werden deine Sinne
Des Glücks gewiß, dem sie noch kaum vertrauten.

Dankbaren Herzens wirßt du wieder inne,
Daß eine Kraft, sich immerdar erneuend
Aus nie erschöpftem Born, auch dich durchdrinne.

Otto Oppermann.

Orakel.

Brennender Mohn —
Meine Liebe brennt heiß.
Ob mir zum Glück?
Nur Gott es weiß.
Schon welch' du mit in heißer Hand.
Willst seiner Liebe Unbestand
Wartend voraus mir sagen?
Nicht könnt' ich's tragen.

Blau blühende Cyane —
Nicht Trost ich fand,
Da pflückte dich
Die zitternde Hand.
Der Treue Farbe läßt du mich schauen:
So will in Treuen ich ihm vertrauen,
Mutig tragen der Trennung Pein —
Mein Herz bleibt fein!

S. Kobertin.

Amalie.

Die mit dir jung gewesen, erzählten oft
Von deiner Schönheit lieblichem Zauber mir;
Und immer möcht' ich lächelnd fragen:
Was ging verloren von ihrem Liebreiz?

Du bist so hold! und bleichst in Zeit und Leid
Auch deiner Wangen Purpur, der Locken Pracht —
Geheimnisvoll weh deine Seele
Leuzfrischen Duft um verwehte Rosen.

Rosa Rübenaamen.

Schneeglöckchen

In Schneeglöckchen schmücken ihres Busens Schnee,
Der unter Schleiern langsam sinkt und steigt.
Sie wiegt im Tanz sich wie der Schwan im See,
Das schöne Haupt an deine Brust geneigt.

Und jedes Lächeln ihrer Lippen mach,
Daf du sie küssen möchtest vor Entzücken,
Und jedes Schwellen ihres Busens sach
Den Wunsch in dir, sie an das Herz zu drücken.

Als Schwand' er dir im Arm wie Duft dahin
In ihrer Formen Reiz, der blumenschlanken,
Und bebend glüht du, festzuhalten ihn
Wie der Poet den duftigen Gedanken . . .

Kudolf Knusfert.

Moriturus.

In dunkeln Nächten, wenn der Schlaf mich flieht,
Dann schickt er seinen Bruder mir, den Tod.
Mit bangen Augen meine Seele flieht
Die dürre Hand, die meinem Leben droht.
Und jäh erschrocken und mit starrem Grau'n
Hör' ich die Kette, die da leise klinkert,
Die blanke Sense muß ich schauernd schaun,
Die meines Lebens Ende schneiden wird . . .

Und mit Entsetzen denk' ich, daß der Tag
Und daß die Stunde allzu sicher kommt,
Da ich nicht wieder mich erheben mag,
Da keiner Morgensonne Sieg mir frommt.
Und all mein Leben scheint mir leer und schal,
Und all mein Ehn scheint ohne Zweck und Sinn,
Und alle Freude wird zu Angst und Qual
Und alle Hoffnung sinkt zu Staub dahin!

Dann such' ich wohl in meiner Brust nach Trost,
Nach einem sichern, einem treuen Licht . . .
Umsonst! Der Kampf, der lange drin getost,
Der Alles nahm, er gab mir Neues nicht! —
Und auch die Liebe, die den weiten Weg
Mit mir gegangen ist tagaus, tagein,
Ach, vor dem letzten, allerletzten Sieg
Hemmt sie die Schritte, läßt sie mich allein . . .

Mit Trauer sieh' sie in die Dunkelheit
Mich immer weiter, immer weiter gehn . . .
Sie hört mein Rufen aus der Einsamkeit,
Doch Wort und Bille kann sie nicht verkehren . . .
Ihr bleiches Antlitz schimmert durch die Nacht . . .
Ein wider Drang zum Leben saßt mich an,
Aufbäumt die Seele sich der fremden Macht . . .
Dann starre, namenlose Angst? . . . und dann? . . .

Wilhelm Langewiesche.

Walburga.

Du scheulst den Julisonnenbrand
Auf rötlichbrauner Heide,
So wandeln wir am Waldestrand,
Damit — dein Teint nicht leide.

Du schmolst, daß in der heißen Luft
Stechfliegen dich umsummen,
Und daß, berauscht von Blüenduft,
Erdhummeln dich umdrümmen.

Du meinst, daß in dem Larrenkraut
Sich die Lacerten recken
Und manchmal raschen überlaut,
Nur, um dich zu erschrecken.

Im Blauduft ragen ferne Hö'n — —
Du sprichst so müd' und trocken;
Ein Sonnenstrahl flammt zauberschön
Auf deinen blonden Locken.

In deinen dunklen Augen webt
Ein lodernes Geträume,
Dein harter Busen feuzeud hebt
Des weißen Alcides Säume.

Und doch bist du so wundersam,
So spröde' und höflich-eigen;
Nun s'hen wir am Kiefernstamm
Und sehn uns an und — schweigen.

Der Herberihen gelbe Blau,
Bepelt vom Thau, dem seuchten,
Lugt durch den Wald in eiler Luft
Mit stillverklärtem Leuchten . . .

Gern küßte ich die Stirne dir, —
Da bolst du lächelnd beide
Korallenroten Lippen mir,
Damit — dein Teint nicht leide!

Max Kiefert.

Spruch.

Die Lieb' ist wie das tiefe Meer
Ein seltsam Ding —

Was drin sich birgt, das weiß nur, wer
Drin unterging.

Albrecht Mendelssohn-Bartholdy.

Schlenkera.¹⁾

(Schwäbisch.)

Ich's nimma macha,
I wechale de Plah,
Dier Wucha doar Lichtuech
han i aufhündt mein Schah.
Sie hat üble Launa,
Ist glei obaduf?
Kaum alle sechs Wucha
Trail's² en poßige Auf.

Ins Schnupstüchle bind i
Mei' Lieb und mei' Treu,
Dös is hoi Verpflegung
Drum schlenkera i glei.
Tah aufpaßt ihr Mädla!
Ist's Draufgeld it schlecht,
Verding i mi' wieder
Als a fleißiger Auecht.

Hyazinth Wäckerle.

¹ hin und her bewegen. ² Plahwechlein. ³ obenbrauß, hochfahend. ⁴ Tragt's einen einzigen Auf.

Abendfriede.

Welche Stille in den Tannen!
Wie in Träumen rauschst der Quell.
Leiser zwischert's aus den Kestern,
Langsam wird es munderhell.

Kein Entbehren, kein Verlangen
Quält mich, und die Seele ruht
Friedvoll wie am Herzen Gottes
Und erlöst von Sehnsuchtsqual.

Camillo v. Susan.

Das Mittel.

Wenn toller Wunsch geglöh't mir im Gehirn,
Wie war's, daß in Entfugung ich ihn dankte? —
Ich legte meine feberheißte Stirn
Auf meines Tisches eichenharte Kante.

Hart ist das Leben! sprach das harte Holz.
Hart ist das Schicksal, hart sein Loos zu tragen!
Es löse sich dein wahnträchtiger Stolz
Und all' dein Troß in härtestes Entfagen!

Heinrich Hage.

Waldbabend.

Sonne ist zur Ruh' gegangen
Und die Lieder sind verhallt
Auf den Feldern; tauverhangen,
Schweigend steht der dunkle Wald.

Leise klingt im Eichengipfel
Eines Vögleins Abendlied
Und ein Rauschen durch die Wipfel
Gleich wie leises Beten zieht.

In das Rauschen lönen Klänge,
Fern vom Winde hergeweht,
Ferne, leise Glockenklänge
Zu des Waldes Nachtsgebet.

Hugo Hlinke.

Die Falle.

Vielbüßig der Garten, hüßlichaltig die Bank,
So sitz' ich, das Heft auf den Anien,
Und dichte, und preise der Vöglein Gesang,
Der Blumen schneefschimmerndes Blühen.

Und was ich erspähe, das spieße ich an,
Mit der Feder geschliffenen Spitze,
Den Käser im Sande, im Hofe den Hahn,
Den Ephru in steiniger Ritze.

Den Himmel, die Wolken, die Wiese, den Baum,
Den Flieder, die rauschenden Bäume,
Was Alles die Augen lenzfreundiger schau'n
Das fang' ich und fall' ich in Keime.

Du prächtiger Falter, du kommst mir just gut,
Dort fliegst du — dich fang ich behende,
Hinein ins Gedicht, was fliegst, was ruht,
Auf daß ich's dem Schächerlein sende.

Da sah ich sie selbst mit blauleuchtendem Blick
Zur Bank in die Falle mir hüpfen,
Nun warte, du Schalk, du nahlst mir zum Stück
Und sollst mir gewiß nicht entschlüpfen.

Die Lippen so rot und die Augen so blau,
Da kommt sie atglos gegangen,
Wo bleibt mein Gedicht, sie lächelt — und au!
Da hat sie mich selber gefangen.

Paul v. Portheim. (Ungedr. Nachl. *)

*) Die Gedichte des jungen, 1888 im Alter von 25 Jahren verstorbenen Dichters, die 1885 unter dem Titel: „Silentium“ erschienen, sollen demnächst in zweiter, vermehrter Auflage herausgegeben werden. Das Gedicht ist dem Manuscript derselben entnommen.



Der Tote.

Erzählung von F. Ottmer.

Lässig ausgestreckt im niedrigen Garten-
jeffel, die Hände müßig im Schoß, saß
Erwine von Fahrbach. Kein Lüftchen regte
sich; stille, tiefe Mittagsglut brütete auf dem
blauleuchtenden Comersee, den kaum ein
schimmerndes Segel belebte. Von drüben her
grüßte Menaggio, und Villa Carlotta glänzte
in stolzer Schöne auf der Höhe ihres üppigen
Gartens.

Teilnahmslos, träumerisch verdrossen
streifte Erwinens Blick über die herrliche Welt
vor ihr — träge wie ein junges Käpchen lag
sie, ohne sich auch nur vor der Sonne, die
mehr und mehr auf sie zurückte, ein wenig
in den Schatten der Bäume zu schieben.
Wozu auch — wie langweilig — wie lang-
weilig! Sollte das immer so weiter gehen?

Heute Morgen waren sie wieder aus-
gezogen, unter fröhlichem Lärmen, ihre farbigen
Schawls und Bänder hatten im Winde ge-
flattert, mit Lachen hatten sie die störrigen
Maneser angetrieben — und fort waren sie,
ein bunter Troß lebensfreudiger Menschen.
Nur sie mußte hier sitzen, immer, immer, an
der Seite des kranken Mannes.

Sie sah zu ihm hinüber. Die blonden
Löckchen in ihrem Nacken zitterten, das rosige
Fleisch ihres Halses leuchtete auf im Licht
und die granblauen, schmalgeächligten Augen
warfen einen Blick voll Furcht und Grauen
auf den Mann — ihren Mann.

Er war ganz vertieft in das Buch, das
er in den Händen hielt; magere Hände, an
denen jeder Knochen hervortrat, mit überlangen
Fingern wie Spinnenfüße. Die Decke bis
hoch zur Brust hinaufgezogen, schien er, trotz
der brennenden Septemberhitze, zu frösteln,

wenigstens war das eingefallene Gesicht, aus
dem die Backenknochen scharf hervorstachen,
aschfahl, die strohfarbenen Haare klebten an
den Schläfen und vereinigten sich mit dem
Bart, der es umrahmte — so recht der Typus
des Brustkranken — und ihr Mann!

Warum ihr Mann?

Weil das Schicksal selber ihr einen Finger-
zeig gegeben hatte, daß er ihr bestimmt sei!
Schon darum hätte sie ihn genommen. Und
nun war er zudem reich, der Besitzer des schönsten
Gutes im Lande. Und zu Hause war es ja
so öde gewesen und die ewige Anickerei!
Ziel eine Kuh, so gab's kein neues Kleid für
sie und brannte eine Scheune ab, so kam sie
den ganzen Winter nicht zur Stadt. Endlich
die Schwestern, die waren nun auch bald er-
wachsen und so eine Partie konnte sich kaum
mehr finden, es war ja ein großes Glück für
sie — der reiche Fahrbach!

Er wollte sie, er hatte sich in sie verliebt
— sie redeten auf sie ein, der Vater und die
Mutter und Tante Gabriele, die alte Jungfer,
das Abschreckungsgepeißt und dann — sprach
eben das Schicksal selber.

Das entschied, dagegen gab's kein Sträuben.
Dem Andrängen ihrer Angehörigen hätte sie
vielleicht widerstanden — dieser höheren Macht
aber beugte sie sich, wie ein unvernünftiges
Thier vor dem Grollen des Donners.

Und Kurt? Ach Kurt, den konnte sie doch
nicht heiraten, der hatte selber nichts.

Aber gerne hätte sie ihn geheiratet! Wie
das alte wacklige Hans verwandelt war, wenn
der Better auf Urland kam. Wie Sonnens-
chein fuhr's hinein in das öde Leben — er
und sie, sie und er, Trepp auf, Trepp ab,

durch Speicher und Böden, im morschen Boot auf den Teich und zu Pferde hinaus in den Wald; er auf seinem flotten Offiziersgaul, sie auf dem Klepper, den sie sich vom Vater immer erst mit solcher Mühe von der Arbeit losbetteln mußte.

Was machte das — schön war's doch! Hui, wie sie flogen — ihr Kleidchen blähte sich im Winde — „Kurt, Kurt, warte doch, ich komm' nicht nach!“ Dann war er umgekehrt, lachend, und hatte ihrem Pferde einen Hieb gegeben, daß es ausschlug und vorwärts über Stock und Stein!

Und dann, zuletzt — im verwilderten Garten, wo das Unkraut wuchs und wucherte, wie es wollte. Durch die verwachsene Laube lugte der Mond — wie er sie da gefaßt hatte und an sich gepreßt, daß ihr der Atem verging. Dann hatte er sie geküßt, der wilde Mensch, süß und weich, es war durch sie gestossen wie ein heißer Strom bis in die Fußspitzen — willenlos, atemlos hatte sie an seiner Brust gelegen, aufgelöst. „Süße, süße Erwine!“ hatte er geküßert und sie hatte ihm nicht gewehrt, als er sie immer wieder küßte und wieder, endlos!

Eine Blutwelle stieg in ihr empor und überflutete sie bei diesem Erinnern. Sie schloß die Augen, wie einst sog sie seine Küsse ein — — —

Dann richtete sie sich plötzlich jäh empor und starrte zu Bruno Zahrbach hinüber — dem gehörte sie nun, der küßte sie — ein Frösteln ging durch ihren Körper.

Was hatte sie nun von seinem Reichtum? Sie sah an ihrem kostbaren Morgenkleid hinunter. Ja, damals, vor einem Jahr, als sie an ihrem Hochzeitstag das Knistern schwerster Seide um sich fühlte und zum ersten Male die großen Diamanten an ihrem Hals funkelten, hatte sie gemeint: „Die Anderen haben Recht, Geld ist Glück.“ Und alle Zeichen gestellten sich hinzu: es hatte in ihren Brautkranz geregnet, das bedeutete Segen und unmerklich hatte sie während der Trauung ihre Hand auf die seine gelegt — das bedeutete die Herrschaft im Hause.

Aber sie war doch nicht glücklich geworden.

Zuerst die Wochen, in seinem Schloß. Vornehm war's, anders als zu Hause — alles bediegen und reich — sie speisten auf Silber

und eine Dienerschaar harnte ihres Winks. Der große Park musterhaft gepflegt, die Treibhäuser voller herrlicher Gewächse — aber einsam, allein mit ihm, seiner schrankenlosen Leidenschaft hingegeben, vor der ihr grantel!

Dann, bald, kam seine Krankheit — sie begannen zu reisen, immer der Gesundheit nach, ohne sie je zu erreichen. Sie immer an seiner Seite, er war eifersüchtig, er quälte sie; sie sollte nichts sehen, nichts kennen als ihn! Er war launenhaft, gereizt, ein Kranker — jetzt wußte sie's, ein hoffnungslos Kranker. Von seinem Vater hatte er's geerbt, der war auch so gestorben.

„Erwine!“

Sie zuckte zusammen, der Ton seiner Stimme that ihr weh.

Träge drehte sie sich zu ihm herum.

Seine Augen blickten sie lauernd an. Wenn er nur wüßte, was sich hinter der niedrigen Stirn drängte, um die sich das krause Haar eigenstümmig ringelte und bauschte, was um den roten Mund zuckte, der ein wenig aufgeworfen war und meistens leise geöffnet, daß die Spitzen, weißen Zähne zwischen den feuchten Lippen hervorjähmerten. Diese quellende, üppige Gesundheit und er! Doch sie war ja sein, seinem Willen unterthan, seiner Liebe und jeder seiner Launen.

Aber er wollte mehr, jeder Schlag ihres Herzens, jede Regung ihrer Gedanken sollte ihm gehören — und er fühlte es wie einen Widerstand in ihr, ein Erschauern unter seinen Umarmungen. Das konnte er nicht ertragen, er mußte sie sich noch unterwerfen, ganz, ganz.

„Was sigest Du müßig da?“ jagte er in nörgelndem Ton. „Thn doch was, beschäftige Dich.“

Sie bückte sich langsam nach dem Buche, das neben ihr im Sande lag, ließ sich dann jedoch sofort wieder in den Sessel zurücksinken und behielt es unangefochten auf dem Schoße.

„Les doch wenigstens. Seit zwei Stunden liegst Du so. Woran denkst Du?“

„An nichts.“

„An nichts! Das ist wieder eine Deiner Antworten. Vielleicht an Deinen Nachbar von gestern, den Italiener. Was hatte er denn so eifrig in Dich hineinzusprechen? Übrigens warst Du ein bißchen sehr liebenswürdig für

eine erste Bekanntschaft. Du wirst Dich nie benehmen lernen!"

Sie antwortete nicht, aber es schien heiß in ihr emporzusteigen und sie preßte die vollen Rippen fest aufeinander.

Dann nahm sie das Buch auf und hielt es sich vor die Augen, als wolle sie dadurch dem Gespräch ein Ende machen.

Aber in Bruno war der Wunsch, sie solle lesen, bereits wieder dem immer wachen Verlangen gewichen, sie solle sich mit ihm beschäftigen, ihr Interesse auf ihn richten, für ihn sorgen, ihn lieben, in ihm aufgehen.

Er erhob sich und sagte nervös:

„Komm', wir wollen in's Haus.“

Ohne Erwiderung stand sie auf, legte die Decke, die ihm von den Knien geglitten war, über ihren linken Arm und reichte ihm den anderen, damit er sich darauf stütze.

Langsam schritten sie zwischen den blühenden Büschen zum Hôtel empor. Ihre volle Gestalt umschmeigt vom leichten Gewande, der blonde Kopf von funkelnden Lichtern umspielt. Er, mit eingesunkener Brust, vorgeneigt, lehnte sich schwer auf sie, indem er den linken Fuß merkbar nachschleppte, so daß davon eine deutliche Spur im Sande zurückblieb. Blütenbes Leben und drohender Tod. —

Bruno von Jahrbach hatte nie gelernt, was das Wort „verzichten“ bedeuete. Mit seinem ersten Schrei nahm er die Welt um sich her in Besitz und wie in seiner Kinderhand bereits ungezählte Reichthümer vereinigt lagen, so war er auch der Gebieter seiner ganzen Umgebung, als er kann noch Worte fallen konnte.

Wie hätte es auch anders sein sollen, war er doch das ganze Glück, die ganze Lebenshoffnung seiner verwittweten Mutter. Sein Vater war zwei Monate vor seiner Geburt verschieden: Tuberkulose, das Erbübel der Jahrbach. Der vereinsamten Frau war das nachgeborene Kind ein unschätzbares Kleinod, das sie in zittriger Liebe verzärtelte. Nie mag wohl ein Kind sich des Wortes „Nein“ so oft bedient und es von anderen so selten gehört haben wie der kleine Bruno.

Eigenwillig wuchs er auf. Nichts, was überhaupt erreichbar war, wurde ihm versagt, und forderte er Unmögliches, so standen Mutter und Diener ratlos da und baten ihn

um Verzeihung dafür, daß der Mond nicht zu holen sei. Er war ein ungeberdiges Kind und ein wilder Jüngling. Die Mutter suchte ihm jede Freude zu bieten und schob ihm an Vergnügungen zu, was sie nur immer konnte, litt dabei aber unfählich unter jedem der Streiche, mit denen er auf seine zarte Gesundheit einstürmte, stand doch das Schreckniß unaufhörlich vor ihr, daß er ein Jahrbach sei und das Erbe der Jahrbach ihm drohe, die Familienkrankheit. Sie zertrieb sich in Sorge und Angst um ihn, doch fehlte es ihr an Kraft, ihrem Treiben Einhalt zu thun.

Endlich, als er sich eben von ihr losreißen und allein in's Leben hinausstürmen wollte, erlösch sie wie ein Licht, das sich verzehrt hat. Einen Augenblick stugte er; dann ging er auf Reisen.

Thüren und Thore sprangen vor ihm auf; was wäre dem Gelde nicht erreichbar? Er schleuderte es um sich und da er noch oben drein einen alten Namen trug, blühte sich die Gesellschaft vor ihm und die Liebe warf sich ihm an den Hals. Auch sie kaufte er mit seinem Gelde und nicht nur die, welche für Jeden käuflich war, sondern auch die feiner Standesgenossin. Sie that nicht die Hand auf nach seinem Golde, aber er errang sie, weil er die schönsten Pferde besaß und die kostspieligsten Maitreffen. Nicht seiner Persönlichkeit verdankte er diese Eroberungen, sondern einzig und allein der Thatsache, daß er in Mode war und in Mode war er durch sein Geld und die Art es zu gebrauchen.

So lernte er auch von der Welt nicht, was ihn seine Mutter nie gelehrt hatte: einem Wunsch zu entsagen. Er genoß und genoß, bis ihn eines Tages ein ungeheurer Ekstase packte vor dem Leben dieser müßiggängerischen, durch den Müßiggang verderbten Gesellschaft, vor diesen Männern und Weibern, die sich gegenseitig betrogen aus Langeweile und Ueberdruß und gleichzeitig legitime Kinder in die Welt setzten, welche die Blüte und Hoffnung des Landes hießen, bis sie es selber so trieben wie ihre Eltern.

Er fühlte sich niedergedrückt und elend; nicht nur geistig, sondern auch körperlich. Die Warnungen der Aerzte, die er so lange in den Wind geschlagen hatte, stiegen vor ihm auf: er solle sich schonen und hüten, das Erbe

seiner Väter sei noch etwas anderes, als Reichthum.

Er spürte die ersten Anzeichen des Uebels, dentlich und unverkennbar, und als er sich nun wieder an die medizinischen Autoritäten wandte, machten sie bedenkliche Gesichter.

So verschwand er plötzlich aus der Gesellschaft und tauchte in Rozenan, seinem Stammgut, auf.

Mit Wagen, Pferden und Dienetroß hielt er seinen Einzug, daß das alte Herrenschloß erdröhnte und mit einem Ruck aus seinem langen Schläfe emporfuhr. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde in der Nachbarschaft, daß der reichste Mann des Landes heimgekehrt sei und gleich als großer Herr zu hausen begonnen habe. Allgemeine Aufregung herrschte rings auf den Gütern: wen er besuchen würde und wen nicht, ob er Feste geben würde, warum er gekommen sei und ob er zu bleiben gedenke.

Schon am dritten Tage fuhr er auf dem Hof des Baron Hahn ein.

Der alte Herr wußte garnicht, wie er schnell genug aus seinem zerstückelten Flanz in einen präsentablen Rock gelangen sollte und kam ganz puterrot an den Wagen gestürzt, von dem herab Bruno seine Pferde kaum zu bändigen vermochte. Prachtvolle Tiere! Der Baron, der nichts als ein paar Arbeitsgänke im Stall hatte, stand in ehrfürchtiger Bewunderung und konnte an Dienern und Nicken kein Ende finden, als der reiche Mann um die Erlaubnis bat, den Damen seine Aufwartung machen zu dürfen. Es würde ihnen eine große Ehre sein, und dabei dachte der Arme: „Herr Gott, in was für einem Aufzug mögen sie wohl stecken!“

Dann geleitete er seinen Gast die Treppe empor in das Wohnzimmer. Es sah recht verwahrlost aus; von den Wänden fiel der Mürtel und an der Decke waren große, sendte Flecke, auch sah man vom Inneren der Polstermöbel ein wenig viel und doch saß der gefeierte Weltmann eine halbe Stunde später wie verzückt auf einem dieser schadhaften Stühle und schien sich von dem oben Raum garnicht trennen zu können.

Wie das so gekommen war? Zuerst war die Baronin erschienen, eine schlüchterne, vertrocknete Frau, die sich vor Jahrbach verbeugte,

wie sie es dreißig Jahre früher als Hoffränlein gelernt hatte. Sie hatte sich ihm gegenüber auf die äußerste Kante des Sophas gesetzt, als ob sie ein ungenervter geduldeter Gast wäre und nicht die Hausfrau, und hatte mit ängstlichen Blicken auf ihren Mann hastige Fragen und Antworten gestammelt. Dann war Tante Gabriele hereingekauft, in einem schwarzen Seibengewande, das seit einem Vierteljahrhundert zu den „großen Gelegenheiten“ diente — ganz lang, ganz dünn, das gelbe Gesicht umrahmt von roten gedrehten Locken. Bruno griff eben nach seinem Hut, als sich zum dritten Male die Thüre aufthat und Erwine über die Schwelle trat, oder vielmehr auf derselben stehen blieb.

Sie war an einer losgetrennten Falbel ihres Kleides hängen geblieben und hatte sich umgedreht, um sie völlig abzureißen und hinter sich in die nächste Stube zu schleudern. Dann kam sie ganz unbefangen näher und bot dem fremden Gast die Hand, indem sie aus den grauen, geschliffenen Augen zu ihm ansah. Dem jonderbar! Bruno war beim Eintritt des Mädchens wie elektrifiziert emporgesprungen. Das Leuchten des weißen Halses, der aus dem dürftigen Kleidchen emporstieg, das Glimmern des Goldhaars schienen ihn geradezu zu blenden; nun saß er ihr gegenüber und starrte ihr unverwandt, in sichtlichcr Bewunderung in's Antlig.

Sie merkte den Eindruck wohl, den sie auf ihn hervorbrachte, es wäre auch schwer möglich gewesen, ihn zu verkennen. Ihre Empfindung dabei war aber eine eigentümlich gemischte. Auch ihr war natürlich bekannt, daß sie den reichsten Mann der Provinz vor sich habe und sie fühlte sich durch seine Verklärung sehr geschmeichelt — du lieber Gott, wie hätte dem armen Ding Geld nicht imponieren sollen, wußte sie doch nur zu gut, wie rar es war — andrerseits aber überließ sie unter seinen Blicken ein körperliches Mißbehagen — ihre üppige Gesundheit lehnte sich instinktiv auf gegen die Annäherung alles Krankhaften.

Als Bruno von Jahrbach den Gutshof verließ, stand sein Entschluß fest, Erwine Hahn zu heiraten. Demselben Mann, der durch Jahre die elegantesten bezahlten und unbezahlten Weiber bejessen hatte, ohne sich auch

nur in eine ernstlich zu verlieben, war dies auf den ersten Blick bei einem armen Landfräulein begegnet — der Gegenatz zwischen ihr und allem, was er bisher gekannt, mochte dabei wohl eine große Rolle gespielt haben. Hier fand er Jugend und frische, prangende Schönheit und vor allem, wonach er lechzte, Gesundheit, Gesundheit!

Vom Wunsch zum Entschluß war bei ihm nie mehr, als ein Schritt, war er doch gewohnt zu besitzen, was ihm gefiel. Daß er hier auf einen Widerstand stoßen könnte, fiel ihm vollends nicht ein; konnte der Tochter des total herabgewirtschafteten Barons ein größeres Glück widerfahren?

Werkwürdiger Weise fand er aber Widerstand: echten und gemachten.

Den geheuckelten von Seiten des Vaters. Kaum hatte der Alte bemerkt, daß es dem Millionär Ernst mit der Werbung um seine Tochter sei, so hatte er auch schon beschlossen, daß dem Manne die Erfüllung seines Wunsches so viel wie möglich kosten solle. Er knüpfte sich darnum, wenn Jahrbach auf Besuch kam — was nun täglich geschah — nicht nur thatsächlich bis zum Halse in seinen einzigen schwarzen Staatsrock ein, sondern war auch die Zurückhaltung und Würde selbst und sprach mit Vorkiebe von seiner väterlichen Verantwortung für das Glück seiner Töchter und von Erwinens großer Jugend und seltener Schönheit. Sein Ziel war: Verbesserung seiner eigenen Lage und glänzende Sicherstellung Erwinens für alle Zukunft.

Beides erreichte er. Bruno, wie gesagt, gewöhnt, alle Riegel offen zu finden, schob voller Ungebuld die Hindernisse bei Seite und sicherte nicht nur seinem künftigen Schwiegervater eine bedeutende Summe als Darlehen, rückzahlbar „nach Thunlichkeit und Möglichkeit“ zu, sondern setzte auch die Tochter zu seiner Universalerbin ein. Dies zweite that er um so unbedenklicher, als es nur für den Fall, daß er ohne Leibeserben stirbe, in Kraft treten sollte, und er die Möglichkeit einer Kinderlosigkeit seiner Ehe mit diesem von Gesundheit strotzenden Geschöpf gar nicht in Betracht zog.

Während er aber so mit dem Vater bereits die Einzelheiten des Heiratskontrats festsetzte, sträubte sich Erwine noch die Seine zu

werden. Ihm selbst gegenüber gab sie dies freilich nicht deutlich zu erkennen, sondern nahm seine Huldbingungen mit einer Art naiver Schlanheit entgegen; dem Drängen ihrer Angehörigen aber widerstand sie in ihrer trägen Weise. Wohl lockte auch sie der Reichtum, der ihr das erstrebenswerteste Gut schien, denn Arbeit und Entbehrung waren ihr ebenso verhaßt, wie Sparsamkeit und Ordnung. Eines aber war noch stärker in ihr, als die Sehnsucht nach einem lippigen Leben, eine heiße, durstige Sinnlichkeit. Und die lebte sich auf gegen jede Berührung mit Bruno Jahrbach. Wenn sie müßig, mit halbgeschlossenen Augen, den Nachmittag in der Laube verträumte, wo sie kurz vor kurzen Wochen so stürmisch geküßt hatte und sich wieder alle Wonne durch die Athern rieseln ließ, die sie dabei empfunden und dann bog plötzlich Bruno Jahrbach die Zweige auseinander, so durchschauerte es sie kalt, und sie hatte ein Gefühl, als hätte sie einen Frosch berührt. Er, der Zeit und Gelegenheit gehabt, ein großer Frauenkenner zu werden, gab sich keiner Täuschung über die Empfindungen, die er in ihr weckte, hin. Doch reizte es ihn nur umsomehr, sich das schöne Mädchen zu unterwerfen.

Er hatte dabei Bundesgenossen genug; Vater, Mutter und Tante, jedes suchte durch andere Mittel Erwine für ihn zu gewinnen. Der Vater bot seine Autorität auf, die Tante sprach von den Pflichten des Standes, die sie bewegen hatten, aus Gründen pekuniärer Natur auf den Geliebten ihrer Jugend zu verzichten — „ich wollte, Dein Vater wäre sich dieser Pflichten ebenso bewußt gewesen“ — und die nun ihrer Rechte geböden, sich auch gegen ihr Herz für Bruno zu entscheiden und damit der Familie zu den Mitteln zu verhelfen, um die ihr gebührende Stellung einnehmen zu können. Und die Mutter? Die kam des Abends an Erwinens Bett geschlichen, setzte sich auf seine Kante und strich ihr mit der abgearbeiteten Hand liebevoll über das Gesicht. In der armen Frau bäumte sich alles dagegen auf, ihren schönen, blühenden Liebling an den hinfenden, schmalbrüstigen Todeskandidaten zu verschachern und doch redete sie der Tochter unter strömenden Thränen zu, ihr Widerstreben zu überwinden.

Ihr Mann hatte ja gesagt, sie würde Schuld sein, wenn ihn der reiche Schwiegersohn entginge. Und sie war ohnehin an allem, was ihm im Leben mißglückte, schuld, oder vielmehr seine Heirat mit ihr. Das war seine Ueberzeugung, in der ihn seine Schwester bei jeder Gelegenheit bestärkte, indem sie ihn durch gistige Reden aufstachelte — das Gift ließ er dann wieder an seiner Frau aus. Hätte er sich nicht als blutjunger Lieutenant mit dem hellerlosen, verwaiten Hoffräulein verlobt, dann wäre es dem flotten Offizier von altem Adel leicht gelungen, eine reiche Partie und dann militärische Carrière zu machen. So aber hatte er, nachdem der Brautstand zehn Jahre gewährt, den Dienst quittirt und sich auf sein Gut zurückgezogen, das er nicht in die Höhe bringen konnte, weil es ihm an Geld fehlte. Seine Liebe war längst tot, als er Anguste von Stanz heimführte, wie ihre Schönheit längst verblüht war. Von Anfang an hatte sie nichts gekannt, als laute und stille Vorwürfe von seiten des Mannes und der Schwägerin, die sie vorgelunden hatte bei ihrem Einzug in das verwitwete Haus, in dem sie selbst von vorn herein nichts war, als eine überbürdete, gehetzte Magd. Unter Thränen hatte sie ihre Kinder geboren und unter noch heißeren Thränen mitansehen müssen, wie diese ohne Bildung, Zucht und Sitte heranwuchsen. Immer mangelte das Geld, so gab's keinen geregelten Unterricht für Erwine — ebenjowenig für ihre Schwestern —; das Spärliche, was sie wußte, hatte ihr der Schullehrer beigebracht. Es fehlte dem Mädchen aber auch an jeglichem Wissensdrang. Am liebsten trieb sie sich in der Gefindestube herum, da wurde ihrer Schönheit gehuldigt und der Klatsch des Dorfes vor ihren Ohren ausgekraut. Zu einer Zeit, wo andere Kinder noch an den Storch glauben, wußte sie schon von jeder Dirne auf zwei Meilen in der Runde, der etwas Menschliches passiert war, und konnte die zusammengehörigen Paare von Knecht und Magd bei Namen nennen.

Doch noch etwas anderes brachte sie mit aus dieser Atmosphäre: einen schrankenlosen Aberglauben, der alles über sie vermochte. So eitel und puzföchtig sie war, nichts hätte sie dazu bewogen, an einem Freitag ein

nenes Kleid anzulegen; des Sonntags kehrte sie auf dem Wege zur Kirche um, wenn ein altes Weib das erste Wesen war, das ihr begnete und durch ein ganzes Jahr war sie den Abergängen ihres Vaters ausgewichen, weil der Bleiguß in der Schwelsternacht für sie ein wildes Pferd ergeben hatte. Völlig über allem Zweifel stand ihr aber die Erfüllung dessen, was die Karten aussagten. Saß die alte Katzi, die Hebeamme, Kurpfuscherin und Prophetin des Dorfes in der Küche, so stand Erwine sicher unter den Mägden, die sich um den laugen Tisch drängten, auf dem des Schicksals dunkle Schlüsse aus einem Spiel namenlos schmunziger Karten emporsprangen, und hatte Grette ihren Hous eingetippt, und der Kretzenbrant ein Brief in's Haus geschaut, dann legte die Alte auch für das Fräulein, dem natürlich ein reicher Freier nicht entgehen konnte.

Diesem Treiben Einhalt zu thun, reichten die Kräfte der Mutter, die sich stets fruchtlos damit plackte, etwas Ordnung in den niedergegangenen Haushalt zu bringen und von früh bis Abend mit Anspannung all ihres Seins schaffte, nicht aus. Und dies um so weniger, als Erwine jeder Ermahnung und Einmischung einen störrigen Widerstand entgegensetzte und ohne sich in irgend welche Auseinandersetzungen einzulassen, ruhig weiter das that, was ihr eben paßte. Der Vater, von seiner ewigen Geldnot in Atem gehalten, kümmerte sich überhaupt um seine Brut nicht und Tante Gabriele, die Zeit gehabt hätte, sich ihrer Nichten anzunehmen, da sie sonst nichts that, verschmähte es selber nicht, sich eine Stunde durch die schwarzen Künfte der alten Katzi vertreiben zu lassen; stieg sie auch nicht in die Küche hinunter, so ließ sie sich die Alte doch an's Zimmer kommen und ihr adelstolzes, jungfräuliches Herz durch Versprechungen einer schöneren Zukunft erheitern.

Fahrbad rechnete auf die Verwandten. Das aber konnte er nicht ahnen, daß ein schwieriges, altes Weib und ihr klebriges Spiel Karten ihn die Braut zuführen würden, die zu erringen ihm samt seinem Reichthum nicht gelingen wollte.

Und doch kam es so; nur dieser ungeahnte, ungenollte Bundesgenosse entschied schließlich für ihn.

Als Erwine eines Abends bei der Tante eintrat, fand sie Kathi vor, die mit deutendem Finger die ganz besondere Lage des Piefbiben zur Treffdame erklärte. Das Freifräulein saß in großer Spannung über den Tisch gebeugt, so daß ihre adligen Locken in nächste Berührung mit dem plebejischen Schnapsgesicht der alten Heze kamen.

In Gabriele, die ihrer Nichte Schicksal wie schon betont, lebhaft interessierte, dämmerte der Gedanke an, vielleicht durch eine höhere Macht deren Widerstand brechen zu können, und so zögerte sie nicht, die Schwarzkünstlerin aufzufordern, nun auch in Erwinens Zukunft einen Blick zu thun.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Jahrbachs Werbung in der Gesindestube des Baron Hahn ebensovienig ein Geheimnis war, wie ringsum im Lande. Vervog die Kenntnis der Sachlage Kathi den geheimen Wünschen der Tante entsprechend zu operieren, hatte ein wunderlicher Zufall seine Hand im Spiel — gewiß ist, der reiche Freier stellte sich diesmal in der bestimmten Form des eben heimgekehrten Nachbarn ein und neben ihm lag gleich die Hochzeit samt allem Zubehör, während andererseits ein von Erwinen heimlich Geliebter zu allem Unheil ausersehen schien; Erwine war sichtlich betroffen und in den Augen der Tante leuchtete es wie heller Triumph. Als aber die Alte, weil doppelt besser hält, nachdem sie die Karten zusammengerafft, und unter unverständlichem Gemurmel gemischt hatte, sie zum zweiten Male für die junge Baronesse anschlug und sie wieder Glück mit Jahrbach, Unglück mit Kurt (so wenigstens verstand es Erwine) prophezeite, da war deren Sträuben schon so gut wie besiegt und — das Weib meinte, die zweimalige gleichlautende Wahrsagung sei so merkwürdig, daß sich eine nochmalige Probe darauf verlohne — als auch ein drittes Mal das Orakel auf ein Haar daselbe weisssagte, ergab sich Erwine, wenn auch nicht freudig, in ihr Schicksal. Viel lieber wäre es ihr gewesen, wenn der vetterliche Geliebte als Coeurkönig, den Gewinnst eines großen Lojes in der

Tasche, sich zu ihr, der Coeurdame, gesellt hätte. Doch sie ergab sich, weil es eben ungewiss war ihr Schicksal war und Jahrbach konnte sie Tags darauf, zu seinem eigenen Erstaunen ob des jähen Wandels, als seine Braut in die Arme schließen.

Doch jetzt, nach einem Jahre, überließ es sie noch gerade so bei seiner Berührung wie damals, da sie sich den Verlobungskuß von ihm hatte geben lassen und er litt darunter alle Qualen der Eifersucht, denn er liebte das schöne Geschöpf fieberhaft.

Auch auf ein Kind war keine Aussicht. Das war das Zweite, woran er vergebliches Begehren lernte. Nicht um sein Stolz verlangte nach einem Erben für seinen Namen und seine Güter; er gaukelte sich auch vor, daß Erwine vielleicht für den Vater ihres Kindes empfinden würde, was er bisher nicht hatte erringen können. Dazu kam, daß Bruno Jahrbach sich nicht, wie die meisten Brustkranken, über seinen Zustand täuschte — dafür kannte er die Lebens- und Sterbensgeschichte seiner Väter zu genau — sondern vor einem frühen Ende fürchtete, fürchtete wie einer, der einen Schatz besitzt, den er keinem gönnt, auch nach seinem Tode nicht. Und er mußte sich sagen, daß die junge, heißblütige Frau an seiner Seite, die für diesen Fall durch ihres Vaters Schlantheit die Besitzerin seiner Reichthümer wurde, ihren Neigungen folgen würde, sobald sie frei wäre. Seine Finger krümmten sich bei dem Gedanken — Erwine in den Armen eines anderen! Wie konnte er es aber hindern?! Er war machtlos, da sie seine Erbin war so oder so, sonst hätte er sie durch Geld binden können, hatte er es doch erfahren, daß ihr Durst nach Besitz schließlich den Sieg über ihr Blut davontrug. Aber weil er ihr gegenüber für die Zukunft ohnmächtig war, quälte er sie und sich, solange sie seinem Willen anßerlich unterthan sein mußte, auf die kleinlichste Art durch schrankenlose Eifersucht, verbitterte sich und ihr das Leben und lehrte sie allmählich ihn hassen und langsam den Gedanken fassen, daß sein Tod ihre Erlösung wäre.

(Fortsetzung folgt.)





Gustav Freytag.

II. (Fortsetzung.)

Der Dichter verkehrte in Breslau gern in ausgezeichneten bürgerlichen Familien, verfrüchte ebenso gern fröhliche Stunden mit allerlei „Pagabunden“, Schauspielern und Journalisten, aber daß er auch dem Verkehr mit Adelligen nachgestrebt, berichten Alle, die ihn damals gekannt haben. Dies Streben ist schon der Thatsache zu entnehmen, daß er solchen Verkehr hatte, das gelang damals keinem Bürgerlichen ohne Bemühung. Es war vielleicht ein Zufall, daß er mehrere adelige Hörer hatte, aber gewiß kein Zufall, daß gerade diese jungen Herren, wie einer seiner einzigen Hörer in der „Deutschen Dichtung“ vor Jahren berichtet hat, seinen nächsten Kreis, seine ständige Begleitung bildeten. Noch weniger mag es ein Zufall gewesen sein, daß er so viel in den Kreisen des schlesischen Adels verkehrte, der einzige Breslauer Gelehrte und Dichter, dem dieses — vielleicht nicht allzu große — Vergnügen niemals beschieden gewesen ist. Aber mit dem Schlagwort vom „Snobismus“ ist dies Streben nicht gerecht charakterisirt, während es andererseits eitel Schönfärberei wäre, wenn man etwa sagen wollte, Freytag habe diese Kreise nur eben studiren wollen. Die Sache liegt tiefer. In der Brust dieses scheinbar so festen und in sich beruhenden Mannes lebten von je zwei Triebe, die sich schwer vereinen lassen: ein starker, bürgerlicher Stolz und ein Behagen, mit Höhergestellten umzugehen, das schwerlich nur in seiner künstlerischen Freude an sicheren Formen, an freieren Lebensverhältnissen wurzelte. . . Wer deshalb behaupten wollte, daß sich Freytag den Fürsten und Königen, mit denen er später in Verbindung gestanden, deren vertrauter Ratgeber er gewesen, aufgedrängt, thäte ihm Unrecht; aber nicht richtig wäre es auch zu sagen, daß er sich nur eben von ihnen finden ließ; er hat auch leise, taktvoll, ohne je seiner persönlichen Würde zu vergeben, dafür gesorgt, daß sie ihn fanden. Wir werden umso weniger dagegen einwenden dürfen, als neben persönlichen Empfindungen, die nicht weiter zergliedert werden sollen, gewiß auch der Stolz darin war, „bürgerliche Art zu Ehren zu bringen“, als Bürgerlicher die Auszeichnung so hohen Verkehrs zu genießen. Die Haupt-

sache aber ist, daß er diesen Verkehr in der Ueberzeugung pflegte, die er selbst ebenso klar wie schön in folgenden Worten ausgesprochen hat: „Wir haben das Recht zu hoffen, denn wir leben mitten in mannhafter Arbeit, den alten Gegensatz zwischen Volk und Gebildeten aufzuheben und nicht nur den Bauer, auch den Fürsten und den Mann von altem Landgeschlecht mit dem Segen der freien bürgerlichen Arbeit zu erfüllen.“ Die Ausgleichung des uralten Gegensatzes ist also — in diesem trostreichen Glauben ist er gestorben — nun dahin erzielt, daß die Arbeit des Bürgertums für alle das Niveau geschaffen hat, auf dem sie als innerlich Gleiche sich zusammenfinden können.

Nun denn, auch dem jungen Manne ging bereits dieser uralte Gegensatz schmerzvoll durch's Herz — um so schmerzvoller, je schärfer er im Vormärz ausgeprägt war, als nach dem „großen Jahr“ — auch er wünschte schon eine Ausgleichung herbei, nur war ihm der Weg dazu nicht klar. Der Adelige wollte nicht zum Bürgertum herabsteigen, war es möglich, daß der Bürgerliche, ohne etwas seiner Würde zu vergeben, sich zu ihm emporhob? Eben dadurch, daß er durch innere Vorzüge erstreckt, was ihm an äußeren fehlte? Daß er auch diese äußeren Vorzüge, soweit sie erreichbar waren, also namentlich auch die Formen der höheren Gesellschaft, sich anzueignen suchte? Es hat unzweifelhaft Stunden im Leben des jungen Dozenten gegeben, wo er so dachte und dies Programm wenigstens für sein Teil durchführen wollte. Hatte er doch auch einen ganz individuellen starken Antriebe dazu. Keine Professorentochter, kein Breslauer Patrizierkind hatte sein Herz gewonnen, sondern — und dies war auch sicherlich kein Zufall — eine Dame aus dem Hochadel, die Gräfin Dyrhyn. Sie schmachtete in den Ketten einer unwürdigen Ehe und erwiderte die Leidenschaft des Dichters. Aber wie sollte er sie zu erringen hoffen? Man sieht, jener Gegensatz beschäftigte nicht allein den Dichter, sondern ging auch dem Menschen mitten durch's Herz.

Halten wir dies fest, so wird uns auch die Art, wie der Dichter diesen Gegensatz in seinem ersten reiferen Werke ausstilleu will, leichter erfassbar sein. In der „Brautfahrt“ ist die Lösung noch eine ganz individuelle, jene die er für sich selbst erträumt. Max, der edle Vertreter des hochgeborenen Elementes, ist geistig unbedeutender, als Kunz, der für ihn denkt, ihn leitet, ja, rettet; deshalb blickt er doch auf Kunz herab und dieser zu ihm empor, aber es ist gleichwohl ein menschlich schönes Verhältnis, weil eben Beide einander aus Herzensbedürfnis unentbehrlich sind; der „bürgerliche Kampfsieger“ liebt den „schlanken Edelhirsch“ und dieser ihn. . . „Wir erkennen ja gern Eure Vorzüge an, aber thut Ihr mit den unfrren das Gleiche; laßt doch uns mit Euch gehen; wie viel können wir Euch nützen!“ — das ist die unausgesprochene, vielleicht nicht völlig klar gewollte, aber doch instinktive Tendenz von Freytags erster wirklicher Bühnendichtung.

Ungleich deutlicher tritt die Tendenz in dem 1844 begonnenen Schauspiel „Der Gelehrte“ hervor, das Fragment geblieben ist. „Ich fühlte mich“, sagt der Dichter darüber, „obgleich ich ein fester Liberaler war, oft im Gegensatz zu dem geräuschvollen und stachen Gebahren des jungen Geschlechts, welches sich in den preussischen größeren Städten rührte, und hatte die Ansicht, daß jeder sichere politische Fortschritt von einer Steigerung der Volkskraft auf allen Gebieten des wirklichen Lebens abhängig sei. Diese Steigerung der Kraft aber werde zunächst durch den Zwang der realen Verhältnisse bewirkt, bis zu einem gewissen Grade auch durch Lehre und persönlichen Einfluß Soldater, welche sich eine Lebensaufgabe daraus machen, den kleinen Kreisen des Volkes die Kraft zu mehrten. Die Grundlage und Stimmung des Stückes wurden durch den Gegensatz zwischen zwei Freunden gegeben, von denen der Eine, ein stiller Gelehrter, dazu kommt, von seiner Wissenschaft zu scheiden und als Arbeiter mitten im Volke niederzusteigen, während der Andere, Politiker mit fortschrittlichem Antlitz, zuletzt dem Dienst bei einem Aristokraten verfällt. Das Ganze sollte drei Abteilungen haben. Die erste: Lösung des Gelehrten Walter von der Geliebten Leontine, welche sich ihrem Vetter, dem Fürsten, auf Reisen verlobt hat, um einen Familienzwist zu beenden, und Lösung Walters von seinem Amte; die zweite: Gegenzüge und Kämpfe, in welche Walter als Vertführer in dem Geschäft eines großen Steinmetzen mit den Arbeitern gerät und seine Entfernung von dort, welche durch die unerwiderte Neigung der Meisterstochter zu ihm veranlaßt wird. Nachdem er verschwunden, erscheint Leontine als Verlobte des Fürsten auf Reisen, sie

ist nach jener Trennung von Walter in Tiefsinn verjunken, wird mit der Tochter des Steinmetzen bekannt, entdeckt, daß Walter hier gewesen und findet im Verkehr mit dem Mädchen die Kraft, sich von dem Fürsten zu trennen. Dritte Abteilung: Der Familienstreit ist aufs Neue entbrannt, die Väter der Leontine sind dem Fürsten zugespochen, der Freund Walters ist sein Geschäftsführer geworden, Walter kommt als Steinmetz wegen großer Bauten, welche der Andere einrichten soll. Konflikte, Erklärungen, Vereinigung der Liebenden.“

Wir haben diese Stelle aus den „Erinnerungen“ im vollen Wortlaut wieder gegeben, weil sie uns, richtig gelesen, sehr viel sagt, und nicht bloss über den Dichter, sondern auch über den Menschen. Dieser Walter ist er selbst, „Leontine“ die Gräfin Dyrh. Der Kampf um ihren Besitz währt fort, aber die Hoffnung, daß er, der „bürgerliche Kampfsieger“ je zu den „schlanken Edelhirsch“ in eine vertrauliche Beziehung kommen könnte, wie Kunz zu Max, ist ausgegeben: der Bürgerliche muß im Volke bleiben, der Adel zum Volke herabsteigen. Der rechte Weg dazu ist aber nicht die Verauschung in den demokratischen Phrasen des Tages, sondern die Arbeit. So weit ist die Tendenz konsequent genug; daß sie sich nebenbei auch gegen das gelehrte Wesen kehrt und für praktisches Wirken eintritt, kann uns bei dem Dozenten im 10. Semester, der nicht einmal die venia legendi für deutsche Kulturgeschichte erlangen konnte, nicht bestreben. Unfrei ist aber diese Tendenz in zwei Dingen. Alles für das Volk und durch das Volk! — man darf ihm zu Liebe Steinmetz werden, aber heiraten kann der Proletarier nur eine Aristokratin! Und ferner: gewiß ließ sich gegen die vormärzlichen „Politiker mit fortschrittlichem Antlitz“ vielerlei einwenden, aber überzeugungstreue waren sie, wie nur irgend eine Partei! Daß Freytag ihren typischen Vertreter den Lakaien eines Aristokraten werden läßt, als ob dies so sein müßte, ist ein deutliches Lebenszeichen jenes „anderen Triebes“ in ihm; Ähnliches mochten die aristokratischen Herren, mit denen er verkehrte, von den „atheistischen Demokraten“ und ihren Vorkämpfern, wünschen und prophezeien. . .

Auch das dritte Stück dreht sich um dieselbe Frage: wie kann der bürgerliche Georg Winegg die Hand der geliebten Valentine Freiin von Geldern erringen? Aber die Antwort ist eine andere, als die der beiden vorausgegangenen Stücke. Was fesselt die beiden an einander? „Weil Sie, der Mann aus dem Volke und ich, die Aristokratin, zu dem großen stillen Bunde gehören, welcher die nach Freiheit und Selbstgefühl ringenden Geister unserer Zeit vereinigt.“ Mit anderen Worten: das Recht der Individualität ist stärker, als Volks-

recht oder Adelsrecht, das sind Heerden-Begriffe, entscheidend ist nur das Ich! „Im Frühjahr 1846“, bemerkt Freytag in den „Erinnerungen“ über das Stück, „schrieb ich zu Breslau das Schauspiel „Die Valentine“, und es ging mir dabei, wie bei allen meinen späteren Arbeiten von freier Erfindung; langsam kam mir die Wärme für den Stoff, deren ich bedarf, um überhaupt schreiben zu können. Sobald aber die Hauptcharaktere und die Situation feststanden, ließ mich die Arbeit nicht los, und die Ausführung war wieder eine Zeit stiller Freude und gehobener Stimmung. Das Schauspiel zeigt deutlich den Geschmack jener Jahre und ein wenig auch die Einwirkung der französischen Komödie. Für jeden Hellden, den der Dichter errann, war es damals wünschenswert, sich in der Fremde gerührt zu haben. Das kleinstaatliche Wesen der deutschen Heimat, die engen Verhältnisse und unsere alte Spießbürgerei wurden mit großer Verachtung verurteilt. Aber, was bedenklicher war, in der Sehnsucht nach größerer Freiheit wurde auch die herkömmliche Auffassung von Sitte und Sittlichkeit mit kritischem Blicke betrachtet und oft zu niedrig geschätzt. In der „Valentine“ verrät der freie Held Georg am auffälligsten die Unfreiheit des Dichters“. Dies Urteil werden wir im Wesentlichen unterschreiben können, doch bedarf es noch einer Verschärfung: Das Schauspiel zeigt nicht bloß deutlich den Geschmack jener Jahre, sondern steht völlig im Bann damals „moderner“, Freytag bisher fremder Anschauungen, etwa derselben, welche die Jungdeutschen in ihrem ersten Stadium in voller Schärfe vertraten. Winegg steht dem Adel, wie dem Volk gleich kühl und ironisch gegenüber; seine liberalen Äußerungen muten wie Aoketterie an; ernst ist es ihm eigentlich nur um das eine Ziel, den Adel in allen Künsten des Sports und im — Parsüm zu übertrumpfen; die Hauptsache ist ihm nicht die Not der Zeit, sondern das eigene Ich und eine adelige Geliebte. Dies alles aber sind nicht bloß Schwächen der Dichtung, sondern auch der Tendenz, denn nehmen wir an, daß Freytag wirklich gezeigt hätte, was er zeigen wollte, daß nur in der Ausbreitung jenes „großen, stillen Bundes“ das Heil liege, so wäre auch dies ein arger Rückschritt an Ernst und allgemeiner Gültigkeit der Tendenz, namentlich gegenüber dem „Gehelkten“, der „in's Volk geht“, um zu arbeiten, ja selbst gegenüber dem „Kunz“; ein „Bund“, von dem jeder einzelne nur das schrankenlose Recht der Individualität für sich zur Geltung bringen will, ist eben kein Bund mehr, geschweige denn, daß davon Heil für Alle kommen könnte. Wie ist dieser Rückschritt zu erklären? Gewiß nicht bloß aus dem Untertauchen in jungdeutsche Strömungen; gerade jene, der sich

die „Valentine“ anschließt, war damals schon minder stark, als da Freytag begonnen hatte, sondern aus den persönlichen Verhältnissen: er und die Gräfin hatten sich nun zusammengefunden und trogten dem Urteil der Welt, auf ihr Recht der Individualität gestützt.

Es sei gut, pflegte Guzkow, der Todfeind Freytags, zu sagen, daß dieser endlich seine Gräfin bekommen, weil wir sonst noch ein Paar Stücke mehr hätten, die eine Heirat zwischen einem Bürgerlichen und einer Adelligen als höchstes Menichensziel preisen. Das Gallige der Aeuherung soll nicht übersehen sein, aber ebensowenig ihr richtiger Kern. Freytags viertes Stück, „Graf Waldemar“, findet für dasselbe Problem der Ausgleichung der sozialen Unterschiede eine Lösung, die sich dem Standpunkt seiner späteren Lebensjahre bedeutend mehr nähert, auch immerhin bei aller Einseitigkeit auf größere allgemeine Gültigkeit Anspruch machen darf. Der Graf — im Grunde nur der ins Adelige überfetzte Winegg — heiratet eine Bürgerliche. Gleich Winegg ist Waldemar von der engen Beschränktheit, ja von der Storrupion adeliger Kreise überzeugt, aber er zieht, konsequenter als dieser, den Schluß daraus, indem er die Fürstin laufen läßt und die bürgerliche Gertrud heiratet.

Wieder einen Schritt weiter ins Gesund-Bürgerliche hinein bedeuten „Die Journalisten“. Konrad Volz ist ein Geistesverwandter Georgs, voll Selbstironie und Mitzrauen in die eigene Kraft, aber er arbeitet für seine Ideale. Und wenn er die adelige Adelsheid heiratet, so haben wir die Zuversicht: „Das gibt eine gute Ehe, und die Frau wird nicht die Empfindung haben, dadurch zum Manne hinabgestiegen zu sein“. Ob aber der Mann nicht die leise Empfindung hat, als ob er dadurch mehr geehrt wäre, als wenn Adelsheid eine Bürgerliche wäre?! Wir getrauen uns die Frage nicht unbedingt zu verneinen. . . Ist dem so, dann spiegelt sich auch hier das Geminden des Menichen wieder: Freytag hatte die Geliebte endlich — 1847 in Dresden — geheiratet, war Journalist geworden und ein Vorkämpfer des Liberalismus, aber daß seine Frau von uraltm Adel war, hat ihm immerlich doch immer allzuviel wohlgethan, als daß wir glauben könnten, er habe jenen andern Trieb in sich völlig zum Schweigen gebracht.

So stellt sich uns die Tendenz der Dramen dar; wir haben darüber, wie über die Olyris, deshalb eingehender sprechen müssen, weil die meisten anderen Aufsätze über Freytag achtlos daran vorübergegangen sind; wir hoffen erwiesen zu haben, daß das Schwanken des Standpunkts ebenso ungewöhnlich ist, wie die Monotonie des Problems. Dagegen ist bereits oft hervorgehoben worden, daß

eine große Monotonie auch in den Gestalten zu gewahren ist, sofern wir sie auf ihren Kern hin betrachten; Kunz, Georg, Waldemar, Volz sind nahe Verwandte, aber auch Valentine, die Fürstin Wlaskin und Welheid haben manches gemein. Ähnliches wäre in den Romanen zu beobachten. Und doch wirkt jede dieser Figuren zunächst wie eine neue Schöpfung des Dichters auf uns, weil eben seine Phantasie in der Erfindung kleiner Details ebenso reich ist, wie dürftig in der Erfindung des Großen. Unter den bedeutenden Dichtern hat noch nie Einer mit so wenigen Motiven und Grundcharakteren sein Auslangen gefunden, wie Freytag.

Skizzieren wir nun in Kürze den äußeren Erfolg dieser Dramen. „Die Brautfahrt“ erhielt in Berlin einen Lustspielpreis, wurde daher auf verschiedenen Bühnen aufgeführt, jedoch mit so geringem Erfolg, daß die Berliner Intendanz, die doch das Stück gekrönt hatte, es mit keiner Ausführung wagen wollte. So „lag das Stück länger als ein Drittel-Jahrhundert, sicher vor Wind und Wellen der Aufführungen, in dem stillen Hafen der Bücherdramen abgetaelt.“ bis es Dingelstedt 1831 wieder damit versuchte. Eine stärkere Wirkung konnte das Stück auch da nicht üben; als Grund erkannte Freytag mit Recht, daß der Stoff von Haus aus ein epischer war und daß er zudem die Bühne zu wenig kannte. Darum warf er sich auf das Studium des Theaters, suchte auch in „Gelehrten“ die Handlung möglichst wirksam zu schärfen; eine Ansicht, wie weit ihm dies gelungen wäre, ist schwer zu äußern, da ja das Drama Fragment geblieben ist. „Ich fand,“ erklärt der Dichter diesen Umstand, „eine Befriedigung darin, daß ich mich an einem modernen Stoffe mit unserm dramatischen Jambus versucht und die Sprache gefunden hatte, in der nach meiner Meinung ein Schauspiel in Versen zu behandeln war. Die späteren Teile der Handlung lockten mich weniger, weil mir die anregenden Beobachtungen aus dem wirklichen Leben nicht so reichlich zu Gebote standen, und weil ich den ersten Akt niedergeschrieben hatte, bevor dem letzten Akte eine befriedigende Handlung erfunden war.“ Hingegen ist die „Valentine“ unzweifelhaft das Werk eines Dichters, der in allem Technischen genauesten Bescheid weiß; so abgeblaßt die Tenbeiz ist, so unmodern die Sprache anmutet, so erweist doch jede Aufführung, mit welchem außerordentlichen Geschick das Stück aufgebaut ist. Der Erfolg ist dem Drama von seiner ersten Aufführung in Leipzig bis hart in die Gegenwart hinein treu geblieben; dies gilt auch vom „Waldemar“ und was nun gar „Die Journalisten“ betrifft, so ist es das

erfolgreichste deutsche Lustspiel dieses Jahrhunderts geworden und geliebt. Aber wie hat sich Freytag für die Bühne erzogen! Er lebte in jenen Jahren nur dem Theater, wohnte schon in Breslau, dann in Leipzig, wo er zu diesem Zweck einen ganzen Winter zubrachte, jeden Vormittag irgend einer Probe, jeden Abend einer Vorstellung bei! So erweist auch sein Beispiel, daß die Götter vor den Erfolg den Schweiß gesetzt haben. Seit 1847 lebte er in eigner Häuslichkeit in Dresden, nun schon ein gefeierter Dramatiker.

Wir haben vorhin ein scharfes Wort Guklow's über Freytag zitiert; gleich scharf pflegte sich Freytag über Guklow zu äußern; es war eine redte Todfeindschaft zwischen den beiden Männern. Ueberflüssig zu sagen, daß sie nicht allein in der Verschiedenheit ihres Schaffens, ihrer Rivalität, sondern auch in persönlichen Dingen ihren Grund hatte. Freytag erzählt darüber:

„Als ich „die Valentine“ an die Theater verhandelt hatte, erhielt ich zu Leipzig einen Brief Guklow's, der damals Dramaturg des Dresdener Hoftheaters war, er sei geneigt, das Stück zu geben, doch sei vorher persönliche Besprechung nötig. Ich fuhr nach Dresden und ging zu ihm. Er empfing mich, die Finger der rechten Hand hinter der Rockklappe, genau so, wie auf der Bühne der Minister einen armen Teufel von Vitztheler annimmt, und leitete stehend die Verhandlung mit den Worten ein: „Ihr Stück ist so, wie Sie es berendet haben, für unsere Bühne nicht zu gebrauchen; ich bin aber bereit, selbst die nöthigen Aenderungen vorzunehmen und daselbe für das Deutsche Theater einzurichten, und frage, ob Sie mir dies überlassen wollen.“ Ich mußte antworten: „Nein! Ich habe bei der Leipziger Aufführung gesehen, daß das Stück billiengerecht ist.“ Da rief er noch strenger: „Leipzig ist nicht maßgebend, wenn wir das Stück hier zur Aufführung bringen sollen, müssen Sie sich die Aenderungen gefallen lassen, die ich für nötig finde.“ Natürlich ließ sich Freytag diese Tonart gefallen und ging. „Eine Weile darauf kam Emil Devrient — durch seine Gastspiele in Breslau ein alter Bekannter — eilfertig in das Hotel: „Was haben Sie mit Guklow gehabt? Er war außer sich bei mir.“ Ich schilderte ihm den lächerlichen Verlauf. Emil entfaltete die Fittige eines verjöhrenden Engels und lud zu einem Friedensmal. Bei Tisch saß ich Guklow gegenüber; ich unterhielt mich mit meinen Nachbarinnen, während er schweigsam beobachtete. Nach dem Essen trat er an mich und sprach artig sein Bedauern über das Mißverständnis aus. Das Stück wurde jedoch erst gegeben, als er nicht mehr Dramaturg war, und als Grund angeführt, daß die Intendanz Bedenken ge-

habt hatte, was sehr wahrscheinlich war. Gutzkow aber habe ich unter vier Augen nur noch einmal gesehen und da erschien er mir in anderem Licht. Er hatte fast zu derselben Zeit, wo das Schauspiel „Graf Waldemar“ auf die Bretter kam, das Trauerspiel „Willenweber“ geschrieben und damit sein Glück gehabt. Damals machte er mir ganz unerwartet in Dresden einen Besuch, fing von Waldemar an und sprach Beistimmung und Bedenken dagegen so geschickt und unbefangenen aus, daß ich ganz erstaunt war; dann ging er auf sein Stück über, bedauerte den unglücklichen Wurf und äußerte sich schonungslos über sein eigenes Schaffen. Er hatte leider in allem Recht, was er von sich sagte, und ich schied mit wahrhafter Teilnahme von ihm.*

Wir haben den Bericht zunächst deshalb wiedergegeben, weil er für die beiden Persönlichkeiten so liberans bezeichnend ist. Unklug, inurban und nervös verlegt Gutzkow in seiner schroffen Rechthaberei die jüngeren Kollegen auf's tiefste und ist dazu noch obenrein außer sich, daß es sich dieser nicht ruhig gefallen läßt. Mit Mühe ist er zu einer Art Entschuldigung zu bringen; das Stück des Mannes, über den er sich geärgert hat, bleibt dennoch unaufgeführt. Aber diese unkluge Selbstüberhebung schlägt dann plötzlich in ebenjo unkluge Selbstdemütigung um. Nicht mehr Dramaturg und von einem Mißerfolg betroffen, sucht er plötzlich den Gekränkten auf, und schüttet ihm sein tiefstes Herz aus, bricht „schonungslos über sein eigenes Schaffen“ den Stab. So hat es der Unglückliche nicht bloß mit Freytag, so hat er's sehr oft gemacht, freilich nur, wenn der Beteiligte hinterdrein zu Namen und Ansehen gekommen war. Da sagte ihn die Keue; er wollte den Feind, den er sich selbst geschaffen hatte, entwaffnen und umstimmen und ging dann in der Selbstzerknirschung sehr, sehr weit, jedenfalls viel weiter, als er beabsichtigt hatte, weil ihn auch da sein unglückseliges Temperament fortriß. . . . Das Fazit war eine Demütigung ohne Zweck; die wenigsten haben ihm vergeben, Freytag gewiß nicht. Der kluge, seine, sichere Weltmann will uns dies freilich glauben machen; er stellt sich sogar so, als glaubte er, daß die Intendanz und nicht Gutzkow die Aufführung der „Valentine“ hintertrieben, noch mehr, er versichert, von dem Rivalen mit „wahrhafter Teilnahme“ geschieden zu sein, und doch beweist schon eine einzige Stelle den unverföhnlichen Haß. Wenn der Verfasser des „Uriel Acosta“, der „Ritter vom Geiste“ und des „Zauberer von Rom“ schonungslos über sein eigenes Schaffen sprach, dann kann Freytag nicht 1885, wo er seine Erinnerungen schrieb, wirklich der Meinung gewesen sein, daß

Gutzkow in Allem Recht hatte, was er von sich sagte, und war er dieser Meinung, dann hat ihn eben der Haß verblendet. . . . Aber auch andere Thatsachen erweisen diesen Haß. In solcher Tonart ist weder vorher noch nachher jemals in einer vornehmen deutschen Zeitschrift, die von einem bedeutenden Schriftsteller herausgegeben wurde, über einen anderen hervorragenden Schriftsteller geurteilt worden, wie es die von Freytag herausgegebenen „Grenzboten“ von 1848 ab durch zwanzig Jahre über Gutzkow thaten. Man sage nicht, das sei durch Julian Schmidt geschehen. Daß Freytag den größten Einfluß auf seinen Mitherausgeber hatte, ist eine durch tausend Züge beweisbare Thatsache, und noch weniger sage man, das sei lediglich Schmidt's und Freytag's wirkliche Ueberzeugung gewesen: so niedrig können sie Gutzkow's Talent nicht taxirt haben, und wenn ja, so hätte sich dies Urtheil mit größerer Sachlichkeit und geringerem Hohn vorbringen lassen. Und noch Eins muß gesagt sein, weil es die Wahrheit ist: nie vorher, noch nachher ist ein von einem Dichter herausgegebenes Blatt so nachdrücklich für das Schaffen desselben eingetreten, wie die „Grenzboten“ für Freytag. Wir haben vielerlei Sympathieen für den Menschen Freytag und sehr geringe für den Menschen Gutzkow; wir halten es für keinen Zufall, geschweige denn für das Werk der „Grenzboten“, daß heute vielleicht auf hundert neue Leser von Freytag's „Soll und Haben“ einer kommt, der nach Gutzkow's „Rittern vom Geiste“ greift, aber was wir zu dem Thema gesagt haben, sind auch Thatsachen und man sollte sie um der Gerechtigkeit willen nie vergessen.

Das Jahr 1848 hat Freytag zum Journalisten gemacht. „Dies Jahr stellte Aufgaben, die größer waren, als alle Eroberungen auf der deutschen Bühne. Als die erste Nachricht von den Berliner Barricaden in Dresden eintraf, legte ich meinen Theatertram beiseite; ich dachte mir, daß der Staat Kraft und Leben jedes Einzelnen für sich fordere, mein Heimatland Preußen auch mich. . . . In diesen Wochen steigender Bewegung kam einmal Laube zu mir, erzählte, daß er sichere Aussicht habe, von Deutschböhmern in die Frankfurter National-Verammlung gewählt zu werden, und forderte mich zur Bewerbung für einen anderen Wahlkreis Böhmens auf, wo der Kandidat durchaus fehle; der Erfolg sei sicher. Ich aber konnte von einem böhmischen Ort eine Wahl in den deutschen Reichstag nicht annehmen, ich hätte mich ja selbst wieder hinauswerfen müssen.“ Er stand schon damals auf dem Boden des „kleindeutschen“ Programms. Um in der großen Zeit doch etwas Gemeinnütziges zu schaffen, gründete er in Dresden einen Arbeiter-Bildungsverein. Da brachte ihn

ein Zufall auf den rechten Weg, wo er seine Kräfte voll brauchen konnte.

„Es war in den ersten Monaten des Jahres 1848, als ich bei einem Besuche in Leipzig einem kleinen Herrn gegenüber, dem hübsche blonde Locken ein rundliches rofiges Kindergesicht einfaßten, und der hinter großen Brillengläsern starr und schweigend auf seine Umgebung sah. Es wurde mir gesagt, daß dies Julian Schmidt, Verfasser des gelehrten Werkes „Geschichte der Romantik“ sei. Längere Zeit hörte er schweigend dem politischen Gespräche mit Bekannten zu, plötzlich aber, als ihm irgend eine Behauptung mißfiel, brach der Strom der Rede aus seinem Innern wie schäumender Wein aus entforckter Flasche. . . . Daraus gerieten wir Beide in ein Gespräch, das lange dauerte, und es ergab sich eine solche Uebereinstimmung in den Ansichten nicht nur über Preußen und die deutsche Unordnung, auch über verkehrte litterarische Richtungen der Zeit, daß ich in großer Hochachtung von ihm schied. Seitdem suchten wir einander, so oft sich die Gelegenheit bot. Julian Schmidt war damals Redakteur der „Grenzboten“ geworden, da Kuranda nach Oesterreich zurück mußte. Als ich einige Monate später mit Schmidt zusammentraf, machte er mir den Vorschlag, ich möge den Eigenthumsanteil, welchen Kuranda an den „Grenzboten“ hatte, übernehmen. Da dies ganz zu dem stimmte, was ich in dieser Zeit für mich wünschte, so erklärte ich mich sogleich bereit, wenn nämlich Schmidt mein Partner und Kollege werden wolle. Er schlug ein, und wir erwarben zu gleichen Theilen Eigentumsrechte an dem Blatt. Das Arbeitsgebiet war nicht fest verteilt, doch besorgte Julian in der Regel die deutschen Artikel, ich die österreichischen und das Ausland, er außerdem fast die ganze Litteratur und Kunst, mit Ausnahme des Theaters. Und wir richteten offene Briefe, wie es damals Zeitgeschmack war, an die verschiedenen Staatsmänner und Parteiführer, predigten ihnen schonungslos Tugend und Weisheit ohne nähere Kenntniß der Personen und der Verhältnisse, durch welche sie beschränkt wurden. Wir gaben dem Oesterreicher Billersdorf den verständigen Rath, sich von Deutschland zu trennen, auch Italien aufzugeben, und machten ihn aufmerksam, daß es wünschenswert sei, Bosnien zu nehmen und die Wälder des unteren Donaulandes zu einem großen Bundesstaate zu vereinigen. Wir verurtheilten die Demokratie der Strafe mit großer Verachtung und benützten jede Gelegenheit, den aufgeregten Deutschen zu sagen,

daß Preußen noch vorhanden und unter allen Umständen unentbehrlich sei.“

Man sieht: anscheinend war's ein rein äußerliches Erlebnis, daß Freitag zum Journalisten gemacht hat. Ohne Schmidt wäre Freitag nie Redakteur geworden; daß er's durch ihn wurde, dazu hat die Aufregung des „wilden Jahr's“ beigetragen, daneben der Drang nach irgend einer regelmäßigen Thätigkeit, vor allem aber Freitag's nationale Empfindung, welche es ihm gewissermaßen zur Pflicht machte, in solcher Zeit nicht stumm zu bleiben. Welchen Einfluß die „grünen Hefte“ unter der Redaktion der Beiden gewonnen, ist bekannt, ebenso ihr politisches Programm: Ein gemäßigter Liberalismus und in der deutschen Einheitsfrage Ausschluß Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde und Zusammenfassung der anderen Bundesstaaten unter Preußens Führung zu einem mächtigen Reiche. Dürfen die Deutsch-Oesterreicher Freitag und seine politischen Freunde heute darum schelten, weil sie vorausgesehen, was kommen mußte? . . . Auch mit Oesterreich hat er's gut gemeint, auch für seine Gesichte ungewöhnlichen Scharfblick erwiesen, wenn er für daselbe 1848 das Programm aufstellte: Pflege der deutschen Kultur, freiwillige Abtretung der Lombardie und Venetiens, dafür Annexion Bosniens, „das in keiner Weise aus Sicherheits-, wie aus Handelsgründen, zu entbehren sei.“ Schutz und Trutzbündnis mit dem Deutschen Reich. . . . Noch ungleich einschneidender als in politischen Dingen, war der Einfluß der „Grenzboten“ auf die litterarischen Strömungen der Fünfziger-Jahre; Schuler an Schuler haben Schmidt und Freitag, der eine nur als Kritiker, der andere als Kritiker und Poet zugleich dem Kunstprinzip des Realismus den Raum und die Achtung und schließlich den Sieg erkämpft. Das muß freudig anerkannt sein, auch wenn man der Meinung sein sollte, daß sie mit ihren Gegnern glimpflicher hätten verfahren können. Was beide Männer einander waren, wie viel an Anregung auch Freitag Schmidt schuldet, hierüber mag man des Dichters Nekrolog für den toten Freund in einem Hefte der „Preussischen Jahrbücher“ von 1886 oder die „Erinnerungen“ nachlesen; es sind Dokumente seltener Freundschaft und ehren den Lebenden wie den Toten in gleicher Weise. . . . Was Freitag in das Vierteljahrhundert seiner Redaktions-Thätigkeit für das Erstarken des deutschen National-Gefühls gethan hat, wird ihm nie vergessen werden dürfen.

(Schluß folgt.)





Um ein Grab.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

„Warum?!“ rief der Bauer. „Ich bin ein Mann und sie ein Mädel, ich hab' sie wahnsinnig gern und sie war immer gut zu mir. Unfinn? Weil sie eine Jüdin ist? Ist etwa sie eine Kuh und ich ein Pferd — Menschen sind wir beide! Und was ist denn Jüdisches an ihr? Das Gesicht nicht, die Sprache nicht, die Gewohnheit nicht, sie ist ein Dorfkind wie ich. Ich sage Dir, Leibko, zu mir paßt sie besser, als zu so einem dummen, blaffen Bengel mit Wangenlöcher! Warum sollte sie sich nicht taufen lassen, warum sollte ich sie nicht heiraten? Der Pope will es nicht, Du willst es nicht — aber was geht das uns beide an, wenn es uns paßt? Der Pope sagt, ich werde deshalb im Dorf noch läbler d'ran sein, als jetzt! D'rauf pfeif' ich! Oder weil Du es nicht leidest? Du wirst es leiden, wenn ich Dir sage: mein Weib wird sie und keines Anderen! Verlobst Du sie, so töd' ich sie und dann nich!“

„Zanko!“ schrie Leib auf. Er hatte ihn bisher vergeblich zu unterbrechen gesucht; ungestüm, wie aufgestaute Flut, wenn der Damm zerborsten, strömte die Rede, die sich der Mann in tagelangem Briten zurechtgelegt. „Zanko! Soll das Dein Dank sein?“

„Ich thu's ja nur, wenn ich muß!“ rief der Bauer. „Nach meinem Willen soll sie ja leben und glücklich sein! Ich nehme sie, wie sie ist, in Ehren, als Eheweib; ich will sie mein Lebtag gut halten, und verdorren mag mir die Hand, wenn ich sie je schlage — ist das nicht auch für Dich Dank genug?! Bin ich d'ran schuld, daß Du das nicht willst?! Mir ist die Jüdin zum Weib gut genug, Dir ist der Christ zum Eidam zu schlecht — kann ich was dafür?!“

„Nicht zu schlecht,“ wehrte Leib hastig ab, „nur geht es eben nicht . . . Ich hab' schon gehofft, Du siehst das ein. Du hast ja dem Pope versprochen, nicht mehr zu kommen, wenn ich Dich drum bitte!“

„Ja,“ erwiderte er, „aber Du solltest es nicht fordern! Denn was hast Du davon? Glaubst Du, daß ich sie vergesse? Es wird nur immer schlimmer! Ich — ich kann's ja nicht so sagen, aber das waren Tage, Nächte — er biß die Zähne zusammen und knirschte dann: „In der Hölle kann's nicht schlimmer sein . . . Ihr seid Dummköpfe, daß Ihr das von mir fordert, denn ich halt es nur, so lang ich kann, und lang geht's nicht mehr . . .“ Er legte die Hand auf die Stirne. „Lang nicht . . .“ stieß er verstört hervor, „und dann, dann komm ich, und reiß' sie in meine Arme und sage: „Mein, mein! . . .“ „Wahnsinn!“ sagst Du? Dann bin ich eben auch wahnsinnig — laß es nicht so weit kommen. Ich will nichts, als sie sehen, mit ihr sprechen, dann bleib' ich bei Vernunft! So wahr mir Gott helfe, dann sag' ich ihr nichts! Kein Wort, kein Blick — glaubst Du mir?!“

Leib schweig verschluckt.

„Ja,“ sagte er dann zögernd, „daß Du es mit dem Versprechen ernst meinst, glaube ich, aber Du würdest es ja nicht halten können . . . Man darf nicht Del in's Feuer gießen, versteht Du? . . . Du mußt sie vergessen!“

„Niemals!“ rief der Bauer leidenschaftlich. „Nie wird eine Andere mein Weib, nie wird ein Anderer ihr Mann . . . Und woll't Ihr nicht, daß wir zusammen leben, so werden wir zusammen sterben! . . .“

Er richtete sich hoch auf, das gelbliche

Antlig färbte sich, die scheuen Augen sprühten
Flammen, die Rechte zuckte wie unwillkürlich
empor und er hob die Schwurfinger.

„Höre!“ rief er. „Vor langen Jahren,
fast noch ein Kind, hab' ich vor Gott dem
Herrn den Eid schwur abgelegt: mein bleibt
dieser Hof; nicht ein Strümpchen Erde soll je
einem Anderen gehören! Den Eid hab' ich
bis heute gehalten, obwohl ich deshalb härter
arbeiten mußte, als mein Jungstier, und schlechter
leben, als mein Hund! Und heut' schwör' ich:
mein wird die Miriam! Ob im Leben oder
im Tod, das magst Du wählen! . . . Und
nun geh!“

„Geh!“ wiederholte er heftig, als der
Kleine reden wollte und so schlich dieser be-
trübt heim.

Scheltend hörte Chane seinen Bericht an.
Aber mitten in den bösen Reden hielt sie inne
und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Dabei darf es nicht bleiben,“ sagte sie
zögernd. „Sonst“ — sie räusperte sich —
„sonst geschieht wirklich ein Unglück! . . . Was
diese Menschen „Liebe“ nennen — psui! psui!
— aber gleichviel, hat Einer von ihnen die
„Liebe“ bekommen, so ist es oft sehr gefäh-
rlich, wenn er plötzlich das Mädchen nicht mehr
sehen kann . . . Vielleicht ist es besser, wir
erlauben ihm wieder, zu kommen . . . Du
hältst ihn ja für einen ehrlichen Menschen,
dann wird er auch wohl sein Wort halten.“

Veib sah sie erstant an.

„So weit er kann“, wandte er zaghaft ein.
„Zu der „Liebe“ benehmen sie sich ja Alle wie
verrückt . . . Und dann, unser Miriamchen, —
Gott bewahre, daß ich etwas Schlimmes denke,
aber sie fragt doch immer wieder nach ihm —
es wäre doch auch darum besser — nun ja!
sie soll sich entwöhnen, soll ihn vergessen . . .“

„Unsinn!“ warf Chane gellend dazwischen.

Gebe der Himmel, daß es Unsinn ist,
dachte Veib. Laut aber sagte er:

„Gut. Also ihretwegen wär's gleichgültig.
Aber wenn er täglich im Hans ist, so wittert
er doch vielleicht etwas von der heimlichen
Verlobung. Und wird sie gar in fünf oder sechs
Wochen offenkundig, so erfährt er's sogleich,
und wie willst du sie dann vor ihm schützen?“

„Das findet sich!“ meinte sie leichtsin und
fügte dann sehr entschieden bei: „Also, er soll
von morgen ab wiederkommen!“

Aber Veib schüttelte den Kopf.

„Zeh bitt' Dich“, bat er flehend, „laß' das
sein! Denk' an meinen Traum, ich hätt' keinen
ruhigen Augenblick mehr . . . Aber auch wenn
keine Gefahr dabei ist . . .“

Er stockte, das verrunzelte Gesicht färbte
sich.

„Nun?“ schrie sie auf ihn ein.

Aber er mußte erst tief Atem schöpfen, ehe
er schamhaft, mit glühenden Wangen und
niedergeschlagenen Augen fast stotternd hervor-
bringen konnte:

„Zeh, Chane . . . jetzt, wo wir wissen, was
er will und wie er an sie denkt . . . Zeh
könn't's nicht ertragen, zuzusehn, wie er mein
Kind so mit seinen Blicken . . . betastet . . .“

„Nurr!“ rief sie. „Wenn man gottlob ein
so schönes, schweres Töchterchen hat, so muß
man doch damit rechnen, daß die Männer sie
anders ansehen, als einen alten Mann . . .“

Aber es klang doch etwas unsicher und
darum wiederholte sie nur, als ob sie sich selbst
überreden möchte:

„Nurr! Blicke! . . . seit wann haben Blicke
jemand befudeln können? . . . Also, morgen
früh redest Du mit dem Zanko . . . Oder noch
besser, ich thu's selber . . .“

„Du?“

Er stieß es halblaut, fassungslos vor Er-
stannen hervor. „Du?“ wiederholte er lang-
gedehnt, heiser, während alle Farbe aus seinem
Antlig wich und die Augen starr und immer
starrer blickten. Ein ihm furchtbarer, ja ent-
setzensvoller Gedanke schien in ihm aufgestiegen
zu sein.

„Du?“ rief er zum dritten Male, diesmal
fast schreiend und faßte ihre Hand.

„Was soll das wieder heißen?“ Sie wollte
es zürnend rufen, aber es klang fast verzagt.
„Warum nicht ich?“

Kreidebleich stand er vor ihr.

„Das geschieht nicht“, sagte er langsam
und laut. „Zeh verbiete es Dir — ich, Dein
Mann, ein armer Mann, der aber Ihn fürchtet
und sein Kind liebt! . . . Du willst dem
Zanko sagen: „Zeh erlaube Dir, wieder zu
uns zu kommen und mein Kind mit Deinen
Blickern zu umbuhlen, wenn Du dem Herrn
Deinen Garten verkaufst!“

Sie wollte sprechen.

„Deugne nicht!“ rief er; nie vorher, in all

den langen, langen Jahren, da die beiden Menschen neben einander hergingen, hatte er diesen Ton gegen sie angeschlagen. „Das hast Du thun wollen! Du hast eben darauf vertraut, daß er in seinem Wahnsinn das Geschick mit Dir macht. Die Rechnung war gut, aber ich lebe ja noch und sage: Nein! nein! nein!“

Sie war in heiße Thränen ausgebrochen. „Nun schimpfst Du mich eine Kupplerin!“ rief sie außer sich. „In Deiner Nartheit, Deiner Schwäche hast Du uns in dies Elend ohne Grenzen gebracht! Durch Deine Schuld muß Dein einzig Kind einem Greise hingegeben werden, durch Deine Schuld sind wir verloren, wenn sich dieser Greis nicht unser erbarmt. Und will ich etwas von diesem Jammer, dieser Schande abwehren und bewirken, daß wenigstens wir unser Brot auch ferner selbst verdienen können, so beschimpfst Du mich!“

Auch ihm waren die Thränen in die Augen getreten.

„Chane“, bat er und suchte ihre Hand zu fassen, „laß' uns zwei gebeugte Menschen Frieden halten und nicht einer des andern Frieden noch tiefer beugen . . . Oder, wenn Du willst, wenn es Dir das Herz erleichtert, klage mich an, gerecht oder ungerecht, gleichviel, ich will mich nicht verteidigen . . . Aber das Weh darfst Du mir nicht mehr bereiten, daß ich so zu Dir sprechen muß, wie soeben . . . Ich weiß, Du hast nichts böses gedacht und stirbst lieber zehn Tode, als etwas zu thun, was Dein Kind nach Deiner Meinung beschimpft . . . Blide, denkst Du, was sind Blide?! Ich aber sage Dir, ein ehrlich jüdisch Weib darf ihr Kind auch solchen Bliden nicht preisgeben, um Vorthheil davon zu haben . . .“

„Ich bin also kein ehrlich Weib?!“

„O ja!“ rief er. „Steht einst meine Seele vor Seinem Richterstuhl, so will ich Ihn sagen: „Vieles hast Du Deinem Knecht auf Erden auferlegt, aber unendlich größer war Deine Gnade, denn dreierlei hast du ihm gegönnt: Deinen Willen zu erkennen, und dies Weib und dies Kind!“ Du bist anders als ich, Chane, aber ich weiß, auch Du bist gut. Eine Kupplerin?!“ Er streckte abwehrend die Hände vor. „Um Himmelswillen — nein! Aber die Armut, mein liebes Weib, die Armut

und die Sorge, das sind Kupplerinnen, und Er allein weiß, warum Er sie so groß hat werden lassen unter den Menschen. Sie verführen, sie machen schlecht, wir aber wollen gut bleiben! Du hast nichts böses gedacht, aber — wir sind Juden, und wir müssen mehr auf uns und auf die Reinheit unserer Kinder halten, als die andern, denn wir sind Sein Volk! Und zudem wäre es auch eine List gegen den Zanfo gewesen, und man darf niemand überlisten, am wenigsten einen Bethörten . . .“

„Geh!“ murmelte sie in zorniger Scham, „wir verstehen uns ja doch nicht! . . . So hast Du mir auch diesen Weg abgeschnitten!“

„Mit Seiner Hilfe werden wir einen besseren finden!“ sagte er feierlich und trat vor's Haus.

Lange ging er in der dunklen Nacht auf und nieder. Es war ein Zwiespalt der Empfindungen in ihm; der Schmerz darüber, daß er seinem kranken, sorgenbeladenen Weibe so harte Worte hatte sagen müssen, und die Genugthuung, daß er stark geblieben. Aber auch in dieser Empfindung war keine Spur von Stolz, demüthig beugte er auch da sein Haupt vor Gott. „Wie war es nur möglich?“ dachte er, „daß ich solche Worte gefunden habe? Die hat Er mir eingegeben — gelobt sei Sein Name!“

Während er so gestillteren Herzens im tiefen Dunkel stand, schlug plötzlich durch die nächtliche Stille ein Laut an sein Ohr: es klang wie ein fernes, leises Scharren. Er horchte auf: der Laut wuchs an und ward deutlicher; es war ein Mensch, der zögernden Schrittes, immer wieder anhaltend, die Straße entlang gegen das Wirtshaus geschlichen kam. Die Umrisse konnte Leib nicht unterscheiden, aber wie die Gestalt wieder anhielt, wohl nur zwanzig Schritte von ihm, und tief aufseufzte, da ahnte er, wer dies war . . . Angehaltenen Athems und auf den Fußspitzen schlich der Kleine ans Thor seines Hauses und wollte eintreten, den Flügel hinter sich schließen. Aber eine seltsame Empfindung, aus Mitleid und Grauen gemischt, hielt ihn im Thorweg fest.

Der junge Bauer kam immer näher; nun stand er dicht vor dem Hause. „Sie schläft schon“, hörte ihn Leib sagen. „Alle schlafen . . . nur ich muß wachen.“

Den Kaufher überließ ein Schauer; wieder wollte er den Flügel zuziehen, wieder hielt ihn jene Empfindung fest. Dann wollte er auf den Anderen zutreten, ihn ansprechen, aber auch dies konnte er lange nicht. Endlich murmelte er seinen Namen.

Zanko fuhr zusammen.

„Wer . . . wer da?“ stieß er mit zitternder Stimme hervor. „Du, Leibko!“

Der Jude trat hervor.

„Ja, ich“, sagte er. „Du solltest heimgen, Zanko“, fügte er sanft hinzu. „Du hast morgen schwere Arbeit und mußt früh auf's Feld . . .“

„Was nützt das?“ sagte Zanko dumpf. „Ich will ja nicht . . . ich muß . . .“

Dann aber begann er plötzlich zu schluchzen und tastete nach der Hand des Juden.

„Leibko“, stieß er hervor, „mein lieber, alter Leibko, Du warst ja immer zu mir wie ein Vater — erbarme Dich doch meiner! . . . Erlaube mir, daß ich morgen komme, nur eine Minute lang will ich sie sehen . . .“

„Ich darf ja nicht“, sagte der Kleine. „Und es nützt Dir ja auch nichts . . . Komm, Zanko, ich will Dich heim begleiten, wir wollen vernünftig mit einander reden.“

Und er führte ihn sanft, seine Hand festhaltend, hinweg. Aber zum Reden kam es nicht. Schweigend gingen sie nebeneinander her, bis sie den Hof des Zanko erreicht hatten.

„Also, Du willst nicht?“ fragte der Bauer und seine Stimme zitterte noch immer. „So mag sich Gott unser Aller erbarmen!“

„Das wird Er!“ erwiderte Leib stark und innig. „Gute Nacht, Zanko!“

Und er eilte heim.

Am nächsten Morgen, dem des Freitag, als Chane und das Mädchen in der Küche für den Sabbat rüsteten und Leib allein in der Schänfstube saß, traten nach einander nicht weniger als vier wichtige Botschaften an ihn heran.

Die erste, zugleich die einzige schlimme, erhielt er mündlich. Es war Herr von Paterški selbst, der schon in aller Frühe in die Schänke trat.

„Nun?“ fragte er erwartungsvoll, „hab' ich den Garten?“

Leib kniete demütig in sich zusammen.

„Gnädigster“, sagte er zitternd unter fortwährenden Verbeugungen, „ich kann da nichts machen. Ich bin nicht einmal dazu gekommen, mit ihm darüber zu sprechen . . .“

„Hund!“ schrie der Edelmann wütend und hob die Reitpeitsche. „Und das wagst Du mir zu sagen?!“

Leib wich zurück.

„Nicht aus bösem Willen!“ beteuerte er. „Aber er hat mich, noch eh' ich dazu gekommen bin, vom Geschäft zu reden, an seinen Schwur erinnert, keinen Fußbreit von seinem Gut zu verkaufen . . . Wie gesagt, schon während wir über eine ganz andere Sach' gesprochen haben!“

„Was war das für eine Sache?“ fragte Paterški und trat einen Schritt vor, noch immer die Peitsche hoch geschwungen.

Wieder wich Leib zurück. „Das kann ich nicht sagen. Aber, so wahr mir Gott helfe, sie hat nichts mit dem Garten zu thun gehabt!“

„Hundsblut, Du lügst!“ rief der Pole und diesmal sauste die Peitsche nieder. Nur ein Sprung in die Thüre zum Nebenzimmer rettete den Juden vor der Mißhandlung.

Paterški atmete schwer.

„Mir scheint“, sagte er drohend, „Du spielst da mit falschen Karten! Hat Dir vielleicht ein Anderer auch denselben Auftrag gegeben?“

„Nein“, beteuerte Leib. Und erstarrt fügte er bei: „Ein Anderer auch? Warum sollten sich die Leut' plötzlich um den Garten des Zanko reißen?“

Der Edelmann biß sich auf die Lippen.

„Ich wüßte auch nicht, warum“, sagte er dann. „Ich dachte nur — weil man einem Juden eben alle Hinterlist der Welt zumuten darf . . . Also Du willst da nichts thun?“

„Ich kann nicht, Gnädigster! Er verkauft nicht.“

„Du mußt ihn aber dazu bringen!“ brauste Paterški auf. „Hörst Du, Du mußt! Thu Deine Ohren auf, Jude. Kannst Du mir bis heut' Abend melden, daß der Garten mein ist, gleichviel um welchen Preis, und kann der Kauf Montag in Galicz abgeschloffen werden, so bleibst Du in der Schänke und bekommst zwanzig, meinerwegen sogar dreißig Gulden Maklerlohn! Geschieht dies nicht, so hast Du

zu Neujahr die Kündigung und wirft im nächsten Sommer davongejagt, und wenn der Herrgott selber für Dich um Gnade bitten wollte. Adieu!"

Er ging.

Ebenso betrübt, wie erstaunt sah ihm Leib nach. Dreißig Gulden! — bis Montag! — was ging da vor? Aber es hatte ja leider keinen Zweck, darüber zu grübeln. Soviel war jetzt entschieden — in Wintowje war nun nicht lange mehr seines Bleibens.

Während er noch erwog, ob er seinem Weibe das Gespräch erzählen oder verschweigen sollte, trat ein anderer Besucher ein, der vor den Kleinen kaum minder herrisch hintrat, als der Edelmann, obwohl er in allem von diesem so verschieden war, daß keine Phantasie einen schrofferen Gegensatz hätte ersinnen können. Es war ein „Schnorrer“, einer jener jüdischen „fahrenden Leute“, die unablässig den Osten Europa's durchziehen und oft genug auch nach Deutschland, ja nach Amerika und wieder nach Galizien und Rußland pilgern, eine rechte Plage ihrer Glaubensgenossen. Viele wußtes Gefindel, andere nur eben Bettler, wieder andere nicht ungelehrt und unbegabt — man findet oft tüchtige Talmubisten, Musikanten, Wanderprediger unter ihnen — aber alle hungrig, durstig und dreist.

„Scholem aleichem“ („Friede mit Euch!"), jagte der Mann beim Eintritt. „Seid Ihr Leib, der Schänker?" Der Dialekt verriet den Rußen.

„Aleichem scholem“, gab dieser seufzend den Gruß zurück. „Ich bin's."

Der Gast sah übel aus; in Fetzen hing ihm der schmutzstarrende Kaftan um den hageren, sehnigen Leib; der Filzhut bestand gleichfalls eigentlich nur aus lauter Böchern, und all sein Hab und Gut trug er in einem Taschentuch am Stoß befestigt. Als das betrübteste aber erschien dem Schänkwirt die rote Nase in dem durchsurchten, bartumstarrten Gesicht. Die fromme Sitte gebietet jedem Zuden, einen solchen „Schnorrer“ nicht ungelabt zu entlassen, und kommt er am Freitag Vormittag, so muß man ihn, wenn er will, über den Ruhetag bis zum Sonntag Morgen im Hanse behalten. Aber das ist meist kein Vergnügen, und am

wenigsten, wenn der Gast eine solche Nase hat und der Wirt ein Schänker ist.

„Nehmt Platz," sagte Leib. „Wollt Ihr einen Zumbiß?"

Der „Schnorrer“ sah ihn hochmütig an.

„Was schneidet Ihr für ein Gesicht?" fragte er. „Glaubt Ihr etwa, ich will über Sabbat bei Euch bleiben? Ich bin's, gottlob, besser gewohnt! Auch hat mich Reb Schlome in Jezupol für heut Abend geladen — der reichste Mann im Städtchen — da bleibt man doch nicht bei Leib Schänker! Auch Euer schimmelig Brot brauch ich nicht. Nur ein Glas Schnaps gebt mir, aber vom besten! Hört Ihr? Ich bin Reb Morche Krummeniger und darf das verlangen!"

Leib hatte zwar den Namen nie gehört, that aber, wie ihm befohlen.

Der „Schnorrer“ leerte das Glas auf einen Zug und schnalzte mit der Zunge. „Das laß ich mir gefallen," sagte er, „das ist doch Schnaps und nicht Wasser! Kein Wunder, daß Ihr dann ein so armer Teufel bleibt, Reb Leib... Noch ein Glas!"

Auch dies spendete der Kleine und versuchte sogar ein vergnügtes Gesicht dazu zu machen; der Gast hatte versprochen, bald wieder aufzubrechen; das verdiente Belohnung.

Dem zweiten folgte ein drittes und viertes Glas. Dazwischen befahl der Fremde nun doch einen Zumbiß: zwei hartgejottene Eier und Butterbrot. Gehorham ging Leib in die Küche und brachte dann das Gewünschte herbei.

Nachdem er ein fünftes Glas geleert, erhob sich der „Schnorrer"; die Nase war nun noch ein wenig röter, aber er wankte nicht.

„Ihr seid ein braver Mensch, der seine Pflicht thut", sagte er herablassend. „Das verdient Belohnung. Ich hab' hier einen Brief für Euch von Reb Moische, dem Halsabschneider. Der elende Kerl giebt mir zwei Kreuzer und sagt: „Dafür müßt Ihr diesen Brief bestellen. Es steht was Gutes darin, Reb Leib wird Euch also gut aufnehmen." Ich aber denke: „Gut aufnehmen muß mich dieser Leib, weil ich ein Gast bin; knidert er, so geb' ich ihm den Brief nicht, es ist ja was Gutes drin — soll ich Schlimmes mit Gutem belohnen?" Nun — Ihr verdient es — hier ist der Wisch!"

(Zortsetzung folgt.)



Aus der Steppr.

Eine Dichtung von Tabitha Hanle.

(Fortsetzung.)

XXX.

Kummerbeladen,
Im Herzen den Tod,
Komm' ich zu dir,
Mutter der Gnaden,
Sieh' meine Not!

Du wohnst mit deinem Bohn im Himmel oben,
Gebenedeute du, die Engel loben!
Ich bin ein schwaches Kind; was ich empfinde
Schwankt hin und her wie Wellen in dem Winde!
Ich kann nicht kämpfen mehr, ich kann's nicht wenden,
Und bebend frag' ich mich, wie soll es enden?
Das Weib ist fort, um das er mich verlassen,
Was hoff' ich denn? Ich könnte mich drum hassen!
Maria, hilf mir, Jungfrau, engelreine,
Zu deinen Füßen lieg' ich hier und weine!
Laß mich die Arme fester um dich schließen,
Und meine Qual sich in dein Herz ergießen!
Mir ist's, als streck' ich wie ein Dieb die Hände
Nach fremdem Gut aus, und mit Schaudern wende
Ich mich von meines Herzens tiefstem Grunde
Zu dir, o Mutter; heile meine Wunde!
Die Sehnsucht brennt, ich kann sie nicht mehr stillen;
Und wenn ich schlafe, wider meinen Willen
Weht sie sich selbst die federleichten Schwingen
Und trägt mich fort. Wie soll ich sie bezwingen?
Im Traum daun wieder, zitternd vor mir stehen
Sieh' ich sein treulos Weib und hör' sie stehen:
„Ich bin nun krank und sieh zurückgekommen,
Haß du die letzte Zuflucht mir genommen?“

Sehnsucht im Herzen,
Zehrenden Tod,
Komm' ich zu dir,
Mutter der Schmerzen,
Sieh' meine Not!

XXXI.

Ich kann dein Weib nicht werden, kann den Kindern
Die Mutter nicht ersetzen; laß das Hoffen,
Es ist umsonst, und mein Entschluß gefaßt.
Sprich nicht von alten Zeiten, laß sie ruhen,
Wir beide haben besseres zu reden.
Dein Weib ist fort, du willst dich von ihr trennen?

Thu's nicht! Wer weiß, welch' falscher Wahn sie lockt
Wer weiß, wie bald sie reuig wiederkehrt.
Verschließ' ihr nicht die Thüre deines Herzens,
Sie bleibt ja doch die Mutter deiner Kinder,
Hörst du sie nicht nach den Verlor'nen weinen?
Sei gut und edel, laß mich nicht mehr denken,
Daß Treue nur ein schwaches Schilfrohr ist,
Der laun'schen Wellen willenloses Spielzeug.
Geh' hin und bring' dein Weib zurück, vergieb' ihr,
Weil ich dir willig auch vergab, und fasse
Mit frischem Mute noch einmal das Glück!

XXXII.

Ich weiß den Weg nun, den ich gehen muß,
Weit ab von dem, den ich als Kind mir träumte,
Wo meine Wünsche bis zum Himmel ragten.
Den Glücklichen, sie glücklich zu machen,
Gesellt das Glück sich zu; das lehrte mich
Das Leben, ach und bitter war die Lehre.
Ich bin kein Kind mehr, doch ein schwaches Weib,
Das schwankend sich an's Starke lehnen wollte.
Mir ward kein Stab gereicht, mit kaltem Blicke
Heißt mich das harte Schicksal selbst mich leiten.
Lebt wohl, ihr Träume, leuchtenden Gebilden
Der Wolken gleichend, die der Wind gestört,
Lebt wohl, entfliehet! Ich darf euch nicht mehr halten
Nicht mehr die Arme sehnd nach euch breiten,
Versunk'ne Sonnen meines armen Lebens.
Des Dunkels ungewohnt noch laß' ich juchend
Mich weiten, wie der Zufall will, lebt wohl!
Ich weiß den Weg nun, den ich gehen muß,
Weit ab von dem, den ich als Kind mir träumte.

XXXIII.

Der Kampf ist aus — weil hinter mir im Kebel
Verschleiert liegt die Heimat, und mich trägt
Der Wagen fort in unbekannt' Lerne.
An's Fenster schlägt der Regen, und ich zähle
Gedankenlos die Tropfen wie sie fallen.
Wohin ich schaue, Sand und Gräser, manchmal
Auch Strauchwerk, Ast und Wurzel eng verschlungen,
Verkrümmte Birken, alle Weidenstämme,
Vielleicht ein scheues Perlhuhn, das erstarrten,
Der Einsamkeit gewohnt, sich eilig flüchlet.

So kümmerlich und arm das weite Ganze,
So welloerlassen und man nennt es Steppe.
Das ist die Steppe nicht, von der ich träumte;
Die meine war von Duff und Glanz umwoben,
Dort schien die Sonne, hier ist grauer Nebel,
Mich drückt der Kläthe dumpfes, starres Schweigen.
Und weiter rollt der Wagen, trägt mich weiter —
Des Fahrers müde, lehn' ich in der Ecke
Und schließe meine Augen, doch der Schlummer,
Des Müden freundlicher Gesährte, steht mich.
Im Traume, halb und halb im Wachen seh' ich
Noch Busch an Busch an mir vorübergleiten,
Manch' spöttisches Gesicht der Weidenstämme
Mich grüßen und gespenstig dann entschwinden.
Und dunkler wird es; immer rollt der Wagen
Und trägt mich fort in unbekannt' Ferne.
Doch ob er vorwärts strebt, mich tragen immer
Zurück des Herzens sehrende Gedanken.

XXXIV.

Ich schliefe wohl eine Stunde, träumte manches,
Doch weiß ich nicht mehr was es war, und frierer
Bedeck' ich wieder mich mit warmer Hülle.
Was gab' ich drum, könnt' ich nach Hause gehen,
In Mutter Hanka's kleiner Hütte sitzen,
Am Herde mit ihr plaudern, dies und jenes,
Bajwischen auf die Atemzüge lauschen
Der Kleinen, die daneben friedlich schlafen.
Das jüngste mit den langen, blonden Locken,
Dem Haar der Mutter und mit seinen Augen,
Ein wildes Ding, doch herzlich im Empfinden,
Hat mir, ein kleiner Dieb, das Herz geklohten.
Noch gestern Abend, als ich Abschied nahm
Und Mutter Hanka weinend mich umarmte,
Da sagt' es schelmisch: „Liebe, süße Mascha,
Nicht wahr, du gehst nicht fort, du thust nur so,
Und morgen bist du wieder da?“ Nun denk' ich,
Ob wohl das kleine Dölchchen mich vermisst?
Zwar Ainderthränen trocknen schnell, der Kummer
Berührt sie leis' nur im Vorübergehen.
Was will ich denn? Ich geh' doch in die Fremde —
O schwaches Herz, wie schwer ist's fest zu bleiben!

XXXV.

Im Kloster bei den frommen Frauen ruh' ich
Nest endlich von der Reise. Bleis und müde
Sind mir die Glieder von dem langen Fahren,
Die Augen brennen und mich schmerzt der Kopf,
Denn ungekrast entbehrt man nicht den Schlummer.
Nun streck' ich mich behaglich auf dem Lager
Und sehe durch die runden Fensterluken
Den Himmel und mein altes Sternkreuz,
Das ich als kleines Kind mir einst erdachte.
Unregelmäßig ist es und für andre
Wohl kaum zu finden — wie nur eben Ainder
Mit ungeschickter Hand den Griffel führen —
Doch immerhin, ich hielt es im Gedächtnis,
Und heute scheint es mir ein Stückchen Heimat.
So kommst du mit mir, leute, vielgeliebte,

Nach der mein Herz in bangem Schmerz bebt,
So kommst du mit mir, Heimat, daß die Fremde
Mir armen Ainde nicht so fremd erscheine.
Nun schließt euch, Augen, denn es will der Schlummer
Euch Kraft und Frische spenden für den Tag;
Entschlief, ihr träuben, laßenden Gedanken,
Mich schützen freundlich meiner Heimat Sterne.

XXXVI.

Sonnenschein am Morgen
Nach der Regennacht,
Nicht, ihr bangen Sorgen,
Denn der Himmel lacht
Wolkenlose Bläue
Und die Luft so rein,
Und ich atme neue
Hoffnung mit ihr ein.

XXXVII.

Hier könnt' ich bleiben — hinter hohen Mauern
Mein Leben still verleben und die Tage
In Fasten und Gebet entschwinden seh'n
Der frommen Klosterfrauen lieblich Wesen
Ist Milde nur und Duldsamkeit; hier hat
Die Leidenschaft nicht Raum, denn alles Denken
Und Thun ist Gott geweiht. Wär' ich wie sie,
Könn't' ich empfinden, wie die sanften Schwächern,
Dann wär' ich hier geboren; doch mi graut es
Vor solchem Still in sich gekehrten Leben,
Wo die Gedanken ungehört sich immer
Entfallen und der Sehnsucht Flügel wachsen.
Ich darf nicht denken, will nicht träumen mehr,
Denn zu vergessen bin ich fortgegangen,
Und wie ein Kind, dem man sein Spielzeug nahm,
So wein' ich noch des Abends mich in Schlummer.

XXXVIII.

Es trat die Oberin in meine Zelle
Und sprach mit mir und was nun werden solle.
„Du bist ein halbes Kind noch“, meinte sie,
„Und unerfahren, und du wußt hinaus
Und in dem Weltgetriebe untergeh'n?
Ich sage nicht, du sollst bei uns bleiben,
Denn nur ein willig Herz, das gern sich gibt,
Ist unserm Herrn und Gott wohlgefällig.
Du bist in deinem Willen dir noch unklar,
Unsicher schweift dein Auge nach der Ferne
Und suchst und glaubst von ihr sich zu erlösen,
Was doch nur Gott der Seele geben kann:
Den Frieden, mein' ich, den dein Herz verloren.
Mich dünkt, das sel die wahre Liebe nicht,
Die schrankenlos in engen Schranken bleibt
Und sich auf einen Menschen nur ergießt.
Man könnte sie fast Eigentliebe nennen,
Denn suchst man in dem andern nicht sich selber?
Nein, Großes giebt es, Aind, steh' um dich, lerne
Mit klarem Blicke dieses eine fassen:
Du sollst den Höchsten in der Menschheit lieben,

In ihr Ihm dienen und dich selbst vergessen.
Nichts schön'eres, bess'eres wähl' ich dir zu sagen;
Geh' in dich, prüfe dich und dann entscheide,
Du hältst dein eigen Schicksal in der Hand."

XXXIX.

Fremd klingt es mir im Ohre, was sie sagte,
Von solchem Lieben hab' ich nie gehört,
Und ängstlich hebt mein Geist davor zurück.
Ich bin ein thöricht und unwissend Mädchen,
Wie sah' ich solches wunderbare Fühlen,
Das eine Welt und Goll in ihr umschließt?
Und doch, ich wollt', ich könn't' es ganz begreifen,
Mich von mir selber lösen, all mein Denken,
Mein heißes Sehnen in dem All verlieren!
Stall dessen lieg' ich nachts mit offenen Augen,
Ein Schloß meiner eignen Gedanken,
Die schmerzlich an Entschwundenenes sich klammern
Wer du auch bist, ob ich dich Liebe nenne,
Du starkes Band, das meine Seele hält,
Laß los mich, gib mich frei, damit ich wieder
Ein Kind, mit andern harmlos mich erkene!
Und wär' ich dann auch bettelarm — ich wölte
So gern mein Leben wieder neu beginnen,
Nicht hoffen, wünschen mehr — zufrieden sein.
Es ist zu spät, ich bin nicht mehr zu retten,
Kein Halt, kein Stab, den ich ergreifen könnte,
Und schauernd geht die Seele in der Irre!

XL.

In der Kirche hängt ein Marienbild,
Drauf lächelt die Jungfrau sanft und mild,
Hält den Jesushaben in sel'ger Laß
In den schühenden Armen, fest an der Brust
Ein langer Mantel fällt ihr das Haar
Am Rücken nieder, und eine Schaar
Von Engeln schwebt um Mutter und Kind.
Ich weiß: viel Kranke, viel Schwache schon sind
Gesenen, die vor dem Bild gekniel.
Ich möchte belen — aber es zieht
Mich schauernd zurück, verwirrt mir den Sinn,
Wo wend' ich die schwankeuden Schritte hin?
Die Sonne scheint in brennender Glut
Wie festgebant auf der Haare Stiel —
Ich hasse die Farbe, den gelblichen Schein,
Er dringt wie vergiftend in mich hinein!
Das ist die heilige Jungfrau nicht,
Was ich seh, ist der Fremden falsch Gesicht;

Das sind dieselben eingeunden Schlangen,
In denen sich einst mein Liebster gefangen.
Du fremdes Weib, was bist du gekommen,
Was hast du mein einziges Gut mir genommen
Vom Herzen weg? Mir war es so wert,
Doch du hast ein Spielzeug zum Tändeln begehrt;
Du spieltest damit eine kleine Weile,
Dann warst du es fort in frevelnder Eile
Ein andres zu suchen, das besser paßte,
Entweiche, mir graul es vor dir, Verhafte! —
Verzeih' mir, Jungfrau, ich kann nicht belen,
Mir ist's als wäre die Seele zertriten,
Ihr Licht erloschen, auf immer dahin —
Wo wend' ich die schwankeuden Schritte hin?

XLI.

Muhme, was willst du hier
Bei Nacht an meinem Lager?
Dein Auge scheint so trüb,
Die Wangen sind blaß und hager!

Geh fort, du sollst mich nicht holen
Dorthin, wo die Toelen sind;
Mir graul es vor den Toten,
Ich bin ein furchtsam Kind.

Dein Gold? ich gab's dem Popen,
Hast du Ruhe nicht gefunden,
Hat dich das schöne Gold
Denn an die Erde gebunden?

Muhme, du thust mir weh,
Dein Blick ist finster und böse!
Was soll die Kette! Sie drückt —
Löse sie, Muhme, löse!

Du willst nicht? Weiterschleppen
Soll ich was mir verhaßt!
Und bin doch ein schwaches Mädchen
Für solch schwere Laß. —

XLII.

Meine Liebe war einst ein blühender Strauch,
Und meine Gedanken, die schnellen,
Waren wie Vögel und sangen auch
So frisch in den Morgen, den hellen.

Jetzt hängt der Strauch — ist welk und schwer —
Und trägt, müde Gefellen
Sind meine Gedanken; singen nicht mehr
So frisch in den Morgen, den hellen.

(Schluß folgt.)

Auf dem Bergesgipfel.

Still ist's um mich, nur wie ein leises Träumen
Tost tief herauf des Wasserfalles Schäumen,
Klingt fernher einer Heerde Glockenklang!
Sanft haucht vorbei der Höhe kühl'er Odem,
Und von dem sonnenwarmen Gang
Schwebt jitzend auf ein süßer Blütenbroden.

Mich überkommt ein andachtsloses Sinnen,
Und all' mein Denken, all' mein glühend Minnen
Zerrinn vor einem ein'gen schönen Bild:
Mir ist, ich höre leis mein Leben rinnen,
Und sähe nach der Seligen Gesicht
Die Parze mit den goldenen Faden spinnen.

Jans Müller.

An der Wende.

Bleibe, holde Lichtgestalt,
Du Göttin meiner Jugendzeit,
Die du mir Stärke gabst und Gall,
Und deren Dienst ich mich geweiht!
O wende dich nicht stumm und kalt,
Und laß mich nicht zurück im Leid,
Und laß mich nicht verzagen,
Und hilf mir tragen.

Was immer mir das Schicksal bot,
Du zeigtest mir's in lichlem Schein:
So sah ich in der Trauben Tod
Bereits den neuen goldnen Wein,
Und selbst in niederm Straßenhof
Erglänzte hell der Aeselfstein,
Den zaubernd du berührtest,
Als du mich führtest.

Nun ist mir oft, als reichtest du
Zum letzten Male mir die Hand,
Als schwebtest du voll Glück und Ruh'
Hinüber in ein Sonnenland,
Und ich sah' kummervoll dir zu,
In Schlamm und Dornen festgebann,
Und bliern sank' es nieder
Auf meine Glieder.

Ich weiß, ich weiß, die Zeit ist nah,
Da mich der Ernst des Lebens saßt,
Und kampfsgerüstet steh ich da
Und nehme mutig auf die Last
Und, wie ich's von den Vätern sah,
Will ringen ich ohn' Ruh und Last,
Wenn ich durch's Leben schreite
An deiner Seite.

Nur laß mich nicht allein zurück
Ietzt in der Stunde der Gefahr,
Und nimm mir nicht das holde Glück,
Das mir bisher zu eigen war!
Du nimmst mir sonst das beste Stück,
Und ohne dich wär' immerdar
Im Bann des Alltagslebens
Mein Thun vergebens!

Hermann Bomsch.

Mein Wien.

Das ist mein Wien — mit seinen Dämmer-Plätzen,
Mit seinen Gäßchen, schmal und still und traut,
Mit seiner Brunnen leisem Liebeschwähen,
Mit seiner Kirchen weichem Orgelkaut!

Das ist mein Wien — mit seinen Marmorbauten,
In fernem Duft verlauchend — ein Gedicht! . . .
Daneben gleich ein Haus, das mit ergraulen
Gemäuern klug von allen Tagen spricht!

Und zwischendurch dies sorglos leichte Schlendern
Von Frauen Schönheit, die sich rhythmisch biegt,
Mit hechen Hülen, jierlichen Gewändern,
Von losen Träumen in der Luft gewiegt! . . .

Mein Wien! Du bist mir lieb, wie meine Seele:
Wo Brunnen rauschen, stille Gäßchen stehn
Und Prunkpaläste fern im Duftgeschwele
Und Frauenlocken frei im Winde wehn! . . .

Paul Wertheimer.

Morgen!

Und Morgen wieder und junges Leben
In allen Adern und Licht im Blick!
Die Schuld von gestern, sie ist vergeben —
Lasset uns bauen ein neu Geschick!
Mit festen Mauern und stolzen Zinnen! —
Die du dich blinzelnd herausbewegst,
Sollst ihm noch lachen, eh' du auf Kinnen
Von rotem Damast dich schlafen legst.

Vergebens rücht' ich das harte Kissen
Mir untern Kopf, der müde sann,
Mit Dampfblickden das Gewissen
Am Bettstrand saß und sah mich an,
Vergebens reckt' ich die kurzen Decken,
Mir blieben stets die Füße nackt;
Durchs Haus rumorten Sorg' und Schrecken,
Die laute Wanduhr schlug den Takt.

Hier leh'n ich atmend im offenen Fenster,
Von Kether trunken und Himmelsgold,
Ihr Totenkäuzlein, ihr Traumgespenster,
Nun flakert, flakert, wohin ihr wollt!
Nun Morgen wieder und junges Leben
In allen Adern und Licht im Blick!
Die Schuld von gestern versenkt, vergeben —
Lasset uns bauen ein neu Geschick!

Curt Gader.

Am Waldesrand.

Wohlig rauscht es im Blättermeer
Der hundertjährigen Buchen.
Summende Bienen schwirren umher,
Honigseim zu suchen.

Tanzend schauen sich im Bach
Mücken und schlanke Libellen.
Unter der Zweige hüblem Dach
Plaudern munter die Wellen.

Ein erschrockes Häslein flieht
Drüben über die Halde.
Fahrender Burschen Wandelied
Klingt von fern aus dem Walde.

Otto Oppermann.

In tiefer Nacht.

Vor meinem Ohr eine Mücke sang
In tiefer Nacht:
Lindenduft durch's Fenster drang,
Durch die Stille ging leis ein Klang —
Liebesgesammel, vom Wind verweht,
Halb ein Sebel —
Müde lag ich und überwacht
In tiefer Nacht.

Es sang eine Stimme vor meinem Ohr
In tiefer Nacht,
Wie ferner Kirchenglocken Chor,
Wie Windgefäusel im jitternden Kohr —
Abenddämmer umhüllte das Lied,
Aufstieg dein Lied
Zu der Sterne funkelnder Pracht
In tiefer Nacht.

Vor meinem Ohre ohne Ruh
In tiefer Nacht
Rauschte das Blut mir immerzu.
Gefallen kamen — still kamst du . . .
Mit deinem weichen, süßen Laut,
Lieb und vertraut,
Hebtest du alle, vergessene Nacht
In tiefer Nacht.

Vor meinem Ohr eine Mücke sang
In tiefer Nacht,
Stürmisch pochte mein Herz und bang
Bei aller Lieder Zauberklang.
Reglos lag ich und atmete kaum;
Süß war der Traum,
Den du mit liebenden Händen gebracht
In tiefer Nacht.

Wilhelm Arminius.

Hans und Peter.

Einen Schwächling wie den Hans
Werdet ihr so bald nicht finden!
Seinen Schmerz, mit dem er rang,
Wußt' er nicht zu überwinden!

Als die Grete ihn verlieh,
Ist in Thränen er zerfloßen.
Als er nicht mehr weinen konnte',
Hat er sich durch's Herz geschossen! —

Ach, wie lob' ich mir dafür
Meinen Freund, den wackern Peter!
Der verachtet aus Prinzip
Tedes Liebesschmerzgejeter.

Nichts beirrt sein ruhig Blut.
Selbst die Venus nicht von Milo.
Wohlgemährt und unverfehrt
Wiegt er schon an hundert Kilo.

Brav und treu dient er dem Staat,
Frei von jedem Seelenleide. — —
Heul' begraben sie den Hans
Unter einer Trauerweide.

Heinrich Hege.

Ritornelle.

Kalte Georginen; —
Wie sind so winterwendisch Mädchenherzen!
„Du kannst nun gehn“, las ich in ihren Mienen.

Kolbraune Halde,
Wie schön, als ich mit ihr noch durfte wandeln
Auf deiner Flur; — nun wußt' ich lassen beide!

Duftende Nelken; —
Weißt noch, wie du zum Auf dich zu mir neigtest?
Muß alles Schöne denn so bald verwelken?

Des Goldlacks Flammen; —
Denk ich noch an dein süßes Liebesflüßern,
Krampt sich in wildem Weh mein Herz zusammen.

Carl von Arnswaldi.



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Rubezahl.

Phantastisches Schauspiel in vier Aufzügen

von

Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Achter Auftritt.

Richard, Stella; Rubezahl (von hinten links).

Rubezahl (wieder als Cavalier, wie früher; stup, als er Richard bemerkt; für sich). Der Mann ohne Spiegelbild noch hier? Wit ihr? — — Wird er mich erkennen? (Schüttelt den Kopf, geht bis auf die Brücke; läßt sich höflich den Hut.)

Richard (hat begreift; für sich). Ein stattlicher Herr. (Dant.) Ich hatte soeben das Glück, dieser Dame ein Bild zurückzugeben, das sie verloren hatte. (grüßend.) Monsieur! Madame! (Worte rechts ab.)

Rubezahl (für sich). Er erkannte mich nicht. (laut.) Erlauben Sie, Comtesse: Sie kannten diesen Herrn?

Stella (mühsam). Er — fand nur mein Bild; wie er Ihnen sagte. Näher kenn' ich ihn nicht. (für sich.) Gott, verzeih' mir die Lüge! Vor seinem herzdurchbohenden Blick hab' ich keinen Mut!

Rubezahl. Erlauben Sie mir das Bild? (zieht's ihm.) Erstaunlich, was der Mensch vermag; — und doch ist es nur ein Nichts neben Ihrer Schönheit. — Und doch — hält' ich's gern. So lange ich nicht Sie selbst — — Sagen Sie, Comtesse! Haben Sie Ihr Herz behorcht? Können Sie mir hold sein, können Sie mich lieben?

Stella. Herr von Rieienthal — ich hatte nur versprochen, Ihnen nicht zu großen —

Rubezahl. Ich beschwöre Sie: nicht dieses versiegelte, verriegelte Gesicht; es erschlägt meine Geduld, es wirft mir Feuer ins Blut. Die Zeit jagt dahin, und Ihr Herz geht wie eine Schnecke. Mißfall' ich Ihnen so ganz?

Stella (in wachsender Bangigkeit, sich beherrschend). Warum sollen Sie? D nein. — Sie bedrängen mich nur so sehr —

Rubezahl (setzt in übermächtiger Erregung ihre Hand, fährt sie auf die Brücke). Schauen Sie hinab, Comtesse, sehn Sie uns da unten: laugen wir nicht gut zusammen, sind wir nicht ein Paar, wie es Gott gefällt? Sehn Sie mein Spiegelbild — so treu und so

lebendig wie irgend eins, das Sie je gesehen; schauen Sie doch hinab!

Stella. Das thut' ich; aber mein Gott, was wäre daran besonderes zu sehen? — Ich verstehe Ihr Drängen nicht; — bitte, meine Hand. (Sie macht sich los, weicht nach vorn zurück.)

Rubezahl. Gehen Sie vor mir? (Folgt ihr.) Foltern Sie mich nicht; ich ertrag' es nicht. Ich liebe Sie, wie kein Mensch es kann — — keiner von den Andern, mein' ich. Rührt Sie das nicht? Geben Sie mir für mein hingeschmolzenes Herz, das wie die Erde da unten in einer wogenden, flutenden Flamme glüht, geben Sie mir dafür nicht etwas Wärme zurück?

Stella. Schonen Sie mich — mein Gott: (unhöflich, schwach.) Wenn nun mein Herz doch nicht frei wäre —

Rubezahl. Es muß frei sein! es muß! (Stampft wild auf die Erde. Unersichtlicher Donner, plötzl. laut, dann noch lange rollend.)

Stella. All ihr Heiligen! Was ist das? — Wer sind Sie? — Sie sind —

Rubezahl (sich schnell fassend, lächelnd). „Rubezahl“, wollen Sie wohl sagen. Nein, der bin ich nicht. Sie hören den Alten da unten; so hör' ich ihn zuweilen, unter meinem Garten — mit Donner oder Ruff! — (Das Rollen hat aufgehört; unersichtliches Trommeln folgt, und vereinzelte, schnelle Geigentöne, zum Teil wilde Dissonanzen, die zuletzt in harmonischen Tonsolgen verlingen.) Horchen Sie, das ist seine Ruff!. — Hat es Sie erschreckt, Comtesse?

Stella (mühsam). Sollte es denn nicht? — Als Sie so — ungefüm auf die Erde traten —

Rubezahl (erregt lächelnd). Vielleicht wartet Sie der Alte; vielleicht will er Ihnen sagen: sei meinem Nachbar da oben gut. . . Aber lassen wir Rubezahl; hören Sie noch Eins! Ob Ihr Herz nicht mehr völlig frei ist — ich will es nicht wissen; will auch nicht wissen, wer etwa darin ist: denn ich müß' ihn töten. Aber geben Sie Acht, so von

Herzen Aht (mit wildem Schreien), als hörten Sie wieder Rübzahl's Donner rollen: in Ihre kleine Hand ist ein großes Schicksal gelegt — Menschenleben, Stella! — Werden Sie die Meine, so werden Sie mich selig, gut, wohlthätig machen über alle Menschen; Länder werden Sie segnen — denn ich bin reich wie ein Fürst. Verweigern Sie mir Ihre Hand, dann werd' ich der Welt zum Fluch; dann wird in Rache und Verzweiflung ein Ungeheuer aus mir, das in einem Tage mehr vernichtet, als Jahrhunderte schufen. Bedenken Sie das! Morgen Ihr Ja oder Nein! (Wahs vorne rechts ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Scen in Rübzahl's Schloss, wie im ersten Aufzug. — Es ist Tag.

Erster Auftritt.

Stella (steht in einem Sehnstuhle, starrt vor sich hin). Die Gräfin (tritt hinten ein, gehütet auf) Emma.

Gräfin (betrachtet Stella, summreroll den Kopf schüttelnd; entläßt Emma durch einen Hint, tritt vor). Man soll sich nicht so ganz seinen Gefühlen überlassen, meine liebe Tochter. Starrt man immer auf den einen schwarzen Punkt, so wird er größer und größer, zuletzt sieht man alles schwarz, selbst die liebe Sonne.

Stella. Sie haben Recht. (Steht auf, umarmt die Gräfin mit lebensfroher Zärtlichkeit.) Daß Sie nur wieder wohl sind, Mutter!

Gräfin. Aber 'die verkehrte Welt: kaum erhol' ich mich, so muß ich Dich aufrichten, wie sonst meine Stella mich. Welterstarrst Du vor Dich hin, bis ich Dich zu Bett schidte; hent' find' ich Dich wieder so. Und Dein blaßes, überwachtes Gesicht —

Stella. Ich hab' trübe Ahnungen, Mutter. Wie ein Geier schwebt das Unglück da oben, über mir, über Ihnen (Die Gräfin hat sich gesetzt; Stella laßt neben ihr nieder, nimmt ihre Hände). Liebe, süße Mutter! Wenn Sie wieder reifen können — lassen Sie uns fort, lassen Sie uns fort!

Gräfin (schüttelt den Kopf). Diese närrischen Rübzahl-Phantasien machen Dich ganz verwirrt! Du bildest Dir auf einmal ein, es giebt einen wirklichen, leibhaftigen Rübzahl; und vor dem guten Herrn von Niesenthal graut Dir —

Stella. Mutter! Wenn Sie den Donner gehört hätten — und die gespenstlichen Töne —

Gräfin. Deine romantischen, überreizten Nerven!

Stella. Und wenn Sie seine wilden Reden, seine gräßlichen Drohungen gehört hätten —

Gräfin. Kind, er war eben bei mir (Stella, überaus, steht auf); und ich muß Dir sagen: von all

Deinen Einbildungen find' ich nichts an ihm. Er kam, um mir als der Mutter zu sagen, was er für Dich fühle; er that es mit einer Wärme, aber auch mit einer Würde, die mir sehr gefiel. Ich sah ihn auf das Unheimliche, das „Wilde“ an; ich fand nichts als einen angenehmen erasten, vornehmen Mann — der ein bißchen Sonderling ist. Er beklagte in sehr liebenswürdiger Weise, daß er, von der tiefen Empfindung für Dich fortgerissen, einige starke Uebertreibungen ausgestoßen habe, die auf Dich vermuthlich ungünstig gewirkt hätten; er lächelte besonders über das „Ungeheuer“, das er sich angedichtet habe, falls Du nicht seine Frau würdest. Nein, sagte er dann ernsthafter, ein Ungeheuer würd' ich nicht; aber unglücklich über alle Mäßen!

Stella (bestonnen). Liebe, gute Mutter! Ich hass ihn ja nicht; gewiß nicht. Alles an ihm, auch das Sonderbare, ist merkwürdig, ist anziehend; — aber —

Gräfin. Er ging dann mit einer Feinheit, die ich bewundern mußte, auf das Materielle über, und entwickelte mir seine Vermögensverhältnisse, die überaus glänzend sind. Er legte mir Besreibungen vor, durch die er Deine und meine Zukunft in wahrhaft fürsüchlicher Weise sicherstellte — falls Du Dich entschließen könntest —

Stella. O Mutter!

Gräfin (für Quar streichelnd). Mein gutes Kind, unsre Lage kennst Du. Die Keinen, erbärmlichen Berlegenheiten nehmen kein Ende! — Er ist reich und vornehm zugleich; sein Geschlecht sehr alt, aber erst aus Polen gekommen. Durch besondere Gnade des heiligen Vaters besitzt er einen Dispens, wonach er zu jeder Stunde, ohne die gewöhnlichen Förmlichkeiten, getraut werden darf; er gestand mir sogar — darin zeigte sich der Sonderling — daß er in seiner Ungebild alles vorbereitet habe: einige Freunde sind hierher unterwegs, darunter ein Geistlicher; in seiner Schloßkapelle könnte — (auf eine Bewegung Stella's) Kind! Ein Opferlamm will ich gewiß aus meiner Tochter nicht machen. Aber wenn Du diesen würdigen Mann, den Du doch anziehend nennst —

Stella (sieh an sie schlagend). Aber Sie vergessen, Mutter!

Gräfin. Richard von Wohlau . . . Glaubst Du denn so fest, ihn zu lieben, Kind?

Stella (die es überläßt). Ich weiß es nicht. Seit vorgestern Abend kenn' ich mein Herz nicht mehr, trau' ich ihm nicht mehr . . . Aber Sie müssen ihn sehen, Mutter!

Gräfin. Kind, ich kenn' ihn ja —

Stella. So wie er jetzt ist, müssen Sie ihn sehen; was er jetzt fühlt, müssen Sie hören! Und mißfällt er Ihnen dann — — aber nein! Das

wird er nicht! (Klopfen. Sie fährt zusammen, eilt nach links zur Thür.) Das ist Herr von Riefenthal!

Gräfin. Sei nicht törrich, Kind. — Herein!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Emma (von hinten); dann Ratibor.

Gräfin. Siehst Du: nur Emma. — Was giebt's? **Emma** (tritt näher; die Stimme dämpft). Der Diener des Herrn von Wohlau ist draußen; ob er die Comtesse einen Augenblick sprechen, ihr etwas übergeben kann. Nur möcht' er nicht, daß Herr von Riefenthal in der Nähe wäre —

Gräfin. Sprich doch laut wie sonst. Wir haben keine Heimlichkeiten mit Herrn von Wohlau oder seinem Diener. Er soll eintreten, und damit gut! (Emma hinten ab.) Ich muß sagen, mir gefällt so eine Botschaft nicht — (sieht Ratibor eintreten) und noch weniger der Vole!

Ratibor (verneigt sich tief vor der Gräfin, dann vor Stella). Erlauben Sie mir zunächst, Comtesse, Ihnen ein bescheidenes Wort über mich zu sagen. Herr von Riefenthal hat mich gnädig pardonnirt; Herr von Wohlau weiß nicht, was ich begangen habe (auf eine Bewegung Stella's) hält' ich's ihm gesagt, so hält' er mich wahrscheinlich den Berg hinnerter geworfen — und dann könnt' ich mich nicht mehr bessern — womit ich mich nun beschäftige. . . Glauben Sie mir, ich beschäftige mich damit. (Warm und aufrichtig werdend.) Ich bin ein heruntergekommener Mensch, und ein leichtes Tüdt; aber Ihnen, Comtesse, bin ich dankbar wie ein Hund. Sie waren ein Engel für mich. Für Sie thut' ich alles!

Stella. Ich dank' Ihm. — Und was bringt Er sonst?

Ratibor (zieht ein Briefchen hervor). Dieses Billet meines Herrn; — Herrn von Wohlau mein' ich.

Stella. Lesen Sie es, Mutter!

Gräfin. Zuerst Du, mein Kind.

Stella (öffnet es, überliest es). Er fragt nur, ob er meine Mutter heute sehen kann. (Sie freudselig.) Und sie sagt Ja!

Gräfin (steht in das Mittel). Sie muß wohl. (Stella.) Der Vole gefällt mir nun auch nicht mehr so übel —

Stella. So sag' Er Herrn von Wohlau, wir erwarten ihn. Hier —

Rübezahl (draußen, hinten). Ratibor! — Wo ist Ratibor?

Stella (erschrocken, leise). Ah! Das ist der Andre. Es läuft mir über die Haut. — Mutter, kommen Sie!

Gräfin (leise). Märrin Du! Wohin?

Stella (leise, sie aufstehend). Ich könnt' ihn jetzt nicht sehn; jetzt nicht. Ich beschwöre Sie: dort hinein —! (Führt und zieht sie nach links.)

Rübezahl (draußen). Ratibor! — Grapengießer!

Stella. Er kommt! (Drängt die Gräfin links in das Schlafzimmer. Spricht in der Thür zurück.) Sag' Er dem Herrn von Riefenthal, (beugt die Worte suchend) es geht mir nicht gut — mein Kopf — (Klopfen. Sie verschluckt rasch, schließt die Thür.)

Ratibor (schlun). Werb's schon anrichten. — Herein!

Dritter Auftritt.

Ratibor; Rübezahl und Grapengießer (von hinten).

Rübezahl (als Kavaller; verwundert). Du hier? Und Du allein?

Ratibor (sich tief verneigend). Ihre Excellenz —

Rübezahl. Hör' ich hier nicht weibliche Stimmen?

Ratibor. Gewiß, Ihre Excellenz. Aber die Damen zogen sich eben zurück, weil sie Kopfweh haben —

Rübezahl. Alle beide?

Ratibor. Besonders die Comtesse —

Rübezahl. Kopfweh! — — Vorhin suchst' ich Dich; aber kein Ratibor. Du sollst mir ein Duzend frische Rüben schaffen —

Ratibor. Ich, Ihre Excellenz?

Rübezahl. Ich sag's ja. Hurtig!

Ratibor. Frische Rüben?

Rübezahl. Ja, ja!

Ratibor. Um Vergebung: wo nehm' ich die her?

Rübezahl. Hanssnarr, das ist Deine Sache. Dafür bist Du in meinem Dienst!

Ratibor (für sich). Ja richtig! (schlingt, laut.) Ich gehe, Excellenz. (für sich) Um meinem andern Herrn zunächst auszuruhen, daß wir noch warten müssen — (nach rechts blickend) unter den Pappeln im Garten! (Hinten ab.)

Rübezahl (hat flüster nach links auf die Thür geblickt). Kopfweh! — Ich hab' mehr als das: Kopfweh, Herzweh, alles. — Um ihr erchrücktes Gemüt wieder sacht zu stimmen, komm' ich nicht allein, bring' den alten Herrn mit; aber sie hat Kopfweh. . . Grapengießer?

Grapengießer (tritt näher). Euer Gnaden wünschen?

Rübezahl (die Stimme während dieses Auftritts dämpfend, nur zuweilen etwas lauter). Habt Ihr je ein Elmsfeuer gesehen?

Grapengießer. Zuweilen an Kirchthurmspigen — **Rübezahl.** So ein elektrisches Feuer müßt' mir von den Fingerspigen ausfahren, mein' ich: so läuſt's durch mich hin. Meine Zeit verrinnt! (nach links blickend) Und sie narrt mich! sie narrt mich bis zur letzten Stunde!

Grapengießer. Wer, wenn ich fragen darf?

Rübezahl. Das Weib, Aller, das Weib! (ihn am Arm fassend) Das kennt ihr Seelentiere nicht: so auf die Stunde zu wissen, wann's aus ist. . . Ein schändes, gepfeffertes, beißendes Gefüß! Ihr

schlendert so in Eurer holden, unwissenden Dummheit auf den Friedhof zu —

Grasengieher. Nun, einige verschaffen sich doch die Gewißheit, Euer Gnaden: sie bringen so lange um, bis man sie einmal hinrichtet. Dann wissen sie ganz genau: morgen früh ist's aus!

Rübezahl. Also die Wörder und ich!

Grasengieher. Borgeftern Abend, da sahen Sie die Sache philosophischer, mehr von oben an. Die

Wertlosigkeit des Lebens war Ihnen so recht gegenwärtig; Sie geruhten zu sagen: „ich hab' ganz genug!“ Wenn Sie nun diesen neuen, blinden Lebenswillen erdroffeln und die unphilosophische Hinneigung zum Weibe von sich ausstoßen wollten —

Rübezahl. Sucht mich nicht lahm zu machen — sonst schlag' ich Euch nieder. Ich will eine höchste Stunde; dann hab' ich gelebt!

(Fortsetzung folgt.)

Sommerfäden.

Unendlich dehnt sich das Biau
Des Himmels über die Erde,
Wolkenlos, hell und klar.
Ueber der sonnigen Lichtung
Goldigem Grün,
Ueber des Waldes dunklen,
Geheimnisvollen Schallen
Liegt ein bläulicher Schimmer.
Von einem blühgefällten,
Umgestürzten Baume
Hat sich die Rinde gelöst
Und sie dient mir als Ruhstatt.

Kauh ist das Lager, doch nimmer
Richte ich dessen — ich träume,
Träume, den müden Kopf
Belehnt an die Baumruine;
Träume offenen Ohres,
Und lausche der Vögel Geswiffcher
Und halte Zwiegespräch mit ihnen;
Träume offenen Auges.
Und schaue sinnend in's Weite.

Denk es liegt über allem,
Durchsichtig wie ein Schiefer,
Unsichtbar fast, ein etwas,
Wie der Glanz einer Thräne
In liebem Auge,
Wenn auf den Lippen ein Lächeln,
Im Herzen unsagbares Weh,
Die Trennungstunde schlägt:

Es ist des Herbstes Kauh.
Und es schwebt mir entgegen
Ein Silberfaden,
Stofflos, wie ein Gedanke,
Und er schwankt
Weiter auf den leise
Schaukelnden Schwingen des Windes,
Hell schimmernd wie der Strahl
Einer Märchenfome.
Und weiter schwebt er und weiter,
Scheinbar ziellos und doch so sicher
Steuern durch die laue Herbstluft.
Ein Spinnweb hängt daran,
Unsichtbar klein —
Und doch so ruhig,
So fessellos frei

Segelnd durch die unbegrenzte
Weite Welt —

Ueber sich den blauen, klaren,
Unergründlich tiefen Himmel,
Unter sich die lichte grüne,
Sonengoldumpommene Flur!

Schwebt es auf lustigem Hochjettswagen
Der Liebe entgegen?
Oder trägt es
Sein liebliches Luftschiff
Der Freiheit zu?

Und der aeltesteine,
Der schimmernde Silberfaden
Schwingt sich empor
Zu lustigen Höhen
Und entschwindet
Meinen Blicken,
Meinen sehnsüchtig an ihm hangenden,
Traumverlorenen Blicken. —

Und den müden Kopf
Auf die Hand gestützt,
Lehn' ich an der Baumruine
Und grübe, grübe —
Daß der Mensch muß kleben
An der Erdenstohle
Gefesselt, gefangen,
In Ketten und Banden,
Bis der Tod ihn erlöst
Und die Freiheit ihm giebt —
Die Freiheit des Nichtseins!

Und aus dem Chaos
Dunklen Wähnens,
Aus der erwachenden
Wünsche Wirrsal,
Löst sich ein Sehnen,
Ein namenlos Sehnen
Nach dieser Freiheit! —

Spielend umhast mich
Der neckische Wind
Und weht mir die Haare
In die Stirn —
Und ich sehe
Der Silberfäden
Viele schimmern —
Und meine Seele

Durchschauert ein Frösteln.
Langsamer kreist das Blut
In den fieberglühenden Adern,
Langsamer pocht das Herz,

Jüngst noch stürmisch bewegt.
Und auf die heißen Wangen
Legt es sich kühl und lind:
Das war des Herbstes Hauch.

Amalie von Ende.

Ich laß dich nicht!

Neig' dich zu mir, neig' dich zu mir,
Däß ich dir's leise flüsternd sage,
Was längst ich schon verschwiegen trage
Im Herzen hier —
Neig' dich zu mir!

Du bist mein Glück, mein einzig Glück!
Was Seligkeit den andern wäre,
Macht, Reichtum, Schätze, Ruhm und Ehre
Weiß ich zurück —
Du bist mein Glück!

Dir streb' ich zu, dir streb' ich zu!
Siegt auch mein Ziel in weiter Ferne,
Die größte Mühsal trag' ich gerne,
Das Ziel bist du,
Dir streb' ich zu!

Ich laß' dich nicht, ich laß' dich nicht,
Und mögen sie die Köpfe schütteln
Und hämisch, neidisch uns bekritleln,
Was auch die Welt darüber spricht —
Ich laß' dich nicht!

Julius Haß.

Mitleid.

Dir selber ist das Schicksal bald,
Und nur um fremdes Mißgeschick
Verklärt dir einer Thräne Wald
Den seelenvollen Blick.

Der Himmel blaut, die Sonne lacht —
Ein Regentropfen glänzt im Flug,
Den wohl aus ferner Welternacht
Der Wind herübertrag.

Rudolf Knusfert.

Umsonst.

Den müden Mann umschlingt mit Liebesmacht
Der weiche Arm der linden Frühlingnacht.
Den Silberreif um seine Stirne flieht
Das Mondentlicht.

Ein goldner Funke sinkt vom Sternendam
Wie eine Thräne in den dunklen Strom.
Es klagt die Nachtigall im Waldeshal
Um Liebesqual.

Der Traumgott flüstert Märchen ihm ins Ohr;
Vor seinem Auge steigt ein Bild empor,
Das blickt ihn an so traurig und so lieb
Und fleht: Vergieb!

Da hält sein Herz die Sehnsucht länger nicht;
Er schlägt die Hände weinend vors Gesicht.
Umsonst! Umsonst! Verlohnnes Liebesglück
Rehrt nicht zurück.

J. Weidinger.

Auf dem Meer.

Meer, mein Meer, in deinem Banne nur
Hab' ich, was ich ersehne, was ich will,
Erfüllt mir nahen sehn auf lichter Spur —:
Däß alle Wünsche in mir werden still!

Das Land verdämmert blau und fern, versinkt;
Ein Wunderaug' thut auf sich, hehrsten Scheins:
Das Meer, das einen Himmel in sich trinkt!
Begreif's und fühl's — und du bist damit eins.

Du bist vermählt mit der Unendlichkeit,
Bist, was du warst und wieder einmal wirst!
Hol' einen Hauch ins Herz dir für die Zeit,
In der du noch auf Erden dich verirrst!

Alfred Sassen.



Der Tote.

Erzählung von F. Ottmer.

(Fortsetzung.)

Als Bruno und Erwine heute den Speisesaal des Grand-Hôtel betraten, fanden sie nur eine kleine Zahl von Gästen um die table d'hôte versammelt. Die Ausflügler wurden nicht vor den späten Abendstunden zurück erwartet, und Bellagio war, da der September eben erst seinen Einzug gehalten hatte, überhaupt noch wenig von Fremden besucht. Die Luft drang auch glühend heiß durch die offenen Saalthüren herein und schien besonders auf Bruno bedrückend zu wirken. Auf seinen soust so fahlen Wangen brannten zwei rote Flecken und sein Atem ging schwer. Erwine schritt mit dem gewohnten apathischen Gesichtsausdruck auf ihren Stuhl zu, doch kaum hatte sie sich als Letzte gesetzt und die Tafelrunde überblickt, als sie sichtbar erbleichte und von ihrem Sitz wieder emporfuhr.

„Was hast Du?“

„Wir sind dreizehn. Da esse ich nicht mit!“

Bruno faßte sie am Handgelenk und drückte sie auf ihren Platz zurück.

„Mach' Dich nicht lächerlich,“ zischte er.

„Das ist auch so eine schöne Mitgift von Eurer Bauernkufe! Benimm Dich, wie es einer Jahrbach geziemt.“

Sie widerstand nicht — seine Finger umklammerten ihre Vinke wie eine eiserne Zwinge und hielten sie. Er stieß aufrecht, mit fest zusammengepreßten Rippen, blieb sie sitzen, ohne die Suppe, die vor ihr stand, zu berühren.

Da geschah etwas Unerwartetes. Die Thüre des Speisesaals that sich noch einmal auf und herein trat ein junger Mann, dem man auf den ersten Blick den Offizier in Zivil ansah. Knapp und elegant saß ihm der helle Sommeranzug, das schwarze Schnurröhrchen

drehte seine Spitzen keck gen Himmel und mit ausgestreckter Hand kam Kurt von Hainau auf seine Cousine Erwine und deren Gatten zu.

Die Blicke der beiden Männer kreuzten sich wie Dolche, als sie sich nun stumm vor einander verbeugten. Erwine aber stand zwischen ihnen rosig angehaucht vom Schrecken der jähen Freude. Sie hatte Kurt seit ihrem Hochzeitstage nicht wiedergesehen, da war er einer ihrer Brautjunger gewesen — ganz harmlos und unbefangen, als hätte es nie eine verwilderte Laube im Garten des Baron Hahn gegeben und er nie darin ein schönes Mädchen in den Armen gehalten. Er hatte nichts gethan und nichts gesagt, was Bruno Jahrbachs Eifersucht hätte erregen können und doch durchfuhr's diesen nun wie ein Schlag: „Den habe ich zu fürchten, den vor allen!“ Hinter Kurt's Stirne aber loderte es auf: „So nahe bist Du dem Sterben — dann kommt mein Tag!“

Von Erwine schien ein Bann genommen, als sie lachend und plaudernd an Kurts Seite saß. Ihrem abergläubischen Sinn bedeutete es etwas, daß er gerade in diesem Augenblicke gekommen war, als Vierzehnter! Alles war vergessen: die Angst vor dem Sterben, die sie eben gerüttelt hatte, als ihr Mann sie gezwungen, trotz der bösen Zahl bei Tische sitzen zu bleiben und dieser Mann selbst, der für sie eigentlich schon allein der Inbegriff des Bösen war. In Bruno aber kochte und gährte es. Wut und Eifersucht drohten ihn zu ersticken. Seine Brust krampte sich zusammen und der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Kaum war die Tafel aufgehoben, so zog er sich auf seine Zimmer zurück, natürlich

nicht ohne Erwine. Doch hatte Kurt vorher Zeit und Gelegenheit gefunden, ihr zuzufüstern: „Ich muß Dich sprechen, ich muß. Ich bin nur Deinetwegen gekommen — ich sterbe nach Dir! Um gehn im Park, auf der Bank vor dem Marienbilde.“ Sie hatte nichts erwidert, doch wußte er, sie würde kommen. Er kannte seine Macht über sie, und daß er diese noch besaß, das hatte ihm jeder ihrer feuchten Blicke, das Zittern ihres Mundes gesagt.

Was aber hatte Kurt bewogen, seine Urlaubskreise nach dem glühenden Comersee zu machen? Er „starb“ nicht nach ihr, wie er ihr eben zugeschworen hatte, er hatte sie sogar eigentlich nie geliebt, und noch weniger einen Augenblick daran gedacht, sie zu heiraten, er, der verschuldete Lieutenant, des verschuldeten Landwirts Tochter. Sie gefiel ihm, er hatte sie gern. Daß er sie aber in einer Aufwallung seines jungen Bluts in seine Arme gezogen, bedeutete ihm nichts; er hatte es ja mit vielen anderen ebenso gemacht. Als die Kunde von ihrer Verlobung eingetroffen, war ihm ein Senfzer entfahren, doch nicht weil ihm die Geliebte geraubt wurde, sondern beim Gedanken an Fahrbachs vieles Geld. Er hatte auch dies Jahr über wenig ihrer gedacht. Doch jetzt war er bei ihr zu Hause gewesen und hatte dort manches verändert gefunden. Geld kann viel. Onkel Hahn hatte ihm Wunder vom Reichtum seines Schwiegersohnes vorgehawkelt, sich der Klugheit gerühmt, mit der er seiner Tochter das Erbe gesichert und von Bruno's fortschreitender Krankheit erzählt. Da war in Kurt der Gedanke aufgeblitzt, Erwine aufzusuchen — ohne bestimmten Plan eigentlich, nur angelockt vom Glanze ihres Reichthums. Anders jetzt, nachdem er mit einem Blick die Lage der Dinge erfaßt: Bruno ein Sterbender, sie voll Abscheu gegen ihn, noch immer nicht gleichgültig gegen seine eigenen, Kurt's, Vorzüge und die baldige Besizerin von Millionen.

Was da zu thun war, ward ihm sofort klar: sie von seiner glühenden Liebe überzeugen, die ihre zu neuem Auflodern bringen, so daß, wenn der Tod sie frei machte, sie ihm wahllos zusiehe.

Kurt hatte sich nicht verrechnet. Kaum daß er ein paar Male den Platz vor dem

steinernen Marienbilde hin und her durchschritten — die Stelle lag ganz am Ende des Parks und war ihm, bei seiner Reflektionsseirung des Terrains am Nachmittag, als sehr heimlich für ein verschwiegenes Stellblichlein aufgefallen — als Erwine im lichten Sommergewand, über das sie nur ein dunkles Tuch geworfen hatte, angeschlichen kam, bleich und zitternd vor Angst und Aufregung. Bruno hatte ihr eine furchtbare Szene gemacht, in der er seine Kräfte nahezu erschöpft und war nun, nachdem sie ihn endlich dazu bewogen, sich zur Ruhe zu begeben, in einen todesähnlichen Schlaf verfallen. Da hatte sie sich weggestohlen, schloß sie ihre Erzählung, aber sie müsse gleich wieder fort, er könnte erwachen und sie vernichten.

Doch schon hatte sie Kurt in seine Arme gefaßt. Wieder lag sie willen- und atemlos an seiner Brust und ließ Küsse und Worte über sich hinrieseln als einen Schauer der Wonne.

„Mir hast Du die Treue gebrochen,“ flüsterte er, „mich hast Du betrogen, als Du dein Weib wurdest. Du wußtest, daß Du mein Glück, mein alles warst, daß ich kämpfen und ringen würde, bis ich Dich errungen — und ihn nahmst Du, weil er reich ist! Doch Du liebst mich auch, Du liebst mich noch — und darum bist Du mein, mein, mein!“

Sie erwiderte nichts, nur durstiger und durstiger sogen ihre Lippen an den seinen.

Da plötzlich — ans dem pechschwarzen Himmel ein Blitz. Das Madonnenbild leuchtete taghell auf und Erwine schien es, wie es da so jäh in ihrer unmittelbaren Nähe aus dem Dunkel emportauchte, als habe es die Arme nach ihr ausgestreckt. „Jesus Maria!“ schrie sie auf und glitt ans Kurt's Armen auf die Kniee.

Krakender Donner folgte und dann wieder ein Blitz und wieder einer. Brausend, fäusend erhob sich der Sturm und die ersten schweren Tropfen fielen nieder; und nun gellend, langgezogen, vom Strande her, Hilferufe.

„Geh, geh,“ schrie Kurt, „such' unbemerkt in's Haus zu kommen.“ Er selbst rannte zum See hinab.

Halb irr vor Angst, durchnäßt, daß das Kleid an ihren Gliedern klebte — das Tuch war ihr entglitten, ohne daß sie sich danach

gebüßt hätte — durcheilte Erwine den Bart. Der Sturm peitschte ihr den Regen in's Gesicht, und hielt sie sekundenlang auf, nur ihrer Todesangst gelang es, vorwärts zu kommen. Heftige Furcht rüttelte sie — sie meinte, das Marienbild sei von seinem Sockel gestiegen und eile nun hinter ihr her — *tay, tay* — sie hörte es deutlich, es wollte sie packen, in seine steinernen Arme pressen, wie Kurt sie eben in den feinen gepreßt hatte, und darin erdrücken.

Zwischendurch noch immer die Rufe um Hilfe — je näher sie dem Hause kam, desto größer wurde der Lärm — alles schien unten am Strande zu sein, denn vor der Thüre und auf der Treppe fand sie keinen Menschen; nur das Bild verfolgte sie noch immer. So, in sinnloser Angst, ohne Brno's zu denken, riß sie die Thüre zu ihrem Schlafzimmer auf und stürzte hinein. Der Kranke lag röhelnd in seinen Kissen, die Augen stier offen; rings um ihn auf Decken und Kissen waren dunkle Blutspuren. Mechanisch trat sie näher. Da richtete er sich empor, seine Augen glühten, seine Hand streckte sich nach ihr aus und zog sie an sich.

„Du warst bei ihm! Dein Kleid ist naß — jetzt schon, wo ich noch lebe! Nein, Du sollst nicht — ich töte Dich eher!“

Sie sank vor seinem Bett in die Kniee, den Kopf mit einem schier wahnsinnigen Ausdrück nach oben gewandt.

„Ich töte Dich, ich töte Dich!“ jhrte er und umfaßte ihre Kehle.

Sie suchte sich loszumachen — umsonst.

„Ich töte Dich! Oder schwöre mir, schwöre, daß Du nie einem anderen gehören wirst, nie, nie! Schwöre es!“

Noch immer hielt er sie umkrallt und würgte sie. Das Blut sanfte ihr in den Ohren, sie fühlte ihre Sinne schwinden, da hob sie die Finger zum Schwur.

Er ließ ihren Hals fahren und umfaßte ihr Handgelenk.

„Sprich mir nach“, ächzte er mit heiserer Stimme. „Ich schwöre nie einem Anderen anzugehören, so wahr mir Gott gnädig sei. Ich schwöre es im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes —“

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“.

„Und breche ich meinen Schwur, dann mag mein Mann sich erheben aus seinem Grabe und kommen und mich töten —“

„— mich töten“, hauchte Erwine. Ihr graute unendlich. Dies Sterbegebäck, der Schein einer einzigen flackernden Kerze auf den entfehlten Zügen des Mannes, der ansah, als sei er schon dem Grabe entstiegen, und auf den blutbefleckten Linnen; tosender Sturm, welcher am Hause rüttelte und an die Fenster schlug; zuweilen ein fahler Blick, der sekundenlang geistesfische Helle auf die wüste Szene warf und zwischenbüch die grollende Stimme des Donners, Gottes Stimme, der ihren Schwur vernahm. „Ich werde kommen, im Leichenheud — kommen — aus meinem Grabe — Dich töten — Dich töt—“. Jählings fuhr er sich mit der freien Hand gegen die Brust, ein erneuter Blutstrom entquoll seinem Munde, gurgelnd rang er nach Atem, doch kam immer mehr Blut, bis er zurückfiel.

Erwine schrie auf. Niemand hörte sie. Alle waren mit Fackeln und Stangen am Strande, wo die Ausflügler eben, nach einem verzweifelten Kampf gegen die entfehlten Elemente, erschöpft ihrem Boot entstiegen. Sie wollte zur Klingel, doch eisern umklammerte sie Brno's Hand — sie suchte sich zu befreien — vergeblich. Da übermannte sie das Entsetzen, ohnmächtig glitt sie an der Seite des Bettes nieder. So fand man sie, ihre Hand noch umkrallt von der des Toten, aus der man sie gewaltsam lösen mußte.

Erwine von Jahrbad saß in der altgeliebten, nun freilich geschmackvoll renovirten und zierlich beschnittenen Laube in ihres Vaters Garten. Das gelbe Laub des Spätherbsttages fiel lautlos rings um sie nieder, die durch den hellblauen Himmel abwärtsgleitende Sonne warf spielende Pächter auf ihr fliederfarbened Gewand und ließ ihre Haare wie eitel Gold aufleuchten. Die Trauer war abgelegt, die Schreckensnacht vom Comersee lag mehr als ein Jahr hinter ihr und allmählich hatten sich die Schauer der Erinnerung in ihrer Seele, wenn auch nicht ganz verwischt, so doch zu leiserem Grauen abgedämpft, das durch ein Gefühl, das immer höher und höher in ihr anschwoh, von Tag zu Tag sieghafter übertönt wurde. Wie sie heute einsam da träumte war alles Andere versunken und nichts war mehr

in ihr, als das Verlangen nach Kurt, die bebende Angst, daß sie ihn für immer verloren haben könnte.

Als sie nach Bruno's Tode aus dem hitzigen Fieber, das ihrer Ohnmacht gefolgt war, erwachte, war dessen Leiche längst nach Rozenau überführt, Kurt in seine Garnison zurückgekehrt. Es verstand sich von selbst, daß sie das Trauerjahr mindestens auf einem ihrer Güter verbringen müsse, und daß dazu Rozenau aussersehen wurde, ergab sich hinwiederum aus seiner Angrenzung an ihres Vaters Besizung.

Sie hätte sich wohl auch in die Stille des Lebens auf ihrem Herrensitze gefunden, wäre ihr der Aufenthalt daselbst nicht durch eine Bestimmung in Bruno's Testament gründlich verleidet worden. Er hatte verfügt, daß seine sterblichen Ueberreste nicht in der Kapellengruft, wo seine Väter ruhten, beigesetzt werden sollten, sondern hätte einen Platz im Park zu seinem Grab bestimmt. So grüßte denn sein weißer Leichenstein zum Schloß herüber, stand Erwinen immerdar als warnende Mahnung vor Augen und ließ sie ihres unheilvollen Schwurs keine Stunde lang vergessen. Vor Allen, um diesem Anblick zu entfliehen, verbrachte sie den größten Theil ihrer Zeit fern von Rozenau auf ihres Vaters Hof, wo ihr nun Alle huldigten, wie es vordem nur die Gesindestube gethan. Denn Vater, Tante und Schwestern genossen ihres Reichthums fast mehr, als sie selbst und besonders Papa Hahn zeigte sich nicht eben blöde in seinen Ansprüchen an ihre Börse. Selbst das Voos der Mutter war nun ein freundschaftliches, doch blieb sie die Einzige, die Erwinen eine neue Ehe, ein volles Glück wünschte, die Anderen dachten an nichts weiter, als an die Vorteile, die ihnen aus deren erster Heirat erwachsen waren.

Was Kurt betrifft, so hatte er, kaum daß Erwine von ihrer schweren Krankheit genesen war, ihr Zawort wie ein Selbstverständliches gefordert, und das Abwarten des Trauerjahres nur als ein lästiges Zugeständnis an den Gebrauch hingestellt, — er konnte es gar nicht fassen, als sie seine Werbung mit einem „Nein“ beantwortete. Dann nahm er es aber hin als Aeußerung einer Fieberkranken — sie stand noch unter dem Eindruck des Geschehenen, sie maß sich vielleicht eine Schuld daran zu. Aber er wußte, seine Cousine war nicht sentimental,

auf die Dauer würde sie nicht widerstehen und sich in den Witwenschleier hüllen, wo des Lebens Fülle ihr winkte. Doch ihm unbegreiflicher Weise beantwortete sie auch seine wiederholten Werbungen mit „Nein“. Es durfte ja nicht sein, es konnte ja nie sein! Seine stets dringender werdende Frage jedoch „warum nicht?“ blieb ganz unbeantwortet. Ein Schander erfaßte sie, so oft sie es versuchte, ihr schreckliches Geheimnis zu enthüllen. Man hielt sie für frei, und sie war gefesselt — an einen Toten.

Nun aber schien Kurt des vergeblichen Drängens müde geworden, seit Wochen hatte er nichts mehr von sich hören lassen. Eine ungeheure Angst überkam Erwine, wenn er sie aufgegeben hätte! Im Innersten ihres Herzens hatte sie doch immer gehofft, daß er sie gegen ihren eigenen Willen besiegen würde, denn je mehr des Toten Andenken und alle seine Schrecken in ihrer Seele verblaßten, desto weiter schlug ihre nie versiegte Liebe zu ihrem Better die brennenden Augen auf.

Unzählige Male war sie im Laufe dieses Jahres daran gewesen, Kurt herbeizurufen. Wilder Troß gegen die Drohung des Toten hatte sich in ihr erhoben, ihr heißes Blut ihr zugerannt, dem Lebenden gehört das Leben, was da unten liegt, hat alles Recht verloren — Kurt in seiner überströmenden Jugend würde die Kraft haben, sie zu schützen vor allen Gespenstern der Vergangenheit — wenn sie nur endlich, endlich in seinen Armen läge. War ein Brief von ihm gekommen mit ernster stürmischer Werbung, mit drängenden Fragen, mit glühenden Beteuerungen, war sie klopfenden Herzens emporgesprungen, um ihm zuzurufen: „Ja, ja, komme!“ — Der fahle Schein von Bruno's Grabmal hatte genügt, um sie mutlos zurücksinken zu lassen, der Schrei eines Känzchens, das Stolpern über eine Schwelle.

Zimmer wieder hatte sich dieser Kampf in ihr erneut und der Tote hatte immer wieder den Sieg davongetragen über den Lebenden — jetzt aber war er am Unterliegen gegen die Beängstigung, sie könnte Kurt unwiderbringlich verloren haben. Mit geschlossenen Augen und sehnüchlich geöffneten Lippen erträumte sie den Augenblick, wo er auf ihren Ruf herbeigeilt sein würde.

So schien es nur eine Fortsetzung ihres

Traums, als sie sich plötzlich umschlungen fühlte und emporfahrend in Kurts glühende Augen sah. Er lag vor ihr auf den Knien. Widerstandslos glitt sie in seine Arme.

Als Kurts erklärte Braut verließ Erwine die Parbe und es war beschlossene Sache, daß sie tags darauf mit ihm nach Wien gehen sollte. Denn er hatte nur ganz kurzen Urlaub. Sein Regiment war in die Residenz versetzt. Auf dem Wege dorthin hatte er den Abstecher zu ihr gemacht, um noch einmal persönlich sein Glück zu versuchen. Hätte er dies schon vor dem gethan, so wäre es ihm wohl früher gelungen, ihren Widerstand zu besiegen, das bewies die Willenlosigkeit, mit der sie sofort wieder unter seinem Zauber stand. In richtiger Erkenntnis der Macht seiner Gegenwart über sie, wollte er sie nicht nenerdings sich selbst überlassen und schlug darum vor, sie möchte mit ihm gehen, um alle nötigen Vorkehrungen für ihren künftigen Haushalt zu treffen. Schwester Bertha könne ja der Schicklichkeit halber mitgenommen werden. Auch dazu sagte Erwine „ja“. Worein hätte sie im ersten Ansch dieses Wiedersehens nicht gewilligt? Kurt brachte sie heim und noch als sie die Treppe emporstieg, fühlte sie sich nur als seliges Weib, das dem Ziel seiner Wünsche endlich entgegen ging.

Als sie nun aber auf die Altane hinaustrat, um vielleicht noch einen Blick auf den davonkeilenden Geliebten zu erhaschen, fuhr sie schandernd zusammen, denn greifbar nahe stand im glühenden Mondenscheine das weiße Grabmal vor ihr und warf einen dunklen, scharf abgegrenzten Schatten auf den hellen Sand, so daß sich die Wappenzier der Jahrbach, die es bekrönte, deutlich abzeichnete: ein Helm, vor dem sich zwei Schwerter in geschlossener Faust kreuzten. Mit weit geöffneten Augen starrte sie einen Augenblick lang hinüber, dann floh sie in ihr Schlafgemach. In ihre Kissen vergraben wollte sie sich zwingen, ihre Gedanken dem Geliebten zuzuwenden — es war vergeblich! Stärker als ihr Wille erhob sich riesengroß die Erinnerung an den Toten, an Drohung und Schauer vor ihr und alle Schrecken jener Nacht rieselten wieder durch ihr Gebein. Von Anbeginn zog die Geschichte ihrer Heirat an ihr vorüber. Da tauchte auch die Gestalt der alten Kathi vor

ihr auf, deren schwarze Künste den Ausschlag zu ihrer Einwilligung gegeben hatten. Wie eine Erleuchtung kam es über sie, daß bei dieser vielleicht Hülfe und Erlösung sei. Zwar zweifelte sie keinen Augenblick daran, daß es den Toten gegeben sei zu erstehen und Rache zu üben — und damit teilte sie nur den in ihrer Umgebung allgemein verbreiteten Vampyrglauben, von dessen untrüglicher Wahrheit sie als Kind und Jungfrau der schauerlichen Beispiele mehrere gehört hatte — aber sie wußte auch, wie groß die Macht derer ist, die Kenntnis besitzen von den geheimen Kräften der Natur und darum erwachte in ihr die Hoffnung, das Wunderweib würde ihrem Glück die Verübung zu verschaffen vermögen, daß nichts Unirbisches es stören könne und es damit erst zu einem vollständigen machen.

So erlebte es das eben wach gewordene Dorf, daß das herrschaftlich Jahrbach'sche Gefährt noch fast vor Thau und Tage bei der alten Hebamme vorfuhr. Alle Köpfe fuhrn aus den Fenstern und bald stand eine gaffende Menge vor Kathi's Thür, an deren Schwelle ein betretter Lakai die Rückkehr seiner Herrin erwartete. Die Alte im Innern der Hütte war kaum minder erstaunt, als der Troß auf der Straße, die Schloßfrau bei sich eintreten zu sehen und rüttelte ihre ganze Verschlagenheit zusammen, da sie sich sagte, es müsse sich um Großes handeln, was die Baronin dazu bewog, sie aufzusuchen — auch für sie um Großes, machte sie's nach Wunsch, so war sicherlich ein gut Stück Geld herauszuschlagen. Als aber Erwine in zitternder Verlegenheit fragte, ob es wahr sei, daß Tote wiederkommen können — woran sie selbst, wie schon gesagt, übrigens nicht den mindesten Zweifel hegte — war es nicht schwer zu erraten, um welchen Toten es sich da einzig und allein handeln könne; auch die Wahrsagerin konnte nicht umhin, diese Frage energisch zu bejahen. Ob es kein Mittel gäbe, einen Verstorbenen in sein Grab zu bannen? Da war es heraus, da lag das Geschäft! Es gäbe schon solche, aber diese seien schwer und gefährlich anzuwenden, sie, Kathi, kenne sie wohl, aber — Eine schwere Summe Geldes glitt in ihre Hand und als Erwine eine Stunde später das Häuschen verließ, hatte die Alte geschworen, bis zur nächsten Neumondnacht —

zu einer anderen Zeit hatte der Zauber keine Wirkung — ihre Vorbereitungen getroffen zu haben, um in derselben Bruno für immer zum Stilleliegen zu zwingen. Auch hatte sie Erwine einen geweihten Palmzweig mitgegeben, den diese zu Häupten ihres Bettes befestigen sollte, und ihr eine Mauswurfsklaue um den Hals gehängt — das banne alle bösen Geister.

Wirklich befreiten Herzens warf Erwine sich Kurt, der kurz darauf im Schloß erschien, um den Hals und betrieb mit Hast die Vorbereitungen zur Reise; froh, Rozenau den Rücken kehren zu können und vor allem, gar nicht lüftern darnach, zur Zeit der Beschwörung von Brunos Manen in des Schlosses Umkreis zu sein.

(Schluß folgt.)



Ich weiß es.

Wenn das Herz in meinem Leibe endlich ist gebrochen,
Wenn der Prediger über meinem Staube ausgesprochen;

Viele werden ihre Blicke in die Grube senken,
Viele werden trauernd an das eigne Ende denken.

Andre werden einen Palmzweig in den Fingern halten,
Andre wohl in banger Andacht ihre Hände fallen.

Abseits aber, unterm Pöbel, wird ein Weib dann stehen;
Reglos, ist ihr Antlitz wie ein Marmorbild zu sehen.

Stumme Schmerzen werden ihre Seele tief umnachten,
Niemand wird das Weib erkennen, niemand ihrer achten.

Aber wenn mein Grab verlassen — bricht das Herz der Einen;
Gleich, im Sternenscheine wankt sie her, sich auszuweinen.

In der Früh' der Gärtner kommt die Blumen aufzubinden;
An der Stätte wird er eine tote Blume finden.

Emil Hügli.

„Einst . . .“

Einst sitzt du am Balkon zur Dämmerstunde,
Die Sterne leuchten, kühl die Lüfte weh'n,
Ein Rauschen hörst du durch die Stille geh'n,
Ein Schrei ertönt — du glaubst aus Geistermunde.

Einst, auf der Blume, die an jener Stelle,
Da ich zuerst dich sah, so hold erblüht,
Siehst einen Tropfen du, der leuchtend glüht,
Und steckst die Blume in das Haar, das helle.

Thau, glaubst du wohl, der Tropfen sei, der feuchte?
'S ist eine Thräne mir vom Aug' gedrungen;
Und jener Schrei, der geisterhaft dir däuhte

Er kommt von mir, der ich dann ausgerungen,
Deß' letzter Rauch, Geliebte, dich erreichte,
Deß' letzter Heufjer, Liebste, dir erklungen.

aus dem Italienischen des Lorenzo Stecchetti von Lotte Felheim.



Gustav Freytag.

II. (Schluß)

Aber auch an anderen Früchten, die der Literatur zu Gute kommen, war diese Thätigkeit sehr reich. Wir nennen vor Allem die köstliche: wäre nicht Freytag selbst ein Mann dieses Handwerks geworden, er hätte „Die Journalisten“ nicht geschrieben. Wir haben das Stück vorhin nur gestreift, auch jetzt sei nicht eingehend dabei verweilt, denn was ließe sich da zum Vobe sagen, was der Leser nicht ohnehin schon wüßte? . . . Es ist nicht bloß das populärste, sondern auch das beste deutsche Lustspiel dieses Jahrhunderts; es ist's, weil es unmitttelbarste Lebenswahrheit mit dichterischem Werte, drastischen Humor mit poetischer Feinheit, schlagenden Witz mit zarter Empfindung vereinigt . . . Viele dichterische Talente hat der Journalismus aufgerieben, oder doch ihrer besten Kraft beraubt: auf sein Soll kommt manches weniger gelungene oder nie vollendete Werk, an dem wir uns sonst hätten erfreuen dürfen, — aber daß wir dies Lustspiel auf sein Haben schreiben dürfen, ist immerhin ein Trost . . .

„Die Journalisten“ sind Freytag's letztes modernes Theaterstück. Sein Drama „Die Fabier“ (1859) ist ein Römerstück, matellos, glatt und kalt wie Marmor; mit Freytag's anderen dichterischen Werken verbindet es der Grundgedanke: der Kampf des Bürgertums gegen den Adel, im Uebrigen tritt es aus der Reihe derselben dadurch heraus, weil es das einzige ist, welches seinen Stoff nicht aus dem deutschen Leben holt. Es ist bezeichnend, daß dem Dichter die Anregung dazu nicht aus dem Eindruck einer Gestalt, nicht aus einer Empfindung oder Idee kam, sondern aus einer archaologischen Studie. Beim Lesen von Mommsen's „Römischer Geschichte“ reizte es ihn vornehmlich, „sich die Zustände solcher alten Clane deutlich zu machen, aus denen das römische Wesen zusammenwuchs. Dabei stieg das Bild eines römischen Verbandes auf, dessen Ueberlieferungen noch in die Urzeit reichen, und der mit seinen Ansprüchen im Kampf gegen die Bedürfnisse des neu gebildeten Staatswesens untergeht.“ Gewiß, das ist ein seltsamer Anstoß

zu einer dichterischen Schöpfung und die Sache bleibt gleich seltsam, wenn wir das zweite Motiv erfahren, das ihn zu dem Drama bewog: er wollte die Schauspieler dazu bringen, sich wieder mit tragischen Aufgaben zu beschäftigen. „Ich wollte diesmal gerade ein Stück schreiben, welches den Darstellern der Hauptrollen die schwersten Aufgaben stellte und das Höchste zumutete, und zwar in einer Versprache, welche so schmucklos sein sollte, daß sie ihnen den Mangel an eigenem Schaffen nicht deckte, sondern in jedem Augenblicke zwang, selbst zu erfinden, um die angedeuteten Wirkungen der Rolle herauszubringen.“ Endlich aber — dies das dritte Motiv — lag ihm auch am Herzen, „das Zusammenpiel der Hauptdarsteller und der Menge anders einzurichten, als seither Brauch war.“ Unter solchen Erwägungen entstand im Sommer 1858 zu Siebelen das Trauerspiel: „Die Fabier“. . . Ward je, fragen wir uns unwillkürlich, „in solcher Laun“ die tragische Muse gefreit?

Freytag mag diese Frage geahnt haben; so geistlich, wie sonst niemals, betont er bei diesem Werke seine innere Bewegung während der Arbeit. „Dem Verfasser wurde dabei der volle Genuß zu Teil, welcher mit dem Erfinden tragischer Momente verbunden ist. Es ist der höchste, den der Dichter erhalten kann, man meint während des begeistertsten Schaffens bei einzelnen Stellen zu empfinden, wie sich das eigene Haar auf dem Haupte sträubt. Dieser eigentümliche Genuß des Furchtbaren ist dem Dichter weit mehr und wohlthuernder, als dem Zuschauer beschieden.“ Gewiß, aber bei den Fabiern haben die Zuschauer doch sehr wenig davon empfunden. Der Grund dafür liegt darin, daß der Stoff, wie die Ausführung zu wenig an das Gemüth, zu viel an den Verstand appelliren, das rechte menschliche Interesse fehlt, wohl auch mit deßhalb, weil sich — Freytag hat dies hinterdrein selbst erkannt — „der Verfasser wie ein Historiker den ganzen Stamm der Fabier als den tragischen Helden des Stückes gedacht hatte“. Nur rührt nicht die „ganze Schwäche“ daher, wie er gemeint

hat. In Hauptmann's „Webern“ z. B. ist sogar eine Volksmasse der Held, und wie wirkt das Stück!

Das Nachdenken über die Technik seiner „Fabier“ führte ihn zu mehreren dramaturgischen Aufsätzen über die „Technik des Dramas“ überhaupt; 1863 erschienen sie als Buch; eine vielleicht einseitige, aber wenn man den formellen Standpunkt gelten läßt, meisterhafte Abhandlung. Uebrigens ist auch dieses Werk gewissermaßen eine Frucht der „Grenzboten“-Redaktion; Freytag hatte in seinem Blatte sein Drama „Graf Waldemar“ aktweise veröffentlicht, was natürlich für sämtliche Dichter Deutschlands, die ein unausgeführtes Stück im Kasten hatten, zum Signal wurde, ihm ihre Manuskripte zuzusenden, deren Vektüre er sich auch meistens mit Geduld unterzog. Der Wunsch, zu helfen und zu belehren — „unser Dichter kennen die Bühne nicht“, sagt er einmal glattweg — ließ ihn dieses Buch schreiben, welches sicherlich noch kein Dramatiker, kein Freund dramatischen Schaffens ganz ohne Nutzen gelesen hat. Den Nutzen freilich, den Freytag ersehnte, hat es nicht gebracht, und vollends die Entlastung seines eigenen Briefschreibens trat nicht ein. — Im Gegenteil, die Zusendungen wurden überreichlich. Meine jungen Genossen pflegten ihr Vertrauen seitdem fast regelmäßig durch die Versicherung zu begründen, daß sie die „Technik“ gründlich durchgenommen hätten, und daß alles, was ich gefordert, in ihrer Arbeit zu finden sei. Ich aber vermochte nur selten dieselbe Meinung zu gewinnen.“

Noch ungleich wertvoller ist jenes andere Buch, das sich aus einzelnen, für die „Grenzboten“ geschriebenen Essays zusammensetzt: die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit.“ Es hieß Wasser in's Meer tragen, wenn wir das Buch loben wollten. Wir begnügen uns, einige Sätze zu zitieren, die Freytag selbst darüber sagt. „Es war keine schwere und eine behagliche Arbeit, der ich mich unterzogen hatte, sie sollte auch für den Leser so leicht und anmutend werden, daß sie ein Hausbuch gebildeter Familien abgeben konnte. Doch leichtsinnig wurde sie nicht gemacht, es sind dafür zu anderem einige Tausend kleiner Flugschriften durchgesehen worden. Alle kulturgeschichtlichen Werke, welche die ungeheure Masse des Stoffes in systematischer Einteilung zu bewältigen versuchten, entgehen schwer dem Uebelstand, langweilig zu werden, und gleichen in ihrer Schilderung alter Sitten, Gebräuche, Lebensgewohnheiten zuweilen großen Trödelkäben mit alten Kleidern, zu dem die Menschen fehlen, die einst damit bekleidet waren. In den Bildern ist die entgegengesetzte Methode gewählt. Es sind, wo es immer möglich war, einzelne Menschen aus alter Zeit herauf geholt,

welche sich selbst dem Leser wert zu machen suchen, und der Verfasser beschränkt sich darauf, beiseiden von der Seite auf ihre Tracht, ihr Gebahren und Wesen hinzuweisen. Vielleicht lernt der Leser auf diesem Wege am meisten von dem Charakter der alten Zeit kennen.“ Wir dürfen das „vielleicht“ in ein „gewiß“ verwandeln; diese Bilder sind von einem Dichter geschrieben, der an gelehrtem Wissen und Gewissen keinem Forscher nachsteht, und darum haben sie ihren Zweck in so unvergleichlich hohem Maß erreicht.

Ehe wir uns dem Besten, was Freytag geschaffen, seinen Romanen, zuwenden, sei kurz sein ängeres Leben skizziert. Er lebte seit 1848 im Winter in Leipzig, im Sommer auf seinem Gute Ziebleben, im Winter Redakteur, im Sommer Dichter und Gelehrter. Es war ein thätiges, aber behagliches Leben, im Winter auch durch reiche Geselligkeit verschönt. Vor der Gefahr, von demselben Staate, für den er kämpfte, von Preußen, zum Märtyrer gemacht zu werden, bewahrte ihn das Wohlwollen des Herzog Ernst von Koburg-Gotha; als man von Berlin her in der Zeit der schlimmsten Reaktion die Auslieferung des liberalen Redakteurs verlangte, machte ihn der Herzog zu seinem Vorleser; das Hofamt gab ihm zugleich die Staatsbürgerchaft im Herzogtum. Erst von 1850 ab begann man in Berlin zu schämen, was Freytag für sein Vaterland gethan; auch in immer weitere Kreise des Volkes drang diese Erkenntnis, und als die Wahlen zum konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes ausgeschrieben wurden, wählten ihn die Erfurter dorthin. Natürlich schloß er sich der national-liberalen Partei an, der er auch bis an sein Lebendende angehört hat. Mit Unrecht ist aus einem Schreiben, das er 1858 an den Redakteur eines freiconservativen Wochenblattes richtete und in welchem er von „unserer Partei“ spricht, geschlossen worden, daß er allmählich weiter nach rechts gerathen; er hielt das Blatt ohne Zweifel für ein national-liberales. Zur Zeit, wo er als Abgeordneter in Berlin verweilte — er sprach nur einmal im Reichstage, und da ohne Erfolg, schon weil seine Stimme nicht ausreichte — erkrankte seine Gattin an einem Gemütsleiden; er ließ sie in seiner Villa in Wiesbaden verpflegen; dort ist sie auch gestorben. Von Freytag's zweiter Gattin wissen wir nur so viel, daß sie eine Gothaerin war und vorher als Dienerin in seinem Hause gelebt hatte. Nachdem sie ihm zwei Söhne — nur der jüngere, Gustav, blieb am Leben — geboren, verließ auch sie in eine ähnliche Gemütskrankheit, wie die erste Gattin, und starb kurz darauf. In dritter Ehe war Freytag bekanntlich mit der geschiedenen Gattin des bekannten

Rezitors Alexander Strakosky vermählt. Seit er Leipzig verlassen, war Wiesbaden seine Winterstation, dort ist er auch gestorben.

Die Werke, die wir bisher aufgezählt, wären genügend gewesen, Freitag zu einem unserer ersten Dichter zu machen, aber des Besten und künstlerisch Reifsten, was er uns geboten, ist noch nicht gedacht: seiner Romane. Dieses Mannes Kunst reifte langsam und nothwendig, wie eine Blüte zur Frucht reift; als er Alles besaß, was das moderne Epos in Prosa fordert: die sittliche Idee, die anziehende Fabel, die reiche Kenntnis von Welt und Menschen und die Anregung durch die Zeitereignisse schrieb er seinen ersten Roman: „Soll und Haben“, den besten, den wir von ihm und — sei hiermit wiederholt — den besten modernen Roman, den wir überhaupt besitzen. „Der Roman“, steht bekanntlich als Motto auf dem Titelblatt, „soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Lichtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit“ — und darunter steht der Name Julian Schmid's. Die Worte mögen von dem Freunde herrühren, der Gedanke ist Freitag's eigenes Eigentum; man darf ihn, wenn man statt „der Roman“ — „der Dichter“ setzt, als den Grundgedanken seines Lebens bezeichnen. Der Segen der ehrlichen Arbeit im Gegensatz zu dem bequemen, aber so häufig entnervenden Gut ererbten Besitzes einerseits, zu dem flucht hastigen, unredlichen Erwerbtes andererseits — dies Problem mußte einmal von diesem Dichter behandelt werden, und keine Zeit war dessen bedürftiger, als jene der ersten fünfziger Jahre, „die Zeit der Untlosigkeit und müden Abspannung der Nation“, wo es dem Dichter zur Pflicht wird, „dem Volke einen Spiegel seiner Lichtigkeit vorzuhalten zur Freude und Erhebung“. Und auch der Schauplatz, den sich Freitag wählte, war der glücklichste, weil er hier alle Gegensätze zwanglos in einem Rahmen vereinen konnte und weil er ihn auf's Genaueste kannte. Hier ist jeder Zug korrekt und nach der Wirklichkeit wiedergegeben: alle Pfafen des Handelsverkehrs, wie die äußere Scenerie. Unvergesslich wird dem Verfasser dieses Aufsatzes der Eindruck sein, den er vor nun 27 Jahren, unmittelbar nachdem er den Roman gelesen, empfing, als er in Breslau den Originalen dieses künstlerischen Abbildes nachsahste. Das Haus „I. D. Schröter“, aus dem schließlich ein doppelt segnetes Haus „I. D. Schröter & Co.“ wird, war das Haus Molinari auf der Albrechtstraße — und in jenem düsteren Winkelgäßchen an der Ohle hat sich Veitel Zwig's Geschick erfüllt. . . Aber hier ist Alles Leben und doch Kunst zugleich!

Sollen wir von dem Reiz der Fabel, der Anmut des Stils, der Meisterhaftigkeit der Komposition sprechen? . . . Auch wir sind keine blinden Bewunderer dieses Romanes; es läßt sich Einiges dagegen einwenden — gewiß! — aber man zeige uns einen besseren, man zeige uns einen, der gleich tüchtig, gesund und fesselnd, und dabei gleich geeignet ist, auf die breite Masse zu wirken! . . . Nicht das gleiche, aber hohes Lob verdient auch die „Verlorene Handschrift“, welche das Problem der gelehrten Arbeit behandelt, wie der erste Roman das der praktischen Arbeit. An Tiefe der Idee, an Originalität der Handlung und der Charakterisierung mag dieser Roman sogar den ersten übertreffen, an innerer Gesundheit und Geadlichkeit steht er hinter ihm zurück.

Ein näheres Eingehen auf beide Werke erübrigt sich durch die Beschränkung, die wir uns für diese Aufsätze auferlegt haben; ausführlich haben wir nur jene Momente in Freitag's Leben und Schaffen hervorheben wollen, die bisher unseres Erachtens nicht genügend oder nicht richtig erörtert worden sind. Den beiden Romanen ist längst und fast einstimmig jener Platz angewiesen, den sie verdienen und ebenso haben sich über Freitag's letztes Werk: „Die Ahnen“ die Meinungen allmählich geklärt. Wie viele Einwendungen auch gegen das Ganze mit Recht erhoben werden können, die Freude an einzelnen Stücken wird dadurch nicht beeinträchtigt. Wir aber wollen die Betrachtung dieses reichen Lebens mit den schönen schlichten Worten schließen, die er über sich selbst ausgesprochen:

„Zeit ist es mir vergönnt, auf ein langes Leben zurück zu blicken, in welchem auch ich reichlichen Anteil an allem Gut gewann, welches eine gnadenvolle Vorsehung den Deutschen in dem letzten Menschenalter zu teil werden ließ. Mein eigenes Dasein hat mich da, wo ich irrte und fehlte, und da, wo ich mich redlich bemühte, mit tiefer Ehrfurcht vor der hohen Gewalt erfüllt, welche unser Schicksal lenkt und mir für mein Thun in Strafe und Lohn die Vergeltung immer völlig und reichlich geordnet hat. Und demüthig verstehe ich, daß das zu dem besten Besitz meines Lebens zuerst gehört, was ich von meinen Vorfahren als Erbe übernahm: ein gesunder Leib, die Zucht des Hauses, der Heimatstaat; demnächst, was ich durch eigene ernsthafte Arbeit erworben habe: der freundliche Anteil und die Achtung meiner Zeitgenossen.“

Und der Anteil derer, die nach uns kommen werden — das ist das Einzige, was wir beifügen wollen . . .





Am ein Grab.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Der Russe reichte ihm das Schreiben hin und ging. Mit bangen Herzen erbrach Leib das Siegel und las. Er traute seinen Augen nicht, aber da stand es wirklich und wahrhaftig in den verschönertesten Zügen der hebräischen Schrift:

„Lieber Freund! Hoffentlich habt Ihr nicht ernst genommen, was ich Euch am Montag gesagt hab'! Ich war, wie Ihr wißt, schlechter Laune, aber etwas zu thun, was einem alten Fremd unangenehm wäre, fällt mir natürlich nicht ein. Ich bitte, verzeihet mir den Ärger, den ich Euch vielleicht dadurch bereitet habe. Es soll mir ein Vergnügen sein, Euch den Wechsel für so lange zu prolongieren, als Ihr nur irgend wollt. Euer Mosche Erdkugel.“

Leib starrte fassungslos vor freudigem Staunen auf das Blatt. Dann eilte er in die Küche. „Lies!“ rief er und reichte den Brief seinem Weibe hin.

Auch über ihr vergrämtes Antlitz flog ein Schimmer der Freude. Dann aber fragte auch sie:

„Was geht da vor?! Mosche ist plötzlich Dein Freund und hat's Montag nicht ernst gemeint?“

„Es steht ja da,“ sagte er fröhlich, „also muß es wahr sein.“

Sie schüttelte den Kopf. „Er wird von der Sach' mit Reb David gehört haben,“ erwiderte sie besorgt. „Und das ist nicht gut! Reb David mücht' ja, daß es noch ein Geheimnis bleibt, will am Ende gar nichts mehr davon wissen. . . Aber wer kann's unter die Lent' gebracht haben?!“

Der Kleine wurde bleich; ein Zittern überlief ihn. Sie sah ihn befremdet an. „Durch

wen hast Du gestern den Brief an Mendele geschickt?!“ brach sie gellend los.

Die Reue und die Furcht überwältigten ihn so, daß er sich an die Wand lehnen mußte und unwillkürlich die Augen schloß. Mit bleichen Lippen gestand er: „Durch. . . durch Hirschel!“

„Schlemihl!“ brach sie gellend los; so heißt im Jargon ein Mensch, der durch sein Ungeschick in's Unglück gerät. „Du hast uns alle zu Grunde gerichtet!“ Und ein Hagel von Vorwürfen sauste auf ihn nieder.

Gesentken Hauptes ließ er ihn über sich ergehen, ohne ein Wort der Verteidigung zu wagen. Und es fiel ihm auch keines bei. Sie hatte recht, er war ein „Schlemihl“. Stumm schlich er, nachdem sie sich müde geschrien, hinaus und sank auf das Bänkchen vor dem Hause. Einen Trost fand er auch nun nicht; in dieser Not versagte sogar der Gedanke an ihn. Hatte Er ihm befohlen, gerade Hirschel Krakauer zum Boten zu wählen?!

So sah er noch und starrte betrübt vor sich hin, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte. Vor ihm stand ein seltsames Männchen in zerstücktem Koftan; an Wuchs und Zartheit der Glieder ein Knabe, aber das häßliche Gesichtchen wies tausend Furchen und in das Furchsrot des Bartes mischten sich weiße Fäden. Das war Meyerl Spazierstock, der Gehülfe und Botenkäufer Mendele's, zugleich sein Auspärer, der unablässig unterwegs war, um Namen und Verhältnisse der Heiratsbedürftigen auf zwanzig Meilen im Umkreis zu erkunden.

Leib sah das grinsende Gesicht des Männchens nur wie durch einen Nebel, so sehr flimmerte es ihm vor dem Blick. „Nun läßt

uns Mendele die Sach' auffagen," dachte er schaudernd.

Aber Meyerl bemühte sich im Gegentheil, eine möglichst freundliche Miene zu ziehen. „Gottswillkomm!" rief er. „Sag't Zhr's nicht mir, so sag' ich's Euch! . . . Wie geht's? Was macht unsere schöne dicke Braut?"

„Danke!" stammelte Leib. „Was . . . was bringt Zhr'?"

„Gutes natürlich!" Das Männchen warf sich in die Brust. „Wenn wir was in die Hand nehmen, so geht's glatt! Leicht hab't Zhr's uns wahrhaftig nicht gemacht! Was reitet Euch der Teufel, es unter die Pent' zu bringen? Reb David war auch sehr zornig d'rüber. Aber wir haben ihm gesagt: „Wer kümmerst sich um Geschwäg?! Fragt man Euch, so könnt Zhr antworten, Zhr wißt von nichts! Und das Gleiche werden Reb Leib und sein Weib antworten. Dafür sorgen wir." Da hat er sich wieder beruhigt. Also das läßt Euch Mendele sagen!"

Leib athmete tief auf. „Darum seid Zhr gekommen?" fragte er erleichtert. Aber so weltfremd, um dies zu glauben, war selbst er nicht. „Nur darum?"

„Natürlich," erwiderte Meyerl. „Und dann — natürlich! — wegen der Bedingungen. Also — aber da muß wohl auch Euer Weib dabei sein?!"

Frendesfröhlich holte Leib sie ans der Küche herbei. Sie aber, so sehr sie innerlich jubelte, konnte sich doch nicht enthalten, ihm zuzulüftern: „Ein Schlemiel bleibst Du deshalb doch! Und die Bedingungen mach' ich aus!"

Er widersprach nicht und hörte still zu, während Chane die tausend Gulden Witwengeld für Miriam, ferner statt der dreißig nun fünfzig Gulden Anstener erkämpfte, weil sie Meyerl's Erscheinen mit Recht als Beweis dafür deutete, wie sehr es dem greisen Bräutigam um eine rasche Ordnung der Angelegenheit zu thun sei. Aber unnüßig wurde der Kleine, als nun Meyerl sagte: „Was aber verlangt Zhr für Euch? Zhr sagt, Zhr woll't erst Sonntag darüber reden. Warum erst da? Ist das gar so angenehm für Reb David und Euch? Ich mach' Euch einen Vorschlag: Zhr bekommt vierhundert Gulden und gebt davon fünfzig für Mendele und zehn für mich.

Aber nun sag't auch gleich: „Ja!" und bedankt Euch schön!"

Das aber thaten sie beide nicht. Mit dunkelgerötetem Gesicht schielte Leib nach seinem Weibe hin und auch sie schwieg, weil sie sich erst die Sache zurechtlegen mußte. Darum also war Meyerl gekommen, — die vierhundert Gulden waren offenbar schon dem Alten abgerungen. „Vierhundert!" begann sie dann, „aber davon nur vierzig für Euch beide —"

„Nein!" rief Meyerl. „Lieber mag nichts aus der Sach' werden! Wer armen Menschen den ehrlichen Lohn nicht gönnt —"

„Still!" unterbrach ihn Leib, „ob wir was fordern, sagen wir Sonntag Reb David selbst!" Und als Chane losbrechen wollte, wiederholte er fast gebieterisch: „Still!"

Diesmal ließ sie sich nicht einschüchtern. „Wir gehen vorher zum Rabbi und lassen ihn entscheiden!" rief sie. „Wißt Zhr, was er will?!" wandte sie sich an Meyerl, als wollte sie ihn zu Hülfe rufen.

Aber Leib hatte auch davor kein Bangen; in dieser Frage gehorchte er ja „Seiner" Stimme. „Nichts will ich", sagte er. „Zhr könnt es Jedem sagen!" Und er schritt aus der Stube.

Starr vor Stannen blickte ihm Meyerl nach. „Ist er verrückt?" fragte er dann. Sie zuckte die Achseln. „Das findet sich noch!" sagte sie, aber es klang etwas unsicher. Dann verabredeten sie, daß die Verlobungs-Akte schon am Vormittag des Sonntag bei Mendele unterschrieben werden sollten. Denn am Nachmittag mußten sie ja der vielen Gäste wegen wieder daheim sein.

Als Meyerl gegangen war, und Leib wieder in die Stube kam, begann sie ihn abermals zu bestärken. Ob er denn gar so viel auf Mojshe's Großmuth baue?

„Nein", erwiderte er, „aber auf Zhn! Und da wird Dir auch der Rabbi nichts nützen! Was Er will, weiß ich selbst so gut, daß es mir nicht zehn Rabbiner besser ausdeuten können. Auch meine Seele ist vor dem Sinai gestanden und hat Seine Stimm' gehört!"

Sie schwieg. Mit Gründen des Glandens ließ sich ja dagegen nicht ankämpfen. Die Macht des Rabbi ist unendlich groß, wenn es sich um die Einhaltung der tausende und aber tausende von Geboten und Verboten des Cere-

monials handelt; in Gewissensfragen läßt er geringere Macht, als irgend ein anderer Priester. Denn alle jüdischen Seelen sind „vor dem Sinai gestanden;“ jeder Einzelne in dieser Volke fühlt sich seinem Gott nah und bedarf keines Mittlers zwischen sich und seinem Herrn.

Um die Mittagsstunde fand sich der vierte Besuch ein, dieser freilich nicht unerwartet. Seit das Ehepaar in der Schänke von Winkowze hauste, kam auch die lange Kasja Freitag Mittag aus Halicz herüber und blieb bis Sonntag Morgen bei ihnen. Denn sie war ihre „Schabbesgoje“, das heißt: die christliche Dienerin, die alle Verrichtungen im Hause besorgte, die ihnen ihr Glaube an Festtag verbot, namentlich die Pächter zu löschen, die Gäste zu bedienen, Geld zu empfangen oder auszugeben. Für manches arme Christenweib im Osten bedeutet ein solcher armseliger Posten den einzigen Lichtpunkt in einem Leben voll unsäglichen Elends; ob sie die Woche über noch so viel hungern und frieren mag, am Sabbath wird sie satt und hat's behaglich warm, denn da ist jede Zudenstube geheizt und der Tisch darin gedeckt, und wenn sich's die Leute die Woche über vom Munde abdarben oder am Freitag pfennigweise zusammenbetteln müßten. Darum sind alle Versuche einzelner Priester und Beamten, dem Juden die „Goje“ zu verbieten, fruchtlos geblieben; er braucht sie und sie braucht ihn; um jede solche Stelle, und sei's selbst bei dem Ärmsten, ist ein eifriger Wettbewerb, zudem ja auch der Dienst leicht und die Behandlung gut ist. Streitigkeiten sind äusserst selten, das Verhältnis zwischen Herrin und Dienerin oft genug ein menschlich schönes, trotz des ungeheuren Gegensatzes aller Anschauungen, trotz der Uebergangung Beider, daß die Andere eigentlich der geringere Mensch sei, schon weil sie keinen richtigen Glauben habe. Die „Goje“ gehört trotzdem zur Familie und fühlt sich so, lernt auch allmählig die Gebräuche, sogar die Sprache ihrer Herrschaft. Manche dieser polnischen und ruthenischen Mägde wissen mehr von jüdischer Sitte und Sägung, als viele Juden in Deutschland oder Frankreich.

Auch die lange Kasja nahm es, was Treue und — Verjündung betraf, mit jeder Standesgenossin in Podolien auf. Eine schier unabsehbare Reihe von Freitagen war seit jenem

ersten vergangen, wo einst die noch blühende Chane aus einer ganzen Schar von Bewerberinnen gerade die junge Wäscherin zum Dienste im Hause Weihnachtstuden erkoren. Es war geschehen, weil ihr das hagere, überlange Geschöpf mit dem häßlichen, eckigen Gesicht gar so leid that; alle hatten's nötig, aber die am meisten. Eine Wäscherin, — das ist ja ein Geschäft, dessen Gedeihen überall auch von den landesüblichen Reinlichkeitsbegriffen abhängt und darum ist es in Podolien die sichere Anwartschaft auf viel Muße und noch mehr Hunger; noch schlimmer erginge es dort höchstens einem, der sich vom Handel mit Seife ernähren wollte. Nun, so verrückt ist Niemand, aber als Wäscherin versucht sich manche durchzubringen, im Vertrauen auf die Prinzipientreue und den Idealismus ihrer Mitmenschen. Denn im Prinzip wechseln die jüdischen und christlichen Bürger alle vierzehn Tage das Hemde und es fehlt auch dort an Idealisten nicht, die meinen, daß man es mindestens im Sommer allwöchentlich thun sollte. Aber wo bleiben im Drange des Lebens Grundsätze und Ideale! . . . Kurz, Chane wußte, was sie that, daß sie gerade die Wäscherin von Halicz erwählte und hatte dies auch nie zu bereuen. Die Kasja erwies sich als tren und anstellig und wußte sogar an dem Tage, wo sie allein in der Schänkstube waltete, Gäste anzulocken, die sich sonst nicht eingefunden hätten. Das aber geschah wahrlich nicht durch den Zauber ihrer älteren Erscheinung, sondern den ihres Geistes; die Klatschmäuler von Winkowze frenten sich, von ihr zu erfahren, was die Woche über in Halicz geschehen, und dies um so mehr, als sie in dieser Thätigkeit während des Sabbats den entgegengesetzten Effekt von dem verfolgte, dem ihre Arbeit während der Woche gewidmet war; die Ereignisse von Halicz wurden unter ihren Händen nicht reinlicher und nahmen sozusagen Farbe an . . .

Wenn sich am Freitag der Schatten der Sonnenuhr an der Kirche von Winkowze der Ziffer XII nahte, bedurften die Banern dieses Zeichens nicht, um zu wissen, daß es auf Mittag gehe; womöglich noch sicherer nahte die Kasja in hastigem Stolperschritt, den Oberkörper vorgebeugt und die langen Arme schlängelnd, dem Wirtshause. Diesmal ging sie noch eiliger, ja sie lief förmlich, so daß das

zerzrissene gelbe Umhängetuch wie eine Fahne um die spitzen Schultern wehte. „Welches Glück!“ murmelte sie immer wieder. „Kein Raden, im Gegenteil, sie bekommen noch was bezahlt! O, wenn ich sie nur schon unter der Schuppe“ sähe! Und dann ziehen sie nach Galicz und ich kann täglich kommen und für jeden Schabbes richten wir einen ‚Scholent‘, so fett, daß ganz Galicz vor Neid bersten soll!“ — „Raden“ heißt „Witzgift“, „Schuppe“, der Tranhimmel, die durch vier Stangen getragene Decke, unter der die Trauungen im Ghetto vollzogen werden, und „Scholent“ das Sabbatgericht; alle drei sind hebräische Worte, aber dieser richtigen „Schabbesgoje“ waren sie natürlich ebenso geläufig, wie nutzähliche andere, so daß ihr Aukbeniß allwählig ihrem Stittel glich; auf der blauen Leinwand saßen unzählige fremde Flicken.

Endlich war das Hans erreicht; sie riß die Thüre zur Küche auf. „Raseltow!“ („Gutes Glück!“, der süßliche Glückwunsch bei Verlobungen), stammelte sie atemlos. „Welches Glück! Und wenn Gott will, so kann sie ja schon in drei Monaten wieder Witwe sein!“

Chane erschraf tödlich und blinzelte dann angstvoll in den Hof, wo das Mädchen eben das Geschirr für den Sabbat wusch; gottlob, es hatte nichts gehört. „Schweig!“ sagte sie dann halblaut und trat auf Kasja zu. „Keine Silbe mehr — verstehst Du?“

Die Kasja blickte die Herrin verblüfft an und nach dem Hofe hin. Dann aber glomm es in den stumpfen Zügen auf. „Sie weiß noch nichts?“ fragte sie flüsternd. „Aber warum nicht?“

„Weil wir selbst nichts wissen“, erwiderte Chane barsch. „Weil die Leut‘ in Galicz Unfuss reden!“

Die Wäscherin sank ganz vernichtet auf den nächsten Stuhl. „Und ich hab‘ mich schon so gefreut!“ jamuerte sie. Es war also nichts mit dem besseren Leben, und der Scholent blieb mager wie bisher und mußte in Winkforze gegessen werden, und sogar mit der schönen Neugkeit, die sich so jästig bereben ließ, war es nichts. Und das war eigentlich das fürchterlichste, wenigstens für diesen Augenblick. Aber warum sollte es auch damit nichts sein? . . . „Dann sollte man ihr doch wenigstens sagen,

was die Lente schwagen,“ sagte sie und schnellte wieder auf.

„Keine Silbe!“ rief Chane angstvoll und drückte sie auf den Stuhl nieder.

„Aber warum denn nicht?!“ jamuerte die Kasja. „Die Leute sagen: Der Alte ist ganz toll nach ihr und läßt darum den Sohn gleich heiraten und in vierzehn Tagen ist die Hochzeit! Das muß sie ja freuen, auch wenn‘ s nicht wahr ist! Jedes Mädchen . . . Aber ist‘ s denn nicht wahr?!“ unterbrach sie sich plötzlich. „Wieviel ein Mensch lügen kann, weiß ich ja“, fuhr sie selbstbewußt fort, und in der That, das wußte die Kasja ganz genau, „aber so Alles erfinden! . . . Und wozu war denn der rote Meyerl eben hier?! Ich bin ihm ja begegnet!“

Chane dachte nach. Dieser Klatschbabe die Wahrheit zu sagen, war unmöglich; sie mußte glauben, daß das Gerücht gelogen. Aber wie verhindern, daß sie überhaupt davon sprach?!

Endlich glaubte sie das rechte Mittel gefunden zu haben.

„Höre Kasja,“ sagte sie eindringlich, „es ist wirklich nichts daran wahr und Meyerl war nicht bei uns. Das Gerücht hat ein Schänkewirt ausgesprengt, der die Pacht hier haben möchte. Du weißt, Paterksi will uns kündigen, aber wir verhaubeln mit ihm; der Mensch verbreitet die Pöge, damit auch Paterksi von dem reichen Eidam hört und uns Bedingungen macht, die wir nicht eingehen können. Und Miriam darf es auch nicht wissen, denn sie ist noch ein Kind und soll an solche Dinge gar nicht denken . . . Redest Du also darüber, so bringst Du Dich und uns um‘ s Brod!“

„Au Himmelswillen!“ rief die Kasja und bekrenzte sich. „Ich will schweigen, wie das Grab eines neugeborenen Kindes!“

Und sie wollte es auch halten, wenn nur das Schweigen, ach! nicht so schwer gewesen wäre! Oder wenn sie noch eine andere große schöne Neugkeit mitgebracht hätte. Aber gerade diese Woche hatte sich in Galicz nichts zugetragen, als daß der blödsinnige Sohn von Reb Strulze Dubs wieder einmal einen Mädchen nachgestellt und fürchtbare Prügel dafür bekommen — und das kam oft vor, und daß der Schneider Boguslawski sich in der Trunkenheit den Fuß verstaucht hatte, und

das war auch nicht aufregend. Ferner kam am Dienstag die Commission nach Winkowze, um den Weg für das „eiserne Pferd“ abzustrecken, aber das interessirte die Miriam nicht, und neben der arbeitete sie ja nun in der Küche und wenn man neben Jemand arbeitet, so muß man doch mit ihm reden können! Und so erfuhr denn Miriam zwei Stunden später, daß die Leute in Galicz etwas über sie redeten. „Ueber mich?“ fragte sie neugierig. „Was denn?“

„Kann ich Dir nicht sagen. Ich hab's Deiner Mutter geschworen!“

„Meiner Mutter?! . . . Sie weiß es also? Aber was kann es nur sein?“

„Nun, was werden die Leute über ein junges Mädchen schwätzen! . . .“

Die Miriam blickte sie erstaunt an, dann wurde sie dunkelrot, und — lachte so laut und schmetternd d'rauf los, daß die Kasia zusammenfuhr und schuldbeuugt nach der Kammer blickte, wo Chane eben die Kerzen in die Sabbatleuchte steckte.

„Eine Diebstahlschuld?“ rief sie, als sie endlich reden konnte. „Aber ich bin ja eine Jüdin! . . . Oder daß ich heiraten soll? Aber dazu bin ich ja noch zu jung . . . Hahaha!“

Diesmal ließ Chane ihre Arbeit und kam in die Küche. „Vorüber lachst Du so?“ fragte sie argwöhnisch.

„Nichts“, erwiderte die Kasia ängstlich und streckte abwehrend die langen Arme vor. „So ein dummes Ding!“ Aber das Mädchen berichtete es.

„Das hab' ich nicht gesagt . . .“, stammelte die Magd. „Miriam, bleib' bei der Wahrheit! . . . Ich habe nur gesagt, die Leute schwätzen . . . Frau, es ist nicht meine Schuld, daß sie es erraten hat . . . Und was schadet's auch, wenn sie es weiß? Sie schadet Euch beim Paterški nicht! . . . Und es ist ja alles Lüge, sagt Ihr . . .“

In Chane kochte der Zorn, aber sie bezwang sich; die Klugheit gebot, die Sache so leicht als möglich zu nehmen.

„Schwägerin“, sagte sie leichtthin. „Die Leute reden nämlich, Du hast einen reichen Freier!“

„Ich?!“ lachte Miriam. „Und nun gar einen reichen?!“ Und sie lachte, lachte, daß sich die rotgoldenen Zöpfe zu lösen drohten.

„Nun ja, Unsinn!“ sagte die Mutter. „Aber da zeigt sich wieder die Bosheit der Menschen.“ Und sie suchte auch ihr Weis zu machen, wer die Lüge unter die Leute gebracht und zu welchem Zweck.

Dann aber wandte sie sich an die Dienerin. „Und nun wirst du es den Bauern sagen?“ fragte sie verächtlich. „Damit es Paterški gewiß bald erfährt?“

Die Kasia schluckte. „Ich werde schweigen“, betheuerte sie. „Schweigen, wie das Grab eines —“

Sie stockte; es fiel ihr nichts Rechtes bei, nachdem sich sogar das neugeborene Kind als schwachhaft erwiesen hatte.

„Schweigen, wie ein Friedhof!“ schloß sie endlich unter strömenden Thränen.

Die Miriam aber war während des Gesprächs sehr ernst geworden und blickte nun in so tiefem Sinnen vor sich nieder, daß sie die Arbeit ruhen ließ. . .

„Was hast Du?“ fragte Chane scharf.

Sie fuhr zusammen. „Es ist nur . . . ich meine . . . aber es ist gewiß nicht so . . . nämlich, glaubst Du, daß der Zank . . . auch davon gehört hat . . . und deshalb nicht kommt?“

Chane wurde verlegen, dann aber, als sie der Tochter in's Antlitz blickte und darauf einen Zug seltsamer Befangenheit, ja Bewegung wahrte, erschrak sie heftig. Ein fürchtbarer Gedanke, der ihr nie vorher gekommen, stieg in ihr auf und ließ ihr Herz stille stehen. Sie mußte alle Kraft zusammen nehmen, ehe sie fragen konnte:

„Wie kommst Du daran?“

Das Mädchen erröthete unter ihrem prüfenden Blick, daß die Blut auch Stirn und Nacken überzog.

„Ich weiß nicht . . .“, murmelte sie. „Es ist ja auch Unsinn“, fuhr sie mit festerer Stimme fort, „warum sollte er deshalb . . . 's ist nur“, schloß sie, „weil ich gar nicht weiß, warum er plötzlich ausbleibt.“

Chane hatte sich gefaßt.

(Fortsetzung folgt.)





Aus der Steppe.

Eine Dichtung von Tabitha Haule.

(Schluß.)

XLIII.

Und als ich ein klein Kindlein war
Mit sinkem Fuß und krausem Haar,
Da sprang ich lustig um die Wette
Mit Wiesel und Wind! Teht lieg ich zu Bette
Und sehe nichts von Wald und Feld,
Verfunken ist für mich die Welt!
Zwar fällt es der Sonne manchmal ein,
Kommt schnell durch's Fenster zu mir herein
Und tanzt mit was vor auf der weißen Decke,
Darunter ich krank und fiebernd stecke.
Wohl küßt sie mich schmeichelnd auf Augen und Mund,
Was hilft es! sie küßt mich doch nimmer gesund:
Die Schwestern sagen, ich müsse sterben,
Ich ginge nun bald den Himmel zu erben —
Der Himmel ist weit — und ach, so schön
Ist die blühende Welt, so wunderschön!
Ich sehe die Wiesen wieder prangen,
Den Wald, in dem ich als Kind mich ergangen,
Den Falter zu jagen, den leichten, bunten,
Sterblumen mir pflückte! Die frühlichen Stunden
Zerzäumen so schnell, ich weiß nicht wie!
Und die schäumenden, weißen Wellen, sie
Bewegten sich plätschernd von Stein zu Stein,
Und ich lief mitten in sie hinein.
War das ein Glück — ohne Strumpf und Schuh,
Mit nassen Kock, und die jauchzende Ruh
In der hindlichen Brust! Ist alles dahin,
Ist alles anders; ich selber bin
Zu Tode krank, die Glieder beben, —
O du sinkende Sonne, mein junges Leben!

XLIV.

Muhme, schilt nicht, die Tasse zerbrach,
Sie blieb mir in Händen,
Und ob ich sie drehte und drehte, ach
Ich konnt' es nicht wenden.

Die schöne Tasse, zierlich und fein,
Liegt in Scherben;
Die Scherben glühern im Sonnenschein,
Ich kann nicht sterben.

Ich weiß nicht wie viel Jahre lang
Dazwischen liegen —
Muhme, schilt nicht, mir war so bang,
Drum hab' ich geschwiegen

XLV.

Es summt mir im Ohre,
Ich werd' es nicht los,
Ein alles Liedchen,
Ein Liedchen bloß:

Wachsender Liebe
Wachsendem Reis,
Leicht wird den beiden
Die Sonne zu heiß.

Leicht droht den beiden
Krost über Nacht —
Wachsende Liebe,
Nimm sie in acht!

XLVI.

Ich höre die Thüre,
Ich höre sie gehn —
Kommst du, Geliebter,
Nach mir zu sehn?

Hal dich mein Sehnen
Leise berührt,
Sehnendes Denken
Zu mir geführt?

Laß mich die Aeme
Schlingen um dich,
Daß ich erwarme,
Sette du mich!

Todeschauer
Schütteln den Leib.
Siehst du dort drüben
Das fremde Weib?

Siehst du das schimmernde
Gelbe Haar,
Scheinen die Augen
Nicht hell und klar?

Sie hat dich verlassen,
Brach dir die Treu,
Versüßst du dem Zauber
Wieder aufs neu?

Was red' ich von Zauber,
Geschehn ist geschahn!
Und zu den Tolen
Muß ich nun gehn.

Beliebter, wo bist du?
Gieb mir die Hand,
Siehst du sie wachsen
Die Felsenwand?

Zwischen uns beiden
Steinern und groß —
Halte mich, Liebster,
Laß mich nicht los!

Mein Leben war Sehnen,
Mein Sehnen ein Wahn,
Ein Atmen und Alettern
Berge hinan.

Den Gipfel darfst' ich
Von fern erblicken,
Die Liebe zu dir
Muß' ich ersticken.

Ich wollt' es, doch gieng ich
Darau zu Grunde —
Wie sie mich brante,
Die heimliche Wunde!

Mütterchen, hast du
Für mich keinen Trank?
Mein Leib und Seele
Sind beide krank.

Ein Weilchen, ein Weilchen
Noch zu leben,
Hast du denn heute
Nichts mir zu geben?

Die Kräuter duften,
Das Wasser braunt;
Doch laut und lauter
Der Sturmwind saust.

XLVII.

Welch Wogen und Kaufschon
Um mich her!
Ich mag nicht lauschen,
Mein Kopf ist schwer.
Das Fieber zehrt
So wild und stark
An meines Lebens
Bestem Mark.
Es löscht den Durst
Keine Wasserflut,

Mein Kopf ist schwer,
Mein Leib wie Blut;
Und meine Gedanken,
Wie schwache Ranken,
Wirr und los,
Schweifen jückernd
Ins Grenzlose,
Hasten und bangen
In der Nacht, der langen.

XLVIII.

Mutter Hanke, die Nacht ist lang,
Die Ampel schimmert trübe,
Öffne das Fenster, mir wird so bang,
Was sagtest du von Liebe?
— Schlaf, Kindchen, nur, es hat nicht Not,
In Liebe härker nicht als Tod! —

Mütterchen, ich muß nun fort
In der Nacht auf die weite Reise.
Ward dir nicht Kunde von jenem Ort,
Wo die Tolen sind? Sprich leise —
— Die Tolen haben nicht Kummer und Not,
In Liebe härker nicht als Tod! —

Mütterchen, ich bitte, sag,
Wird Liebe mich umschweben,
Ewig, wie der Seel'gen Tag,
Kuch drüben mit mir leben?
— Schlaf, Kindchen, nur, es hat nicht Not,
In Liebe härker nicht als Tod! —

XLIX.

Turmhoch heben sich die Wolken,
Wandeln unter deinen Lühen
Sich zum Teppich. Mild und freundlich
In dein Antlitz; nicht dein Auge,
Wie des Morgens erstes Glühen,
Das den Wanderer härkt und tröstet.
Allen Schmerzen längst enthoben,
Weißt du doch des Hergens Wunde,
Kannst sie heilen, und ich stehe:
Helle du die meine, breite
Ueber mich die starken Hände,
Mach ein Ende, mein Erlöser!

Was ich hoffte, was ich wollte —
Eitter, schlimmer Wahn war alles,
Fiel zusammen — und mein Eigen
Blieben nur des Denkens Qualen.
Liebe ward mir zum Verhängnis, —
Nimm die Last von meiner Seele,
Dah sie nichts am Flug mehr hindere.
Laß das Irdische nun weichen,
Aläre du den Blick und richte
All mein Denken auf zur Höhe,
Breite deine starken Hände,
Mach ein Ende mein Erlöser!

Weißt du der hellen Sonne
Nicht den Weg, und lehrtst die Nacht auch
Sanft die Sittige zu legen
Ueber schlummerndes Gefilde?
Alles ruht in deinem Schoße,
Nacht wird Tag und wandelt wieder

Sieh zur Nacht! du weißt die Dauer —
Schaffst aus Jahren Ewigkeiten.
Wende dich zu mir und süße
Meinen Fuß im dunklen Thale,
Breite deine starken Hände,
Mach ein Ende, mein Erlöser!

Abend.

Ein Tag des Heimwehs und der Lieder;
Doch hast du's weiter nicht gebracht —
Auf irrem Weg durch Kraut und Rieder
Umshallet wieder dich die Nacht.

Nun schreitet vom umbrochnen Felde
Der Pflüger seinem Heerde zu;
Du, waches Herz, gieb an und melde:
Von welchem Werke rastest du?

Nach Ganzen rang ich, floh das Halbe,
Mir ward zum Dank ein Nichts bescheert,
Ich neide das Geschick der Schwalbe,
Die deuteftall zum Siebel kehrt.

Sieh, um der Welt gesunde Glieder
In dunkeln Locken strömt die Nacht —
Ein Tag des Heimwehs und der Lieder;
Doch hab' ichs weiter nicht gebracht.

Curt Haker.

Freund Tannenwald.

„Tannenwald, nun bin ich da!
Kam wieder heim vom Wandern! —
— Was siehst du mich so seltsam an.
Als sähest du einen Andern?“

Was starren deine Stämme so
Bestendel mir entgegen?
Hast du kein Kauschen mehr für mich
Und keinen kühlen Regen?

Ich hatte dich so lieb, so lieb!
Da mußten wir uns trennen,
Nun, da ich wieder heimgekehrt,
Willst du mich nicht erkennen?“ —

Der Tannenwald bleibt starr und stumm,
Er kann sich nicht erinnern.
Doch eine Stimme hörte ich,
Die sprach in meinem Innern:

Was suchst du hier noch, armer Thor?
Der Wald kann dich nicht brauchen.
Kehr' nur getroßt ins Thal zurück,
Dort, wo die Schöte rauchen!

Du hast dem Glücke nachgejagt,
Hast Geld und Gut erworben.
Dein Freund, der alte Tannenwald
Ist unterdes gestorben.

Heinrich Hege.

Im Abendrot.

Hellflammand Abendrot
Dir um die Locken loht,
Um das Gesicht —:
Siehst einer Göttin gleich,
Hände zum Spenden reich,
Schließe sie nicht! . . .

Hellflammand Abendrot
Ist meiner Liebe Tod —:
Kalt sprichst du's aus,
Daß sich gewandt Dein Sinn,
Und du gehst ruhig hin,
Stolz nach dem Haus . . .

Nimmer ich's glauben will, —
Doch es bleibt trostlos still,
Hält's nie gedacht!
Schau' starr ins Abendrot,
Bis über meine Not
Einbricht die Nacht! . . .

Alfred Sassen.

Die große Grete zu Tecklenburg.

Der kecke Pfaff von Münster
 Rief seinen Feldhauptmann:
 „Gen Tecklenburg noch heute,
 Du Tapf'rer, drauf und dran!
 Mir schmeckt nicht Wein noch Braten,
 Mich zieht der Morgenschlaf,
 Weil meinen Krummstab lästert
 Der überstolze Graf!“ —

Und jahlos wie die Wogen
 Im Neckar und im Rhein
 Reißt Fähnlein sich an Fähnlein,
 Den Spielmann hinterdrein:
 Auch quartet mancher Wagen
 Zur Feinde mit hinaus —
 Des Bischofs Küchenwagen
 Stach einen Speicher aus.

Schon blinkt im grauen Hochwald
 Herab vom Felsenstein
 Die Burg gleich einer Krone
 Im warmen Mittagschein,
 Der hohe Herr mit Seuffzen
 Nach seinem Gute saß;
 „Heut Abend halt ich droben
 Im hühten Keller Raß!“

Er winkt, und wo der Hügel
 Sich unter Linden streckt,
 Wird eine Königsalafel
 Für seinen Gaum gedeckt;
 Nur selten schaut er gähnend,
 In's dürre Haidefeld:
 Da schwenken seine Mammen,
 Ein jeder schier ein Held.

„Viel Dank, mein tapf'rer Hauptmann!
 Im ganzen deutschen Reich
 Kommt meinem Fußpöhl keines,
 Auch nicht des Kaisers, gleich;
 Genug! Rückt mir zur Seite
 Und greift zum Nebenbut,
 Das schönste Paternoster
 Erquickt nicht halb so gut!“ —

Zust stand im Brückenturme
 Ein alter Kanonier
 Und spähte wie ein Falke
 In's feindliche Revier;
 In eisenhellen Kluten
 Tief drunten klirrend Schwamm's —
 Doch auf dem Lindenhügel
 Welch schweres Purpurwams?

Das ist der Bote Gottes!
 Im ganzen Erdentrand
 Schuf keinen sonst das Beken
 So reich und kugelrund;
 Wie wär's, du große Grete,
 Du predigst auch einmal
 Und segnest ihm zum Scherze
 Im Funkenampf das Mahl?“

Und als der Rotrock prahlend
 Den goldenen Becher hebt:
 „Daß mit der Abendsonne
 Die Brücke niederstürzwehlt,
 Da kracht es von der Höhe,
 Den funkelnden Pokal
 Zerfchmettert eine Kugel
 Gleich einem Himmelsstrahl.“

Wie taumelt auseinander
 Das edle Becherpaar!
 Wie tiefst vom Kol der Reben
 Der Kecke im Celar:
 Bald reißt er sich die Hände,
 Bald streicht er sich den Bauch,
 Als spürte er noch immer
 Des Todes Glutengauz.

Bald mustert er die Veste,
 Bald seinen blanken Tisch,
 Bald Gräben, Wall und Zinnen,
 Bald Wein und Wild und Fisch;
 Und immer demulvoller
 Sein Denkerhaupt sich neigt,
 Des Diesseits Duft versöhnend
 Wie frommer Wehrauch steigt.

„Mein tapf'rer Feldhauptmann!
 Das war ein Wink des Herrn!
 Und ich, mit Kreuz und Degen,
 Ich folg' ihm immer gern:
 Ich folgte ihm zur Messe
 Im milden Priesterklang
 Und folgte ihm im Harnisch
 Zum wilden Kriegeslang.“

Bedenkt auch, o mir dreht sich
 Das Herz im Leibe um,
 Die teuern Waffenbrüder
 Zerfchossen, starr und stumm;
 Und jeht wie Milch und Rosen —
 Ich wäre ja ein Stein,
 Ließ ich die Armen morden —
 Ich sage dreimal nein!

Drum eil, mein tapf'rer Hauptmann,
 Hinauf in's Gassenloch,
 Danik vor allem schweige
 Das brummende Geschoß;
 Und stracks die Friedensfahne
 Mir hoch zu Häupten hiß —
 Es segt der Geist der Liebe,
 Gelobt sei Jesu Christi!“

Und als beim Aveläuten
 Die Wolke dunkelnd walt,
 Im hühten Keller droben
 Manch tolles Bespiel hält.
 Da stößt der Burgherr lachend
 Mit dem Herrn Bischof an,
 Es glüht gleich einer Kohle
 Der tapf're Feldhauptmann.

Der vierte in der Kunde,
Der Meister Kanonier,
Verharrt gleich einer Eiche
Im ärgsten Weintourneur;

„Ihr preiset Land und Leute,
Ich halt' mein Grotel wert;
Das hat mit einem Worte
Den Münsterpfaff bekehrt!“

H. H. U. Ciello.

Alpenpafz.

Grün ein See im Aiefernndunkeln,
Drüber Gletscher, weiß und blank;
Blauerhäuble Bäche funkeln
An der Leisen schroffen Hang.
Fernes Raufchen, fernes Rannnen,
Durch Geklipp die Strahlen glühn,
Fingern wie mit holdem Staunen
Durch der Alpenrosen Blühn.

Leuchtend gelbe Falter fliegen,
Leuchtend gelbe Blumen blühn,
Und wie blaue Tropfen liegen
Genzianen in dem Grün.
Kastend an der lieben Stelle
Drängeln sie in Spall und Tamn,
Als der Dorzeit blaue Welle
Nach dem Süden niederrann.

Aber wer die Bolten schaute
Fener fernem, fernem Zeit,
Sieht im Traum das liefdurchblaute
Heimatland der Seligkeit.
Und ihn treibt ein heißes Sehnen
Südenwärts den Kluten nach,
Und von Rom die Glocken lönen
Ihm die Freuden Ebens wach.

Julius Havemann.

Unterm Tannenbaum.

Unterm Tannenbaum war es — weißt du's noch?
Du hieltest umschlungen mich.
Du neigtest dein Haupt hernieder zu mir
Und sagtest: „Ich liebe dich!“
Der Weihnachtsglocken heiliger Klang
Vom Dorfe zu uns herüber drang,
Mit würzigem Harzduft zum Himmel zog —
Unterm Tannenbaum war es — weißt du's noch —?

Unterm Tannenbaum war es — weißt du's noch —?
Du standest, zur Seite die Staul,
Im seltschen Saal, nicht ein einziges Mal
Hast du mich dort angeschaut!
Was kümmerdest dich mein Weh — mein Leid —
Was treulose Lieb' und gebrochener Eid —?!
Macht laßiges Scherzwort vom Munde dir flog —
Unterm Tannenbaum war es — weißt du's noch —?

Unterm Tannenbaum war es — weißt du's noch —?
Des Priesters Wort verhallt,
Dein liebliches Weid in die Gruft gesenkt,
Du schliefest langsam zum Wald,
Ein müder, gebrochener, einsamer Mann —
Ach — was Du mir jemals hast angethan
In jener Stunde vergab' ich dir's doch —
Unterm Tannenbaum war es — weißt du's noch?

Helene Wendl.

Frauenlaune.

Ein Schatten über besonnerter Au,
Ein Regentropfen im Aelherblau;
Auf grünen Zweigen lassender Schnee,
Bei ruhiger Luft ein schäumender See;

Ein Kind, getroffen von Amors Pfeile,
Ein Heiligenhaupt unterm Henkebeile;
Mit Blumen geladen das Rohr der Kartbaune
Der Gürtel der Iris — Frauenlaune!
Rudolf Knuffert.



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Rübezahl.

Phantastisches Schauspiel in vier Aufzügen

von

Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Vierter Auftritt.

Rübezahl: Grapengießer: Ilse (von hinten).

Ilse (in ihren Feierkleidern, tritt in die Thür). Mein! Wo bin ich denn hier?

Rübezahl. Wer ist da? (Rückig blinkend, unwillig.) Wie kommt Sie herein?

Ilse. Um Vergebung, Euer Gnaden; das weiß ich ja selber nicht. Erst durch einen Garten — dann waren die Thüren offen —

Rübezahl. Es scheint, das Bedientenvolk schläft! — Und was sucht Sie hier?

Ilse. Mit Euer Gnaden Verlaub: (täuschend) eigentlich such' ich den Rübezahl —

Rübezahl. Ei, nun kenn' ich Sie ja! trotz der Sonntagskleider. Kennst Du Dich nicht Ilse? Und warst vorgefesselt am Ahabenstein, mit drei kleinen Schlingeln?

Ilse (hört ihn verwundert an). Freilich, gnädiger Herr —

Rübezahl. Und sammelst Holz? Und das Holz ward schwer?

Ilse. Ei ja doch. Aber wenn Sie das alles wissen — dann wär' dieser feine Herr ja der Rübezahl!

Rübezahl (ab). Still! — Berräthst Du, wer ich bin, dann siehst Du die Welt mit der Rückseite an: denn ich dreh' Dir den Hals herum!

Ilse (erschrocken). Herr, ich werd' ja nicht —

Rübezahl (zu Grapengießer). Alles Volk läuft mir herein, weil ich meinen Garten quer über die Landstraße gelegt hab! Dem mach' ich ein Ende! (Woh! zum Fenster). Grapengießer, kommt her. Setz auf die Parkmaner da hinten.

Grapengießer. Alle Wetter! Die Mauer geht!

Rübezahl. Nein, sie kommt. Sie spaziert von der Straße weg! (zu Ilse, wach) Also was willst Du nun noch vom Rübezahl?

Ilse. Nichts für ungu, Herr: seit Ihr so viel feiner seid, seid Ihr größer worden!

Rübezahl (bleibt sie eine Weile an; dann fort). Ja, ja! Du hast Recht. (freundlich lächelnd.) Eine lehrreiche, hardteste Frau wie Du, die hat immer Recht! — Sieh Acht, Ilse: ich will nicht mehr donnern, sondern wie der Sonnenschein Lust und Segen machen; Frub' und Glück verschwenden — (mit einem Blick nach Steffen's Thür) damit ich mir selber Günst und Glück verdiene!

Ilse (leht erschaut). Der Herr von Rübezahl, braucht der auch noch Glück?

Rübezahl. Was willst denn noch, Ilse? Hältst gern noch mehr von dem schweren Reißig, das zu Hause Gold wird?

Ilse. O nein, guter Herr; wüß' ja nicht, wohin damit! — Ei du meine Güte, ging mir das in die Knie, als ich am Herd meinen Korb auf den Fliesen umstülpte, und kling! klang! nichts als Gold herausfiel! Dann hab' ich ein so dummes Gesicht gemacht, daß mich die Kinder ganz verdorret angafften; und dann haben wir gelacht und geweint! — (weilt nach seiner Hand) und ich dank' auch gar schön, Herr von Rübezahl!

Rübezahl. Aber wenn Du kein Geld mehr willst, woran fehlst's denn?

Ilse. Der Steffen, Herr! Der Steffen!

Rübezahl. Thut er noch nicht gut?

Ilse. O ja: klein wär er schon — so klein . . . (wacht) Das hat der Herr von Rübezahl wundergut gemacht! — Ich hob's Maul gehalten, als der Steffen die Gschicht' erzählt hat, ganz ehrbar mit-leidig hab' ich ihn angesehen; aber als er dann ins Hans ging, hab' ich mich ins Gras geworfen und mir 'nen Pudel gelacht!

Rübezahl. Was willst denn noch mehr als den Pudel?

Ilse. Aber Herr, das Gold!

Rübezahl. Nun, das ist für Dich. Zeig's dem Steffen und sag' ihm —

Ilse. Ich traun' mich ja nicht, Herr. Hab'

Euch vorgestern nicht sagen mögen, daß er so raffig auf's Geld ist. Zeig' ich's ihm, so nimmt er's, als der Eheherr, und wüthet und fuenfert damit, und ich und die Kinder können an den Pfoten ledeln!

Rübezahl. Dann sollen ihn Donner und Blitz —! — Aber milde, milde. — Grapengießer, **Grapengießer** (tritt näher). Euer Gnaden wünnchen?

Rübezahl. Ihr seid gelehrter als ich. Wie fängt man das weislich an, daß der Frau das Gold bleibt?

Grapengießer. Ihr seid ans Schreiberhan, nicht wahr.

Alse. Ja, guter Herr.

Grapengießer. Ihr habt einen Pfarrer, der den Weibern beistehet, wenn die Männer zu streng regieren; der alles klug ansieht, und brav —

Alse (nickt). Ein gar guter Mann!

Grapengießer (zu Rübezahl). Der praktische Mensch Euer Gnaden, führt in solchem Fall gern eine kleine Komödie auf, weil sie nützlich ist. Er würde sich etwa mit diesem verständigen Pfarrer verständigen: würd' ihm das Gold überantworten, und dazu einen Brief, sagen wir: in welcher Sprache; darin würde geschrieben sein: dieser Frau Bruder — man erfände ihr einen Bruder — sei in der Benediger Dienst gestorben, habe dieser Frau all' sein Gut vermachet, aber mit dem Beding, daß der Pfarrer des Kirchspiels die gute Frau besorunde, damit es ihr wirklich zu Ruh komme. So entginge das Gold dem Knauer Namens Steffen, würd' mit Verstand verwaltet, wüchse so nach und nach in's Haus —

Rübezahl. Grapengießer, Ihr habt einen verdamm't weltklugen Kopf! — Wie dencht Dir der Anschlag, Alse?

Alse (bemerkend). Ich wär' nicht drauf verfallen, Herr: so geschick't ist er!

Rübezahl. Also gut denn! Hinaus mit ihm in die Welt, daß er Leben kriegt; hinunter nach Schreiberhan! Ich führ' Dich zum Pfarrer, Alse . . . Der Spaß fröh't mich auf! — Ihr müht mit, praktischer Mensch: Ihr seht uns den Brief auf —

Grapengießer. Wie's Euer Gnaden gefällt!

Rübezahl. Ihr sollt vor der Thür meine Klappen finden; die fahren Euch schneller zu Thal, als je ein Kaiser dahingefahrt ist. (Kopfnick, eine Hand auf Grapengießer's Schulter.) Grapengießer! Der Wolkenbruch neulich Nachts hat armen Leuten, wie ich höre, Hüllen und Felder verwüthet; auch denen helf' ich; noch heut. Kommt, ihr Kinder der Menschen, kommt! (Nach links bildend, für sich.) In einer halben Stunde poch' ich wieder an; dann öffnet, hoff' ich, mein Glück! (Mit Weiden hinten ab.)

Fünfter Austritt.

Emma (von links), die Gräfin (unfährbar); später Richard.

Emma (öffnet vorsichtig die Thür links, während die Drei nach hinten gehen; horcht, bis sie fort sind. Spricht dann durch die offene Thür zurück). Die Herren sind endlich fort! — Soll der Herr von Wohlau nun kommen? Ich hab' seinem Diener versprochen, ihm ein Zeichen zu geben, wenn es so weit ist —

Gräfin (besänftigt). Wie! Seid ihr so vertraut?

Emma. Er ist ja in der Befestigung! (Für sich.) Sie nickt. Also das Zeichen! (Schließt die Thür, läßt an's offene Fenster.) Da steht er, bei der Fichte. (Winkt mit dem Taschentuch.) Ah! Er winkt seitwärts. Da kommt auch schon der Herr von — — Wirklich ein schmucker Herr. Aber der Diener, der ist auch nicht übel. (Schüttelt unachtsam den Kopf.) Wie man einem Menschen, der uns hat ausplündern wollen, so gut werden kann, das ist wirklich merkwürdig. Ich bin noch immer ganz Empörung, wenn ich an den gräßlichen Abend denke; aber steht er dann so da und guckt mich an, so schatman, so listig, dann dent' ich bei mir: na, so gib mir doch einen Ruß! (Klopfen.) Das ist der Herr von Wohlau. — Herein!

Richard (tritt hinten ein; Emma verneigt sich respektvoll.) Guten Tag. Sie hat sehr guten Willen für mich, wie mein Diener mir sagt; ich dank' Ihr, liebe Jungfer. (Nimmt ihr Gold. Sie dankt; will nach links.) Warte Sie noch einen Augenblick. Ich stand so lange unter den Vännen; möchte sehen, ob meine Toilette — (Tritt vor den Spiegel.) Schmezzlich, für sich.) Ah! Ich seh' mich ja nicht!

Emma (hinter ihn tretend). Der gnädige Herr sind ja parfaitement — (mit einem Aufschrei). Alle guten Geister!

Richard (vom Spiegel hinwegtretend, unruhig). Was hat Sie?

Emma (für sich). Ich seh' ihn nicht im Spiegel. Das ist ein böser Geist — oder der Teufel!

Richard (mit einem angstvollen Blick nach links, halbtönend). Ich beschwöre Sie — sei Sie doch vernünftig. Wenn Sie — etwas gesehen hat — (Tritt ihr näher.)

Emma (schreit wieder auf, wüthet zurück). Nichts hab' ich gesehen — das ist aber das Grausen. Rühren Sie mich nicht an!

Richard (ein schmerzliches Zusammenzucken überwindend). Sei Sie ohne Furcht. Ich fasse Sie in die Hand, wenn Sie schweigt —

Sechster Austritt.

Die Vorigen; die Gräfin, Stella (von links).

Gräfin (erscheint in der Thür, Stella hinter ihr). Ward hier nicht geschrien? (batschelt.) Ah! Herr von Wohlau; mit —

Richard (mühsam, lächelnd). Verzeihen Sie, Gräfin. Ihre Jungfer ist offenbar schreckhaft: ich trete ein — sie glaubt zu sehen — ja, ich weiß nicht was — und schreit auf. (Weißwami Emma durch Weiden, zu schweigen.)

Gräfin (noch mühsam). Sie hat allerdings abergläubische Nerven —

Richard. Und darüber begrüß' ich Sie nicht — die so hoch Verehrte — die Mutter — — (noch und nach freier, warm). Mit welcher Freude sehe ich Sie wieder! Die Vergangenheit steht mir auf einmal so lebhaft vor der Seele, wie der gestrige Tag; und die Zukunft — die Zukunft! — —

Gräfin (winkt der Emma, zu gehen; diese, noch einen aufgeregten, bangen Blick auf Richard zurückwerfend, tritt ab). Ich heiße Sie willkommen, Herr von Wohlau; setzen Sie sich zu mir. (Setzt sich, es beglückend; Stella bleibt hinter dem Rückschl der Mutter stehen). Ein wunderlicher Zufall führt uns hier zusammen —

Richard. Dafür dank' ich Gott! — — Ja, prüfen Sie mich mit Ihren klaren Augen, Gräfin, sehen Sie mir ins volle Herz. Sie wissen, wonach Sie mich; es zittert vor Ihrem Urtheil. Lassen Sie mich nur sagen: ich bin jung, aber der Krieg mit dem Leben hat mich rasch gezeitigt. Ich war stolz in der Armut; glauben Sie mir, in meinem neuen Glüd werd' ich demüthig und bescheiden sein. Ich nenne es schon Glüd; — ach, es wäre das schlimmste Unglück, der grausamste Hohn, wenn ihm das Eine versagt würde, ohne das ich nicht leben kann. (Zu Stella.) Sie, meine blasse, ätümme, theuerste Comtesse —

Stella (versetzt lächelnd). Sagen Sie nur alles zur Mutter; ich nehme mir meinen Theil!

Richard (zur Gräfin). Was soll ich noch sagen? Hunderttausend Worte sind so viel wie keins, wenn der Andere nicht glaubt. Ach, daß es kein Mittel giebt, diese schredliche, verhasste Wand vor unserm Herzen auseinanderzureißen, es dem Andern zu zeigen, ganz so wie es ist! Seine Treue, seine Redlichkeit, seine Kraft . . . (weht auf.) Sie sagen mir nicht ein Wort. Das ist auch ein Urtheil! Sprechen Sie es nur aus —

Gräfin (steht auf). Sie irren, lieber Herr von Wohlau. „Daß es kein Mittel giebt“, sagen Sie. O doch, es giebt so ein Mittel. Wenn man für ein warmes Herz und eine vornehme Seele zwei so zuverlässige Zeugen hat wie Sie: den warmen Blick und die warme Stimme — dann trennt sich die „verhasste Wand“. Ich habe den Muth, schon an Sie zu glauben —

Richard. Beste, theuerste Gräfin! (Rührt ihre Hand.) Jedes Ihrer Worte ist Glüd!

Gräfin. Still, still! Wir sind noch nicht beim Glüd. — Mutter und Tochter sind Ihnen recht gut gefunt; aber sie möchten Sie nun gründlich

kennen lernen. Sie sind frei, nicht wahr (er nickt); Sie begleiten uns nach Karlsbad, wenn Sie wollen —

Richard. In der nächsten Stunde — und bis in den Tod!

Gräfin. Morgen kann ich reisen; die Kräfte melden sich wieder; ich sehne mich schon nach Luft. (Weht auf's Fenster zu; hält beim Spiegel inne. Für sich.) Armer Herr von Riestenthal . . . Aber wenn Stella ibrem Richard so gut ist? Ich seh's ja im Spiegel: wie herzlich lächelt sie ihm zu . . . Aber wo ist er? Ihn seh' ich ja nicht. (Wendet sich.) Wo sind Sie, Herr von Wohlau? — Da stehen Sie. — Das ist sonderbar —

Stella. Was ist sonderbar?

Gräfin. Kommt zu mir. Kommt beide zusammen zu mir. (Blickt wieder in den Spiegel). Warum kommt Stella allein?

Stella (beller). Sie können nicht mehr sehen, Mutter. Da sind wir beide, Herr von Wohlau und ich.

Gräfin. Ich seh' im Spiegel nur Dich — (Richard, plötzlich beglückend, tritt entsetzt zurück. Die Gräfin wendet sich, sieht ihn an, dann wieder in den Spiegel, fährt zusammen.)

Stella (steht dies anes). Was habi ihr? Warum erschredt ihr? — Sie werden ja todtensblä, Mutter —

Gräfin (stammelnd). Sieh in den Spiegel, Kind. Du siehst Dich und mich — Herrn von Wohlau nicht. Sieh in sein bleiches Gesicht! — wie es sich verzerrt —

Stella. O mein Gott!

Gräfin. Sagen Sie, Herr von Wohlau: wo haben Sie Ihr Spiegelbild? — Alles auf dieser Welt, bildete ich mir ein, geht natürlich zu; das ist nicht natürlich —

Stella (mit bebender Stimme). Herr von Wohlau! wer sind Sie?

Richard (winkt sich ihr zu Füßen). Ein unglücklicher Mensch Comtesse! Hören Sie mich an! — Aus rasender Liebe zu Ihnen — um Sie zu gewinnen — gab ich für ein Kleinod, das mich grenzenlos reich macht, diese nichtige Hülle hin! — Sie schütteln den Kopf. Nein, Sie haben Recht; wichtig ist sie nicht; ich fühl' es nun selbst. . . Aber mein Geist, mein Herz, meine Seele ist sie ja doch nicht; ich bin doch noch ich. Vergeben Sie mir — (ste schmeißt den Kopf) oder sagen Sie mir, wie ich büßen soll — aber dann Vergebung!

Stella (stotternd). Wem verkaufen Sie's?

Richard. Dem Fürsten der Geister hier — dem Rübzahl —

Gräfin. Dem Rübzahl! — Stehn Sie auf. (Er gehorcht.) Es giebt keinen Rübzahl. Das ist Kinder- und Pöbelwahn. Einen Böseren, fürcht' ich, giebt's; — ich hab's nicht geglaubt, nun muß ich's glauben. Dem sind Sie verfallen!

Richard. Bei meinem heiligsten Wort —

Stella (mit hecker, doch von Schmerz zitternder Stimme). Bitte, schweigen Sie. Und gäh' es auch einen Küßzahl — und hätten Sie's dem verkauft — alles ist nun aus. Mit diesem Haubel wollten Sie mich erkaufen; mich, die Ihnen nur gut war, weil ich Sie für den unskuldigen, edelsten aller Menschen hielt. Sie aber gehen hin und verhandeln ein Stück von sich, um nur reich zu werden. . . Das ist aus dem Ideal geworden, das ich im Herzen trug. Ich sehe Sie nie mehr! nie! (Stürzt nach links hinaus.)

Richard (karrt ihr nach; schlägt dann an seine Stein, seine Brust). Aber so kann es nicht enden! Das wär' ja das Nit:tschwert nach dem Gnadenspruch; höllischer als die Hölle. So kann's nicht aus sein! so nicht!

Gräfin (einst). Ich bitte, erparnen Sie mir —

Richard (richtet sich stets auf). Wie Sie wünschen. Ich gehe. (Nach links bildend.) Aber auf Kiewiedersehen nicht; das wäre ja der Tod. War ich ihr im Herzen, wie kann sie dann um so kleine Schuld mich daraus verstoßen — sagen Sie doch selbst! sagen Sie doch selbst! — Sie schweigen. Sie glauben mich dem Teufel verfallen. Wie soll ich Ihnen beweisen, daß ich es nicht bin. Im Herzen Ihrer Tochter, hoff' ich, ist noch für die Wahrheit Platz; da, wo die Liebe war. . . (In wildem Schmerz.) Noch verzag' ich nicht! — Leben Sie wohl! (Stürzt nach hinten ab.)

Gräfin. Gehn Sie. Ich glaub' Ihnen nicht. — O was für ein Tag! (Geht nach links, öffnet die Thür Stella wieh schmerz.)

Siebenter Auftritt.

Die Gräfin; Stella (links).

Gräfin. Da stehst Du, mein Kind. (Zust meine d.) Komm ans Mutterherz!

Stella (eingetreten, in der Gräfin Arme). O, Mutter! Wie schäm' ich mich! — Ach, und was für ein Schmerz!

Gräfin. Wir haben uns getäuscht, weil wir an das Neue, an das Edle glaubten; müssen wir uns dessen schämen, Kind? — Wenn jetzt Dein Herz nur stark ist, ohne Wankelmuth. Er hofft noch auf seine Schwäche; er hat die Stein, noch an einen Sieg über Dich zu denken —

Stella. Er hofft noch auf mein schwaches Herz? — O welche Schwach. (In fast wilder Empörung.) Nein, nein und nein! Nie mehr! (Die Faust. auf das Herz gepreßt.) So zerdrück' ich die letzte Schwäche; hier! (Stoßen.) So klopf. Aufsen Sie getrost herein; ist er's, so will ich ihm sagen —

Gräfin. Herein!

Achter Auftritt.

Die Vorigen; Rubezahl (von hinten).

Stella. Ah! Sie sind es. Sie. Daß Sie in diesem Augenblick kommen, ist mir eine Schickung. — Herr von Riefenthal! Ich hab' Ihnen Unrecht gethan — wie ich nun glaube — (mit ihrem Schmerz kämpfend) wie mein Herz mir sagt. Denken Sie noch wie gestern — so bin ich die Ihre. (Sich der Mutter, die sie betroffen anblid, an die Brust werfend, weilt.) Es ist gut so, Mutter! Ich will es! Ich will es!

Rubezahl. Sie vergehen, Comtesse — das Glück macht mich wirt im Kopf. Ich fürchte, ich verstehe falsch —

Stella. Sie verstehen schon recht. (Mit schwächerer Stimme.) Ich glaube nun, es war Gottes Fügung, daß Sie uns damals zu Hilfe kamen — (sucht zu lächeln) und in Gottes Willen ergeb' ich meine Seele!

Rubezahl (zieht ihre Hand). Comtesse! Feuerste, holdeste, einzige Comtesse! Sie sehen mich freudetrunken — fast sprachlos. . . Ich poche an, und wie ich vorhin träumte, hoffte, öffnet mir das Glück! — da steh's! — O, nun halt' ich's fest! (Zur Gräfin.) Sie wissen: Alles wäre bereit. Meine Gäste und Zeugen sind eben gekommen — der Geistliche auch. Sie denken so groß und vornehm, Comtesse; thun Sie's auch in dieser Sache — erfüllen Sie den glühenden Wunsch eines „Sonderling“ — der an Hingebung und Feuer Jedem überbietet! (Nach links deutend.) Dort säubten Sie Kranz und Schleier, und Blumen. Ein edleres Gewand als dieses (schweigend) fordert Gott gewiß von Ihnen, und Ihnen, nicht. In einer Viertelstunde wären Sie bereit. Thun Sie noch Ihr Bestes, öffnen Sie mir den ganzen Himmel, machen Sie mich zum Gott!

Gräfin (schweigend). Sie haben doch Recht, sich einen Sonderling zu nennen —

Stella. Lassen Sie's, liebe Mutter; (ihren Arm bildend, die Augen fallend, weilt) so, so ist es gut! — Noch in dieser Stunde! (Zu Rubezahl.) Ein „Sonderling“, sagen Sie. Mir ist es recht, daß Sie nicht denken und fühlen und sprechen wie die Andern — (für sie) die uns nur enttäuschen. Mutter, kommen Sie! (Wie in fiebernder Erregung die Gräfin hinwegläurend, zu Rubezahl.) „Mein Bestes“ soll ich thun; sehen Sie ich thu's. In einer Viertelstunde bin ich hier! im Schleier und im Kranz! (Nach links mit der Gräfin ab.)

Rubezahl. So muß den Menschen zu Muth sein, wenn sie schlafend träumen: das Tolle wird wirklich, das Unmögliche möglich. Diese Stella mein! — (Öffnet die Thür hinten, ruft.) Ratibor! Ratibor! — Wo ist dieses Menschenkind, das mir helfen soll? — Ratibor! Wo bist du?

Zweiter Auftritt.

Rübezahl; Rattbor (von hinten rechts).

Rattbor. Ihre Excellenz zu dienen: bin hier. Ich war nur vor der Schloßthür —

Rübezahl (halbtaum). Wo hast Du die Rüben?

Rattbor. Rüben?

Rübezahl. Die Du mir bringen solltest. Wo sind sie?

Rattbor (für sich). Diavolo! Vergessen. Weil ich beim andern Herrn war —

Rübezahl. Nun? Wird's? Es eilt. Du hast doch nicht gar —

Rattbor. Die Rüben vergessen? Was denken Ihre Excellenz von mir. 'ein — sie liegen draußen —

Rübezahl. Nun, so hole sie!

Rattbor. Natürlich! Sofort! (Gibt, für sich.) Ich muß ihm meine verkochten alten Rüben bringen. Hoffentlich liegen sie noch im Busch! (Gint ab.)

Rübezahl. Wie schnell die Gewöhnung läuft. Gellern war mir's noch gegen die Natur, mit diesem Keel so fast vertraulich zu reden; heut denk' ich nur noch: ich brauch' ihn! es muß sein! — Jetzt geschwind das Andre . . . (Weilt quer auf dem Seilfinger.)

Dritter Auftritt.

Rübezahl: seine vier Diener in Vorne und die beiden Anaben aus dem ersten Aufzuge, die junge Dienerin aus dem Anfang des zweiten (von hinten). Später Rattbor.

Rübezahl (zu seinem Gesinde, das sogleich nach dem Hiff erscheint und sich hinten in eine Reihe stellt). Da sind sie. Noch frisch und lebendig, wie erst heut geschaffen; — nicht zu viel Gutem nutz — aber es geht doch. Ihr verketteten Rüben, paßt auf! (Zu den Dienern.) Ihr geht in die Kapelle und schmückt sie, zündet die Kerzen an; der Musikant unter euch wird die Orgel spielen. (Zu den Anaben.) Ihr in den Glockenthurm; wenn ihr ein Zucken in der Hand spürt, sangt ihr an zu läuten. (Zu der Dienerin.) Du hilfst der Herrin; geh von draußen zu ihr. Euntig! Das Gesinde nach hinten ab.) Grapengießer kommt mir

noch immer nicht von Schreiberhan zurück. Schreibst wohl noch an dem welschen Brief . . . Sollte doch dabei sein, wenn ich mich so glücklich in den „Anjun des Lebens“ stürze —

Rattbor (von hinten, hastig). Da sind die befohlenen Rüben!

Rübezahl (steht in Rattbors Hand). Kennst Du das ein Dugend?

Rattbor. Ich nenne es wohl nur ein halbes Dugend, Ihre Excellenz. Mehr waren in dieser elenden Berggegend heut nicht aufzutreiben —

Rübezahl. Auch die sechs genügen. Wieb her. Aber wie sehen sie aus! Wie aus dem vorigen Jahr!

Rattbor. Ich halte sie noch für junge, frische, lebensgroße Rüben —

Rübezahl. Geh hinaus! wieder vor die Thür

Rattbor (für sich, erleichtert). Sehr gern! (Gint ab.)

Rübezahl (die Rüben in der Hand betrachtend). Hoffnungslos verkochte Dinger; — für heute, denk' ich, thun sie noch ihren Dienst. (Tritt mit dem Fuß auf die Erde, nicht hart; dumpf, unterirdisches Rollen, dann Ercommel-Asag und dumpfe und scharfe Gelächere wie im zweiten Aufzuge, aber sehr gedämpft. Während dieses Gedröhns spricht Rübezahl, gleichfalls gedämpft.)

Zu gemeiner Rüben Saft

Schwilt geheimen Lebens Kraft.

Fort, ihr Rüben, die gemeinen!

Her, ihr Wesen, die nur scheinen!

(Die Hüttenthüren hinten springen auf; man sieht ein bedeutendes Stück der Vorhalle. Rübezahl, rühmend und seitwärts lebend, wirt eine Rübe nach der andern scheinbar durch die Thür hinaus; sowie eine Rübe verschwindet, erscheint eine Gestalt an der Thür: zuerst drei vorwärts gekleidete Herren, dann zwei Choristen, der eine mit leise dampfendem Weizenkörbchen, zutritt ein Weistler. Das Gedröh hört auf; die sechs, draußen drinnen, reiben sich gegenseitig den Hüttenthüren.) Da wart ihr; — aber Feuer und Licht, wie wenig Leben ist in Euren Gliedern. Zahle, müde Gesichter. Saft und Kraft in Euch reichen ja nicht für 'ne Stunde aus! (Doranz.) Und da kommen sie schon. Ihr ausgemergelten Larven, zurück; sie sollen Euch noch nicht sehn! Vor der Kapelle wartet! (Die sechs treten zurück, hinten tritt; die Thüren bleiben offen.) O nur noch eine Viertelstunde, und ich hab' freien Aem, und ich laße vor Wind!

(Fortsetzung folgt.)





Der Tote.

Erzählung von F. Ottmer.

(Schluß.)

Während der nächsten Wochen streiften Erwine's Gedanken kaum die Vergangenheit, alles tauchte ihr unter im Blick der Gegenwart, im noch verheißungsvolleren der Zukunft. An der Seite des Geliebten, unter dem zwingenden Zauber, den er stets auf sie ausgeübt, in voller Thätigkeit, sich einen Wohnsitz für das Zusammenleben mit ihm zu bereiten, wie hätten da die Schatten einer fernern Zeit Macht über sie haben sollen? Am Liebsten freilich wäre es ihr gewesen, so bald wie möglich hier Hochzeit zu machen. Doch stieß dieser Wunsch auf den entschiedenen Widerstand ihres Vaters. Der Baron wollte seinen Gutsnachbarn, die ihn so lange im Elend gesehen, mit dem Reichthum seiner Tochter einmal gründlich imponiren. Und da auch Kurt es für schicklich hielt, daß Erwine auf ihrem Hauptgut die neue Ehe schloße und nicht fern von demselben, als gäbe es etwas zu verheintlichen, so fügte sie sich, obwohl sie sich dabei einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren konnte.

Es wurde denn bestimmt, daß Hahn alle Vorbereitungen zur Trauung und einem großen prunkvollen Hochzeitdiner treffe. Erwine sollte einige Tage vor dem festgesetzten Termin heimkehren, Kurt am Hochzeitmorgen selbst folgen; wer aber an auswärtigen Gästen erwartet würde, in dem jetzt sehr wohl eingerichteten Hause des Vaters wohnen, so daß die Neuvermählten, nach Beendigung der Festlichkeit, allein auf dem Schlosse zurückblieben. Für den Tag darauf war die Reise nach der Residenz angesetzt.

Erwine verschob aber ihre Rückkehr nach Rozenau von Tag zu Tage — sie konnte sich

immer wieder von Kurt nicht losreißen; auch durchdröselte es sie bei dem Gedanken an Schloß und Park mit leisem Grauen. Sie war zwar davon überzeugt, daß Kathi ihre Pflicht gethan habe und Bruno's Macht über sie durch einen starken Zauber gebrochen sei, aber fern von seinem Grabe war ihr doch heimlicher zu Mut.

So traf sie erst, nachdem sie ihre Schwester zu Hause abgesetzt hatte, in den späten Abendstunden des Tages, der ihrer Hochzeit voranging, in Rozenau ein. Es war häßliches stürmliches Wetter, wie ein großes Leichentuch bedeckte der Schnee Feld und Park und leuchtete leise durch die sonst finstere Nacht, in der kein Schein des Vollmonds die dunklen Wolken durchdrang. Rotglühende Fackeln empfingen sie vor dem Portal und geleiteten sie die steinerne Treppe empor. Ein kalter Schauer überließ sie beim Eintritt in ihr Haus. Oben aber fand sie den Tisch gastlich bereitet, und die Wirtschafterin ihrer Befehle harrend. Erwine schlang kaum einige Bissen hinunter, dann fragte sie nach der alten Kathi.

Die Mannjell betrunzte sich. Die Kathi, ob denn die Frau Baronin nicht wisse —

„Was?“

Die Kathi sei ja todt. Ein schreckliches, unbegreifliches Ende habe sie genommen. Kurz nachdem die gnädige Herrschaft abgereist war, habe man sie eines Morgens — die Wirtschafterin blickte ängstlich um sich — todt auf dem Grabe des gnädigen Herrn gefunden. Wie sie dort hingelangt sei, was sie dort gewollt, wisse Niemand. Was Gutes würde es schwerlich gewesen sein. Der Doktor, der die Leiche gesehen habe, sage zwar, sie wäre

einem Schlagfluß, wahrscheinlich in Folge übermäßigen Branntweingenußes erlegen, wer ihr aber in Wahrheit den Garauß gemacht, die Mansfell bekreuzte sich wieder, sei nicht schwer zu erraten. . .

Erwine war bei dieser Erzählung totenbleich in ihren Sessel zurückgesunken, unwillkürlich tastete ihre Hand nach dem Amulet, das ihr die Wahrsagerin bei ihrer letzten Begegnung um den Hals gehängt; auch sie wußte, wer die Alte getödet hatte, aber nicht der Böse war's gewesen, wie die Mansfell glaubte, sondern er, Bruno, der Tote! Es war also klar, sonnenklar, er hatte Nacht und wenn er sie schon an der Geistesbeschwörerin geübt, um wie viel sicherer würde er sie an ihr üben! Sinnlose Angst packte sie, ihre Rippen bebten, ihre Augen verdrehten sich, ein fürchtbarer Weinkrampf überkam und schüttelte sie, so daß die Wirtshasterin voller Entsetzen zu allen möglichen Heilmitteln griff, um ihre Herrin, der ihr Bericht einen so schrecklichen Eindruck gemacht hatte, zu beruhigen. Endlich gelang es ihr diese mit Hilfe der Jungfer zu Bett zu bringen. Erwine lag starr, bewegungslos, so daß die beiden Frauen meinten, sie sei eingeschlafen und auf den Zehenspitzen das Gemach verlassen.

Aber das war keine Nacht um Schlaf zu finden. Der abendliche Sturm hatte sich zu einem Orkan gewandelt. Die schneebedeckten Bäume ächzten unter ihrer Last und trachend brachen in kurzen Zwischenräumen Aeste und Stämme zusammen. Es war ein Toben und Wuteren in der Luft, als sei die ganze Hölle losgelassen.

Um ihr Entsetzen zu erhöhen fand sich Erwine, nachdem die beiden Frauen gegangen, und sie aus ihrer Erstarrung erwacht war, in einem Bette wieder, in dem sie seit Brunos Tod nicht geschlafen hatte. Als sie als Witwe vom Comersee nach Hazenan zurückgekehrt war, war es ihre erste Anordnung gewesen, das große Himmelbett aus ihrem Schlafzimmer entfernen und es durch ein anderes ersetzen zu lassen, das von allen Seiten frei stand. Nun hatte offenbar die Mansfell im Uebereifer, als eine der Vorbereitungen zur morgigen Hochzeit, das Pracht-Erbstück, das seit Jahrhunderten den Fahrhals als Ehebett diente, an die gewohnte Stelle rücken lassen. Erwine haßte dieses

Bett, das ihr einem Gefängnisse zu gleichen schien. Von drei Seiten floßen an demselben durch ein metallenes Adelskröndchen zusammengehalten vom wackligen Betthimmel schwere Draperieen dunkel und faltenreich nieder, die ihr Luft und Atem benahmen und hinter denen sie stets etwas Schreckliches vermutete. Nur zu geringer Beruhigung diente es ihr, daß sie den geweihten Paluzweig zu ihren Häupten festgenestelt fand. Ihre Jungfer hatte ihn, wie es schien, dem erhaltenen Befehl zu Folge, wo immer es sei, dieses als Erstes zu verrichten, gleich nach der Ankunft an den gebotenen Platz gebracht.

Ohne Blutstropfen in den sonst so blühenden Wangen trat Erwine am Hochzeitmorgen aus ihrem Schlafzimmer. Der Gärtner hartete ihrer schon: die Verheerung im Parke sei unerhört, es sei noch gar nicht zu übersehen, wie es möglich sein würde, die zusammengebrochenen Bäume in der kurzen Frist so weit hinwegzuräumen, damit der Zug zur Kirche, wie bestimmt, sich durch den Park bewegen könne. Auch das Grabdenkmal des gnädigen Herrn sei beschädigt, ein Ast der danebenstehenden Esche sei auf dasselbe gefallen und habe ein Stück davon heruntergeschlagen. Und damit legte der Mann eine weiße, wie drohend gebaltene Faust vor Erwine hin. Sie schrie anf. „Weg, weg!“ stammelte sie und streckte abwehrend beide Hände gegen ihn aus.

In diesem Augenblick trat der eben angekommenen Kurt ein. Sie warf sich in seine Arme und preßte ihr Gesicht an seine Brust. Zimmer dichter schmiegte sie sich an ihn und wollte ihn garnicht lassen, als könne er sie gegen etwas schützen, vor etwas bewahren. Als er sie aber anblickte, erschrak er vor den Verwüstungen, die die vergangene Nacht in ihrem Antlitz angerichtet hatte, vor Allem vor dem flackernden Blick ihrer Augen.

Doch die Zeit eilte. Schon kamen die ersten Gäste angefahren und Erwine hatte ihr Festgewand noch nicht angelegt. Kurt drängte — ihre Lippen öffneten sich, sie wollte ihm sagen, sie könne nicht, sie dürfe nicht sein werden, doch mit sanfter Gewalt schob er sie hinweg und ging den Ankommenden entgegen. —

Der lange Wagenzug hatte sich durch den

notdürftig aufgeräumten Park nach der Kirche begeben. Nun forderte der Priester das „Ja“ vom bräutlichen Paare. Hell und klar tönte es aus Kurt's Munde, doch aus Erwine's zugeknürter Kehle draug kein Laut und schwankend schien sie dem Unfinken nahe zu sein. Erschreckt schlang Kurt den Arm um sie. Der Priester wartete. Sie öffnete die Lippen — aber wieder bewegten sie sich vergeblich, kein Ton kam zwischen ihnen hervor. Da flüsterte Kurt's warme Stimme flehend, beschwörend: „Erwine!“ in ihr Ohr und nun endlich klang ein heiseres Stammeln von ihrem todtblaffen Munde, das ein „Ja“ bedeuten konnte.

Troy aller Mühe, die sich der Baron Hahn gegeben hatte, trotz aller Pracht und Leppigkeit war die Hochzeit auf Rozenan keine fröhliche. Denn die schöne Braut saß achsah! an des Bräutigams Seite und hatte für seine fröhlichen Scherze und die ihr zugeflüsterten heißen Liebesworte kein Lächeln und keinen Blick. Ihre Augen sahen starr vor sich nieder und die weißen Lippen schienen wie in bitterem Weh aufeinandergepreßt. So waren die Gäste froh, als die Stunde der Abfahrt gekommen war und verabschiedeten sich nun einen schweren Druck erleichtert von den Neuvermählten.

Die flammenden Lichter waren gelöscht, die Dienerschaft hatte sich zurückgezogen, nur ein paar verschleierte Lampen brannten noch im Wohnzimmer. Da zog Kurt sein junges Weib in seine Arme. Seine Lippen, denen sie nie widerstanden hatte, wollten sich auf die ihren pressen, doch sie bog sich weit zurück und starcte abgewandten Kopfes nach der Thüre. Wonaoh sah sie dort? Kurt folgte ihrem Blick. Nichts regte sich. Heißer suchte er sie an sich zu ziehen und flüsterte ihr zu, daß sie ja nun endlich, endlich sein sei. Doch mit beiden Händen stemmte sie sich gegen seine Brust und wollte sich ihm entwenden.

„Nein, nein“, stammelte sie, „nicht hier, nicht heute!“

„Erwine!“ Er bat, er beschwor, doch schien er alle Macht über sie verloren zu haben.

„Laß mich! laß mich!“ schrie sie auf und es lag eine solche Qual in dem Ton, daß er sie aus seinen Armen entließ. Was konnte sie nur haben? Schon den ganzen Tag war

sie wie verwandelt gewesen. Vielleicht war es nichts, als die vorangegangene schlaflose Sturmnacht, die sie in solche Aufregung versetzt hatte, oder sonst ein körperliches Uebelbefinden? Kurt empfand Mitleid, denn hatte er sich auch ohne besondere Leidenschaft mit ihr verlobt, um liebte er mit jugendlichem Feuer sein schönes bräutliches Weib. Im festen Vertrauen, daß ihr sonderbares Benehmen nichts war, als eine nervöse Laune, in der Zuversicht, daß alles gut sein würde, wenn sie morgen mit ihm dem Schlosse, das sie wohl auch zu sehr an ihre erste Eheschließung erinnerte, den Rücken gekehrt haben würde, fügte er sich und zog sich auf das Zimmer zurück, das ihm tagsüber eingeräumt gewesen war.

Von den Aufregungen der letzten vierundzwanzig Stunden völlig erschöpft, sank Erwine auf ihr Lager, nicht ohne sich vorher überzeugt zu haben, daß der geweihte Palmzweig unverrückt an seiner Stelle sei.

„Wenn Du Deinen Schwur brichst, werde ich kommen und Dich tödten —“ die Worte fausten ihr in den Ohren, als hätte sie Brunnos Stimme eben geröchelt. Hatte sie ihren Schwur bereits gebrochen? Nein, nein! Trotz des Priesters Wort nicht. Sie hatte sich Kurt noch nicht zu eigen gegeben. Erbarmen! Sie wollte ihm auch nicht angehören, sie wollte sich ihm entziehen — ihre Gedanken verwirrten sich — Kurt's glühendes Gesicht tauchte vor ihr auf — nicht hier, nur nicht hier in der Nähe von Bruno — weit fort — wo er keine Macht hatte —

In wildem Tanz wechselten die Bilder vor ihrer geängstigten Seele: die Todesnacht, das Sterben der Alten, Kurt's stürmisches Drängen, ihr Wiener Heim und dann wieder Drohung und Schwur.

Zuletzt mußte sie doch in eine Art Halbschlaf verfallen sein, denn als sie die Augen wieder aufschlug, war die Ampel erloschen und nur das fahle Licht des Mondes sah durch die weiten Bogenfenster. Grünliche Helle lag auf dem weiten Gemach, gespenstisch lauggezogen erschienen alle Gegenstände, bloß die Winkel und Ecken verkrochen sich in dunkle Schatten. Lantlose Stille ringsum — kein Hauch. Erwinens erregte Nerven begannen heftig zu zittern, ihr Herz pochte.

Da schlug es langsam, gedehnt vom Kirch-
turm. Sie zählte — zwölf Schläge. — Ein
Schaner überflog sie. Und nun — in der
Ferne hente ein Hund auf — dann wie
schleichende Schritte durch den Park — von
der Seite des Reichensteins — ungleich, einer
trat stärker auf als der andere — immer näher
und näher — und jetzt am Thor. Was, win-
selte nun auch Britan? Eine Hand an der
Klinke — sie gab nach und fiel wieder ins
Schloß. Erwine hatte sich im Bette auf-
gerichtet, starr, atemlos, halb wahnjinnig blickte
sie nach der Thür. — Nun war es auf der
Treppe — kein Zweifel, es hinkte, der eine
Fuß schleppte nach — deutlich, deutlich war's
zu hören — nun hielt's auf dem ersten Absatz

still — und jetzt weiter — jetzt war's an der
Thür — sie that sich auf — — —

Mit einem gellenden Schrei warf sich Er-
wine zurück — ihre Hände tasteten nach dem
geweihten Palmzweig, um diesen abwehrend
gegen das Kommende auszustrecken, da sie ihn
nicht losreißen konnte, krampfte sie alle ihre
Finger in die Falten des Vorhangs und zerrte
mit der Kraft der Verzweiflung an ihm. —

Als Kurt und das Gefinde, von Erwinens
Schrei herbeigerufen, das Schlafgemach betraten,
sanden sie sie unter dem herabgestürzten Bett-
himmel begraben — tot — das metallene
Körbchen, das ihn übertrag, hatte ihre rechte
Schläfe getroffen. Ein Ausdruck unneubaren
Grauens lag auf ihren Zügen.

Die Schlüsselblumen.

(Mannlich).

Die gele Marjetänneli!
Die blüet uf de Wies.
Ich gang i zu mim Anneli
Und frog sie: „Annettes!
O lueg, wie's blüet im Garle —
I toll' es länger nit;
I chanu es nit vergwarte,
O Anneli gang mit!“

„Die gele Marjetänneli,
Die blüet gar so bald.
O Heiri,“ said das Anneli,
„Wenn d'Glöckli stöhd im Wald;
Wenn d'Maieglöckli lüte
No will i mit der gu,
Doch nu vor alle Lüte
Und vor em Pfarrer nu.“

Hans M. Grüninger.

¹ gelben Schlüsselblumen. ² dußen, fragen.

Verratene Liebe.

Und sänd' ich sterbend in der Wüste dich,
Ich zwänge dich, noch einmal aufzuschlagen
Dein brechend Aug', und was ich würde sagen,
Wär' nur das eine Wort: ich hasse dich!

Doch wenn das Leben dann verlassen dich,
Ich würde jammern mich auf deine Leiche,
Und küßte tausendmal die Stirn, die bleiche,
Und schuldigte tausendmal: ich liebe dich!

Harry Maync.

Sonnenuntergang.

Auf Baum und Strauch ein goldner Schimmer,
Es wogt der Wald in roter Flut,
Den Berg und seines Schlosses Trümmer
Umglänzt der Sonne Abendglut.

In goldne Strahlen eingeschlossen
Schickt sie den Scheidegruß empor,
Von hellem Purpur übergossen
Erstrahl der Wolken lichter Flor.

In heißer Glut erglänzt die Welle
Und jiltet in dem stillen Fluß,
Wie an des Todes dunkler Schwelle
Ein letzter, heißer Abschiedskuß.

Hugo Hlinke.



Gottfried Keller.

Nach seinen Briefen und Tagebüchern.

IV. Der Student.*)

Es war, schlossen wir unseren letzten Aufsatz, zu Keller's Feil, daß der 29jährige, halb und halb verkommene Dichter die Mittel erhielt, die Heimat zu verlassen und sich an deutschen Hochschulen zu erwerben, was ihn noch immer trotz allen Talents fehlte: eine gründliche Bildung, vor Allem aber jene Eigenschaft, zu der ihn gerade wohl auch sein Reichthum an Talenten verschiedener Art nicht hatte kommen lassen: die Gewöhnung zu steter Arbeit. Erwähnt haben wir auch schon, daß er Heidelberg deshalb wählte, weil er der Ueberzeugung war, daß ein Dramatiker in ihm stecke, und darum vor Allem das Studium der Geschichte für zweckdienlich hielt. Diese Wissenschaft war damals allerdings in der alten Neckarstadt durch Häuffer und Schloffer glänzend vertreten.

Die Reise ging von Birsich über Basel und Straßburg. Dem Münster widmete er einen ganzen Tag. „Es ist ein Tempel auf den andern gebaut, bis in die Wolken,“ berichtet er an einen Züricher Freund. „Oben ist eine Tafel in der Mauer, worin Goethe und seine Studiengenossen in Straßburg ihre Namen hauen ließen. Man spricht dabei immer nur von Goethe, obgleich eine Menge deutscher Notabilitäten, wie Herder, Jung-Stilling und dergl. darunter sind, auch unser wackerer Vater. Es ist etwas Problematisches um die Gesellschaft eines solchen Schlingels wie Goethe ist, man wird von dem ungeschlachten, vordringlichen Herrn allzuleicht verdunkelt, doch auch beleuchtet manchmal. Ich glaube positiv, daß man von Vater noch weniger sprechen würde jetzt, als es geschieht, wenn er sich nicht so viel an Goethe gerieben hätte und wenn dieser nicht eine solche Menge wunderlicher Liebhabereien gehabt hätte.“ Daß Keller in diesem Letzteren dem großen Dichter nicht nachstand, erweisen auch diese Briefe aus der Heidelberger Zeit. Künstler und Studenten sind der Hauptverkehr des gereiften Mannes, weil man unter ihnen seltsame Klänge und „prächtige Ge-

stalten“ finde, auch kneipt er viel und — pumpt bei Schweizer Freunden.

Der abenteuerliche Gedanke einer „türkischen Reise“, dem wir bereits begegnet sind, verließ ihn noch lange nicht, doch hielt er sich trotzdem mit großem Fleiß an das Studium dramaturgischer Schriften und hörte in gleicher Absicht bei Hermann Hettner einige aesthetische Kollegien, wohl auch zu demselben Zwecke, in der Hoffnung, interessante Stoffe zu ergattern, Kriminalrecht bei Mittermaier; von historischen Kollegien, die ihn vor Allem nach Heidelberg gezogen, besuchte er nur das von Häuffer über deutsche Geschichte. Hettner abgerechnet hat keiner dieser Gelehrten nachhaltigen Einfluß auf Keller geübt, wohl aber zwei andere Männer, der Anthropolog Henle und der Philosoph Ludwig Feuerbach.

Wie stark der Eindruck war, den Keller von Henle's Kollegien erhielt, kann man aus dem vierten Bande des „Grünen Heinrich“ ersehen; auch die Briefe erzählen davon. „Ich gewann“, rühmt er diesen Vorträgen nach, „zum ersten Mal ein deutliches Bild des physischen Menschen, ziemlich von der Höhe des jetzigen wissenschaftlichen Standpunkts; besonders das Nervensystem behandelt Henle so geistreich und tief und anregend, daß die gemommenen Einsichten die beste Grundlage oder vielmehr Einleitung zu dem philosophischen Treiben abgeben.“ Ähnlich berichtet er einem anderen Freunde: „Henle's Vortrag, der Form, wie dem Stoffe nach, ist ausgezeichnet, ein wahrer Kunstgenuß, arbeitet übrigens dem Feuerbach bedeutend in die Hände.“ Hievon später, hier zunächst eine Probe davon, zu welchen Studien und Betradungen ihn Henle's Einfluß hinführte. „Ich wohnte“, schreibt er seinem Freunde und Komponisten Wilhelm Baumgartner, „jüngst einer Operation im hiesigen Spital bei. Einem alten Manne, welcher den Arm gebrochen hatte, mußten ein paar Stücke aus dem Ellenbogen gefügt werden. Der Mann wurde, ich

*) Bergl. I. Die Knaben- und Jünglingsjahre S. 17 ff. II. Der Maler S. 48 ff. III. Der Dichter S. 73 ff.

weiß nicht aus welchem Grunde, nicht narkotisiert, so daß er dem ganzen Schmerz ausgesetzt war. Er fing ganz allmählich, wie man ihn in die Kur nahm, an zu klageln und zu stöhnen und ich erwartete ein unartikuliertes wildes Geschrei. Allein, als das Messer bei Seite gelegt und die Säge ergriffen wurde und der Schmerz immer höher stieg bis in's anscheinend Unaushaltbare, da wurde der Mann freilich immer lauter, aber er wandte sich an seinen Gott und gab seine Pein in wohl ausgesprochenen Worten und Ausrufungen kund, welche immer schöner, ausgeprägter und ergreifender wurden, je tiefer die Säge drang; er wurde zuletzt eigentlich beredt und erging sich in den auf-fallendsten Aeußerungen, welche, sowie der Schmerz abnahm, in wehmüthige Betrachtungen übergingen, bis zuletzt Alles verbunden war und er wieder still wurde. Der Mann sah eben nicht intelligent aus, und ich möchte fast behaupten, daß er noch nie in seinem Leben so gut und ausdrucksvoll oder auch nur so klar bewußt gesprochen habe. Ich weiß nicht, ob sich alle Unglückliche, welche höchstem physischem Schmerz unterworfen werden, so benehmen; aber hier wenigstens habe ich gefunden, daß der höchste Schmerz zugleich sich in der schönsten Form äußern kann, was zwar eine alte Geschichte ist, aber für den Hausgebrauch durch eigene Anschauung vortrefflich aufgefrischt wird. Für Deine musikalischen Interessen habe ich bemerkt, daß der Rhythmus in den Schmerzäußerungen dieses Mannes ein durchaus gemessener, fast langsamer und gravitatischer war, aber äußerst fest und nachdrücklich. Wir haben die Stelle mitgetheilt, weil sie, an sich schön und merkwürdig, zugleich ein höchst interessanter und lehrreicher Beleg für die alte Erfahrung ist, daß es nicht so sehr darauf ankommt, was jeder Mensch und nun gar jeder Dichter studiert, sondern wie er es auffaßt. Was hat hier Keller bei einem Besuch im Krankenhaus gelernt! Und warum? Weil er beobachten konnte und zugleich so viel Phantasie und Kombinationskraft des Geistes besaß, um aus dem Einzelsatz allgemeine und auch in höherem, als dem streng thatsächlichen Sinne geltende Schlüsse zu ziehen.

Nur zweierlei störte ihn an dem großen Physiologen: daß er Monarchist und daß er Theist war. „Die Professoren“, berichtet er im Februar 1849 an Baumgartner, „sind doch ein wunderliches Volk. Henke wird nun von hier fortgehen, weil ihm der geheime Hofrat Tiedemann auf der Anatomie in einem Wortwechsel gesagt hat, er sei ein unverschämter Judenbub! Hofrat Henke selbst hat, nachdem er vor wenigen Wochen zu mir und anderen gesagt hatte, er teile durchaus Feuerbach's Grund-sätze, nur nicht sein Auftreten; diejer gleiche Henke

hat letzter Tage in seiner Anthropologie den lieben Gott wiederhergestellt, weil er vermutlich nicht in den Verdacht kommen will, mit dem Demokraten Feuerbach irgend etwas Gemeinsames zu haben. Dieser letztere wird bei täglich lieber, vielleicht auch ein wenig darum, weil er ein Glas Noten nicht verachten thut.“ Sogar mehrere Gläser nicht, ganz wie Keller selbst, aber deshalb hat den Dichter die Bewunderung für den Lehrer und Kneipgenossen doch ungerecht werden lassen. Henke war wahrlich nicht der Mann, binnen wenigen Wochen seine Meinung zu ändern und der große Respekt, den ihm der Dichter sein Leben lang bewahrt hat, ist ein Beweis, daß es sich hier nur eben um ein Mißverständnis gehandelt haben kann.

Seine persönlichen Beziehungen zu Henke waren keine intimen. „Für uns“, schrieb der Gelehrte in sein Tagebuch, als er mit Keller zuerst in Gesellschaft zusammentraf, „war es ziemlich daselbe, ob ein junger, zahmer Bär oder ein Poet mit uns zu Tisch saß; denn außer einigem unartikulierten Gebrumme belamen wir nichts von ihm zu hören.“ Später kam der Dichter ab und zu in Henke's Haus, wo eine junge, schöne Schweizerin niedrigen Standes als Herrin waltete. Es ist wenig bekannt, und wir wollen es daher hier erwähnen, daß Henke's Gattin das Vorbild des „Vorle“ in Auerbach's „Frau Professorin“ war, der schönen Gestalt, die noch heute, leider in verdirbteiferter Verzerrung über die deutschen Bühnen wandelt. Sie hieß Elise Egloff und war eine Schweizerin, aus Gottlieben im Thurgau; Henke lernte sie als Züricher Professor im Hause eines Kollegen, wo sie Dienstmädchen war, kennen, und führte das ebenso schöne, als brave Mädchen, nachdem er es in einer rheinischen Pension etwas hatte ansiblen lassen, als sein Weib heim. Es starb sehr früh; die Ehe war eine überaus glückliche und harmonische gewesen. Darum empfand es Henke mit Recht als eine arge Indiskretion, daß Auerbach die Gestalt, deren trübe Eheschicksale er erfand, doch äußerlich für Jedermann erkennbar seiner Gattin nachgebildet hatte, was der Dichter in seinem überstarken Selbstgefühl gar nicht begriff; er hielt's für eine Ehre, die er dem Hause, dessen Gastfreundschaft er genoßen, angethan! Da handelte Keller taktvoller; seine herrliche Novelle „Regine“, bei der ihm gleichfalls die schöne Landsmännin vorschwebte, ist, obwohl ihn der Stoff bereits in Heidelberg anzog, doch erst Jahrzehnte später (im „Zimgebüch“) erschienen.

Mit Ludwig Feuerbach stand der Dichter, wie bereits erwähnt, ungleich intimer, auch war der Einfluß des Philosophen an ihn noch weitaus größer, als der des Physiologen, ja dieser Einfluß hat sein ganzes Verhältnis zu den höchsten Fragen

gewandelt und bestimmt. Das geht aus den Briefen jener Jahre deutlich hervor. „Für die poetische Thätigkeit“, berichtet Keller im Februar 1849, „glaube ich neue Ausichten und Grundlagen gewonnen zu haben, denn erst jetzt fange ich an, Natur und Mensch so recht zu packen und zu fühlen, und wenn Feuerbach weiter nichts gethan hätte, als daß er uns von der Unpoesie der spekulativen Theologie und Philosophie erlöste, so wäre das schon ungeheuer viel. Uebrigens bin ich noch mitten im Prozesse begriffen und fange bereits an, vieles für meine Individualität so auf meine Weise zu verarbeiten. Komisch ist es, daß ich kurz vor meiner Abreise aus der Schweiz noch über Feuerbach den Stab gebrochen hatte als ein oberflächlicher und unwissender Leser und Publikum; so bin ich recht aus einem Saulus ein Paulus geworden. Indessen kann ich doch für die Zukunft noch nichts versprechen; es bleibt mir noch zu vieles durchzuarbeiten übrig; aber ich bin froh, endlich eine bestimmte und energische philosophische Anschauung zu haben.“ Noch ungleich wärmer bekennt der Dichter die Bewunderung für Feuerbach in einem anderen Schreiben aus derselben Zeit. Der Gelehrte sei derzeit „die weitans wichtigste historische Person in der Philosophie . . . So viel steht fest: ich werde tabula rasa machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachsigen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und verträgt weder einen absoluten noch einen konstitutionellen Gott (Nationalisten). Ich kann einstweilen diesem Aufruhr nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, daß meine Welt sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist — lehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfang, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann Dich versichern, daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird. Dies Alles hat sich in der Wirklichkeit nicht so leicht gemacht, als es hier aussieht. Ich ließ mir nur Schritt für Schritt das Terrain abgewinnen. Ich übte im Anfange sogar eine Kritik aus über Feuerbachs Vorlesungen. Obgleich ich den Scharfsinn seiner Gedanken zugab, führte ich doch stets eine Parallele eigener Gedanken mit, ich glaubte im Anfange nur kleine Stifte und Jedem anders drücken zu

können, um seine ganze Maschinerie für mich selber zu gebrauchen. Das hörte aber mit der fünften oder sechsten Stunde allmählich auf, und endlich fing ich an, selbst für ihn zu arbeiten. Einwürfe, die ich hegte, wurden richtig von ihm selbst aufs Tapet gebracht und oft auf eine Weise beseitigt, wie ich es voraussahend schon selbst halb und halb gethan hatte. Ich habe aber auch noch keinen Menschen gesehen, der so frei von allem Schulstaub, von allem Schrittdünkel wäre, wie dieser Feuerbach. Er hat nichts als die Natur und wieder die Natur; er ergreift sie mit allen seinen Fibern in ihrer ganzen Tiefe und läßt sich weder von Gott noch Teufel aus ihr herausreißen. Für mich ist die Hauptfrage die: wird die Welt, wird das Leben profaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muß ich des bestimmtesten antworten: nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender, sinnlicher. — Das Weitere muß ich der Zukunft überlassen, denn ich werde nie ein Fanatiker sein und die geheimnisvolle schöne Welt zu allem Möglichen fähig halten, wenn es mir irgend plausibel wird.“ Kein denkender Leser wird uns schelten, daß wir ihm die Aeußerung in ihrem vollen Wortlaut mitgeteilt haben; sie gehört zu den ehrlichsten Selbstbekenntnissen, die wir in unserer Litteratur über diese Fragen haben. Daß Keller später zu anderen Anschauungen gelangte, ändert nichts an ihrer Bedeutungsamkeit.

Rechnet man zu den physiologischen und philosophischen Studien noch die ästhetischen bei Fetterner, die historischen bei Häuffer, die kriminalistischen bei Mittermaier hinzu, so ergibt sich das Bild einer so angestregten Thätigkeit, wie man sie dem Manneder in Zürich Monate lang, ja halbe Jahre lang nicht an den Schreibtisch zu bringen gewesen, kaum zugetraut hätte. Freilich wird der Pedant das rechte System vernüßigen; der Menschenkenner, der für die Individualität des nun 30jährigen Dichters einen Blick hat, wird sich darüber keine Sorgen machen, im Gegenteil begreifen, daß bei diesem Manne eine andere Art des Studiums kaum möglich war, als daß er eben das anfaßte, was ihn interessierte, es in seiner Art verarbeitet, hingegen alles andere bei Seite schob. Zu diesem Sinne hat Keller die Bedeutung, welche die drei Heidelberger Semester für ihn gehabt, von Anbeginn richtig begriffen und abgeschätzt. „Ich habe keine Lust“, schreibt er bereits nach wenigen Wochen, „jetzt schon schriftlich eine Art von Rechenschaft abzulegen. Nur so viel: wenn es nicht thöricht wäre, den geistigen Entwicklungsgang bereuen und nicht begreifen zu wollen, so würde ich tief beklagen, daß ich nicht schon vor Jahren auf ein geregelteres Denken und größere geistige Thätigkeit geführt und so vor vielem ge-

dankenlosen Geschwäre bewahrt worden bin.“ Einige Monate später: „Wäre ich gleich vor drei oder vier Jahren, als ich die ersten Gedichte drucken ließ, hinausgekommen, so wäre ich jetzt wahrscheinlich innerlich wie äußerlich ein anderer Mensch; denn für einen Poeten ist die Schweiz ein Holzboden!“ Dann wieder nach einigen Monaten: „Ich habe hier ein seltsames Jahr verlebt. Ich kann eben nicht sagen, daß ich sehr gelehrt worden bin; aber das wenige, was ich gelernt habe, hat so gut in die äußeren Erfahrungen eingegriffen, so viel Inneres mir aufgeschlossen, ich habe mein Selbst, welches in allerlei kleinen Passionen und Dingen von eitlem Geschmack anfangen wollte zu verschwimmen, herausgerettet und so zu sagen neuentdeckt und hergestellt, während ich doch meiner Natur nach der Alte geblieben bin; ich habe endlich meine sonderbare Jugend so rund abgeschlossen, daß ich dies Jahr nicht zu meinen schlechtesten zähle. Das klingt alles sehr pathetisch; aber die Ausdrücke sind auch meinen kleinen Zuständen insofern angemessen, als mir das Zurechtfinden bisher sehr schwer geworden ist.“

Es waren innerlich fruchtbare anderthalb Jahre und die Klärung seines Wesens eine ungeweine; das wird uns auch klar, wenn wir seine Heidelberger Herzens-Erlebnisse mit der kuriosen Leidenschaft vergleichen, die er in Zürich für Luise Rieter begehrt (S. 79). Das Mädchen, dem er am Neckar seine Neigung zuwandte, hieß Johanna Kapp und war die Tochter eines radikalen Politikers, der seiner Gesinnung wegen seine Professur eingebüßt. Johanna, die auch einem anderen Dichter — Hoffmann von Fallersleben — sehr teuer war, soll nicht schön, aber von hoher, iippiger Gestalt, hochgepannten Temperaments und von reicher künstlerischer Begabung gewesen sein. Sie interessierte sich für den Schweizer Poeten, der ihr huldigte, so gut er's vermochte; seit sie seine Stützenbücher gesehen, seine Gedichte gelesen, schätzte sie seine Begabung sehr hoch, suchte seinen Verkehr, ließ ihn ihre eigenen Gedichte lesen. Das ihr nur Bedürfnis nach geistiger Anregung und Sympathie für den Dichter war, deutete Keller als Erwiderung seiner eigenen Empfindung, die täglich mehr zu einer heißen Liebe geworden. Nach einem frühlichen Weinlesefest gestand er ihr seine Liebe, sie erwiderte, daß ihr Herz nicht mehr frei sei. Gleichwohl schrieb er ihr nun einen langen, leidenschaftlichen Brief; er ist leider nicht erhalten —, hingegen vermag Bächtold die Antwort Johanna's mitzutheilen. Einige Stellen daraus seien hier mitgeteilt:

„Lieber, lieber Freund“, schreibt sie ihm am 7. November 1849, „ich bin so tief erschüttert, daß ich kaum weiß, wie ich Ihnen schreiben soll, und

doch drängt's mich dazu Ihr lieber Brief hat mich furchtbar traurig gemacht, obgleich Sie mir's verbieten. Ich möchte Ihnen danken und thü's auch aus vollem Herzen; aber es kommt mir schrecklich traurig vor, daß ich so viel Unheil anrichte. . . In den letzten Tagen hab' ich wohl gefühlt, daß Sie mich gern hatten, aber ich hielt es für eine schöne menschliche Teilnahme und hatte mich auch gefürchtet, etwas mehr zu glauben. Nun aber liegt der Reichtum Ihres schönen Herzens plötzlich vor mir in neuem Glanze und ich hab' tief aufseuzen müssen. . . Ich habe Ihnen schon gestern gesagt, daß ich ebenso glücklich wie unglücklich, weil ich getrennt bin, aber geliebt! . . . Es ist allerdings ein tief tragisches Glück. . . Sie haben in Ihrem schönen Brief den geliebten Namen selbst ausgesprochen. Der Mann, der Ihrem Kopfe ward, was Ihr edles Herz in mir fand, dieser herrliche Mann ist es. . . Wie verwirrt dieses tragische Verhältnis ist, können Sie aber nicht ahnen; doch glaub' ich noch an eine Möglichkeit, die aber mit saurem Kampf errungen werden muß und nach meinem Gefühle die einzige Veröhnung wäre für das herbe Leid, darunter viele leiden, am meisten die arme, edle Frau, deren Glück ich zerstören mußte. Erstarrten Sie nicht ob den Untiefen, die das Leben hinter anscheinend glücklichen Verhältnissen birgt, verkennen Sie weder mich noch ihn! Wo Sie nicht Alles begreifen, glauben Sie das Gute doch, und lassen Sie mich für immer glauben, daß Sie nie irre an mir werden! Mein Herz ist unwandelbar; aber es ist nicht bloß dem Geliebten treu, es bewahrt auch seinen Freunden eine wahre Zuneigung mit Innigkeit. Ich werde Sie nie vergessen. Die höchste Gabe, die der Mann einem Weibe bieten kann, ist seine Liebe und für dies Geschenk muß ich Ihnen danken, so traurig mich's auch macht. Ich hab' Sie wirklich lieb und glaube Sie zu verstehen in der tiefen Zuneigung Ihres Wesens. Ich weiß, was Sie sind, und darum brauchen Sie mir nicht erst zu geloben, etwas Rechtens werden zu wollen.“

Wie ein feineres Ohr aus diesem Brief neben edlen Stimmen auch die der Eitelkeit herausgehört wird, so auch aus einem Gedicht, das Johanna beilegt, und dessen zweite und vierte Strophe hier folgen mögen:

„Mir ist, ich set verwünscht
Nehu armer Leib verkauft,
Ich könnte nimmer finden
Die Auß', die ich gesucht,

Dem wer mir Liebe biets,
Der set dem Gram verfallen
Und müßte ohne Frieden
Wie ich durch's Leben wallen!“

Der Dichter aber klagte, nachdem er diesen Brief erhalten:

„Die Traube schwoll so frisch und blaut,
Und ich nahm froh und freudig
Aus ihrer Hand den jungen Traut —
Und als die letzte Traube faul,
Da war der Traum vorbei.“

Mit Johanna ist auch das Lied gerichtet, das mit den Versen:

„Ich fühle wohl, warum ich Dich,
O teures Weib, so sehr geliebt,“

beginnt und mit der Strophe schließt:

„Und besser ging ich als ich kam,
Von reinem Feuer neugetaut,
Und hätte meinen reichen Gram
Nicht um ein reiches Glüd verkauft.“

Äußerlich spann sich der Verkehr scheinbar ohne Aenderung fort. Sie machten gemeinsame Spaziergänge, wie zuvor; es sei ihr „heimlich“ (heimelig), schreibt Johanna, „wenn ich mit Ihnen auf die Berge gehe und wir wie alte, langjährige Freunde rüchhaltlos zusammen sprechen . . . Sie sind ein Mann.“ Doch verließ sie schon wenige Wochen später das Elternhaus, um sich in München der Malerei zu widmen. „Denken Sie nicht bloß traurig an mich!“ rief sie ihm beim Scheiden zu. „Wenn's mir auch nie gut gehen wird, kann's mir doch besser gehen. Weiben auch Sie mir gut, unter allen Lebensverhältnissen! Wer so reich an Liebe ist wie Sie, muß das finden, was er begehrt, muß geliebt werden.“ Er aber griff darauf zur Feder und schrieb einen herrlichen Brief an sie, der freilich nie abgefenbet worden ist. Einige Stellen seien daraus mitgeteilt:

„ . . . Meine Jugend ist nun vorüber und mit ihr wird auch das Bedürfnis nach einem jugendlich poetischen Glück schwinden; vielleicht, wenn es mir in der Welt sonst gut geht, werde ich auch ein fröhlicher Mensch, der diesen oder jenen Winter schwank aufsführt. Mein Herz aber einem liebenden Weibe noch als baare Münze anzubieten, dazu, dünkt mich, habe ich es nun schon zu sehr ab-

gebraucht und werde es noch ferner abbrauchen bis es nur von Ihnen frei ist. Und was sollte ich auch mit den heiligen und süßen Erinnerungen anfangen! Müßte ich nicht jeden traurigen oder glücklichen Moment, welchen ich früher verlebte, wie etwas Gestohlenen verbergen und verschweigen? Es wäre mir ganz ärgerlich, zu denken, daß ich z. B. die letzte Nacht umsonst so traurig gewesen wäre und sie ganz aus meinem Gedächtnisse vertilgen müßte. Ich hatte ganz fest geschlafen bis gegen Morgen. Aber um halb drei Uhr erwachte ich, wie wenn ich selbst vertreiben müßte. Während ich munter wurde, kam es mir nach und nach in den Sinn, warum es sich handelte. Ich ging an's Fenster und sah jenseits des Neckars Licht in Ihrem Zimmer; es strahlte hell und still durch die helle Winternacht und spiegelte sich so schön im Fluße, wie ich es noch nie gesehen. Obgleich vom Schlaf keine Rede mehr war, so hätte ich doch um keinen Preis ein Licht angezündet, aus Furcht, Sie möchten es bemerken; und ich mochte Ihnen mein armseliges Bild nicht noch ausdrängen bei Ihrer sonstigen Aufregung. Nach einiger Zeit glaubte ich einen Wagen hinausfahren zu hören, und bald darauf rollte er zurück über die Brücke. Jetzt geht sie, dachte ich, drückte mein Gesicht in die Kissen und führte mich so schlecht auf, wie ein Kind, dem man ein Stück Zuckerbrot genommen hat . . .“

Er hat Johanna nie wiedergesehen. Als und zu schrieben sie einander noch, bis auch dieser Verkehr endete, Jahre bevor sich das Schicksal der Unglücklichen erfüllte. Sie verfiel in Wahnsinn; erst 1882 hat der Tod die einstige Geliebte Ludwig Feuerbach's erlöst . . .

Die Lieder an Johanna und einige andere lyrische Stücke sind fast die einzige Auebeute jener Heidelberger Jahre. Der „Grüne Heinrich“ gedieh nicht vorwärts, ein Drama „Therese“ kam gleichfalls nicht über die besten Scenen hinaus. Gleichwohl durfte sich Kester sagen, daß er seine Zeit gut angewendet, als er, Ende April 1850, Heidelberg verließ, um sich nach Berlin zu wenden.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

* Dreißig Jahre aus dem Leben eines Journalisten. Erinnerungen und Aufzeichnungen. II. Band, 1868—1873. Wien. Alfred Holder. 1895.

Paraden, Beatrice. Schiffe, die sich nachts begegnen. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Luise Niemeier. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.

* Amicis, Edmondo de. Eine Schultraagödie. Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Emmy Becker. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.

Morgenstern, Christian. In Schantz's Schloss. Ein Gyllens humoristisch-phantastischer Dichtungen. Berlin. Richard Haendler. 1895.

Tolstoj, Graf Alexei K. Gedichte. Im Versmaasse der Ulrichs von Friedrich Fiedler. Leipzig. Philipp Reclam jun. o. J.

Sou-Ed, Ida. Vrenschén, Hermine von und Teismann, Konrad. Nina. Drei Novellen. Dresden und Leipzig. Carl Neuberger. 1895.

* Ein. Erzählung. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Natalie Kämelin. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.

Rebigkeit unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist unterlagt und wird strengsrichtlich verfolgt. — Verlag von S. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Pag & Carl in Berlin.



Am ein Grab.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

„Warum?“ rief die Mutter. „Wenn Du es wissen willst, brauchst Du mich doch nur zu fragen, es ist kein Geheimniß. Du weißt doch, warum Paterški mit Deinem Vater böse ist? Dieses häßlichen Tölpels wegen! Aber wir können doch feinnetwegen nicht um's Brod kommen und haben daher mit dem Polen wieder angeknüpft. Das weißt Du ja auch, oder warst Du nicht dabei, wie sein Großnecht, der Martin, gestern hier war? Nun also, bis der neue Vertrag geschlossen ist, paßt es uns nicht, daß der Zanko herkommt. Wir müssen den Polen bei guter Kanne erhalten — verstehst Du?“

„Ja,“ sagte das Mädchen zögernd und seufzte unwillkürlich auf.

„Warum seufzest Du?“ fragte Chane scharf, und wiederholte die Worte fast schreiend, als das Mädchen nicht sofort erwiderte. Der furchtbare Gedanke, der ihr vorhin gekommen, übermaunte sie wieder, daß sie alle Selbstbeherrschung verlor.

„So fahr' mich doch nicht gleich so an!“ erwiderte das Mädchen weinerlich. „Ich weiß, Du kannst ihn nicht leiden, aber ich — ich hab' ihn gern. Der arme Kerl hat ja sonst keinen Menschen im Dorf . . . es wird ihm gewiß sehr hart sein, daß er nun auch nicht mehr zu uns kommen darf . . . und da thut er mir eben leid . . .“

Chane atmete auf. Es war der Ton kindlichen Schmolens, mit dem sich das Mädchen stets gegen ungerechte Schelte zur Wehre setzte. Und wie sie so, unsicher nach der Mutter hinschielend, mit abwärts gezogenen Mundwinkeln da stand, gleich sie auch ganz einem Kinde . . . Klein, Gottlob, das Furchtbare, vor dem die Frau zitterte, lag diesem unschuldigen Herzen fern, himmelfern . . .

„Und wir thäten Dir nicht leid, wenn uns Paterški weggagen würde?“ fragte sie. „Uebrigens — sobald wir mit dem Polen einen neuen Vertrag geschlossen haben, kann ja der Tölpel wieder kommen . . . Meinnetwegen, aber wie ich über diese Freundschaft denke, weißt Du ja . . .“

Sie hielt es für gut, damit das Gespräch zu beenden, und verließ die Küche. Nachdem sie gegangen war, blieb es eine Weile still. Die Kasia that, als ob sie ein Schluchzen mit aller Kraft unterdrücke, und weil sie sich viel Mühe damit gab, so that ihr das gutmütige Mädchen den Gefallen und fragte endlich:

„Was hast Du nur?“

„Was ich habe?“ stöhnte die Wäjägerin, freilich zunächst noch, trotz heftigen Zwinckens, mit trockenen Augen. „Zuerst quälst Du das Geheimniß aus mir heraus . . . und dann stellst Du mich als Schwägerin hin . . . Ich eine Schwägerin . . . oh!“

Und nun hatte sie endlich wahrhaftig Thränen in den Augen.

„Wenn's nichts weiter ist,“ sagte das Mädchen lachend. „An dies Unrecht könntest Du gewöhnt sein!“

„Ich bin aber keine Schwägerin!“ rief die Kasia. „In wichtigen Sachen kann ich schweigen, wie — wie —“ Aber nun fiel ihr kein Vergleich mehr ein, der einen so hohen Grad von Verschwiegenheit würdig verbildlicht hätte, und darum erstarb der Schluß des Satzes in heftigem Schluchzen.

„Aber wie hätte ich wissen sollen, daß Du es nicht erfahren darfst?“ fuhr sie dann mit merkwürdig rasch gewonnener Fassung und ohne alles Zittern der Stimme fort. „Warum

hat mir Deine Mutter den wahren Grund verschwiegen?! Jetzt weiß ich ihn!"

Und sie hielt mit triumphierendem Lächeln die Blechschüssel, in der die Weißbische für den Abend angerichtet werden sollten, an's Licht, ob sich noch irgendwo ein Fleckchen finde, und zwinkerte dabei das Mädchen von der Seite an.

„Was meinst Du damit?“ fragte Miriam.

„Oh, das sag' ich nicht! . . . Du sollst erfahren, daß die Schwägerin auch schweigen kann . . . Ich aber rede nur, was ich beantworten kann . . . Wenn man mich zu täuschen sucht, so kann ich nichts dafür, wenn ich Unheil anrichte . . . Und hier“ — sie begann wieder zu schluchzen und die Lider gingen blitzschnell auf und nieder — „ist ja auch das Unheil hoffentlich nicht gar zu groß. Du bist klug, Du wirst Dich fassen . . .“

Miriam stand starr vor Staunen.

„Fassen? — worüber?!“

„Verstellst Du Dich auch, wie Deine Mutter?“ stieß die Magd schmerzvoll hervor. „Warum wollt Ihr mir verbergen, was vorgeht, zuerst sie, dann Du?! . . . Ihr kann ich es noch verzeihen — da war wirklich eine Gefahr — aber Du, warum mißtraust Du mir?! Du hast doch sonst Niemand, mit dem Du darüber reden kannst! . . . Ist das der Lohn für meine Treue?!“ Die Worte sprudelten immer heftiger hervor. „Wer hat Dich einst immer beschützt, wer mit Dir gespielt? Ich habe Dich auf den Händen getragen, ehe Du noch geboren warst!“

Miriam lachte laut auf.

„Das doch nicht!“ rief sie. „Aber es ist ebenso vernünftig, wie alles Andere, was Du heute redest. Was meinst Du eigentlich?“

„Was ich meine!“ rief Kasia und stemmte die Arme in die Hüften. „Daß Du mit dem alten Juden verlobt bist, ohne es zu wissen! Daß es Dir Deine Eltern verschwiegen, weil sie wissen, daß Dir der Zanko lieb ist, und daß Du darum den Alten nicht wirst nehmen wollen! Das meine ich! . . . Aber Du wirst es deshalb doch thun,“ fuhr sie plötzlich flehenden Tones fort, „obwohl ich es Dir leider ohne meine Schuld verrathen habe . . . Ohne meine Schuld, denn wie hätt' ich so was ahnen sollen? Erst wie Du vorhin so rot geworden bist, hab' ich's erkannt! . . . Du wirst den alten David heiraten, denn er lebt ja keine

drei Monate mehr und dann bist Du eine junge, reiche Wittwe und kannst Dein Leben genießen . . . Und was willst Du mit dem Zanko? Er ist ja wirklich ein häßlicher Tölpel! — Deine Mutter hat Unrecht gehabt, mir den wahren Grund zu verschweigen, warum ich Dir Deine Verlobung nicht erzählen soll, aber wenn sie ihn so nennt, hat sie recht! . . . Ich bitte Dich, Miriam,“ schloß sie und hob beschwörend die Hände empor und die Thränen, die ihr nun die kleinen, gelblichen Augen füllten, brauchte sie nicht erst mühsam emporzupumpen, „nimm den alten Juden — denn sonst jagt mich ja Deine Mutter davon!“

Das junge Mädchen ließ den Wortschwall stumm über sich ergehen; die Augen wurden immer starrer vor Staunen und die Blut der Wangen immer flammender, aber sie regte sich nicht. Dann aber warf sie plötzlich die Arme in die Luft und begann zu lachen — zu lachen; jedes Grübchen im runden Gesicht und die Augen und jedes Härchen und jeder Muskel am jungen kraftstrotzenden Körper lachte mit. Das wahrte minutenlang; immer von neuem brachen die hellen, rollenden Laute, wie das Gurren einer Taube, aus ihrer Kehle, bis ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen. Und das erste Wort, das sie fand, war:

„Kasia! Du bist zu dumm!“

„Dumm? . . . Ich? . . . Was meine Augen gesehen haben, lasse ich mir nicht abstreiten. . . . Du wirst rot, so oft man den Zanko nur nennt!“

„Dann müßt' ich alle Tag' vom Morgen bis zum Abend ansehen wie ein gestotterer Krebs“, erwiderte sie lustig. „Nein! Ich habe die Liebe' zum Zanko nicht, wie Ihr sagt. Gern hab' ich ihn und bin an ihn gewöhnt — das ist alles! In solchen Sachen bin ich noch zu jung, hab' ich Dir schon gesagt — und dann, eine Jüdin bekommt die Liebe' niemals, niemals, Kasia, merk' Dir das . . . Und was Du von dem Alten' sagst, ist auch Unsinn — wer soll's denn sein?“

Kasia nannte den Namen.

Wieder schrie Miriam hell auf. „Der! Ich könnt' ja seine Urentelin sein!“ Und abermals lachte und lachte sie, daß sie sich auf einen Stuhl werfen mußte, weil ihr der Athem stockte.

Die Magd hatte sich gekränkt abgewendet.

„Lache nur“, murmelte sie, mich täuscht niemand . . . Und ich bring's noch aus Euch heraus, ich bring's heraus!“

Zur selben Stunde, wo sein blühendes Kind so fröhlich war, mußte der Kleine wieder einmal einen schmerzlichen Augenblick durchleben. Als er am Gutschof vorüberging, trat eben der Zanfo heraus. Der Zanfo wollte mit kurzem Gruß vorbei — die Sonne sank, bald sollte der Sabbat einziehen, und was hatten sie auch noch einander zu sagen! — aber der Bauer hielt ihn an.

„Höre, Leibko“, sagte er, „ist der Pöte plötzlich verrückt geworden?! Läßt mich heut' Mittags durch seinen Martin bitten, zu ihm zu kommen: er hät' was Wichtiges für mich. Ich will anfangs nicht, aber der Martin sagt: „Stoße Dein Glück nicht hinweg!“ und: „Wenn Du nicht kommst, so muß ich's hüßen!“ und so geh' ich hin. Zwei Stunden hat er mich gequält und mir immer von neuem Banknoten auf den Tisch hingezählt — hundert oder zweihundert oder fünfhundert Gulden — was weiß ich?! Ich hab' gar nicht hingesehen, sondern nur immer „Mein!“ gesagt. Rämlich — meinen Obstgarten will er plötzlich haben. Verflucht — was?!“

„Fünfhundert Gulden?“ fragte der Zanfo staunend. „Dann hättest Du an Ende —“

„Mein!“ sagte der Bauer trotzig und in den düsternen Augen leuchtete es unheimlich auf. „Mein Fußbreit von meinem Boden soll einem Anderen gehören und kein Haar von meinem Mädchen!“

Leib wandte sich ab.

„Dasselbe Bette oder dasselbe Grab!“ sagte der Bauer dumpf. „Ich sag's Dir nochmals, es soll nicht meine Schuld sein, wenn Du nicht dran glaubst.“ Und er ging raschen Schrittes davon.

In der Haltung, an die ihn sein ganzes Dasein und nun gar diese letzten, bewegtesten Tage seines Lebens gewöhnt, tief gesenkten Hauptes schlich Leib heim.

Die Schänktube war dunkel und leer, wie alle solche Stuben in der Dämmerstunde des Freitag, soweit jüdische Schänkwirte haften und slavische Bauern Geld und Kraft im Schnaps vergeuden. Sech's Tage der Woche ist der Zanfo für den Bauer da und von Gott dazu geschaffen, damit der Bauer jemand

habe, an dem er seinen Wig üben und seinen Spaß haben kann, aber vom Freitag Abend bis in die Dämmerstunde des Sonnabend hinein gehört der Zanfo — nicht etwa sich selbst, das würde der Bauer nie begreifen, geschweige denn respektieren — aber seinem Gotte. Und darnun darf man ihn nicht für sich in Anspruch nehmen. Am Sabbat kann die „Goje“ den Gast bedienen; aber zu Eingang des Anhetags braucht sie der Zanfo zur Betretung der Lichter und für ähnliche Verrichtungen, und darnun betritt kein Bauer um diese Stunde eine Schänke, selbst der durstigste und roheste nicht. Es ist ja nach seiner Meinung wahrlich nicht der redhte Gott, dem diese Stunde geweiht ist, aber doch immerhin „auch ein Gott, der alte Herr Vater von unserem Herrgott“ — und darnun bleibt er weg. Und aus dem gleichen Grunde hütet sich der Bauer, in die erleuchtete Stube zu blicken, wenn die Hausmutter die Lichter segnet, und dann, wenn der Hausvater die Mahlzeit durch Gebete weiht. Denn er fürchtet, daß er dann vielleicht darüber lachen müßte, und das will er nicht: man darf es auch mit dem „alten Herrn“ nicht verderben . . .

Wenn der Kleine sonst um diese Stunde sich durch das halbdunkle Schänkzimmer durchgetastet und die Thüre des hell erleuchteten Wohnstübchens geöffnet, dann sank ihm bei dem Anblick von Weib und Kind, die ihr bestes Gewand angethan und ihn mit dem „Gut' Woch!“ begrüßten, alle Last des Kummers von der Brust. Und kam er, noch ehe sie zur Stelle waren, dann übten die Talgkerzen in den beiden dreiarmligen Zinkleuchtern und das weiße Linnen auf dem Tische dieselbe Wirkung auf sein Gemüt. Anders diesmal. Er fand die Beiden seiner harrend; Chaue nickte ihm fremdblickig zu und sein Kind eilte ihm liebevoll entgegen, aber sein Herz blieb schwer. Mit unflorten Augen sah er zu, wie sein Weib die welken Hände über den Lichtern erhob und die walten Segensworte darüber sprach, und als nun seine Tochter gebeugten Hauptes auf ihn zutrat, damit er sie segne, da zitterten ihm Herz und Hände und während er mit der Rechten den geliebten Scheitel berührte, stürzten ihm die Thränen über die Wangen. . . . Ach, war sein Segen stark genug, sie zu schützen?! . . .

Erst als er zu beten begann, stillte sich wieder sein Gemüth . . . „Gott, Du Allmächtiger, Du Lebender und ewig Dauernder, Du waltest über uns immerdar!“ Je weiter er kam, desto mehr Kraft und Trost quoll ihm aus den liebetrauten Worten und mancher Satz, den er sonst nicht mehr beachtet, als andere, gewann nun für ihn eine Bedeutung, als wäre er eigens für ihn geschrieben. „Laß mich demüthig sein gegen Alle und meine Seele Deinen Geboten nachstreben. Zerstreue Du den Anschlag derer, die Böses gegen mich sinnen und vereitle ihr Vorhaben! Der Du Frieden stiftest in Deinen Höhen, lasse walten Deinen Frieden über uns!“ . . . Er sprach die Worte noch einmal, und zum dritten Male; sie thaten seiner geängstigten Seele so wohl . . . Gewiß, Er nahm dies Kind in seine Hut! . . . Und als Miriam, nachdem er geschlossen, auf ihn zutrat und ihn zu Tische rief, da legte er ihr nochmals die Hand auf's Haupt, und diesmal zitterte diese Hand nicht mehr; sein Segen war nicht stark genug, aber sie stand in besserer Hut . . .

Während am nächsten Vormittag die Drei in der Wohnstube saßen und beteten, füllte sich, wie an jedem Sonnabend, die Schänke mit Gästen. Das war in Winkowze nächst dem Sonntag der beste Geschäftstag für den Wirth, und zwar aus zwei Gründen. Einmal deshalb, weil viele Hausväter des Dorfes gründliche Leute waren, die geru die beiden Zwecke des Sonntags voll erfüllten. Der Tag ist zur Erbauung und zur Erholung bestimmt, aber ist es nicht eitel Stückwerk, wenn man diesen Zwecken eben nur dadurch entspricht, daß man des Vormittags zur Kirche geht und dann vom Mittag bis in die Nacht hinein trinkt, so lange die Hand das Glas zum Munde führen kann?! Mindestens der Erholung sollte ein ganzer Tag gewidmet sein, und darum beginnen viele am Sonnabend, so daß es anderthalb Tage werden, und bei einigen, besonders gewissenhaften Menschen werden's gar dritthalb, weil sie auch noch am Montag in der Schänke liegen. Ferner aber waltete am Sonnabend die Kasia in der Stube und welchen Zauber ihre Unterhaltungsgabe übte, ist bereits gesagt.

Nie jedoch hatte sich diese Gabe so glänzend bewährt, wie an diesem Sonnabend. Schon

daß die „Komissija“, die den Weg für das „eiserne Pferd“ abstecken sollte, bereits am nächsten Dienstag zu erwarten war, bedeutete allen eine wichtige Neuigkeit. Aber allzuviel wurde darüber nicht mehr geredet; man war sich über die Sache seit dem Mittwoch Abend einig, wo der Richter von Winkowze, der alte Harasim, aus Haliicz heingekehrt war. Und dieser würdige Greis gab denn auch heute der allgemeinen Ueberzeugung Ausdruck, indem er nun sagte: „Wollen uns die Schreiber wirklich mit dem Unsiun kommen, daß wir den Boden billig abgeben, so antworten wir einfach: „Bitte, leget den Weg durch ein anderes Dorf! Wir sind bisher in Winkowze ohne stinkende Teufel, die in eiserne Käfige eingesperrt sind, ansgekommen und werden auch künftig ohne sie gesund bleiben. Oder laffet das Pferd über unser Dorf weg durch die Luft saufen — auf eine Zauberei mehr oder weniger kann es Euch doch nicht ankommen! Ja, so will ich für unser Dorf antworten und Ihr rufet: „Der Richter hat Recht!“ und dann — gebt Acht, Ihr Leute, dann kommen sie mit den Gulden herausgerückt. Ja! Ja!“ Er sagte es ruhig und heiter, weil er noch kaum beim zweiten Gläschen war; seine wehmüthige Stimmung fing erst bei dem zwanzigsten an.

„So wollen wir's machen!“ riefen Alle und nur der dicke Schmied meinte: „Ich will nicht dagegen sein, weil ich treu zum Dorfe stehe. Aber ich kann nur wiederholen: Zu welchem Preis ich den Grund neben meinem Hanse abtrete, kann mir gleich sein. Je billiger sie mir den Grund berechnen, um so theurer berechne ich ihnen meine Arbeit. Ja, wir in Winkowze sind noch lang so klug, wie die Haliicz'er Schreiber!“

Die Scheherezade von Winkowze verstand sich auf ihre Kunst. Erst nachdem diese Neuigkeit gründlich abgethan war, ließ sie ihre zweite und ungleich pikantere folgen. Aber als ehrliches Weib, das seine Schwüre zu halten pflegte, schwazte sie auch beileibe nichts aus, sonderu fragte nur. Da trat sie also an den Tisch, an dem die beiden gewichtigsten Männer des Dorfes saßen: Harasim, der Richter, und Onufrij der Schmied, und warf leichtthin, aber mit einem geheimnißvollen Lächeln, das sofort Befonderes erwarten ließ, hin:

„Wer, meint Ihr wohl, soll sich diese Woche in Galicz verlobt haben?“

„Nun?“

„Nein! Rathet! Von wem würdet Ihr wohl am wenigsten glauben, daß er noch auf solche Gedanken kommt?“

Sie ergriff das leere Glas des Richters und ging hinter die Barre, es zu füllen. Und zwar ging sie sehr langsam und brauchte auch zum Füllen viel Zeit. Darum konnten die Weiden ihre Vermutungen austauschen. Gewiß war eben zunächst nur eins: es war gewiß ein sehr altes Männlein oder Weiblein.

Als Kasja zum zweiten Male gekommen und gegangen war, wußten sie, daß es ein Mann sei, und beim dritten Male: ein Jude, beim vierten ein reicher Jude. Aber weiter konnten sie nicht, denn in den Augen der Bauern waren die meisten Juden von Galicz reich. Und als Kasja ihnen dadurch auf die rechte Spur zu helfen suchte, daß sie den Schmied fragte: „Du solltest es doch wissen?!“ da führte dies zunächst zu keinem Ergebnis.

„Ich?“ fragte der Schmied und kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohr. „Der Mosche Erblugel? Aber der hat ja ein Weib! Oder der alte Erisko Dubz? Ist auch verheirathet! Oder der Morthge? Oder der Schmulko! Oder der Zankel?“ Die meisten Juden von Galicz waren seine Gläubiger, und daß ihn David Münzer zuweilen in Nahrung setzte, weil die Fuhrleute des reichen Unternehmers manchmal in der Schmiede die Pferde beschlagen ließen, daran konnte Dunsfrij nicht denken; er dachte überhaupt selten an die Arbeit. Es währte lange, bis die Bauern von Winkowze erfuhren, daß der reiche Greis in der Dampfjäger das glückliche Bräutigam sei.

Und noch länger währte es, bis sie wußten, wer die Erlorene sei, obwohl ihnen Kasja sagte: „Den Namen kann ich Euch nicht nennen, aber ratet einmal, wen Ihr alle kennt!“ Denn daß die Miriam gemeint sein konnte, fiel ihnen gar nicht bei. Und als Dunsfrij endlich auch ihren Namen nannte und Kasja es bestätigte: „Um Himmelswillen, Ihr seid mir alle Zeugen, daß ich's nicht gesagt habe!“ da wollten sie's noch immer nicht glauben. „Unmöglich! — das Kind!“ riefen einige.

„Ein Kind ist sie nun gerade nicht mehr,“ lachte der Schmied und bewies dies durch

einige kräftige Sätze. „Und ich kenn' Einen im Dorf —“

Da hielt er aber auch inne. Das Mahnwort seines Popen kam ihm in den Sinn und lähnte ihm die Zunge.

Um so flinker ließen die anderen die ihren spielen. „Schimpf und Schande!“ riefen die Meisten, „ein Kind so zu verhandeln!“ Nur wenige verteidigten den Vater. „Der arme, dumme Leibko hat sich eben nicht anders helfen können! Und bei den Juden ist es nun einmal so! Wenn er nur nicht so viel Geld bekommen hat, daß er die Pacht aufgibt — dann bekommen wir keinen ungewässerten Schnaps mehr!“

„Bei den Juden ist es nun einmal so!“ — das war auch das Urtheil des Popen Hilarion. Der junge Priester donnerte stets gegen den Wirthshausbesuch am Wochentag, war aber doch fast jeden Sonnabend im Schänkezimmer zu finden. Hier fand er seine Leute beisammen und konnte unter Umständen ein kräftig Wortlein mit ihnen reden. Das war hier viel wirksamer, als wenn er sie zu sich entbot oder in ihren Hütten ansuchte. „Meine Predigten am Sonnabend helfen mehr, als die am Sonntag“, pflegte er seinen Amtsbrüdern mit einigem Selbstgefühl zu sagen und hatte Grund dazu.

Zu ihm also fand Leibko den wärtesten Verteidiger. Und nicht bloß, weil er den armen kleinen Menschen schätzte, sondern auch weil ihn die Nachricht um des Janko willen freute; das vertrieb wohl den „verrückten Wahnsinn“, den der Teufel dem jungen Bauer in den Kopf gesetzt. „Diesen gottverdammten Juden, Ihr Leute,“ setzte er seinen Hörern auseinander, „ist eben auch die Ehe nur ein Geschäft. Diese Juden . . .“

„Freilich!“ fiel ihm der Richter Harasim in's Wort. Er hatte seine einzige Tochter und Erbin, nachdem ihn ein junger Knecht auf seinem Hofe zweimal Großvaterfreunden hatte erleben lassen, mit einem alten reichen Bauer verheirathet, der auch die Kinder ruhig mit in Kauf genommen. „Die Juden . . .“

„Haltet aber auf Zucht und Ehrbarkeit,“ schnitt ihm der Pope die Rede ab. „Dort könnte, wenn die Verfluchten überhaupt so schöne Bräuche hätten, jedes Mädchen mit dem Kränzlein im Paar vor den Altar treten. Nur

das ist leider unter Euch anders! Denn auf Geld seht auch Ihr und Reich gefestet sich zu Reich und Arm zu Arm.“

Zu dieser Tonart ging's noch lange fort; an saftigen Beispielen fehlte es nicht, zur Freude aller Unbetheiligten, zum Verdruss der Betroffenen. Aber fast noch mehr als diese ärgerte sich die Kasia. Denn so lang der Pope in der Schänke war, konnte sie nicht halb soviel reden, als sonst. Und darum rief sie ihn, als er freudig schloß: „Das ist einmal eine Nachricht, die ich mir gefallen lasse“, schadenfroh zu:

„Aber, Hochwürdiger, es wird ja wahrscheinlich doch nichts d'raus!“

„Warum nicht?“

„Kann ich nicht sagen . . . Ich bin ja keine Schwägerin . . . Aber kann man denn ein Mädchen verhandeln, wie eine Kuh?“

„Sie wird sich nicht sträuben,“ erwiderte der Pope. „Das kommt bei den Juden nicht vor. Da gehorchen die Kinder den Eltern.“

„Aber wenn sie besondere Gründe hätte — Sie stockte.

„Du meinst, weil der Kräutliger zu alt —“

„Oder ein Anderer jung ist,“ fiel Parasim ein. Denn er war nun gegen die Sache, weil der Pope dafür war. Aber er dachte sich nichts weiter dabei und war sehr erstaunt, als ihn die Kasia scheinbar tief erschreckt zurief:

„Schweigt! . . . Um Himmelswillen, Richter, verrätet das Geheimniß nicht . . . Wie Ihr dahinter gekommen seid, mag Gott wissen, von mir habt Ihr's nicht erfahren, das kann ich beeden . . .“ Sie begann zu schluchzen. „Oh, ich schweige . . . Das arme Kind ist ohnehin unglücklich genug . . .“ Die Thränen waren vorläufig noch nicht zu sehen, sie stekten wohl in der Kehle, denn sie erstikten ihr die Stimme.

„Wie?“ Klang es aus dreißig Kehlen; die Einen lachten, die Anderen waren ernst, aber alle gleich verblüfft. Eine Jüdin . . . sie trauten ihren Ohren nicht. Und Einer rief: „Nusim, welcher junge Mojsko soll denn der Glückliche sein?“

„Kein Mojsko!“ jammerte die Kasia. „Ach, wenn es ein Jude wäre, dann wäre ja das Unglück nicht gar so groß . . . Aber es ist ja . . .“ Und wieder konnte sie vor Weinen nicht weiter.

Der dicke Dunsfrij schnellte vor Erregung von der Bank empor und seine Augen rich-

teten sich triumphierend auf den Pfarrer. Aber dieser hatte sich gleichfalls erhoben und trat zürnend auf die Kasia zu. Auch sie sollte in dieser Stunde erleben, daß das Capitol und der trapeziische Fels nahe bei einander liegen; die Stunde ihres höchsten Triumphs als Dichterin sollte auch die ihrer schlimmsten Niederlage werden.

„Schweig', Du Katschbafel!“ rief er heftig und faßte sie am Arm. „Daß Du die Tochter Deiner Brotgeber in Berruf bringst, ist häßlich genug, und nun willst Du's gar noch mit ehrlichen Christenleuten thun?“

„Ich?“ schrie die Kasia auf. „Hochwürdiger, das verzeih' Euch Gott . . . Ihr Leute, Ihr seid mir Zeugen . . .“ Und sie that, als ob sie in Ohnmacht fallen müßte.

Aber das rührte den Pope nicht. „Kommt!“ befahl er und schleifte sie hinter sich her zur Schänkstube hinaus. Ich will Dir schon den Mund stopfen!“

„Hochwürdiger,“ jammerte sie, „die Jüdin jagt mich davon!“

„Da geschähe Dir Recht,“ erwiderte er und trat, die Magd noch immer hinter sich schleisend, in die Wohnstube. Das Bild, das sich ihm da bot, berührte ihn seltsam. An einem der Fenster stand der Kleine, das Antlitz gegen Osten gewendet, den Leib hin und herwiegend, auf den Zügen den Ausdruck innigster Verzunkenheit; die Lippen umrnelten die gewohnten Gebete, nur zuweilen suchte der Blick die Stelle in dem vergrißnen Büchlein, das vor ihm aufgeschlagen lag. An anderen Fenster standen Chane und die Tochter, auch sie in ihrem besten Gewande, wie der Vater, auch sie betend, nur daß sie den Blick auf ihr „Weiberbuch“ geheftet hielten und jedes Wort der frommen, jüdisch-deutschen Betrachtung halb laut vor sich hin sprachen: „Den Sabbath mußt du heiligen durch Ruhe und Gebet, aber am besten thust du ihn heiligen durch ein gut Werk, denn wie Bruder und Schwester sollen dir allen Menschen sein.“

Die letzten Worte unterbrach der Eintritt des Pfarrers, aber er hatte sie gehört Jhu ward eigen um's Herz. Das waren sonst in seinen Augen nur eben Geschöpfe, die Gott in seinem Zorn geschaffen, und doch war's ihn, als wäre er da in reinere Luft

getreten, und wahrlich nicht bloß deshalb, weil die Fenster weit offen standen . . .

„Verzeiht . . .“ sagte er fast verlegen.
„Ich habe was dringendes zu fragen . . .“

Leib richtete die Augen in Angst und Staunen auf ihn, schlug sie aber sofort nieder und fuhr in seinem leisen Murmeln fort; er war eben an einer Stelle des Gebets, wo man sich niemals unterbrechen darf, selbst in Todesgefahr nicht, meinen einige Ausleger der rabbinischen Satzung. Chane jedoch trat vor; aber noch ehe sie fragen konnte, hatte sich Kasja heulend zwischen sie und dem Popen geworfen. Knieend, die zitternden Hände erhoben, stöhnte sie: „Erbarmen! . . . Ich kann ja nichts dafür, wenn die Leute Alles erraten . . . Und ich muß ja mit ihnen reden, sonst trinken sie nichts! . . .“

„Schweig!“ herrschte sie der Pope an und wauhte sich dann an die Frau: „Ich höre zu deiner Freude, daß Eure Tochter mit dem David Mlänger in Galiz verlobt ist. . .“

Ueber Miriam's Gesicht flog ein mühsam unterdrücktes Lächeln, der Kleine aber zuckte zusammen und auch Chane erschraf. Doch faßte sie sich sofort und sagte:

„Es ist nicht wahr, Hochwürdiger. . . Wenn meine Tochter Braut wär,“ fügte sie hastig hinzu, „so müßt' ich's doch wissen.“

„Ich habe ja gesagt, daß es nicht wahr ist,“ jaummerte die Kasja.

„Du hast gesagt, daß das Mädchen sich weigert. Und warum? — erzähle doch auch dies!“

„Ich hab' gesagt,“ schluckte die Magd, „daß es da doch auch auf das Mädchen ankommt. . . Alles andere haben sie erraten. . .“

„Töge!“ donnerte der Priester. „Und ich will Dir dein Handwerk legen! Sofort wirft Du drin vor allen Leuten gestehen, daß Du gelogen hast. Und wiederholst Du je Deine Verleumdung gegen Deinen Bruder in Christo, dann wehe Dir!“ Er riß das große vergoldete Kreuz von der Brust, das er nach der Sitte der griechisch-katholischen Geistlichen an einer stählernen Halskette trug und hielt es ihr vor: „Du schwörst, daß Du den Namen des Verleumdeten niemals nennst — ich will nicht wissen, an wem Du Dich so verflüchtigt hast, aber welcher Christ es auch sei — schwöre!“

Das that die Sclinderin. Während sie die

Schwurfinger auf's Kreuz legte, wandten sich Chane und Miriam schon ab und Leib beugte sich noch tiefer auf sein Gebetbuch nieder.

„Und nun — komm!“ befahl der Priester. Aber die Magd blieb auf den Boden knauern und suchte seine Kniee zu umfassen. „Erbarmen, Hochwürdiger!“ Und als er sie hinwegstieß, rutschte sie auf den Knien vor Chane hin. „Frau, erpart es mir . . . Ich habe ja nur . . . für's Geschäft gelogen . . . Wenn ich immer . . . die Wahrheit sagen würde . . . so würden sie nicht kommen und trinken . . . Und wenn ich es Ihnen jetzt sagen muß . . . so ist Euer Geschäft verdorben!“

Aber Chane schüttelte finster den Kopf: „Das ist ohnehin der letzte Sabbath, wo Du sie bedient hast!“ Und zum Priester: „Ich dank' Euch, Hochwürdiger! Sie soll nur vor Allen widerrufen!“

Aber die Kasja fuhr fort zu flehen, und es währte lange, bis sie sich endlich erhob und dem Priester folgte.

Zwischen hatten sich die Bauern die Zeit durch allerlei Vermutungen darüber gekürzt, wer wohl der christliche Liebhaber der Miriam sei. Fast jeder Junggeselle im Dorfe wurde genannt, nur auf den Zanto verfiel keiner. Daß ein Mädchen sich in ihn verliebt haben könnte, fiel keinem bei. Dummfrij aber lächelte nur schlau vor sich hin. Mit dem Popen band er nicht gerne an.

Das Geständnis der Kasja gestaltete sich zu einer minder krassen Szene, als der Pope es gewünscht. Kaum daß sie ihr Geständnis zu stottern begann, lachten die Bauern und endlich widerhallte die Stube vom Wiehern aus dreißig Kehlen, daß man ihr Geschlichzge gar nicht mehr hörte. Der Pope wußte es den Bauern erst nochmals wiederholen. „Schadel!“ meinte sie dann, „das wäre doch einmal eine hübsche Neuigkeit gewesen. Aber freilich — eine Jüdin und ein Bauer — wau'n hätte die Welt je schon derlei gesehen?“

Um die Mittagstunde war die Stube fast leer; Einige gingen zum Essen heim, die Meisten wurden von ihren Weibern oder Knechten fortgeschleppt, weil für heute ein höherer Grad von Erholung ohnehin nicht mehr erreichbar war. Nur einige Wenige hielten aus, darunter der Schmied. Er lächelte noch immer vergnügt vor sich hin und als ihm

die Kasia mit verweinten Augen wieder einmal das Gläschen füllte, flüsterte er ihr zu: „Dir ist Unrecht geschehen! Du hast nicht zugelugt!“

„Weiß Gott, Meister!“ schluchzte sie. „Wenn ich nicht auf das Kreuz geschworen hätte — was könnte ich erzählen! . . . Oh, was könnte ich!“

„Wirklich?“ fragte der Schmied in aufrichtigem Stannen. „Ich hab's ja längst errathen, daß der Tölpel hinter dem Mädchen her ist, wie der Mönch hinter der Nonne, und sie sogar heirathen will, aber daß sie sich mit ihm eingelassen hat, hält' ich nicht geglaubt. Sieh, sieh, da ist ja der Affe eigentlich zu beneiden. Nur eine Jüdin, aber dieser Bufen, diese Hüften“ — er schnalzte mit der Zunge. „Also Du hast's gesehen?“

Sie streckte abwehrend beide Hände vor.

„Nichts,“ schluchzte sie, „nichts sage ich, denn ich habe geschworen! . . . Oh, wenn ich reden könnte! . . . Meister, was haben meine Augen gesehen! . . . Aber ich halte meinen Schwur! Nur Eins thue ich! Ich gehe, weil ich's nicht länger mit ansehen mag!“

„Wirklich?“ fragte der Schmied. „Schade! Aber Du wirst dir's noch überlegen!“

„Nein!“ rief sie entschlossen. „So etwas läßt ein tugendhaftes Weib wie ich nicht länger geschehen! Das ist der letzte Sabbath, wo ich hier bediene!“

Sie ging, die Schürze an die Augen gedrückt, auf ihren Platz hinter der Barre. Die Geste hatte nur gewissermaßen symbolische Bedeutung, denn ihre Augen waren trocken. Aber als sie nun still da saß und Alles erwog, da begann sie zu weinen; es war ein Gewirre der seltsamsten Empfindungen, das sich in Thränen Luft machte: vor Allem die Scham und dann der Zorn, und endlich auch die Neue. „Wie schlecht bin ich!“ dachte sie. „Da sag' ich dem braven, gutmütigen Ding, das ja noch gar nicht weiß, wozu wir Weiber auf der Welt sind, so Pätzliches nach! . . . Aber das ist nicht meine Schuld!“ tröstete sie sich dann bald. „Ihre Mutter, die hat Alles auf der Seele. Zuerst will sie mich, eine so treue Dienerin täuschen, und dann stiftet sie den Popen an, daß er mich so beschämt, und schließlich jagt sie mich gar davon! Oh diese Juden! . . . Zuerst hält mich das

elende Weib zum Lügen an, damit sie auch am Sabbath ein gutes Geschäft macht und weil ich's mir ihr zu Liebe angewöhne, setzt sie mich auf die Strafe. . . . Ja, ja, das ist so die jüdische Art. Es ist eigentlich Alles noch viel zu wenig, was man über sie sagt!“

Zur selben Stunde aber — es war nach der Mahlzeit und das Ehepaar saß auf dem Bänkchen im Hofe, während Miriam usfern auf einem Stäbchen kauerte und in ihrem „Weiberbuch“ eine Geschichte aus „Tausend und Einer Nacht“ las — erwogen erst Chane und Peib gründlich, ob sie die Magd wirklich weggeben sollten.

Peib, so milde er sonst war, bestand darauf. „Sie hält' sonst alles Böse thun können“, meinte er, „und ich hält' ihr verziehen. Fünfzehn Jahr' ist sie mit bei uns — da bleibt man gern schon bis zum Ende zusammen. Wie oft hab' ich Dir das gesagt und für sie gebeten, wenn sie gegen dich oder mich ungehörige Reden geführt hat. Sie hat ja immer vor Augen, wie andere gegen uns arme Juden sind, und sie ist nun einmal eine Christin, da vergißt sie eben, daß wir doch ihre Brodgeber sind. Aber nun hat sie unser Kind verlobdet und das verzeihe ich ihr nie. Denn wer unserem Miriamchen was Böses nachsagen kann und es in den Augen der Leute zu Grunde richten will, muß sehr schlecht sein, so schlecht, daß ich's mir gar nicht denken kann. Und ein schlechtes Weib soll nicht länger in meinem Hause sein!“

Natürlich widersprach Chane, zunächst nur deshalb, weil er seine Meinung so entschieden äußerte. „So bist Du immer!“ grollte sie. „Zuerst zu nachgiebig und dann zu scharf! Hättest Du sie nicht all' die Jahre in Schutz genommen, es wär' nie so weit gekommen.“

„Aber Du hast doch,“ wandte er zaghaft ein, „dem Popen selbst —“

„Aber nur, weil es sich so geschickt hat!“ rief sie. „Hät' ich etwa noch befähigen sollen: „Es ist mir recht, daß sie lügt?! . . . Im Ernst hab' ich nicht d'ran gedacht“. Das war nun freilich nicht richtig, aber sie hatte sich eben anders überlegt. „Wir müssen sie behalten, wenigstens so lange, bis unser Kind verheiratet ist, denn dann wird sie wahrscheinlich schweigen, weil sie der Pope hat schwören lassen; jagen wir sie davon, so

ist die Nachsicht stärker als der Schwur. Bedenke welches Unglück es wäre, wenn etwa Reb David von diesen Flügen erfährt!"

Er sagte sich, wenn auch schweren Herzens. Am Abend, nachdem der Ausgang des Sabbath's in gewohnter Weise begangen war, erhielt Kasja die Verzeihung angeklündigt. Sie that auch dabei, als ob sie weine, und hatte schließlich nach harten Mühen wirklich nasse Augen, schon aus Mitleid mit sich selber. Denn nun war sie vollends überzeugt, wie schweres Unrecht ihr geschehen, und so war es nicht Heuchelei, sondern ganz ehrlich gemeint, als sie in ihrem hebräisch-slavischen Klauerwelsch schluchzte:

„Glaubt doch nicht, daß ihr an Eurer treuen Schabbesgoje eine „Mizwa“ (hebr. „Gutthat“) übt, wenn Ihr ihr „mochel“ seid (ihr verzeihet). Sie thut eine „Mizwa“ an Euch, indem sie Euch „mochel“ ist!“

Als die Dämmerung dicht hereingebrachen war und bereits drei Sterne am Himmel blinkten, das Zeichen, daß ein neuer Tag, der Werkeltag begonnen — nach der jüdischen Säkung gehört bekanntlich die Nacht zum folgenden Tag, so daß jeder mit der Abenddämmerung beginnt und schließt — betrat Leib erst wieder die Schänke, die er seit vierundzwanzig Stunden gemieden. Nicht jeder Schänkwirth im Osten hält den Sabbath so streng, selbst in der Schwärmerzette der „Chassidim“, die in Galizien und Rußisch-Polen die herrschende ist, gilt es als erlaubt, daß der Wirth die „Goje“ überwache, auch wenn er selbst kein Gläschen füllen, geschweige denn Geld empfangen darf. Leib that es auch nicht der geschriebenen Säkung zu Liebe, sondern einer ungeschriebenen, die er im Herzen trug. Ohne es zu klar denken, empfand er es doch dunkel, daß er unter den Lasten seines Daseins längst hätte zusammen brechen müssen, wenn ihm nicht nach sechs Tagen des Elends, wo er den Bauern und dem Gutsherrn und seinen Sorgen gehörte, immer ein siebenter gegönnt gewesen wäre, wo er „Jhm“ zu eigen war, nur „Jhm“, mit jedem Schlag des Herzens und mit jedem Bedanken.

Scheu begrüßte er seine Gäste; er fürchtete, daß die Worte der Kasja doch Wurzel gefaßt. Aber es kam besser, als er gedacht; sie glaubten dem Wort des Popen und es war nur harn-

lose Rederei, wenn ihn einige fragten: „Ist das wahr, daß Du Deine Tochter dem Alten in Halicz nach dem Gewicht verkauft hast, das Kilo um zehn Gulden?“ Er brandtete sich's sogar nicht zu Herzen zu nehmen, als ihm Parassim schluchzend — denn nun war er längst in der wehmüthigen Stimmung — sagte: „Nun geht es Dir wie mir; ja, ja, mein armer Leiblo, eine einzige Tochter ist schwerer zu hüten, als ein Sack Flöhe!“ — der Alte wußte nicht mehr was er sagte und als ihm ein Anderer die Rede verwies und mahnte: „Es ist ja alles nicht wahr, unser Väterchen hat's berichtigt!“ stimmte er sofort gutmüthig zu: „Freilich muß das ein nüchternere Pope besser wissen als ein besoffener Richter — komm', mein armer Leiblo, nuarme mich und verzeih mir!“

Erst lange nach Mitternacht leerte sich die Schänke; endlich waren nur noch zwei Gäste da, aber die lagen unter dem Tisch, weil man sie nicht heimgeholt hatte. Und so ließ sie Leib wo sie waren, nur daß er jedem von ihnen noch ein Bündel Sen unter den Kopf jhob. Nun löschte er die Lichter und berieth mit Chane, wie sie morgen vor der Kasja den gemeinamen Gang zu Mendele „Schadchen“ verbergen sollten. Leib war in derlei Dingen hilflos, aber Chane wußte Rat. „Ganz einfach,“ sagte sie. „Wir sagen der „Goje,“ daß sie bis zum Mittag dableiben muß, weil ich dem Mosche in Halicz die Zinsen zu bringen habe und Du in Jezupol einem Geschäft nachgehst. Du brichst früher auf, auf der Straße nach Jezupol, machst dann den Umweg um das Dorf herum und holst mich am Wäldchen ein.“

Er war einverstanden. Aber als Chane am nächsten Morgen dies Kasja und der Tochter gesagt hatte und er nun, wie verabredet, seinen Weg antreten sollte, zögerte er.

„Sollen wir nicht unser Miriamchen mitnehmen?“ flüsterte er seinem Weibe zu. „Sie geht mit Dir und wir lassen sie in Halicz bei einer Bekannten, bis wir die Verlobung vereinbart haben. Mir ist so bang, sie hier allein zu lassen. Bedenke, wie leicht der Zank von den andern Bauern etwas hören kann. Und er wird es für keine Lüge halten! Ich habe ihm ja selbst am vorigen Montag gesagt, daß ich nach Halicz gehe, einen Bräutigam für unser Kind zu suchen.“

„Ja, so klug warst Du leider,“ erwiderte sie. „Aber das ist nun nicht mehr zu ändern. Mitnehmern können wir das Kind nicht, denn in Galizien erfährt es gewiß die Wahrheit, und das wollen wir ja nicht. Wie lange wir nun damit durchkommen, ist eine andere Frage, aber dann müßte sie doch erst vorbereitet werden. Und freffen wird sie der Tölpel doch nicht!“

„Aber vielleicht erschrecken!“ sagte Leib. „Indeß, er sah ein, daß sie es daraufhin wagen mußten, und ging.“

Obwohl er den großen Umweg um's Dorf machen mußte und nicht allzu rasch ging, weil ihm die Sorge immer wieder den Fuß hemmte und nachsinnen ließ, hatte er doch am Ausgang des Wäldchens lange zu harren, bis er endlich sein Weib daher schleichen sah. Er wußte ja nun längst, wie krank sie sei, aber wie er sie so mühsam, wankenden Schrittes neben sich, erschreckte ihm der Anblick doch wieder von Neuem.

Er eilte ihr entgegen. „Stütze Dich auf meinen Arm“, bat er und spähte ihr bang in's hagere, fahle Antlitz, auf dem nur dicht unter den Augen zwei Flecken auf den Wangen in unheimlicher, scharf abgegrenzter Röthe standen.

Sie wehrte schweigend ab. „Nein, setzen wir uns“, keuchte sie dann.

Longe saßen sie darauf schweigend unter einem Baum am Wege. Sie starrte finster vor sich hin, auch er hing traurigen, ach, wie traurigen Gedanken nach. Die beste, höchste Stunde, die ihm das Leben noch zu bieten hatte, war nun da: er sollte sein einziges Kind verloben — und wie erfüllte sie sich ihm! Aber an sich selbst dachte er kaum einen Augenblick, um so länger an sein Kind, in seinen Augen das beste und schönste Geschöpf, das diese Erde trug. Miriam ahnte noch nicht, daß sich ihr Loos heute erfüllte, ahnte nicht, welches Loos dies war — und doch sollte sie es dann lange, lang tragen, und jedenfalls bestimmte es ihr ganzes Leben. . . Ist das recht? rief es in ihm. . . Und die arme Mutter! Er wußte, sie hatte von dieser Stunde geträumt; seit langen, langen Jahren, vielleicht seit jenem Augenblick, wo sie ihr Töchterchen zum ersten Mal in den Armen gehalten und sein kleines Antlitz mit Küßchen und Thränen bedeckt; von dieser Stunde hatte sie Alles er-

hofft, was ihr noch auf Erden werden konnte nur das Glück der Tochter konnte ihr noch eine Ausgleichung all des Jammers sein, den das Leben auf sie gehäuft — ach, war dies ein Glück?! . . . Unwillkürlich tastete er nach ihrer kalten, fenchten Hand und nahm sie zwischen seine beiden.

Aber sie zog die ihre zurück. „Thu' nicht so!“ sagte sie hart. „Hättest Du wirklich Mitleid mit mir, Du wärest nicht taub gegen all' mein Flehen. . .“

Er wandte sich gepeinigt ab.

„Leib,“ sagte sie dumpf, „hör' mich wohl an, denn es könnte sein, daß Dich diese Stunde schon nach wenigen Wochen mehr reuen wird, als Alles, was Du im Leben gefehlt hast. . . Leib, eine Sterbende bittet dich: gönne mir einige ruhige Monate, ehe ich von Dir und dem Kinde gehen muß. Was harret unser, wenn Du das Geld ablehnst?!“

„Woher schreibt ja. . .“, begann er zaghaft.

„Was ist darauf zu geben?“ fiel sie ihm in's Wort. „Er hofft, daß Dein Eidam für Dich bezahlen wird, und wollte sich dadurch bei dem reichen Mann einschmeicheln. Bekommt er sein Geld nicht, so ist die Fremdschicht zu Ende. Und Paterski?! Hast du ihm etwa den Obstgarten geschafft?! Und es war ihm viel daran gelegen, denn ich kann Dir sagen, warum er sich plötzlich so darnach geehrt hat: weil die Eisenbahn durch diesen Garten gehen wird. . .“

Er sah sie betroffen an. „Möglich. . .“ murmelte er. — „Nein! Gewiß!“ erwiderte sie. „Und ebenso gewiß ist, daß wir in einigen Monaten als Bettler auf der Straße liegen. Unsere Tochter wird uns ansuchen, meinst Du, unser Eidam Almosen reichen? Möglich! aber erscheint dir das besser? Kränkt es Deinen Stolz mehr, Dir heute vierhundert Gulden anzubedingen, als Dir vierzig schenken zu lassen?!“

Er blickte sie mild, aber fest an. „Dat mich Seine Hülfe bisher davor bewahrt“, sagte er, „so werde ich auch ferner keine Almosen brauchen. . . Ich will arbeiten.“

„Und darauf soll ich mich verlassen?!“ rief sie verzweiflungsvoll.

„Chane“, bat er, „laß davon ab! Ich kann nicht! Denn ich höre Seine Stimme zu mir reden und sagen: „Leib, das darfst Du nicht thun! . . .“

„Ich fürchte,“ erwiderte sie, „Seine Stimm' wird auch an meiner Bahre zu Dir reden! . . . Aber genug! . . . Komm!“

Und von da ab sprach sie auf dem langen Wege von mehr als zwei Stunden kein Wort mehr, und da sie auf seine Fragen nicht erwiderte, verstummte auch er, und schlich nur dicht neben oder hinter ihr einher, um sie stützen zu können, wenn sie wankte. Aber auch dies duldete sie nur, wenn sie fühlte, daß sie sonst umsinken müsse.

Erst als sie dicht vor dem Hause Mendele's standen, wagte Leib wieder eine Frage. „Bist Du einverstanden, daß ich das Geld für Miriam verlange und vierzehnhundert Gulden Wittwengeld für sie fordere?“

„Nein!“ erwiderte sie scharf. „Denn er soll uns, wenn wir einst an seine Thüre pochen, nicht hinwegweisen dürfen und sagen: „Seht, die Schlanen wollten's doppelt haben“ . . . Verstehst Du?“

Er erwiderte nichts und trat reumütig hinter ihr in die Stube des Schachdchens.

Mendele empfing sie mit einer so finsternen Miene, als er sie seinem runden Gesicht nur immer abgewinnen konnte. „Da haben wir die Bescheerung,“ sagte er. „Meyerl war eben bei Reb David, um ihn zu fragen, wann er sich herbemühen will, und was läßt er mir antworten? Er hätt' hent' keine Zeit, er wächt' sich's erst noch überlegen. Ein Wunder wär's nicht, wenn er zurückgetreten wäre; selbst meine Feinde müssen ja zugeben, daß es meines Gleichen in ganz Polen nicht gibt — aber selbst so ein feiner Kopf kann nichts ansrichten, wenn sich die Pent', mit denen er sich leider aus Güte eingelassen hat, gar so dumm anstellen! Vierzehnhundert und fünfzig Gulden verlangen, das könnt Ihr, aber den Mund halten, nicht!“

Leib schrak zusammen. Chaue aber ließ sich auf dem Sopha nieder und sagte dann, anf die Uhr blickend:

„Es ist halb Zehn. Wenn Reb David bis Zehn nicht hier ist, so haben auch wir keine Zeit mehr und gehen heim. Und dann haben wir's uns auch schon für immer überlegt!“

Mendele drehte ihr den Rücken zu und trommelte an die Fenster Scheiben. Da Leib ängstlich schwieg, so war dies auch der einzige

Vant, der im Zimmer hörbar wurde, bis Meyerl Spazierstock hereingestürzt kam. Er war scheinbar sehr verfürzt; der fuchsröthe Bart schien sich ordentlich in dem höchsten, verknitterten Gesichtchen zu iträuben.

„Eben war ich wieder bei ihm,“ berichtete er jammernd. „Er will nicht mehr! Er sagt: „Es thut mir leid, daß sich Mendele umsonst geplagt hat, aber mit diesen Schwazmänlern laß ich mich nicht ein!“ . . . Ja“ — er konnte es nur noch schluchzen — „so sagt er . . .“

„Dann komm!“ sagte Chaue zu ihrem Manne, den bei der Hiobspost ein heftiges Zittern befallen, und erhob sich.

Bis zur Thüre ließ sie Mendele kommen. Da stellte er das Trommeln ein und wandte sich zu seinem Adlatus: „Meyerl, was meinst Du? Soll ich's selbst versuchen? Oder ist Alles unnütz?“

Der Zwerg zuckte die spizen Schnltern. „Das ist schwer zu sagen! Denn jedes Kind in ganz Polen weiß, daß für Euch vieles möglich ist, was sonst Niemand zu Stande bringt. Aber mir scheint, er will wirklich nicht mehr . . .“

„Dann bemüht Euch nicht,“ sagte Chaue und ging in's Vorzimmer, Leib gebengten Hauptes hinter ihr her. Die Ruhe seines Weibes war ihm ordentlich unheimlich.

„Und wer bezahlt mich dann für meine Mühe?!“ rief Mendele und griff nach seinem Hut. „Versuchen muß ich's doch, obwohl Ihr es nicht verdient. Aber vorher will ich wissen, wofür ich diese neue Mühe auf mich nehme.“

Da wandte sie sich um. „Daß Ihr mich noch immer nicht kennt!“ sagte sie lächelnd. „Da geht's mir mit Euch besser, ich kenn' Euch. Ihr habt mit Reb David, dem an der Verlobung mindestens ebensoviel liegt, wie uns, ausgemacht, daß er benachrichtigt werden soll, wenn wir kommen. Und das benutzt Ihr, um noch einige Gulden für Euch herauszuschlagen. Aber es nützt Euch nichts, Ihr bekommt doch nicht mehr, als die zehn Gulden!“

„Wiejo?“ rief er, nun wirklich zornig. „Fünfzig habt Ihr mir selbst versprochen, zehn Gulden von Anbeginn und von den vierhundert vierzig!“

„Richtig! aber da wir auf die Vierhundert selbst verzichteten . . .“

„Verzichten!“ Mendele's Gesicht farbte sich

dnkelrot. „Fran,“ rief er drohend, „mich betrügst man nicht! Dahinter steckt eine Finte.“

„Nichts steckt dahinter,“ erwiderte sie ruhig. „Wir verzichten eben darauf.“

„Aber warum — warum? Leib Schänker aus Winkowze verzichtet auf dreihundertsechzig Gulden, die er haben kann? . . . Auf dreihundertsechzig Gulden?“ wiederholte er schreiend.

„Ja,“ erwiderte sie kaltblütig.

Leib aber fühlte sich verpflichtet, eine Erklärung zu geben.

„Für unser Kind“ — begann er.

„Laß sein,“ unterbrach sie ihn scharfen Tons. Aber er wäre wohl ohnehin nicht viel weiter gekommen, schon aus Verblüffung über Mendel's Gebahren. Denn der dicke Vermittler drehte sich ein, zwei, drei Mal um sich selbst herum, so daß er in seinem schwarzen Kasan und mit dem hochrothen Gesicht anzusehen war, als wäre eine Doppelfingel, eine große dunkle und eine kleine rote obenauf, in rotirende Bewegung gerathen, sagte dann den Kleinen, drehte ihn einige Male um sich herum, wie ein mächtiger Zirkler einen kleinen, dürftigen, blaffen Mond und stellte ihn endlich vor Meyer! Spazierstok hin.

„Sieh her!“ leuchtete er. „Das ist der größte Narr auf Gottes Erde! So schaut ein Mensch aus, der Geld haben könnte und es nicht mag!“

Dem Kleinen war der Atem vergangen.

„Ich — ich“, begann er.

Aber sein Weib trat für ihn ein. „Noch ein solches Wort,“ sagte sie, „und wir gehen!“

„So geht!“ rief der Vermittler. „Ich kann für Reb David ein ander Mäd'el schaffen, das noch jünger und noch schwerer ist und außerdem Geld hat. Eines? Zwei, zehn, hundert, so viel ich will! Da steht in meinem Buch“ — er wies auf sein Pult — „eine Fünfzehnjährige eingeschrieben, die schon heut zwei Zentner wiegt! Zweitausend Gulden Mitgift!“

„Um so besser! . . . Dann braucht Reb David nicht lange zu warten. . . . Komm, Leib!“

„Komm, Leib!“ ästete ihr der Dicke verzweiflungsvoll nach. „Und wo bleibt dann mein Lohn? Und was fang' ich mit Reb David an, der sich's nun einmal in den Kopf

gesezt hat: Grad Enre Tochter muß ihn ins Grab bringen und keine Andere! . . . Er wartet ja schon, bis ihn Meyer! holt! Und die „Zuoin“ sind schon geschrieben! Und der Wechsel über fünfzig Gulden, den Ihr mir ausstellen sollt, liegt auch schon bereit.“

„Dann muß eben Alles ungeschrieben werden“, erwiderte sie ruhig.

„Ungeschrieben! . . . Aber wozu? Es kann ja alles so bleiben! Ihr könnt ja die vierhundert Gulden dann Enre Tochter schenken, wenn Ihr schon so närrisch seid, sie nicht für Euch selber zu behalten.“

„Tausend Gulden Wittwengeld,“ erwiderte sie, „fünfzig Gulden Aussteuer, zehn Gulden für Euch. Dabei bleib' s, entscheidet Euch!“

Mendele sagte sich mit beiden Händen an die Stirne. „Meyer!,“ stöhnte er, „thu' mir den Gefallen, und kneip' mich den Arm, damit ich weiß, ob ich wach' oder vielleicht nur so verrückt träumen thu' . . . Eine Verlobung, die zurückgeht, weil der eine Teil zu wenig verlangt! — wenn je so was schon auf der Welt da war, so will ich, Mendele Schaden, Seiltänzer werden . . . Aber es war noch nicht da! . . . Mich trifft der Schlag . . . ich plag' . . . ich fahr' ans der Hant!“

Aber dann geschah doch von all dem Schrecklichen nichts, sondern die Verlobungs-Akte und der Wechsel wurden nur eben ungeschrieben. Und dann eilte Meyer!, den Bräutigam zu holen.

Eine halbe Stunde später fuhr David Münzer in seiner Britschka bei der „Akenttschaft“ vor. Mühsam kletterte der Greis vom Wagen, aber nur seiner Beleihtheit wegen. Als er vor dem Ehepaar stand, mußten sie sich sagen, daß er rüstiger sei, als die meisten seiner Altersgenossen. Eine hohe, breitschultrige Gestalt von mächtiger Körperfülle; der Rücken war gekrümmt, das Haupt geneigt, die Augen blickten aus den halbgeschlossenen, gerötheten Lidern müde in die Welt, aber er stand fest auf den Beinen und die Hand, die er seinen künftigen Schwiegereltern mit freundlicher Herablassung bot, zitterte nicht.

So lang sich das Vorspiel zu dieser merkwürdigen Verlobung gestaltete, so kurz spielte sich diese selbst ab.

(Fortsetzung folgt.)



Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Mansucript.

Rübezahl.

Phantastisches Schauspiel in vier Aufzügen

von

Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Erster Auftritt.

Rübezahl, die **Gräfin**, **Stella**, **Emma** (von links; Ockendäuten beginnt). Später die junge **Dienerin** und **Graspingleher**.

Stella (im Mäxentanz und Schlei; mit weiblichem Selbdenmut, leise). Lassen Sie mich nur, Mutter; ich weiß meinen Weg! (laut) Ich hatte Ihnen gelobt — — Sie sehen, wir sind bereit.

Rübezahl. Wie kann ich Ihnen das so, wie ich's fühle, danken. (Orgelspiel beginnt. Tret von den Dienern werden in der Vorhalle sichtbar.) Kommen Sie denn, leure Stella! Bei der Kapelle warten die Zeugen. Kommen Sie, beste Mutter! (Er führt Stella; die Gräfin folgt, auf Emma gefügt; Alle hinten ab, wo die Thüren offen bleiben. Die Bühne ist einige Augenblicke leer; dann kommt still von links die junge Dienerin, die sich mit Stimmengedächtnis hat, befehligt noch ein paar im Saal und an der Bühne, will dann hinten hinaus. In der Thüre tritt ihr, von hinten rechts kommend, Graspingleher entgegen.)

Graspingleher. Halt, halt, liebe Kleine. Was begiebt sich hier? Dregel und Glockendäuten? (Die Dienerin lacht, deutet nach hinten links hinaus. Er blickt dorthin.) Die Kapelle ist offen; da seh' ich Herrn und Damen — (Das Orgelspiel hört auf.) Einer fängt an zu sprechen . . . Heiliger Cartesius! Ist das eine Hochzeit? (Sie nickt.) Er heiratet? (vor sich hin) Da schwirrt mir der Kopf. Der hat sich zum „praktischen Menschen“ schleunigst ausgemachen — (Die Dienerin, die inzwischen nach der Kapelle gehört hat, will hinaus; er hält sie fest.) Nein, lauf mir nicht fort, Kädel. Wie reizend Du geschmückt bist; und überhaupt — wie angenehm anzusehn! (streichelt ihren Arm, ihre Hand.) Da entsagt man gern einmal seinem Weiberhaß . . . Liebe Ramsfell Rube, wir sollten hier auch so'n bißchen Hochzeit machen; wie? (Sie lacht ihn an.) Wenn ich zum Beispiel Deine niedlichen, weichen Händchen küßte (küßt's) — und den lustigen Mund! (Zieht's auch.) Könn't man sich doch ein Gericht solcher Rüben wünschen — (Widriger Kusserei Stella's dionken Sie fahren aneinander.) Heiliger —! Was ist das? (hinanngucken) In der Kapelle ist Euer hingefallen. Die Braut stürzt hierher . . . Ist da was veripielt?

Zwölfter Auftritt.

Graspingleher, die **Dienerin**; **Stella**, **Rübezahl**, die **Gräfin**, **Emma**, die **Wähe**, der **Heckliche**, ein **Chorknabe** (nach und nach, von hinten).

Rübezahl (ber aufgeregter hereinleitend, bang zurückbleibenden Stella folge.). Fassen Sie sich, beste Stella. Dem Chorknaben ist nichts geschehn. Er fiel nur so hin — eine Ohnmacht — er erwacht schon wieder. — Dem Himmel sei Dank, die heilige Handlung hat er uns nicht mehr gestört; Sie sind mein!

Stella. O Gott —

Gräfin. Komm wieder zu Dir, mein Kind. Wie konnte ein unglücklicher Zufall Dich so sehr erschrecken —

Stella. Mir war, als sah' ich die gräßliche Verzerrung des Todes auf des Knaben Gesicht! — — Hochwürdiger Herr, verzeihn Sie meiner Schwäche — (hat sich zum Christlichen gewendet, starrt ihn mit wachsendem Entsetzen an. Blickt auf die Wähe, den einen Chorknaben; alle sind gespenstlich verändert, die Glieder hängen ledig, die Geister sind leichenfah, totig, die Augen leer.) Aber — sehn Sie, Mutter. Sehn Sie die alle. In Sterbende verwandelt; grauenhaft —

Gräfin. Allmächtiger Gott! — Was geht hier vor?

Stella (hat einen wilden, fortläufigen Blick auf Rübezahl geworfen, der den Gespenstern sornig winkt, sich zu erlernen; flammert sich plötzlich an die Gräfin an). Oh! — Mutter, meine Furcht —! (zu Rübezahl) Diese Gespenster, denen Sie winken, haben Sie geschaffen — Sie, ja, Sie, höllischer Verrüger — Sie, der Rübezahl!

Rübezahl (für sich). Tod über diesen Rattidor! (laut) Kann ich's nicht mehr leugnen, nun, so bin ich's denn. Ja, ich bin Rübezahl, der Herr dieses Gebirgs. Sie aber, Sie haben sich mir dort vor Gott gelobt; Sie sind mein!

Stella. Wir vergehen — — Wer hilft mir? (Winkt. Graspingleher längt sie an. Der Chorknabe sinkt in die Knie und dann auf die Erde.)

Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Dieleibe Straße im Gebirg, wie im ersten Aufzuge; aber statt der Felsenwand des Hintergrundes steht man eine hohe Parkmauer, mit Säulen oder Pfeilern geschmückt; stou in der Mitte der Mauer eine Art von unbedecktem Ofen, zum Ausbläse. Eine kleine, geschlossene Thür in der Mauer, nach links zu. Obre Schwärze hinter der Mauer; vor ihr die einzelnen mäßigen Granitblöcke wie im ersten Aufzuge.

Erster Auftritt.

Rübezahl; dann Grapengießer,

Rübezahl (in der veredelten Erbschinnung des Ritters wie im zweiten Aufzuge, tritt aus der Thür in der Mauer, die hinter ihm wider aufstößt; geht tief verlonnen, sänker, mit schwerem, zuwellen feufendem Atem, langsam nach vorn; legt sich mechanisch auf eine Bank. Bildt dann auf die Bank, bildet um sich). Wo bin ich hier? — Richtig. Aus dem Schloß in den Park; aus dem Park auf die Straße; — und wußt's nicht. Ruhelos, willenlos; wie sich die Menschen erzählen, daß die Geister umgehn . . . (Seufzt tief. Nach hinten blickend.) Ob sie nun schläft? — Mein Weib . . . Ja, beim Urfeuer, mein Weib! Aber ich hab' sie nicht. . . Narr Du, du hast sie nicht! Und heut nach Witternacht, wo bist Du? Alle Flammen des Abgrunds: gewonnen haben und vergehn! Morgen wär' sie mein — morgen bin ich nicht mehr! (Nach links hinausblickend.) Da verflucht die Sonne . . . (Sings.) Bleib' stehn, sag' ich! Stütz' nicht so hinunter! Hier ist auch noch Eider, der dein Licht sehen wil; schau noch her, ichan mich an, großes, glühendes, kaltes Auges du; blingle nicht so weg, schau her! (Stampft auf die Erde; unheimliches Grollen des Donners.) Mein Herz in dieser Sonne! Sie stukt! Sie ist hin! — Und wenn dann der Mond über die Felsen steigt — und die Glocken Witternacht wimmern — Gewonnen haben und vergehn! Ich will nicht! Ich will leben, leben! (Schnur umher.) Grapengießer! — Der sitzt nun wieder daheim, bei den Büchern, philosophirt über die Erbärmlichkeit aller Dinge und den Unsinns des Lebens; und ich, ich ring' nach dem Leben . . . Er soll her! mir helfen! (Mit wildem Vordern.) Den uf' ich mir, daß er stannen soll; schnell wie die Stürze soll er mir heran! (Mit einer teuflischen Rumbewegung.) Pad' ihn, Wirbelwind! Wirbl' ihn von Thal zu Berg! (Sanktender, heulender Wind; dann Stille.)

Grapengießer (oben in einem Baum, durch die Zweige und Blätter verdeckt; höchlich). Ach du mein Schöpfer! — Al' ihr guten Geister!

Rübezahl (nach). Seid Ihr schon oben, Herr? Könn' da weit in's Land schau'n —

Grapengießer. Mit solchen Epähen verschont mich wenn es Euch beliebt. Mein Name ist Grapengießer. Laßt mich gefälligst hinunter!

Rübezahl. Kommt; ich will mit Euch sprechen —

Grapengießer. Fliegen kann ich nicht. Helft mir gefälligst hinab! (Eine lange Leiter stützt sich hinter der Mauer auf, lehnt sich an die Baumstämme.)

Rübezahl. Euch wird geholfen. Steigt auf die

Leiter, Grapengießer; sie hält besser als Cure Philo sophie. (Grapengießer wird sichtbar, steigt während des Folgenden behutsam und schmerzhaft in den Park hinauf. Rübezahl schwebend lagend) Na, da seid Ihr ja. — Was für ein ungeheurer Jongleur so ein Philosoph ist. Und schaurig zaghaft dazu. Er verachtet den Unfinn des Lebens, aber verzeuflert ungern bräch' er sich den Hals!

Grapengießer (hinter der Mauer, unsichtbar) Unten wär' ich denn —

Rübezahl. Ich öffne Euch die Thür. (Die Mauerhür springt auf. Die Leiter verschwindet.)

Grapengießer (kommt durch die Thür, die sich wieder schließt) Euer Gnaden konnten mich, wenn es denn schon sein mußte, auf eine gemüthlichere Art heraufbefördern —

Rübezahl. Laßt's gut sein. Es ist wilder Humor darin, und den brauch' ich jetzt. — Seht her, Grapengießer! (Wählt seinen Atem nach oben.) Seht, wie ich mein letztes Leben gleich Luftspecken, die im Wasser aufsteigen, zum hohen Himmel hinaufblase; so! Minute nach Minute steigt hinauf — seht her und verträuflert, verliert sich wie ein gemeines Tabakrauchwölkchen im Blau — in diesem verfluchten, alles lösenden, alles sangenden, alles vernichtenden Blau!

Grapengießer. Euer Gnaden müssen denn nicht so nachdenken. Wir Menschen sterben ja auch —

Rübezahl. Ihr! mit Euren unvergänglichen Seelen! Habt ihr euch auf euer letztes Köffen gelegt, so lebt ihr in irgend einer Hölle irgendwo wieder auf. (Sings) Ich will auch nicht vergehn! Grapengießer, ich will nicht! Jede Faser an mir schreit und ächzt: ich will leben! leben!

Grapengießer. Der Wille ist ja mächtig in Euer Gnaden gewachsen. Gestatten Sie mir die Frage: warum? Noch heut sprachen Sie anders: „Eine höchste Stunde“ —

Rübezahl (lacht ihn an die Lanter). Darum? Neusch! Weil ich sie nun habe — und sie verlassen soll!

Grapengießer (sanft). Bitte, drücken Sie nicht so stark. (Rübezahl läßt ihn los.) Verzeihen Sie: wenn ich nicht sehr irre, so haben Sie sie noch nicht —

Rübezahl. Sie war ohnmächtig. Nun grant ihr noch ein wenig. Pab! Bin ich nicht ein Großherr, unter dessen Fuhrtritt das Riesengebirge zittert? Wußt meine grenzenlose Anbelung nicht ihrem Herzen schmeicheln? Und ist sie nicht mein? Hat sie's nicht gelobt?

Grapengießer. Aber „Gleich und Gleich“, wie man zu sagen pflegt —

Rübezahl. Bin ich euch nicht gleich geworden — beim Teufel, nur allzu gleich — im Gulten und im Bösen? — Kur in diesem Einen nicht, das mein Herz verzehrt: ihr habt ewiges Leben, ich nicht. Grapengießer! Ihr seid ein schwacher Jongleur,

aber ein gelehrter Mann. Wie entgeh' ich dem verfluchten Schicksal, heut Nacht zu verschwinden? Wie schaff' ich mir noch ein Leben — eine Seele — daß ich morgen aufwachen und sagen kann; mit meinem Weib leben und vergehen?

Grapengießer. Um! Nehmen Sie es so ernst, so zeigt Ihnen die Weltweisheit wieder zwei Wege; ich kenn' keinen dritten. Im Norden erzählt die Sage von einem Rix, der unter den Menschen lebte und sich sehnte, ihnen gleich zu werden; er führte einen so unsträflichen Wandel, daß die ewige Allmacht ihm endlich zum Lohn eine Seele verlieh. So könnte wohl auch —

Rubezahl. Seid nicht so gründlich, Mann. Heiliges Feuer, dazu ist es zu spät!

Grapengießer. Dann giebt's nur noch einen Weg ohne Ethik, Herr; den Weg, den der Teufel geht. Der tauscht sich bekanntermaßen von verführbaren Menschenkindern, gegen verlockende Glücksgüter, ihre Seele ein, und mit dem letzten Atem fliegt die Seele dem Teufel zu. Wie nun dieser Widersacher die Seelen für seine Hölle sammelt, so könnte etwa Einer wie Sie die gewonnene Seele für sich selber nehmen und durch sie weiterleben; falls er die nötige Macht hätte —

Rubezahl (notz). Die hält' ich. Aber seid Ihr wärrisch? Der Mann, der mir seine Seele verkauft, lebt vielleicht noch fünfzig Jahr' und ich vergeh' heute Nacht!

Grapengießer. Er mühte eben nicht fünfzig Jahre leben; auch nicht eine Nacht. Sobald man von ihm die Verschreibung hätte, mühte man ihn umbringen . . .

Rubezahl (über zusammen). Kurz — ich werde ein Schurke!

Grapengießer. Wenn Sie diesen Weg betreten, gewiß.

Rubezahl. Und dazu ratet Ihr mir?

Grapengießer. Erlauben Sie. Ich bin hier nur die Intelligenz, und lege die Wege vor.

Rubezahl. Höllischer Gedanke! Höllische Verschöpfung!

Grapengießer. Ihr Lebensdrang und meine Intelligenz unterhalten sich; weiter thun wir nichts. Sie sollen sich heut um Mitternacht auflösen, das wollen Sie nicht; um sich nicht aufzulösen, bedürfen Sie einer Seele, die den Herren Erdgeistern fehlt; die können Sie sich unter Umständen verschaffen, aber Sie sind dann ein Schurke. So sieht der Fall logisch aus. Nun aber erlauben Sie mir die ergebenste Bemerkung, daß es dunkel wird. Ich sollte so allmählich meine Nachsuppe essen und zu Bette gehn.

Rubezahl (seine Erregung bekämpfend, ähner). Ich halt'

Euch nicht auf. — Ich kann Euch durch einen Wirbelwind wieder hinaunterschaffen —

Grapengießer (erschrocken). Ich danke. Ich ziehe die Fuhrwanderung vor.

Rubezahl. Wie es Euch beliebt! — Wir sehn uns also nicht wieder. Kurzen Abschied. Lebt wohl!

Grapengießer (gebietet). Gute Nacht! (für sich) „Gute Nacht! Etwas Dämmers konnt' ich ihm nicht sagen. Ich wünsch' mir eine andere letzte Nacht!“ (links ab.)

Rubezahl. Also es giebt einen Weg; „aber Sie sind dann ein Schurke.“ — Mein Geist geht im Kreis herum, wie des Delmüllers Pferd; er dreht sich um einen Punkt . . . (Zieht sich an Estüte und Stiern.) Was fühl' ich da Feuchtes? — Ah! Kalter Schweiß. Den spür ich zum ersten Mal. Seit ich mir dies Spiegelbild kaufte, verpir' ich so allerlei Menschliches . . . (abwinken) Höllischer Gedanke! Ich will nicht mehr denken! (Wendet sich nach hinten, zur Thür.)

Zweiter Auftritt.

Rubezahl: Richard (von rechts. Es dunkelt.)

Richard (anfällig, halbgl.). Ratibor! Bist Du's? Ich suchte Dich stundenlang!

Rubezahl (bleibt stehen; für sich). Ist das nicht des Junkers Stimme?

Richard. Ratibor! (Zeit näher.) Ah! Ihr seid's!

Rubezahl. Ja; ich. Was wollt Ihr von Ratibor?

Richard. Lassen wir den; Euch such' ich noch mehr als ihn. Stund' um Stunde ir' ich hier umher; am Aubeuflein, am Zuckelfall, an diesem verwünschten Park; jede Thür verschlossen. Rubezahl! Ihr habt mich elend gemacht über alle Maßen. Seid menschlich — seid großmütig — gebt mir mein unglückseliges Spiegelbild zurück!

Rubezahl. Euch elend gemacht? Wodurch?

Richard. Fragt nicht, sondern helft mir!

Rubezahl (hinter). „Helft mir.“ Und wer hilft mir? — „Hab' ich Euer bischen Rebelhülle nicht teuer bezahlt?“

Richard. Ihr habt's; aber ich mag nicht mehr leben, wenn Ihr mir nicht helft. Rubezahl! Ihr thает so manchem Gutes über seine Wünsche. Gebt es mir zurück!

Rubezahl. Ich kann's nicht. — Es war ein redlicher Handel —

Richard (dreizehnungsvoll). Nun, so nehmt den Handel zurück! Da ist Euer Glücksjäckel, der mich retten sollte; gebt mir mein Ich zurück! Ich will wieder arm sein wie gestern — will ringen und sorgen und schaffen, mir soll der Schweiß von der Stirne tropfen — so gewinn' ich es vielleicht doch noch wieder, das verlorene Glück!

(Schluß folgt.)

Ein Born des Lebens.

Das Leben macht so ernst, so müd —
 Ich hätte gern in Luft gelacht,
 Ich hätte gern mein froh Gemüt
 Zur Quelle eures Glückes gemacht.
 Ich weiß, es wär' ein reicher Schatz,
 Gewähret ihr mir, ihn zu heben,
 So aber seh vom stillen Plah
 Ich erst auf euer Alltagsleben.

Ich kenn am Gang ein silles Haus,
 Das weithin blickt ins helle Land,
 Der Sturm umfährt es mit Gebräus,
 Im Sonnenschein blinkt hell die Wand.
 Nur von der Einsamkeit bewacht,
 Ciegls' totenstill — vom Grün unspunnen
 Doch hat dein Ohr des Lebens ahl,
 Hörst rauschen du im Hof den Bronnen.

Wär' der ein Zeichen euch dafür,
 Daß gut sich's wohnt im stillen Raum!
 Ihr aber merkt die breite Thür,
 Die gästlich frohen Hallen kaum.
 Kein Wanderer naht, der Einlaß will,
 Der Labung sucht am Born des Lebens —
 So bleibt das Haus verschlossen still,
 Und seine Quelle rinnt vergebens.

Ich hörte sie aus dem Vertief
 So manches Fahr im Waldreotier;
 Ihr silberhelles Rauschen wies
 Des eignen Bronnens Leben mir.
 Hrul ist's so still — ein Falter fliegt,
 Als ob sein Flug mich aufwärts lüde —
 Der klare Quell ist still versegelt . . .
 Das Leben macht so ernst — so müde.

Wilhelm Arminius.

Schwalben.

Schon sinken die Sterne schläfrig-matt
 Ueber der grauen Millionenflad;
 Doch gähnen die Strahlen noch menschentier
 In einem rauchigen Schaltenmeer,
 Und leise nur fällt an den Thüren der Wind
 Wie vor Erwachen ein krankes Kind.

Doch hoch, wach' einsam tränmender Ton,
 Erk jaghaft, dann freier und frischer schon?
 Kran Schwalbe ist's, drohen am Giebeldach,
 Ahnende Sehnsucht sang sie wach.
 Sie blinzelt aus schwelkendem Nestgelock
 Und streicht ihren glänzenden Sammelrock;
 Dann breitet sie hurtig die Schwingen aus
 Und schwebt in die kühlen Lüfte hinaus
 Und jauchzt hellauf: „Aiwiß, hiwiß,
 Ihr Schläfer, ihr Tränmer, kommt mit, kommt mit!“
 Nicht lange, so folgt ihre Schwesterchar:
 „Aiwiß, die Berge glühn purpurlar!“ --

Da richtet sich auf, wen ihr Zwitschern traf,
 Und reibt aus den trunkenen Augen den Schlaf
 Und springt an's Fenster und öffnet es weit,

Als lodte das Pfaster blütenbescheit
 Und haunt mit lachenden Mienen empor,
 Empor nach dem schwingenden, singenden Chor:
 Wie Geigen jubell's süß schmelzend gedehnt,
 Süß wie ertöndende Liebe schmil,
 Schmeichelnd darin der Duftwind rauscht —
 Und seine Seele lauscht und lauscht
 Andachtgeschürt und wonnegerührt,
 Weil sie im Voraus die Sonne spürt . . .

Und nun! Wie blinkt ihr Gefieder jumat,
 Als köhlt' es sich sprühend in bläulichen Stahl,
 Und wo es ein säumendes Wölkchen durchbricht,
 Da laucht es in goldiges Flimmerlicht,
 Der ganze Himmel schwimmt rosenbeslockt —
 Und Schwalbe und Amsch und Erde frohlockt.

Das Leben erbrauß mit Wogengewalt!
 Und das weckende Zwitschern im Staube verhallt,
 Die Goldglut erbläht in dunkelndem Dampf,
 Die stille Andacht in lärmendem Kampf,
 Und das Herz vergißt gar, bedrückt und bedroht,
 Singen und Sonne und Morgenrot . . .

A. A. T. Zielo.

Der Seneschall von Tefoulques.

Zu Malla fiel ein Ritter im Duell
 Und sterbend gab er seinen blaugen Degen
 Dem Sieger. „Meinen letzten Wunsch erfüllet,
 Mein Herr, und bringet diesen meinen Degen
 Nach Tefoulques; dort legt ihn, bitt' ich, nieder
 Im Ahnenaal, in meinem Vätertschloß.“

Und so versprach zu ihm der Großprior
 Von Majork, dieser war des Ritters Begner.

Nach langer Fahrt kam er in's Poitou,
 Das wälderreiche, und betrat des Nachts

Den Ahnenaal im Schloße Tefoulques.
 Verlassen lagen Hallen und Gemächer;
 Doch am Kamine saß, im hohen Sessel,
 Der alte Seneschall von Tefoulques,
 Der Vater des Erschlag'nen. Diese Nacht
 War er der Gruft entzogen, seinen Sohn
 Zu rächen; rächen seines Hauses Ehr.
 Ihn gegenüber saß in längst verblühen
 Gewändern von Brocat des Seneschalls
 Gemal, die Herrin einst von Tefoulques.
 Aus hohlen Augen weint sie Thränen über

Des lieben Sohnes Tod und ringt die Hände.
Der Großprior legt seines Segners Degen,
Wie er versprochen, nieder in dem Saale.
Da frug mit hohler Stimme sein Gemal
Der Seneschall: „Was dünkt Euch, meine Liebe?
Soll ich in meinem Schlosse dulden des
Kastilianers Furcht, der gekommenen
Herberg zu nehmen hier und einzustellen
Im Hause, dessen Sohn er hat erschlagen?“

Und Antwort gab des Seneschalls Gemal:
„Mein Herr, Ihr würdel übel wahren Eure
Und Eures Hauses Ehr, wenn der streche
Kastilianer jög' von himmen, ohne
Dah Ihr mit ihm gewaget einen Gang.“
Und seinen Handschuh warf der Seneschall
Dem Kastilianer hirtend vor die Füße.
Der Kampf begann; zur mittlernäch'tigen Stunde
Empfing der Großprior die Todeswunde.
Hans M. Grüninger.

An ein blindes Mädchen.

Mein, unglücksel'ge Schöne, gräm' dich nicht,
Dah dir zu schauu bescheret nicht uns're Welt,
Sie ist so schön nicht, glaub' nicht, dah sie hält,
Du arme Blinde, was dein Herz verspricht.

Den gier'gen Blick, der aus dem Auge bricht
Und der der Menschen Antlitz so einstellt,
Den wilden Trieb, durch den die Tugend fällt;
Al! das Gemeine hier — du siehst es nicht.

Vergiß der Traumgebilde holde Züge,
Vergiß den Schmerz um das verlorn' Schau'n;
Die Schönheit, die du glaubst, sie ist nur Lüge.

Und denk, das grüne Gras, die blum'gen Au'n
Sie sind der ehten Kröte Heim und Wiege —
O wohl dem Aug', das blind für all das Grau'n!

Aus dem Italienischen des Lorenzo Sterchelti von Lotte Pelheim.

Der Bergsee.

Im stillsten Geheimnis der Berge ruht,
Von Felsen und Forsten umhüllt,
Ein See, auf dessen düp'ter Stut
Starrtendes Schweigen brütet.

Die Wolken bleiben erschrocken steh'n
Ueber der lauernden Kläche;
Unhörbar nähren und ungesehn
Ihn unterirdische Käche.

Kein Hauch auf seinem Spiegel wacht,
Kein glühender Sonnensfunken.
Es ist, als sei in ihn die Nacht,
Die schwarze Nacht, ertrunken.

Nur manchmal, wenn's in den Lüften kreist,
Wenn die Wolken sich stoßen und hehen,
Und des Mondes Larve blutrot gleist
Durch titanische Nebelfelsen,

Da geht ein Schauer durch die Stut,
Als ob sie ein Dämon hächte,
Da öffnet sie Augen voll brennender Stut,
Da wogen die Wellenbrüste,

Da flattern die Schlangenhaare wild,
Wie wallende Feuerbrände,
Und glerig empor nach dem Ufergesid
Langen goldtiefende Hände.

Die Felsen schlagen donnernd zurück
Die klatschende Wischanwehung:
Es ist, als schrie ein totes Glück
Ohnmüchtlich um Auserlesung

Doch lange, bevor der Tag erwacht,
Ist sie wieder in Schlaf gesunken,
So todesstumm, als sei die Nacht
In ihrem Schooß ertrunken.

Christian Morgenstern.

Abendbild.

Krause, blaue Nebelkreise
Sinken auf die Erde leise:
Nehe, welche in dem frischen
See des Menschenkummers fischen.

Nun ein Lüftchen, — und nach oben
Wird das volle Neß gehoben;
Gute Englein ziehen kräftig
An dem schweren Neß geschäftig.

Aber ach! es bricht der Faden,
Alzu schwer war es beladen
Und der Fang, so Schmerz als Sorgen
Fällt herab jäh mit dem Morgen.

Paul Wimmershof.

Mondnacht im Walde.

Ein leiser Windhauch weht und wiegt
Das Laub, mit traulem Flimmer
Erhell der Mond den Wald und schmiegt
Um Schatten Silberflimmer.

Empor recht stolz der Eichenbaum
Den Sturmbewährten Gipfel
Und neigt leise wie im Traum
Den mondbeglänzten Wipfel.

Im dunklen Moose gleißt und plüzt
Ein goldig-grün Gefunkel,
Das in Millionen Funken sprüht
Durch Mondenstrahl und Dunkel.

Mit flüstem Murren eilt der Bach
Hellblinnd durch die Bäume
Und leise ruft sein Echo nach
Des Waldes duftige Träume.

Ein Pösthorn klingt mit süßem Laut
Weither von fernem Strahlen . . .
Ich fühlte mich so wohl, so traut
Und ach! doch so verlassen.

Hugo Klinker.

Der Dichter.

Wie der Sterne goldne Schar
Seine Lieder leuchten!
Menschenaugen, die sie sah'n,
Mußten still sich seuchten.

Doch bedenkt, daß erst die Nacht
Sterne läßt erblincken —
Auf des Dichters Seele muß
Tiefe Nacht erst sinken.

Mar Messer.

Abendruhe.

Die Dämmerung sank hernieder,
Frau Sonne ging zur Ruh,
Rothelchen sitzt im Nicker
Und schließt die Augen zu.

Die Windsbraut auch ward müde,
Es kost' nur leis und lind,
Im grünen Blätterweere
Der sanfte Abendwind.

Hoch in den lauen Lüften
Vom Mondesstrahl gewiegt,
Ein leichtes Federwölhchen
So recht gemächlich fliegt.

Es schwebt vom Falterheere
Kein einziger weit und breit,
Ja, selbst die stolze Rose
Bannet Traumbefangenheit.

Und knackt einmal ein Zweiglein,
Rothelchen horcht erschreckt,
Hat dann in dem Gefieder
Das Köpfschen sink verreckt

Ein Zwitschern leis im Traume —
Ein Anflern ab und zu —
Ein leises Blätterrauschen —
Dann wieder tiefe Ruh! —

Helene Wendt.

Erinnerung.

Der Mondschein blickt so hell herein,
Da zieht im Silberlicht
Erinnerung in's Kämmerlein
Und spricht:

„Der helle Mond schien in den Saal
Wie heut, als Du mit List
Im Tanze sie das erste Mal
Gehüßt.“

„Ja, heiß gehüßt. Wie schlug Dein Herz,
Wie trugst das Haupt Du frei,
Schwurst Treue ihr — nun ist der Scherz
Vorbei.“

Wohl kehrt die Zeit nicht mehr zurück,
Ein Trost doch mich umschwebt,
Es war kein Traum, ich hab' das Glück
Erlebt.

Erinnerung, zieh' oft herein,
Zeig' mir ihr hold' Gesicht,
Dann strahl wie heut' mein Kämmerlein
Voll Licht.

Paul v. Portheim (Ingebr. Radlof).



Zur Geschichte des bürgerlichen Trauerspiels in Deutschland.

Von J. Minor.

Unter dem Titel „Satisfaktion“ ist vor ein paar Jahren ein Drama von Roberts auf deutschen Bühnen gegeben worden, das die Duellfrage in wenig glücklicher Weise behandelte und bald wiederum vom Repertoire verschwand. Niemand hat sich damals daran erinnert, daß wir ein sehr gutes, älteres Theaterstück über den gleichen Gegenstand und seltsamerweise auch von einem namensverwandten Verfasser besitzen. Der Titel lautet: „Die Nacht der Verhältnisse“; der Verfasser ist Ludwig Robert, der Bruder der Rachel. In Zffland's letzten Tagen hat er das Stück, schon 1811, bei dem Berliner Nationaltheater eingereicht und später in Prag an Tied einen aufmerksamen Zuhörer und wohlmeinenden Berater gefunden. Aber erst nach den Kriegsjahren, 1815, ist es zu Aufführungen auf verschiedenen deutschen Bühnen gekommen; überall wirkte das Stück spannend und erschütternd, aber auch mehr niedererschlagend als zu befriedigendem Beifall ermunternd; es konnte sich nicht auf der Szene behaupten, auf der damals die Zambentragödien der Nachfolger Schiller's, die Schicksalstragödien und die phantastischen Erzeugnisse der Romantiker herrschten. Im Jahre 1819 ist es in Cotta'schen Verlage gedruckt erschienen, eingeraht um zwei Briefen über das antike und moderne und über das sogenannte bürgerliche Trauerspiel. Diese beiden Briefe, an eine Freundin gerichtet, unter der wir uns wohl die spätere Gattin des Dichters, die schöne Friederike Braun, zu denken haben, sind literaturgeschichtlich von noch größerer Wichtigkeit als das Stück selbst. Denn sie sind die erste, und so viel ich mich erinnere, die einzige öffentliche Stimme, die sich vor Hebbel's Vorwort zur Maria Magdalena in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für das bürgerliche Trauerspiel einsetzte.

Bekanntlich haben die Angriffe der Xenien, in denen Schiller neben den Dramen der Schröder, Zffland und Kotzebue auch sein eigenes bürgerliches Trauerspiel nicht schonte, und die entschiedene Bekämpfung der Nährflücke durch die Romantiker das

Familiendrama in Deutschland völlig entwertet. In dem einleitenden Briefe nun wirft L. Robert zum ersten Mal wiederum die Frage auf: ob das, was damals (d. h. vor dem Wallenstein) notwendig gewesen sei, auch noch heute Giltigkeit habe? und ob eine Gattung für immer gänzlich verworfen werden sollte, weil sie einst unkünstlerisch behandelt worden sei? Er weist auf die Gefahren hin, die dem modernen Drama aus der einseitigen Verfolgung der eingeschlagenen Richtung drohen. Die Tragödie werde immer prunklicher und opernhafter; auch Zimmermann klagt darüber in seinen Briefen an Beer, und Tied hat dann in den dramaturgischen Blättern Schiller's Jungfrau von Orleans für alle die äußerlichen Effekte verantwortlich gemacht, die noch früher und weit mehr auf das Kerbholz seiner Genovesa und der Nachbildungen des spanischen Drama zu stehen kommen. Auch die beliebten religiösen Motive und die kirchlichen Ceremonien auf der Bühne, das Umwesen der Zauberer, Wahrsager und Geister; die idealen und allegorischen Figuren der romantischen Tragödien, in denen bei starkem Uebergewicht des lyrischen Elements die Charakterzeichnung ganz zur Nebenrolle wurde; am meisten aber das heidnische Fatum in den Schicksalstragödien weiß er verständig zu tabeln. Und gerade der Gattung, die damals auf den Bühnen den meisten Erfolg und mit dem bürgerlichen Trauerspiel die nächste Verwandtschaft hatte, stellt er seine Theorie einer modernen Familientragödie gegenüber, die sich auch heute noch hören läßt.

Nach den religiösen Begriffen der Alten herrscht ein unpersönliches Fatum (es ist ungewiß, ob ein gutes oder ein böses) über Götter und Menschen. Mit den neueren Vorstellungen ist dieser Glaube unvereinbar. Dennoch aber finden wir auch im modernen Drama den Menschen immer im Konflikt mit einer geheimnisvollen Macht, nämlich mit der Unvollkommenheit der irdischen Natur; mag diese Unvollkommenheit nun in den inneren Charakter-

anlagen des Helden oder in seinem äußeren Schicksal zu Tage treten. Als der echte Schiller Fichte's, der Ludwig Robert war, verlangt er von dem Helden, daß er den Kampf mit dieser Macht aufnehme und fallend oder siegend Freiheit und Sittlichkeit erweise, während das alte Jatum Freiheit und Sittlichkeit tötet. So findet er diese geheimnisvolle Macht in dem leidenschaftlichen Naturtrieb Macbeths wieder, der in den Helden personifiziert ist; man darf also in den Helden nicht mit Schiller alte Schicksalsgöttinnen sehen. In Romeo und Julia erscheint diese Macht in der Gestalt eines eigenwilligen Vorurtheils, eines fortvererbten Familienhasses; während sie dagegen im Wallenstein, Tasso, Clavigo und Hamlet mehr ein innerliches Prinzip ist, das in den Charakteren der Personen liegt. Robert warnt davor, diese Macht mit der Vorsehung zu verwechseln, von der sie etwas ganz verschiedenes ist. Die Vorsehung selbst hat der Dichter nicht in einer Figur sichtbar auf die Bretter zu stellen, sie liegt vielmehr in dem Gedanken: daß es die höchste Bestimmung des Menschen ist, gegen die sittlichen Unvollkommenheiten seiner Natur mit Freiheit anzukämpfen. . . Weiter aber ergibt sich für den Briefsteller nur die Folgerung, daß der Stoff der modernen Tragödie nicht wie der der antiken bloß aus der Heroenwelt zu entnehmen ist. Denn in der modernen Welt streben alle nach dem selben Ziele rein menschlicher Sittlichkeit, während die Alten nach einem großen Weltweisen (Kant, Fichte oder Schiller) zwar nationaler, aber nicht so individuell ausgebildet waren als wir.

Die Macht nun, mit der die Helden in dem folgenden Trauerspiel Roberts kämpfen, ist, wie der Titel sagt, die Macht der Verhältnisse. Mit dem Worte Conventionen hatte man im Zeitalter Rousseau's genau dasselbe ausgedrückt; und das bürgerliche Trauerspiel des achtzehnten Jahrhunderts von Diderot bis auf Schiller lebte von den ständischen Konventionen. Der Generation aber, welcher Ludwig angehörte, war das Familienstück so sehr aus den Augen verschwunden, daß die Idee seines Stükes als eine ganz neue betrachtet wurde. Keine weiß es nur an den Goethischen Werther anzuknüpfen, wo der Konflikt des Helden mit der hochadligen Gesellschaft doch nur ein Nebenmotiv bildet, das erst in Folge der bekannten Aenßerung Napoleons in den Vordergrund gezogen wurde. Nach Robert haben dann in Frankreich Delavigne, in Deutschland Michael Beer und Goethe in ihren Paradedichtungen den Kampf des Proletariats mit den bevorrechteten Klassen auf dem von den Romantikern eroberten indischen Boden dargestellt. Es ist kein Zufall, daß gerade die Juden Robert

und Beer vorangehen, welche innerhalb der bevorrechteten Gesellschaftsklassen in den reichen Berliner Bankiershäusern den gesellschaftlichen Druck um so bitterer empfanden, als die Napoleonische Zeit die Emanzipation der Juden begünstigt hatte. Als Dramen von ästhetischer Tendenz nennt Heine eine Urrika, einen Eduard, eine Herzogin von Duras und endlich Raupachs schlechtgeimmerte Brudermordtragödie „Isidor und Olga“. Urrika, die „Negerin“ ist von Castelli nach dem Französischen bearbeitet und ein Gnatier, wie Beers Paria. Ob das zweite Stück mit dem dreitägigen Trauerspiel „Edward“ von Ludwig Reinhardt identisch ist, weiß ich nicht.

Das Drama von Robert spielt um 1792 in einer deutschen Hauptstadt. Es treten zunächst zwei Geschwisterpaare hervor: der bürgerliche Schriftsteller Weiß mit seiner Schwester Emilie und die Kinder des gräflichen Ministers von Falkenau. Der Sohn, Oberst und Kommandirender der Garde, bindet mit Emilien an; die sentimentale Gräfin Sophie hat ein Faible für Weiß. Zwischen Weiß und dem Oberst kommt es Emiliens wegen (leider hinter der Scene) zu einem Rencontre und Weiß schießt die Herausforderung zum Duell an seinen Gegner. Das Motiv ist sehr glücklich verfaßt; es sieht nicht bloß der Adelige dem Bürgerlichen, sondern auch der Militär dem Schriftsteller gegenüber, dessen Stand zu jener Zeit nahe an die Christlosen grenzte.

Aber auch die Charaktere hat Robert von Haus aus sehr gut angelegt. Gleich in der Exposition, in dem Gespräch des Schriftstellers mit dem Major, der als Freund der beiden Gegner die Rolle eines Vertrauten und später des Vermittlers spielt, ergibt sich ungezwungen die grundsätzliche Erörterung des Themas. Weiß hat, wie Kogebue u. a., ein Buch über den Adel geschrieben. Der Unterschied der Stände, die Achtung der Verhältnisse gehört zu seinen innersten Ueberzeugungen. Er widersetzt selber der Neigung der Komtesse, deren sentimentale Schwärmerei für einen bürgerlichen Schriftsteller er als Unsiem betrachtet. Auch die Frauen sollen, nach seiner Meinung, nicht aus dem Kreise heraustreten, den ihnen Geburt und Verhältnisse gezogen haben; darum sieht er auch die Liebe Emiliens zu dem Oberst mit schreien Augen an. Nur die Ehre ist ihm etwas rein menschliches und nur Eine in allen Ständen; sein Freund, der Major, behauptet konsequenter: „Verschiedene Stände haben auch eine andere Ehre!“ Weiß ist sehr empfindlich und leicht aufbrausend im Punkte seiner Ehre, die er gegen jeden zu vertheidigen bereit ist.

Mit einem gewissen Refinedment ist Robert bemüht, nicht bloß an dem Helden, sondern an allen Personen des Stükes die Macht der Verhältnisse

wirksam zu zeigen, die sich wie ein Neg um die Seelen legt. Sogar den ganz nebenfächlichen Vertranten und Vermittler, den Major, läßt er an einer Stelle halt machen und sich Rechenschaft ablegen, wie er der Freund eines so gewöhnlichen Menschen werden konnte, als der Oberst in Wahrheit ist: „Nun! der Strudel der großen Welt reißt uns fort; die Kameradschaft, das Haus des Ministers, die Rücksichten — nein, ich spreche mir etwas vor. Es war Absicht, um seiner Schwester willen that ich's. — Was sieht mich an? was regt sich hier? — Es ist nicht wahr! — Es ist Täuschung! — Ich bin zu klar über die Welt, zu abgeschlossen in mir, um noch einer Neigung fähig zu sein.“ Mehr erfährt der Leser nicht, der Charakter wird im Unbestimmten gelassen.

Am kühnsten ist das Liebespaar behandelt. Nichts von Ferdinand und Luise! Die bürgerliche Emilie ist genau das Gegenteil ihres eheliebenden Bruders Weiß: sie verläßt sich, ohne Kampf, im Punkte der Ehre ganz auf ihren vornehmen Liebhaber. Und dieser, ein ganz gewöhnlicher Mensch, wändelt mit ihr, ohne sich den Kopf zu zerbrechen, was endlich daraus werden soll, eine Heirath oder eine Verführung.

Genau so wie im Hinterhaus, sieht es aber auch im Vorderhaus aus, bei dem Minister. Nach manchen jugendlichen Verirrungen ist dieser zur Verkörperung des eisernen Rechtsgefühls geworden. Er ist nur mehr Beamter, kein Mensch. Er empört sich gegen jede Sentimentalität, sogar zwischen den Eltern und zwischen den Kindern. Unschuld beruht bei ihm wie bei Friedrich Schlegel nicht auf dem Nichtwissen, sondern gerade auf der Erfahrung. Kluge Schonung der Standesvorurtheile, um jedem Standal auszuweichen, ist sein oberstes Prinzip. Neben ihm steht keine zweite Frau, wie alle weiblichen Personen des Stückes über ihren Stand hinaus liebend, eine Entlagende wie ihre Stieftochter. Sie hat ein Verhältnis mit dem Fürsten gehabt, sie liebt ihn noch, sie wird ihn ewig lieben. Aber sie hat sich besonnen und lebt nun ihren Pflichten als Gattin des älteren Mannes, der auf ihr Herz seinen Anspruch macht, und als Mutter.

In diesen Kreis fällt nun die Herausforderung des Schriftstellers an den Sohn des Ministers wie eine Bombe hinein. Der Minister hat sofort entschieden: es darf sich nicht schlagen; aber der Fall muß den Officieren des Regiments vorgelegt werden, die unter dem Vorsitz des Majors (hinter der Scene) ebenso entscheiden. Der Major, der seinem Freunde den Beschluß zu melden kommt, beruft sich auf den Unterschied der Stände. Weiß ruft dagegen: „Die Ehre ist das höchste, was der Mensch besitzt, sie ist kein Monopol bevorrechteter

Stände.“ Im Auftrag des Ministers, der den Handel beigelegt wünscht, bietet der Major ihm materielle Unterstützung und Empfehlung an, mittels deren er anderswo Karriere machen soll — das heißt, er will ihm seine Ehre abkaufen. Weiß geht scheinbar darauf ein, ist aber entschlossen, seinen Gegner mit List vor die Pistole zu stellen. Das geschieht auf eine dramatisch höchst wirksame Weise. Weiß hat vor dem Ausretren des Majors seiner Schwester ein Billedour abgenommen, in dem sie seinen Feind und ihren Liebhaber zu einem Rendezvous in seine Wohnung bat. Dieses Billet läßt Weiß jetzt demnach zustellen und es löst damit das Raubtier in das Neg. Wirklich erscheint der Oberst. Emilie wirft sich zwischen die feindlichen Männer und hängt sich kleinlich klagend an ihren Liebhaber. Weiß drängt seine Schwester hinaus, sperrt die Thüre ab und dringt nun stehend in den Oberst, daß er ihm durch das Duell seine Ehre wiedergebe. Der Oberst sührt einen Hieb nach ihm und Weiß schießt ihn nieder, wie er es ihm versprochen hat. Dieser Akt ist hochdramatisch und von packender Gewalt.

Mit dem vierten Akt aber nimmt das Stück eine ganz neue und unerwartete Wendung, die uns recht in das Zeitalter Jfflands zurückversetzt. Weiß wird natürlich des Mordes angeklagt. Der Präsident, der den Tod seines Sohnes mit unheimlicher Fassung erträgt, will mit der Sache nichts weiter zu thun haben und glaubt es der Unparteilichkeit des Beamten schuldig zu sein, daß er den Prozeß gegen den Mörder, obwohl er selbst Chef der Justiz des Landes ist, dem Präsidenten des Tribunals überträgt und sich jeder Einflußnahme enthält. Dieser aber erfährt aus versiegelten Papieren, die Weiß zu Beginn des Stückes erhalten hat, daß der Schriftsteller der Sohn des Ministers ist: es ist also ein Brudermord begangen worden; der eine Sohn des Ministers ist der Mörder, der andere der Gewordete. Der Präsident trifft seinen Chef inmitten seiner Angehörigen und Freunde, er verlangt eine geheime Unterredung ohne Zeugen. Der Minister, als eiserne Beamter, will in dieser Sache keine Geheimniskammeri gelten lassen, er verbittet sich jeden intimen Verkehr. Vor allen Zeugen erfährt er nun die schreckliche Thatfache. Aber auch jetzt weist er jedes ungelegliche Eingreifen, jede Unterschlagung der Akten, jede gelindere Qualifikation des Verbrechens als Totschlag mit Berufung auf Recht und Ehre zurück, die dem Manne das höchste sein müssen. Um dem Gesetz sein Recht werden zu lassen, ist er auch seinen zweiten Sohn zu opfern bereit. Nur die Schande, ihn auf dem Schaffot enden zu sehen, vermag er nicht zu ertragen. Mit dem Gift, das man dem Gefangenen abgenommen

hat, unternimmt er den schweren Weg in den Kerker.

Dort unterredet sich Weiß mit dem Prediger, den er bisher für seinen Vater gehalten hat und der ihm vor dem Tode nur die Aufklärung geben kann, daß nicht Er sein Vater sei — den wahren Vater kennt er nicht. Seinen Pflegevater fordert er auf, jetzt zum Himmel zu sehen und zu bereuen. Aber Weiß bleibt fest: er würde in derselben Lage wieder so handeln! Er betrachtet sich als einen Märtyrer der Ehre, jener Ehre, die eine Klasse von Menschen der anderen nehmen will! Der Prediger dagegen vertritt den christlichen Standpunkt: Schmach leiden ist keine Unehre, auch Christus hat sie erlitten — nur Rache ist unedel und unchristlich. Mit dem Minister dagegen, der jetzt eintritt, ist Weiß in der Beurteilung des Falles sofort einig, die Weiden versuchen sich, in ihrer Starkherzigkeit verrät sich die Stimme des Blutes, beide wollen nichts von Lebenshoffnung wissen. Erst, als der Minister seinen ihm noch unbekanntem Vater damit rechtfertigen will, daß er eben auch nur gethan habe, wozu die „Verhältnisse“ ihn zwangen, brast der Verurteilte auf: „O, über die lieben, bequemen Verhältnisse, die immer herhalten müssen, wenn man Natur und Recht mit Füßen tritt — und was sind Verhältnisse anders als die jedesmaligen Gesamtumständen des Jahrhunderts. Ihr Sohn starb an diesen Verhältnissen; ich werde dieser Verhältnisse wegen hingerichtet; und Beide sind wir unschuldig.“ Als aber der Minister auch den unglücklichen Vater nicht schuldig sprechen möchte, da ergreift ihn Weiß bei der Hand und ruft ihm in's Ohr, was er seinem Vater zurufen würde, wenn er da wäre: „Mörder! Dreifacher Mörder!“ Der Minister bekennt sich jetzt als seinen Vater. Weiß: „Wie? Mit dem strengen, edlen Antlitz, mit der schuldlosen Miene? So ist denn Alles eine große Fäße? Von dem niedergeschmetterten Vater, den nie ein menschliches Auge in solchem Zustand gesehen, erbittet sich der Sohn nun einen ehrliden Tod: er soll ihm dem ehrliden Schloß entziehen, er soll ihm Gift schaffen. Der Vater reicht ihm mit abgewandtem Gesicht das Gift, das er zu diesem Zwecke mitgebracht. Nun aber folgt eine Wendung von tragischer Ironie, die das Gegenstück zu dem Pfand'schen Deus ex machina bildet. Die Gattin des Ministers hat bei dem geliebten Fürsten nicht umsonst um Gnade gebeten; aber die Regnadignung kommt zu spät. Der Minister ist überwunden: ganz im Tone der Helden des späteren jungdeutschen Tendenzdrama klagt er sich selbst des Verbrechen an den Gesetzen der Natur an und wendet sich an alle Väter mit den Worten: „Verleugnet, verjoßt Euer Blut nicht!“ Während er

sich zu öffentlicher Buße stellt, und die zurückbleibenden Frauen die unnatürlichen Begriffe von Recht und Ehre, die tausendjährigen vererbten Vorurteile verwünschen, stirbt der Held zwar ohne Reue aber im Glauben an einen Gott der Gnade in den Armen des Predigers.

Die Schwächen dieser Dichtung liegen auf der Hand. Sie behandelt eigentlich zwei Motive: das Vorurteil des Duells und das Vorurteil gegen die Anerkennung natürlicher Kinder. Die drei ersten Akte und die zwei letzten fallen so in zwei Stücke auseinander, die nur durch die Idee, durch den Zwang der Verhältnisse, nicht aber künstlerisch mit einander verbunden sind. Ja, streng genommen hebt die zweite Hälfte des Stückes die erste auf. Denn so gut es zusammenstimmt, daß der adelige Sinn in dem Sohne des Ministers sich von vornherein verrät, indem er zwar die Trennung der Stände fordert, aber den Ehrbegriff nicht differenzieren will, und so glücklich seine kühle Haltung gegenüber der Comtesse in dem geschwisterlichen Verhältnisse ihre Aufklärung findet, so kann doch andererseits der geborene Adelige mit den instinctiven Neigungen seines Standes seinem adeligen Vater gegenüber nicht als Vertreter des nicht bevorrechteten Standes gelten; hier arbeitet der Dichter seinen eigenen Intentionen entgegen. So streng und fest er ferner auch die Charaktere des Helden und des Ministers zu halten sucht, so geht es zuletzt doch ohne ein bißchen Sentimentalität und Mißbilligkeit nicht ab. Das Stück steht eben zwischen Pfand und dem jungdeutschen Tendenzdrama in der Mitte, aber es nimmt hier eine sehr beachtenswerte Stelle ein. Es ist keine hervorragende Dichtung, aber ein sehr gutes Theatersück mit höchst wirklichen, dramatischen Situationen und von sehr geschicktem Bau. Technisch wäre es heute noch auf der Bühne möglich; es bedürfte nur in der matten Exposition einer Nachhilfe: das Rencontre zwischen dem Helden und seinem Gegner, das einzige dramatisch brauchbare Motiv, das der Dichter fallen gelassen hat, müßte vergegenwärtigt werden. Der Dialog, der sich absichtlich von der blumenreichen lyrischen Sprache des zeitgenössischen Drama fern hält, ist für jene Zeit anfallend prägnant und kräftig. Dennoch würde sich heute einer Wiederaufführung als erstes Hindernis entgegenstellen, daß die Sprache und die Verlesformen zu modern sind, um als historisch, und zu altväterisch, um für modern gelten zu können. Ein zweites und noch wichtigeres Hindernis trifft den Kern des Stückes. Der Einwand, den man dem Dichter seiner Zeit ohne Verächtlichkeit machen könnte: „kein rechtlicher Mensch könne einem anderen rechtlichen Menschen ein Duell versagen,“ hat heute mehr Grund. Die Duellfrage ist zwar noch immer

nicht gelöst; aber das ist gewiß, daß heute ein Dichter einem Schriftsteller am allerwenigsten die Benennung verjagen wird. Aktuelle Bedeutung also hat das Problem, so wie der Dichter es gestellt hat, für uns nicht mehr; sollte aber die Duellfrage einmal überhaupt historisch geworden sein, dann wäre es wohl möglich, das Stück wiederum aufzuführen; man würde es dann eben vom historischen Standpunkte aus betrachten.

Manche sehr moderne Anwendungen werden dem Leser an dem Drama selbst nicht entgangen sein und oft wird er sich besonders an Sudermann erinnert haben. Noch moderner stellt sich der Verfasser in dem zweiten Brief an seine Freundin dar der auf das Stück folgt und in dem er mehrere Einwürfe widerlegt, die in dem Kreise der Adressatin von verschiedenen Personen gegen seine Arbeit erhoben wurden. Dabei rechtfertigt er wiederum zunächst die Gattung, wenn er dem alten, auf die Xenien zurückgehenden Vorwurf begegnet, daß er anstatt des großen gigantischen Schicksals nur ein paar beengende Vorurteile vorgeführt habe. Sehr richtig bemerkt er dagegen: ein individuelles Vorurteil, z. B. die Gespensterfurcht, könne nur komisch behandelt werden; allgemeine und sanktionierte Vorurteile dagegen könnten ihrer Wirkung wegen unendlich tragisch sein.

Ein zweiter, wiederum auf die Gattung bezüglicher Vorwurf, der im Zeitalter der klassizistischen und romantischen Tragödien auf jeder Zunge lag, wird auf sehr moderne Weise beantwortet. Zum Stoff einer Tragödie, so lautet er, tange kein Vorfall aus unserer nächsten Umgebung, wie er sich alljährlich in jeder Stadt zu Tausenden zutrage. Dagegen beruft sich Robert zunächst auf das Beispiel unserer größten Dichter, welche alle Momente ihrer Zeit tragisch dargestellt haben. Kleiner aber habe „zeitgenössische Geschichte“ (d. h. große geschichtliche Ereignisse) gewählt, weil wir über unsere Zeit kein historisches Urteil haben können. Allen öffentlichen Vorgängen ist auch der Dichter der „Macht der Verhältnisse“ so hart aus dem Wege gegangen, daß er den „Krieg“, von dem an einigen Stellen die Rede ist, ebenjowenig näher bestimmt, als den Staat und die Stadt, in dem sein Stück spielt. Wenn der Stoff der Gegenwart angehöre, dann müsse er aus dem beschränkten Kreis der Familie genommen werden. Nur neben dem historischen und romantischen Trauerspiel will er, als Feind jeder Einseitigkeit, auch dem Familienschauspiel einen Platz erobern; ja er wagt es, gegenüber dem Verdammungsurteil der Schlegel zu behaupten: „das Familientrauerspiel dürfte wohl auch ein Zweig der romantischen Dichtung sein, wenn man nämlich das Wesen des Romantischen nicht

in die Fülle des schimmernden Beiwertes oder ganz in eine dämmernde Unklarheit setze“. Das bürgerliche Schauspiel der früheren Zeit sei allein daran gescheitert, daß es ihm an tragischer Notwendigkeit gefehlt habe, die es durch weiche Sentimentalität zu ersetzen suchte: eine Gelbduot, die schon im ersten Akte durch eine volle Börse gebannt werden könnte; ein Intriguant, den weniger beschränkte Personen beim ersten Anblick entlarven würden; ein Konflikt, der nur „durch ein zu früh, ein zu spät, oder durch sonst ein unglückliches, für den Dichter glückliches Ungesähr“ einen traurigen Ausgang zur Folge hat — hier fehlt überall die tragische Notwendigkeit. Die Möglichkeit, daß auch unsere nächste Umgebung nicht nur ergreifend, sondern auch poetisch dargestellt werden könne, hätten die Meister der Kunst dargethan und Schiller's „Kabale und Liebe“ werde länger und lebendiger wirken, als sein Spottvers darauf in den Xenien. Während die historische Tragödie das Seltene und Selbstame, das Erstaufliche und Wunderbare aus der Ferne herbeiholen darf, soll der bürgerliche Tragiker gerade das häufig Wiederkehrende wählen, das aus dem Geist der Zeit Hervorgehende, die Normalbegebenheiten; „und sollten es auch solche sein, die, von dem ironischen Standpunkte betrachtet, sich zum Stoff eines Lustspiels eignen“. Dieser Nachsatz, der die Grenzlinie zwischen tragischen und komischen Stoffen augenfallend wagt, klingt schon unglanblich unklassisch und modern. Aber es kommt sogleich noch ganz anders.

Ein dritter Vorwurf wendet sich nämlich gegen die beklemmende Stimmung, ja die schneidende Dissonanz, mit der das Stück schließt. Der Dichter giebt sie nicht bloss mit einem freudigen „Ja“ zu, er fährt auch fort: „und sie möge nachklagen in dem Gemüte der Zuschauer, und dieser möge sie nach seinen Kräften auflösen“. Er, der Dichter, konnte sie (faktisch) nicht auflösen, weil ja auch die Zeit, die ihm den Stoff gab, diese Dissonanz nicht (faktisch) aufgelöst habe. Nur Fingergelbe habe er in der religiösen Auffassung des Ehrbegriffes von Seite des Predigers, in den Worten des zur Bestimmung kommenden Vaters über die Anerkennung natürlicher Kinder geben können; in der Fabel des Stückes selbst aber habe er die Lösung ausdrücklich verschmäht, weil er den Zuschauer nicht mit unangenehm-weichlichen Empfindungen, sondern erschüttert und nachdenklich entlassen wollte. Darum halte er es auch für unklüsterlich und gefährlich, die Kirche auf die Bühne zu bringen; wer aber nicht die gesuchte Religion, sondern nur Religion in einem Drama zu finden wünsche, der werde sie auch in seinem Stücke gewahren, wo der Untergang der Hauptpersonen eben aus dem Mangel religiöser

Gefinnungen hervorgehe und auch der treulose Held zuletzt durch die Worte des Predigers zu dem Gott der Gnade sich wende.

Ein letzter Vorwurf, recht aus der Zeit der Epigonen von Mar und Thekla heraus erhoben, findet die Liebenden nicht ideal genug gezeichnet. Der Dichter verantwortet sich leicht, daß nur ein unwürdiger Liebhaber das Duell hervorrufen konnte; aber auch die unwürdige Schwester war notwendig, weil der Held nicht um ihrer, sondern um seiner Ehre willen handelt, und der reine point d'honneur den Hebel der Handlung bilden sollte. Ueberhaupt aber habe er in allen seinen Charakteren nur Präparanten wirklicher Denk- und Empfindungsweise, menschliche Unvollkommenheiten darstellen wollen, weder höchst vortreffliche noch höchst böse Menschen. Auch der Held und der Minister

seien weder im Guten noch im Bösen Ideal. — Was ich hier an einem Beispiele gezeigt habe, das wird sich noch öfter bewahrheiten, wenn die Litteraturgeschichte einmal ihr altes Kleid zu lüften und den Rock zu wenden beginnt. Daß nämlich manche allerneueste Tendenz schon vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten dagewesen ist. Damals war sie unten, sie konnte nicht aufkommen, wurde erstickt und darum vergessen. Jetzt ist sie oben und erstickt und unterdrückt andere, die vielleicht in zehn Jahren wieder an die Oberfläche treten. Nur Talente ersten Ranges machen die Litteratur; die anderen steigen oder sinken, je nach dem sie von dem Zeitalter getragen werden oder nicht. Voltaire, der vor Hundert Jahren unten war, wäre heute ohne Zweifel sehr weit oben; aber Goethe wäre auch heute, was er um 1800 war.

Aus der „guten alten Zeit“.

Das folgende Schreiben eines einst berühmten Malers an einen der erfolgreichsten Dichter seiner Zeit, Johann Ludwig Deinhardstein, ist kulturgeschichtlich nicht ohne Interesse. Der Sachverhalt ist folgender: Der Dichter hat einen Erzherzog und denselben gleichzeitig gebeten, das Protectorat über den neugegründeten „Oesterreichischen Kunstverein“ zu übernehmen. Der Erzherzog, sein Geringerer, als der wahrmalige deutsche Reichs-Verweser, Johann n., ist auch gern dazu bereit, um willigt er die Genehmigung zu beiden nicht zu geben, weil er ohnehin — liberaler Ideen verdrängend ist. Darum ist auch sein Postamt dagegen. Endlich sind die Hindernisse beseitigt und der Maler kann trümpfend schreiben:

„Glück und Segen Dir und den Deinen im nächsten Jahre!

Mein innigst geliebter Freund!

Mit wahrer Freude setze ich mich an meinen Schreibtisch, um Dir zu berichten, daß Dein Schreiben an S. R. D. den guten Erzherzog, was nicht besser hätte sein können, mit voller Berücksichtigung aller obwaltenden Bedenkllichkeiten angenommen worden ist und die — wie ich alle Ursache habe, überzeugt zu sein — wichtiger in der hohen Persönlichkeit des erlangten Protectorats (sic!), als in der Nützlichkeit seiner Umgebung zu finden war, die ihrer Aufgabe nach mehr das Formelle in Augen hatte. Doch nun ist durch Dein Schreiben auch diesem genug gethan und der sich vortreffliche Graf Falkenhain, Excellenz und Oberhofmeister des Erzherzogs, den ich zuletzt sprach, theilte mir mit freundlicher Miene mit, daß eine Antwort an Euch erfolgen werde und die vielleicht und wahrscheinlich schon in Euren Händen sein wird. Ich gewisse keinen Augenblick, daß selbe Dich vollkommen befriedigen werde. Ich weiß es, daß Du und der Verein auf das herzlichste Wohlwollen des guten Erzherzogs Johann bauen kannst; seine Gefinnungen sind sich stets consequent geblieben. Da man hier von einer gewissen Seite mit einer schädlich verdeckten Gesichtsartel auf den Kunstverein schießt, ist mir nicht entgangen; dies nur als vertraute Notiz unter vier Augen.

Vor einigen Wochen besuchten mich meine beiden Jugendfreunde, der Fürst Salm und sein Bruder, der jetzt Präsident in Mailand geworden ist, wie mir Ericter von Bad (?) ans schreibt; auch diese nehmen einen lebendigen Antheil an dem Ausflüßen des Ver-

eins — könnten wir nur wieder einmal miteinander sprechen — es läßt sich nicht alles zu Papier bringen. Schon mehrere Male war ich bei unserem guten Erzherzog Johann. Er läßt Dich grüßen; seine Aeusserungen über Dich haben mich innig gefreut. Er wiederholte mir nicht nur mündlich, was ich schon in seinen Briefen an mich fand, sondern er war auch über alles unterrichtet, was Dich in letzter Zeit betroffen. Aus der Art, wie er hierüber sprach, und an der warmen Theilnahme, die er durch sein umständliches Fragen nach Dir kundgab, erkannte ich die richtige Erfassung und Beurteilung der Sache von seiner Seite. Er mißbilligt eifrig die Behandlung, die Dir an teil ward. Der Erzherzog sowie die vortreffliche Frau Baronin*) ermuntern Deine Gedichte mit großem Loben (sic!), und er wiederholte: daß es ihn freue, von Deinem Befehl so ganz verstanden zu sein. Ich erwähnte Deinen Wunsch, diese Gedichte drucken lassen zu dürfen, wozu er mich ermunterte, Dir die Gewährung dieser Bitte kund zu geben. Vielleicht ließe sich mit unserem vortrefflichen Holz- und Stahlstecher R. Höfel in Beziehung auf die Form des Ganzen und die Schmeidung der Handzeichnungen etwas unternehmen. Doch dies nur als erwägende Bemerkung.

Deine mit überschickten Gedichte sind vortrefflich!! Aus der tiefsten, innigsten Empfindung hervorgegangen, sowie als Wahrheit und der sie stets begleitenden Klarheit und Schönheit der Form. Auch diese Gedichte werde ich dieser Tage dem Erzherzog Johann zu legen geben; denn seines Befehls sind sie gewiß, weil selbe mit seiner Empfindungsweise übereinstimmen.

Unabweisbare Arbeiten machten eine Unterbrechung der „Spreizung“ notwendig, doch bin ich jetzt wieder darüber her. — Deine liebe Frau soll mir ein kleines wenig Geduld wegen ihres Absums mit mir haben; ich habe schon selbst keine Ruhe mehr, bis dieses liebe Anliegen erfüllt ist. Wohl segne auch sie und Deine Kinder!!! Meine Frau und Kinder stimmen in diesen Wunsch (sic!) ein. Dein treuer

23.VII.1840. Ludwig Schnorr von Karolsfeld.
So 1840. Man müßte blind sein, um nicht anzugeben, daß die „gute alte Zeit“ doch eigentlich eine ganz gehörig schlechte war!

*) Anna, bekanntlich die Tochter des Kurfürst Postmeisters, als Gemahlin Johanns zur Baronin, später der „Gräfin von Meran“ erhaben.



Um ein Grab.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

„Ich hab' nicht viel Zeit,“ sagte der Greis. „Ich sted' jetzt in einem großen Geschäft — die Schwellen für die Bahn; nächste Woche muß die Pieserung beginnen. Wir wollen es kurz machen. Ich kenn' Euch und Ihr kennt mich, was sollen wir da viel reden? Meyerl sagt mir, daß Ihr auf die vierhundert Gulden verzichten wollt. Bei jedem andern wär' ich mißtrauisch, aber ich weiß ja, was Ihr für ein Mensch seid, Leib! Also — ich dräng' Euch natürlich das Geld nicht auf — aber ich versprech' Euch: Ihr könnt das Geld immer haben, auch wenn es Euch nicht verschrieben ist!“

Er sagte es mit freundlicher Ueberlegenheit, etwa in demselben Ton, in dem er sonst mit einem armen Mann ein Geschäft vereinbarte.

Chane nickte befriedigt. „Wir danken Euch!“ erwiderte sie, gleichfalls möglichst gemessen. „Was sind Eure Wünsche bezüglich der Hochzeit? Mendele meint: Mitte November?“

Der Kleine war bisher stumm in der Ecke hinter dem Tisch gestanden, auf dem die Akte zur Unterschrift bereit lagen, die Hände fest auf die Tischkante gepreßt; seine Beine zitterten, sein Herz pochte wie ein Hammer; auf dem erweiterten Gesicht, das nun noch kleiner, wie unter dem Druck der Herzensnot zusammengepreßt erschien, wechselten glühende Röte und fahle Blässe.

„Neb David,“ begann er murrend, stehenden Tons, „es ist —“

Der Greis überhörte es.

„Die Verzögerung hat nun keinen Sinn mehr,“ erwiderte er auf Chane's Frage. „Ich wollt' warten, bis mein Nathan verheiratet ist und hätt' gern die dreizehn Wochen Trauer nach meiner Malke — sie ruhe im Frieden —

eingehalten. Aber da es nun unter die Leut' gekommen ist“ — er lächelte — „ich weiß nicht durch wen, es ist auch gleichgültig — so wär' s' kindisch, es länger zu verbergen. Ich mein', wir können die Trauung am nächsten Sonntag ansetzen, heut' in einer Woche . . .“

„Schon — nächsten — Sonntag?!“ stieß Leib hervor; er wollte es laut rufen, aber die Kehle war ihm so zusammengepreßt, daß es nur wie ein heiseres, unverständliches Keuchen klang.

Auch Chane war sichtlich betroffen.

„So bald?“ fragte sie. „Das Kind“ — „muß erst vorbereitet werden“, wollte sie sagen, aber das brauchte Reb David nicht zu wissen, — „hat noch keine Aussteuer“, ergänzte sie nun hastig.

„Aber das ist doch kein Grund!“ rief Mendele. „In einer Woche kann man in einem Ort wie Halez zehn Bräute ausstatten, oder hundert, oder tausend Bräute! Und die fünfzig Gulden giebt Euch Reb David, wie ich ihn kenn', auf der Stell', wenn Ihr ihn nur darum bittet!“

„Das ist ihr gutes Recht“, verwies ihn der Greis. „Die fünfzig Gulden hab' ich sofort nach Unterzeichnung der „Tnoim“ zu bezahlen . . . Wenn's also nur das ist“, wandte er sich an Chane, „so lassen wir's beim nächsten Sonntag. Denn dann, tiefer im Oktober, häuft sich die Arbeit für mich so, daß ich mich wirklich schwer für einen ganzen Tag freimachen kann . . .“

Da trat Leib vor.

„Es ist — nicht blos — die Aussteuer“, stammelte er stehenden Tones und heftete die Augen angstvoll auf das strenge Antlitz des

Greises. „Seht — unsere Miriam ist ja noch ein Kind — man muß sie erst — langsam — vorbereiten!“

Mendele lachte cynisch auf. — „Ueberläßt das Euren Eidam!“ rief er und klopfte dem Lebenden auf die Schulter.

Auch Reb David konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Vorbereiten?“ fragte er. „Sie ist sechzehn Jahr . . .“

„Er meint nur, weil wir ihr natürlich noch nichts gesagt haben“, fiel ihm Chane in's Wort. „Aber dazu reichen sieben Minuten, und wir haben ja ebensoviele Tage dazu. Und was wär' da auch viel zu reden?! . . .“

„Oh doch!“ murmelte Leib, sie aber fuhr laut und fest fort:

„Also gut, nächsten Sonntag. Wir können unterschreiben!“

Reb David erhob sich schwerfällig, trat an den Tisch und griff zur Feder. Da legte sich die zitternde Hand seines künftigen Schwiegervaters auf die seine.

„Reb David“, flehte der Kleine mit erblaßten Lippen, „noch Eins! . . . Ein einzig Wort . . . Seht, mein Kind ist mein Eins und Alles . . . Und sie ist so schön, so gut . . . ein besser Herz findet Ihr nicht auf der Welt! Und so bitter unsere Armut war, ist sie doch bisher heiter gewesen, . . . lacht, wie ein Sonnenstrahl, Reb David . . . Nicht wahr, Ihr versprecht es mir“ — seine Stimme brach sich, aber die Hand krampfte sich immer fester um die des Greises — „sie . . . sie wird es gut bei Euch haben?“

„Unsinn!“ rief Mendele und suchte den Kleinen bei Seite zu drängen. „Ihr verdient Euer Glück nicht! Wißt Ihr nicht, mit wem Ihr redet?“

Ein strenger Blick des Greises ließ den Vermittler zurückweichen. Aber der Blick, den Reb David nun auf Leib Weihnachtskuchens erregtes Gesicht heftete, war kaum milder verweisend.

„Reb Leib“, sagte er dann ernst, „jedem Andern würde ich die Frage sehr verübeln. Euch soll sie verziehen sein, denn —“ er räusperte sich. „Ich aber bin gegen alles überflüssige Reden. Wozu fragt Ihr? Hättet Ihr wirklich Bedenken, so wäret Ihr doch nicht hergekommen! Und was soll ich antworten? Daß ich sie gut kleiden und nähren werde?

Daß ich nicht gewohnt bin, mein Weib zu prügeln?! Sie wird es bei mir so gut haben, wie es ein junges Weib bei einem alten Mann haben kann, daß versprech' ich Euch . . .“

„Ich dan' Euch“, sagte Chane. „Verzeiht meinem Mann — uns,“ verbesserte sie sich hastig, „es ist eben unser einzig Kind . . . Daß sie so jung ist“, fuhr sie bittend fort, „und bisher nur unser Hans gekannt hat und sonst nichts, werdet Ihr gewiß nicht vergessen. Ihr seid ja klug und gut . . . Ihr wißt, Sie wird erst allmählich lernen, was eine Frau in einem solchen Haushalt . . .?“

„Netürlich!“ unterbrach sie der Greis. „Meine Schwester Rachel, die Witwe, führt die Wirtschaft weiter, wie seit der Zeit, wo meine Malke — sie ruhe im Frieden — es nicht mehr konnte; sie war ja schon seit vier Jahren krank.“ Und er wollte abermals zur Feder greifen.

Aber Leib's Hand rührte wieder an die seine. „Hörn' mir nicht,“ flehte er, „aber auch wegen Eurer Schwester hätt' ich ein Wort auf dem Herzen . . . Man sagt, sie ist mit Eurer verstorbenen Frau nicht gut ausgekommen . . . Und Eure Kinder — sind sie — ich meine — werden sie gegen mein Miriamchen —“

In das Antlitz des Greises schlug eine Blutwelle des Zorns und er warf die Feder hin. Dann aber bezwang er sich.

„Ihr seid Leib, der Schlemihl“, sagte er in einem Tone, der zwischen Hohn und Mitleid schwankte, „mit Euch darf man nicht über jedes Wort rechten . . . Aber weil Ihr davon begonnen habt, so will ich Euch die Antwort nicht schuldig bleiben und Ihr sollt mir nicht nachsagen dürfen, daß ich Euch die Wahrheit verschwiegen habe. Meine Schwester Rachel und die Verstorbene — sie ruhe im Frieden — haben wirklich jede der anderen und beide zusammen mir das Leben vergällt. Aber warum? Weil Malke die Wirtschaft nicht führen konnte und doch nicht abgeben wollte und weil sie hochmütig war wegen ihrer Familie und ihrer Mitgift, und meine Schwester Rachel sich nichts gefallen ließ, denn nur aus Liebe zu mir ist sie in meinem Hause und auch unsere Familie kann sich sehen lassen. Wie aber wird das bei eurer Tochter sein?! Wird sie die Wirtschaft führen wollen, wird auch sie hochmütig sein wegen ihrer Familie und ihrer

Mitgift?! . . . Was aber meine Kinder betrifft, so sind sie eben jüdische Kinder und was ihr Vater will, ist ihnen Gesetz und dem Weib, das er heimführt, werden sie die gebührende Ehre erweisen. Natürlich sind sie im Herzen gegen diese Heirat — ich wär's auch, wenn ich an ihrer Stelle wäre — schon weil jeder Mensch lieber mehr, als weniger erbt. Denn meine Söhne wissen“ — er richtete sich stolz auf — „daß ich trotz meiner Siebenzig ein kräftiger Mann bin, dem ein junges, gesundes Weib noch einen Benjamin gebären wird, und, so Gott will, ein Töchterchen dazu. Aber sie fügen sich, weil ich's so will, und ich will's, weil es nicht bloß mein gutes Recht ist, sondern auch das Rechte; ich brauche deshalb vor Niemand die Augen niederzuschlagen.“ Und wieder reckte sich der sonst gebeugte Nacken kraftvoll empor. „Wer mich darum schelten will, melde sich!“

„Das fällt niemand bei!“ riefen Chane und Mendele wie aus einem Munde. Auch Leib murmelte etwas wie eine Verwahrung gegen ein solches Unterfangen. In Stillen aber dachte er: „Ach, wenn es nur nicht eben mein Miriamchen wär!“

Der Greis nickte. „Was auch wär' dagegen zu sagen?“ sagte er wieder so ruhigen Tons, als erörterte er ein Geschäft oder eine Talmudstelle. „Nichts! Viellecht nicht einmal dann, wenn ich so alt wär', wie König David, als sie ihm die Abisag zuführten. Denn das Weib blüht dazu auf den Mann zu erfreuen. Aber ich bin nicht, wie König David, da sie ihm das Mädchen von Sennem brachten, und erfülle Gottes Gebot, indem ich wieder heirate, denn die Vermehrung seines Volkes ist Ihm wohlgefällig. Ein Christ oder ein „Deutscher“ (aufgeklärter Jude) thäte es freilich wahrscheinlich nicht mehr, er würde das Gespött seiner Leute scheuen, und sich lieber eine Beißkläferin halten, denn das ist bei ihnen für einen Greis keine Schande, aber noch heiraten ist schmähslich. Ich aber bin gottlob ein Jude, habe nie ein Weib berührt, als mein angetrautes, und will's bis an's Ende so halten. Ich nehme Eure Tochter nur, weil sie jung und süßig ist, ich leugne es nicht, warum auch, soll gerade ein Greis eine Dürre und Häßliche nehmen? Und viel zärtliche Red'n wird sie nicht von mir hören — dazu

hab' ich nicht die Zeit und es ist auch nicht meine Gewohnheit. Aber was ein Mann wie ich, den so viel Arbeit und so viele Jahre belasten, thun kann, damit das Weib an seiner Seite sich glücklich fühle, soll geschehen . . . Und nun — Ihr hättet es früher überlegen sollen, Lieb Leib, aber ich stell's Euch noch jetzt frei — entscheidet Euch!“

„Es ist entschieden,“ erwiderte Chane und auch Leib widersprach nicht.

So wurde der Verlobungs-Vertrag unterschrieben. Nachdem dies geschehen, zog der Bräutigam seine Brieftasche hervor und legte eine Fünzig-Gulden-Note vor die Mutter hin. „Reicht es nicht,“ sagte er, „so soll es mir auf einige Gulden mehr nicht ankommen. Aber ich meine, sie wird auch als mein Weib noch Hemden und Kleider bekommen können . . .“ Und weil er wohl gelautet war, und das Geheimnis nun nicht mehr bewahrt zu werden brauchte, so ließ er sich durch Meyerl einen anderen Wagen aus der Dampfjäge holen und überließ den Schwiegereltern den seinen für die Heimfahrt. Sie nahmen dankend an und rollten leichteren Herzens, als sie es mitgebracht, ihrem Hause zu.

Dort aber hatte sich inzwischen eine seltsame Szene begeben.

Zu den Morgenstunden des Sonntags, während des Gottesdienstes und bis nach der Messe — gepredigt wird von den griechisch-katholischen Kanzeln in Galizien nur selten, von den römisch-katholischen fast nur zu Weibnachten, Ostern und Pfingsten — bleibt die Schänke immer leer. Einmal deshalb, weil die Popen darauf achten, und ferner, weil die Bauern gerne ihren Rausch vom Abend vorher ausschlagen, bis die Kirchenglocken sie zur Andacht rufen. Und so kam's, daß die Kafia volle zwei Stunden, von Sieben bis Neun, keine Menschenseele fand, der sie ihre Entdeckung hätte mitteilen können, daß Leib und Chane nach Galicz gegangen, um dort ihre Tochter mit dem Alten aus der Dampfjäge zu verloben. Denn daß sie aus keinem geringeren Grunde beide ihr Haus verlassen haben würden, bezweifelte sie keinen Augenblick, dafür kannte sie sie zu genau.

Keine Seele, oder doch keine gläubige. Denn der Miriam teilte es die „Goje“ mit, aber das Mädchen lachte nur laut auf. „Du

bißt verrückt," sagte sie, „davon müßt' ich ja auch etwas wissen!"

„Aber bei Euch wird ja ein Mädchen nie gefragt!" rief die Kasia.

„Vielleicht!" erwiderte die Miriam. „Aber mich würden meine Eltern fragen. . . Oder doch mein Vater," fügte sie nach einem Augenblick des Nachdenkens hinzu. „Er ist ja so gut! Er würde mich nicht zwingen, ein Kleid zu tragen, das mir nicht gefällt — und nun gar einen so alten Mann nehmen!"

„Dein Vater!" sagte die Kasia verächtlich. „Der trägt ja hier im Hans den Unterrock und die Mutter die Hosen! Die Mutter hat's eben befohlen, daß er schweigt."

„Pfiui!" rief das Mädchen heftig und ihre Augen blühten. „Daß ich das nie wieder höre! . . . Aber über Deine Reden darf man sich ja nicht ereifern," fügte sie wieder lachend hinzu. „Du bist eben ein Schwatzmann!" Und sie ging trällernd an die Arbeit.

Die Kasia trat vor die Hausthüre; vielleicht gelang es doch, irgend Jemand zu ergattern. Aber die Dorfstraße lag noch immer verödet, obwohl die Sonnenuhr am Pfarrhanse fast schon auf neun wies. Ihre einzige Genugthuung war, daß sie die Miriam plötzlich im Hofe singen hörte:

„Janko, komm' nicht wieder her,
Meine Mutter leid's nicht mehr
Und mein Vater warnt — —"

Da brach sie plötzlich ab. „Aha! rief die Kasia triumphierend und eilte auf den Hof. „Was hast Du da gesungen?" fragte sie.

Ihr Zübel wuchs, als das Mädchen darüber sichtlich verlegen wurde. „Was? Ein Lied. . ." erwiderte sie unsicher. „Du kennst es ja!"

„Das Lied vom lieben Janko!" rief die Kasia höhniisch, änderte jedoch flugs die Tonart. „Miriam," bat sie, „vertraue Dich mir doch an! Ich habe ja auch einmal geliebt! Und er hat auch Janko geheißt."

Aber da lachte die Miriam wieder. „Unfinn! — Ich hab' nichts zu gestehen!"

Aber es klang doch nicht so ganz unbefangen und das engung der Kasia nicht. „So?" fragte sie. „Warum bist Du dann so plötzlich verstummt? Weil Dir eingefallen ist, daß ich Dich hören kann?"

„Nein!" betenerte Miriam, und da lag sie

wahrlich nicht. Bei der Stelle von der Warnung des Vaters stand ihr plötzlich die Szene vom Montag in Erinnerung und wie ihr der Vater im Mondlicht den Schwir abgenommen, nie wieder solche Lieder zu singen. Aber so ehrlich dies „Nein!" war, ganz unbefangen blieb sie dabei nicht und als die Kasia sie scharf anblickte, schlug sie den Blick nieder und wurde rot. Dann plötzlich überkam sie — sie wußte selbst nicht wie — der Gedanke, ob der Vater etwa deshalb so dagegen gewesen, weil in dem Liede von einem „Janko" die Rede war, der nicht wiederkommen dürfe. . .

„Nein!" äßte ihr die Kasia nach. „Und wird dabei roth, wie ein Fahnenkamm! . . ." Pahaha! . . . Und sie lief wieder auf ihren Kofen, vor die Thüre.

Nun eilten bereits die Leute zur Kirche vorüber; aber es war höchste Zeit, den Beginn der Messe nicht zu veräumen; der Gruß der Kasia wurde kurz erwidert, aber zum Plaudern war Niemand bereit. Unter den Letzten kam auch der dicke Schmied herangehastet, etwas unsicheren Schrittes und mit schlaftrunkenen Augen.

„Das ist der Mechte," dachte die Kasia erfreut und rief ihm schon von Weiten entgegen: „Meister! — auf ein Wort!"

„Nach der Messe!" wehrte er ab, blieb dann aber doch stehen. „Was giebt's?" fragte er neugierig, als sie mit erregtem Gesicht auf ihn zueilte. „Waren die Beiden etwa auch heute Nacht —"

Die Kasia schlug schämig den Blick zu Boden und that, als ob sie erröte.

„Aber Meister," wehrte sie ab, „warum fragt Ihr, da ich doch nicht antworten kann?! . . . Ich habe ja geschworen! . . . Auch haben diese Juden mich gestern Abend so lange angefleht, bis ich ihnen doch versprochen habe, es noch einmal mit ihnen zu versuchen. . . Nun, und da muß ich bis heute Mittag anshalten, denn sie sind ja beide fort, nach Galicz! . . . beide, Meister! — zu einem dringenden Geschäft. Es hängt für uns Alles davon ab," sagen sie, „und Du bist gut, Kasia", sagen sie, „und Du bist verschwiegen, Kasia", sagen sie, „und warum wirst Du bleiben, bis wir dies wichtige Geschäft erledigt haben! Und fort sind sie und ich kann nun dieser verdammten Juden wegen nicht einmal zur heiligen Messe gehen."

„Was Tensel!“ rief er erstaunt. „Dann verknuppeln sie das Mädel doch an den Altan — was?“

„Ich habe geschworen,“ sagte die Kasia hastig. „Aber denkt Euch nur, Meister, jetzt, in der Stunde, wo sie den Hochzeitstag bestimmen, weiß das Mädel noch innuer nichts davon!“

„Und der Zanko auch nicht?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Schade, daß man ihn nicht mit der Nachricht erfreuen kann,“ lachte der Schmied. „Aber der Pope — ich fange mit dem Popen nichts an!“

Und er ging zur Kirche; den Anderen wollte er die Neugierkeit sagen, daß die kleine Jüdin nun doch verlobt sei, dem Zanko nicht. Aber das fügte es der Zufall, daß er an der Kirchenthür just mit seinem Gegener zusammentraf; auch der junge Bauer hatte sich verspätet, wie fast immer; er pflegte den Sonntag Morgen zu einem Gang über seine Felder zu benützen. Und als der dicke Dnsfrij gewahrte, wie finster ihn der Zanko aus seinen schief geschliffnen Lidern anschielte, da juckte es ihn, ihm einen Poffen zu spielen.

Warum auch sollte er es ihm nicht sagen?! Der Pope hatte verboten, den häßlichen Menichen wegen seiner Liebe zur jungen Jüdin zu händeln, aber warum sollte er ihm die Nachricht von ihrer Verlobung nicht mitteilen dürfen?! Im Gegenteil, das konnte Hilaxion doch nur billigen; damit war eben die sündige Liebshaft zu Ende.

„Guten Morgen, lieber Zanko“, sagte er freundlich. „Was sagst denn Du zu der Neugierkeit?“

Das gelbe Mongolen-Gesicht wurde nun einen Schatten fahler.

„Laß mich zufrieden!“ Und er hob die Faust. „Ich . . . ich . . .“

Der Schmied zog eine gekränkte Miene. „Und ich wollte Dir eine Freude machen!“ sagte er. „Du gönnt ja dem Leib und seiner Tochter gewiß was Gutes. Verdient wenigstens haben sie's um Dich!“

Der Zanko war nun vollends bleich wie die Wand, an der er lehnte.

„Laßt sie aus dem Spiel“, murmelte er. „Ich rathe Dir gut!“

„Bestie!“ murmelte Dnsfrij und trat in

die Kirchenthür. Zwei Schritte und er war in Sicherheit.

„Wißt Du ihr wirklich nicht Glück wünschen?!“ fragte er nun vorwurfsvoll. „Sie ist ja Braut, in drei Tagen heiratet sie den alten Juden in der Dampfsäge!“

Und er trollte sich in die Kirche.

Aber es hätte der Gluck nicht bedurft; eine Weile war er vor dem Zanko sicher, und wenn er dicht neben ihn getreten wäre. Denn die Nachricht traf den jungen Bauer wie ein betäubender Schlag auf's Haupt. Die Kniee knickten ein, die zitternden Hände tasteten an der Mauer, wie um sich zu halten, in das Haupt, das sich vorn überneigte, schoß das Blut, daß es die Augen blendete, und die Stirnadern dick anschwellen. Dann fiel der Körper in die Ecke der Thüre, das Haupt sank zurück, das Antlitz wurde aschensahl, die Augen schlossen sich, der Atem ging keuchend aus und ein. Das währte lange, bis er sich endlich aufrichtete und mit verörten Augen um sich blickte.

„Wer?!“ stieß er gellend hervor. „Der alte David?!“

Niemand antwortete. Nur der Herbstwind rauschte im welkenden Laub der Linden an der Kirchentpforte. Von drinnen klang das Gemurmel der Väter. Er war allein . . .

„Der alte David?!“ wiederholte er halblaut und strich sich über die Stirne.

„Hund, Du lägst!“ stieß er dann wieder schrill hervor und wollte in die Kirche.

Da hob sich drinnen Chorgefang; er wich zurück.

„Wozu?“ murmelte er. „Es mag ein junger Jude sein, aber verlobt ist sie, da hat der Hund nicht gelogen.“

Er legte abermals die Hand an die Stirne und suchte nachzudenken. Im Hirn stach es ihn, als wären da glühende Dräthe eingebohrt und vor den Augen flimmerte es, aber was bedurfte es da erst des Nachdenkens?! . . . Am Montag hatte es ihm Leib selbst gesagt, daß er deshalb zur Stadt gehe, und seither hatte er die Schänke nicht betreten dürfen . . . Das also war der wahre Grund . . .

„Th—h!“

Ein Wehlaut brach aus seiner Brust, dumpf, lang gezogen, es klang fast, wie das Heulen eines gequälten Thiers. . . . Die Finger

tafteten nach dem Halse, den Kragen zu lüften, dann rissen sie den Kittel, das Hemde an und bohrten sich in die branne, zottige Brust so krampfhaft fest, daß das Blut unter den Nägeln hervorströmte.

„Oh—h!“ . . . „Oh—h!“ — immer wieder brach der Klage laut aus dem entfärbten, halbgeöffneten Munde. Es war schauerlich anzuhören; ein Hund, der des Begees kam, blieb stehen, wimmelte kurz an und lief dann mit eingeklemmten Schweif, sich ängstlich umblickend, spornstreichs davon.

So stand der Unglückliche einige Minuten lang. Dann wandelte sich der Ausdruck der Züge, die Rippen schlossen sich fest auf einander, in den starren, glasigen Augen leuchte es düster auf. „Ich hab's dir gesagt, Alter,“ murmelte er drohend, „es ist nicht meine Schuld, daß du mir nicht glauben wolltest.“

Und er schritt langsam, aber festen Schritts die Dorfstraße hinab, der Schänke zu.

Nur einmal noch blieb er stehen. Es fiel ihm ein, daß er keine Waffen habe. Aber dann schüttelte er den Kopf.

„Wozu?“ murmelte er. „Das findet sich — und vielleicht —“ Wieder leuchte es in den düsteren Augen auf, diesmal hell und wild und über das Antlitz flog eine heiße, jähe Röte. „Vielleicht kommt sie mit mir!“ dachte er. Aber der tröstliche Gedanke verfloß so rasch, wie er gekommen. „Nein! flüchtete er. „Nun — dann Ein . . .“

Er sprach das entsehlliche Wort nicht aus, aber er ging weiter, langsam, jedoch festen Schritts, unaufhaltsam, bis das Wirtshaus vor ihm lag.

Die Kasia hielt noch immer an Thorweg aus; nur hatte sie sich's, weil der nächste Mensch, dem sie die Keuigkeit anvertrauen konnte, gar so lange auf sich warten ließ, auf dem Bänkehen neben dem Thor bequem gemacht. Als sie den Zanko herankommen sah, das Haupt vorgeneigt, im düstern, drohenden Antlitz keinen Blutstropfen, sprang sie entsetzt auf. „Der Schmid hat's ihm vorgehalten“, dachte sie, „er kommt, mich für die Verläumdung zu züchtigen!“

Einen Augenblick lähnte sie die Angst, dann rannte sie in's Haus und durch Schänktube und Küche in den Hof, wo die Miriam noch immer lustig trällernd das Geschirr wusch.

„Der Zanko!“ stöhnte sie und hob die gefalteten Hände stehend zu dem Mädchen empor. „Schüge mich — er wird mich töten!“

„Der Zanko?“ fragte Miriam freudig überrascht.

„Erbarmen!“ schrie die Kasia mit angstverzerrten Zügen und umklammerte das Mädchen. „Ich habe ja nichts gesagt!“

Die Miriam machte sich los. „Bist Du verrückt? Warum sollte Dir der Zanko was anthun?“

„Weil der Dnufrij . . . Jezus Maria!“ schrie sie schrill an — da stand der junge Bauer schon im Hofe.

Wieder stand die Magd einen Augenblick wie gelähmt; nur die Augen flogen blinzelnd in der Munde, ein Versteck zu erspähen.

„Der Dnufrij hat gelogen“, schrie sie ihm dann zu, streckte die Arme abwehrend vor, stürzte nach der Thüre des Kellers und verschwand in der dunklen Oeffnung.

Verblüfft starrte ihr das Mädchen nach und dann auf den Zanko.

„Was soll das heißen?“ fragte sie. „Was hat Dir der Dnufrij — — Barnherziger Gott!“ unterbrach sie sich. „Wie siehst Du aus!“

Der Anruf war nur allzu berechtigt. Haupt und Hände vorgestreckt, das Antlitz verzerrt, wilde Glut in den Augen — so stand er da und starrte sie an. Sie wich unwillkürlich einen Schritt zurück — war er betrunken? Aber im nächsten Augenblick trat sie auf ihn zu und faßte seine Hand.

„Was hast Du?“ rief sie. „Wieder ein Streit mit dem Dnufrij? Du warst doch sonst so vernünftig!“

Er umklammerte ihre Hand mit der Linken und hob die Rechte, als wollte er ihren Leib umfassen. Wie Espenlaub zitterte sein Körper vor jähem Begehren und die halbgeschlossenen Augen verglasten sich.

In ihr Antlitz schlugen die Flammen bis an's Stirnhaar.

„Zanko!“ schrie sie abwehrend auf und riß ihre Hand aus der seinen.

Da wich auch er zurück. „Verzeih!“ stammelte er und stieß dann bebend hervor: „Schwöre mir! — schwöre mir bei Gott und allen Heiligen — ist es wahr?“

„Bei allen Heiligen“ — das gab ihr die Fassung wieder.

„Davon hättest Du nichts“, erwiderte sie und versuchte zu lächeln, „aber die Wahrheit will ich Dir natürlich sagen, wie immer!“

„Bist du . . . bist Du verlobt?“ Er konnte es nur heiser flüstern.

„Das also war's!“ rief sie. „Nein! Ich bin noch zu haben!“ Ihr war eigentlich gar nicht scherzhaft zu Mute, aber ihr Instinkt ließ sie diese Tonart wählen. „Wer sollte mich auch wollen? Der Greis in der Sägemühle? Im Alter würde ich ja zu ihm passen, aber er denkt leider gar nicht d'ran! . . . Das also hat die Kasia dem Dunsfrij erzählt und der Dunsfrij Dir?! Es ist alles Lüge!“

Er taumelte, aus seiner gepreßten Brust rang sich ein Schrei, ein Schrei der Erlösung:

„Lüge?!“ . . .

„Lüge, Zanko! Auf Ehre!“ . . .

Wieder schrie er auf, diesmal leiser, weil ihm die aufsteigenden Thränen die Kehle zuschnürten. Und im nächsten Augenblick überströmten die Thränen sein Gesicht — unaufhaltsam, wie ein Quell brachen sie hervor und er stand vorgebeugt da und ließ sie fließen, und zwischen durch lachte er und wiederholte immer wieder:

„Lüge! . . . Lüge!“

„Aber Zanko!“ rief sie mahnend. „Was soll —“ Weiter kam sie nicht. Plötzlich, wie ein Blitz, überkam sie die Erkenntnis, was dies heißen solle. Ohne die Reden der Kasia wäre sie wohl auch nun noch nicht darauf gekommen — so aber wußte sie es jetzt. Wieder tauchte sich Antlitz und Nacken in Firnspurglut und ein leises Zittern überflog den jungen, schwellenden Leib . . .

„Barmherziger Gott,“ dachte sie, „er hat wirklich die Liebe zu mir bekommen. Der arme Mensch — es kann ja nichts daraus werden — er ist ja ein Christ!“ Das war aber auch der einzige trennende Grund, der ihr befehl; daß er ein Bauer war, daß ihn die Anderen einen häßlichen Tölpel schalteten, daran dachte sie nicht — ihr war er weder häßlich, noch ein Tölpel, sondern eben der arme, gute Zanko, der keine andere Freude hatte, als das Gepolander mit ihr, wie sie keinen anderen Freund. Und wie er so in einem Athenzuge lachend und weinend vor ihr stand, außer sich vor Entzücken, daß sie noch keinem anderen angehöre, da übermannte sie,

ebenso unrlöglich, wie vorhin die Erkenntnis seiner Liebe, eine andere Empfindung, die sie bisher nie gekannt . . .

Ihr Herz pochte wie ein Hammer, und sie wandte sich unwillkürlich ab, ihm die Glut im Antlitz zu verbergen.

So standen die beiden lange neben einander, und sprachen kein Wort; nur sein Schluchzen war noch zuweilen hörbar oder das Mädchen athmete tief auf.

Der Zufall fügte es, daß Miriam dabei den Blick auf die Kellertür geheftet hielt. So gewahrte sie es sofort, als sich der Kopf der Kasia vorsichtig aus der dunklen Oeffnung hob. Der angstvolle Ausdruck wich schnell einem listigen Lächeln, als sie die beiden jungen Menschenkinder so stumm und glühend neben einander stehen sah.

Dunkler konnten sich die runden Wangen des Mädchens auch darüber nicht mehr färben, aber in den braunen Augen wich der Ausdruck scharfer Trümmerei blickschnell dem des Jornes.

„Komm' nur hervor,“ rief sie, „und hör' zu, welche Geheimnisse wir mit einander zu bereden haben!“

Zögernd stieg die Kasia aus ihrem Versteck hervor.

„Ich habe ja nichts gesagt!“ beteuerte sie. „Und werde nichts sagen! Keinem Menschen! Vor mir könnt Ihr offen reden!“

„Schönen Dank!“ sagte Miriam scharf. „Aber wir haben nichts zu verschweigen! Nicht wahr, Zanko?“

Aber der stand noch immer wortlos und schaute sie nur mit glücklich glühenden Augen an.

Das machte die Miriam verlegen. „Erzähle doch! Wie steht's in Deiner Wirtschaft? Hat Deine schwarze Kuh gekalbt?“

„Die schwarze Kuh?“ Er fuhr sich über die Stirne. „Ich weiß nicht . . . Doch, ja, sie hat gekalbt . . .“ Er seufzte tief auf. „Mein Kopf ist jetzt so schwach!“

„Es scheint so!“ sagte die Miriam unwillig. „Wenn Du kein sorgsammer Wirt mehr bist, was bleibt dann sonst Gutes an Dir?! . . . Schäm' Dich!“

„Ach! wenn Du wüßtest! . . .“ Aber so verwirrt er war, die Anwesenheit der Kasia ließ ihn doch verstummen. Er suchte sich zu fassen. Und selbst, wenn das böse Weibsbild

nicht dabei wäre," dachte er, „dürfte ich ihr doch nichts sagen. Ich habe ja dem Leibko versprochen, daß ihr kein Wort, kein Blick verrathen soll, was in mir vorgeht, wenn ich sie nur täglich sehen darf. Kann sie ihm erzählen, wie verunflüg ich heute war, so erlaubt er mir vielleicht doch, wieder zu kommen." Und er wollte erzählen, wie die schwarze Kuh ihr Wochenbett überstanden und daß auf den Felden gegen Galicz die Wintersaat nun ganz bestellt sei. Aber kaum daß er damit begonnen, klangen wieder die Kirchenglocken. Die Messe war zu Ende und in einigen Minuten war die Schänkstube voll Gäste.

„Du mußt nun gehen!" befahl Miriam. „Du weißt, es kann uns bei dem Polen schaden, wenn Dich die Leute hier sehen".

„Bei dem Polen?" fragte er erstaunt.

„Das weißt Du ja!" erwiderte sie und wiederholte, was ihr die Mutter erzählt.

Er sah sie sprachlos an. „Ist das die Wahrheit?" fragte er. „Wir haben sie —"

Aber so unbehilflich er war, so erkannte er doch noch rechtzeitig, daß er den Grund, den Leib ihm angegeben, nicht mittheilen dürfe, ohne sich dies Haus für immer zu verschließen. „Wo sind Deine Eltern?" fragte er dann.

„Die Mutter in Galicz", erwiderte sie, „der Vater in Jezupol".

„Die Mutter in Galicz?" fragte er argwöhnisch.

„Und der Vater in Jezupol", erwiderte sie mit starker Betonung. „Du weißt, ich sage immer und in Allem die Wahrheit. Und nun geh'. Mit Gott, Janko. . . . Komm, Kasia".

Die Magd folgte zögernd; dann, als das Mädchen im Hanse verschwinden war, trat sie auf den jungen Bauer zu, der noch immer wie angewurzelt da stand und flüsterte ihm in's Ohr:

„Sie liebt Dich! Wie verrückt ist sie nach Dir! Bei allen Heiligen, so ist es. Und ich will Euch beistehen. . ."

„Was? . . . Was?" schrie er auf und sagte ihre Hand so eifernen Griffs, daß sie aufschrie. Da ließ er sie los.

Als sie nach einer Weile einen Blick auf den Hof warf, ging er eben erst tannmeluden Schrittes davon, wie ein Trunkener.

„Das hat bei dem Tölpel gezündet!" murmelte sie befriedigt vor sich hin. „Und ich habe vielleicht nicht einmal gelogen!"

Um die Mittagsstunde kehrten Leib und Chane heim, auf getrennten Wege, wie sie gegangen waren. Vor dem Dorfe ließ die kluge Frau den Wagen halten und schleppte sich heim, so schwer es ihr auch fiel. Leib aber mußte den Weg um's Dorf nehmen, als käme er von Jezupol.

Als sich die Kasia von ihnen verabschiedete, tritt sie einen harten Kampf mit sich, ob sie ihnen den Besuch des Janko mitteilen oder verschweigen sollte. Für die Zukunft versprach es ja entschieden mehr Spaß, wenn sie schwieg; dann wurde das Mädchen sicherlich milder scharf beaufsichtigt. Aber etwas für sich zu behalten, war dieser mittelstamen Natur unmöglich; sie gab sogar schließlich auch diesmal bedeutend mehr, als sie eigentlich zu geben hatte. Und so erfuhr Chane, daß Janko ihrer Tochter den Tod angedroht, wenn sie den Alten nehme; Miriam aber habe geschworen, daß sie lieber in den Dniester gehen wolle, als Reb David Münzers Weib zu werden.

Die Frau erschrak in's tiefste Herz hinein, sagte sich dann aber rasch wieder. „Du lägst, wie immer!" sagte sie kalt. „Geh — ich bin froh, daß ich Dich nun fünf Tage nicht anzuhören brauche." Als aber die Goje gegangen war, rief sie die Tochter aus der Schänkstube ab und fragte, was denn daran Wahres sei.

„Nicht viel," erwiderte Miriam und versuchte zu lächeln. „Der Janko war hier und hat gefragt, ob ich verlobt bin. Bedroht hat er mich nicht. Und als ich sagte, daß Alles Lüge sei, war er wieder ruhig und hat von seinem schwarzen Kalb erzählt."

Die Worte klangen unversänglich, aber der Ton war besangen und die Wangen stampten in dunkler Glut. Frau Chane mußte die Hand auf's Herz pressen, so sehr pochte es in bangem Schrecken. Es wahrte lange, bis sie sich soweit gesammelt hatte, um etwas zu erwidern. Es schien ihr richtig, das Mädchen scharf auszusuchen.

„Von seinem schwarzen Kalb hat er erzählt?" fragte sie. „Du aber bist ein rothes Kalb! Was hast Du mit ihm zu reden, da Du doch weißt, daß es uns beim Gnadigen schaden kann? Und was geht's ihn an, ob Du verlobt bist oder nicht!"

„Aber wenn er fragt —“

„So brauchst Du nicht zu antworten. Und hast Du, ein ehrlich jüdisch Kind, wirklich etwas gegen einen Mann wie Reb David gesagt, der so hoch über uns steht und über allen Juden auf fünfzig Meilen im Umkreis?“

„Nichts!“ beteuerte Miriam. „Zu hab' nur gemeint, daß die Leut' da etwas Unsinziges erfunden haben. Wir passen ja im Alter nicht zusammen.“

„Das gerade ist ebenso dumm, als frech,“ sagte die Frau. „Was willst Du grünes Ding entscheiden, wer für Dich paßt! Ein jüdisch Kind überläßt das seinen Eltern und macht sich keine Gedanken darüber. . . . Das kommt von dem Umgang mit Bauern und Bäuerinnen und von den schamlosen Liebern! Weh Dir, wenn ich noch einmal solche Reden von Dir höre! . . . Geh!“

Hestig schluchzend ging Miriam aus der Stube; Chane aber startete lange im stummem Brüten vor sich hin. „Vielleicht bin ich zu scharf gewesen,“ dachte sie. „Aber nein — da darf man nicht mild sein! Um Himmelswillen, wenn sie wirklich „nein“ sagt? Oder wenn der Tölpel schließlich doch in seiner Raserei ein Unglück anrichtet?“

Sie rang verzweifelt die Hände. Wie konnte man ihn unschädlich machen?! Aber es war ja nun nicht mehr die größte Gefahr, das herbste Unglück, das sie treffen konnte. Noch viel furchtbarer war's, wenn etwa Miriam. . . . „Nein! nein!“ schrie die geauälte Frau auf, „das kann Gott der Gerechte nicht zulassen. Was hätte ich verschuldet, daß über mich größere Schmach und Trübsal kommen sollte, als je über ein Mutter in Israël?!“ Aber die fromme Zuversicht wurzelte doch nicht so tief in ihr, um ihr das Bangen zu schenken. „Sei klug und hilf Dir selbst, dann hilft Dir auch Gott“ — der Spruch ihres Vaters stieg wieder in ihr auf. Sie dachte nach. „Sie muß von hier fort“, dachte sie, „ich muß sie sofort, schon morgen zu meiner Schwester nach Halicz bringen. Dort ist sie wenigstens vor dem Tölpel sicher. Freilich erfährt sie dort gleich die Wahrheit, aber das muß sie ja nun jedensfalls. Sie wird weinen, vielleicht sogar sich zu sträuben versuchen, aber dort sind' ich Hilfe, sie zur Vernunft zu bringen. Auf Leib ist ja kein Verlaß, er ist

wie ein Rohr im Winde, und wenn sie weint, so weint er eben mit. . . .“

Der Entschluß gab ihr wieder etwas Zuversicht; zudem hatte sie keine Zeit zu grübeln. Seit dem frühen Nachmittag war der lang erwartete Herbstregen eingetreten und goß nun in Strömen nieder; die Schänktube war noch besuchter als sonst, weil das Wetter die Leute von vornehmerem Geschmaç, die es sonst vorzogen, sich in Halicz ihren Sonntagsrausch zu holen, in die Dorfschänke trieb; sie und Leib hatten alle Hände voll zu thun; auch Miriam mußte mithelfen. Es weckte unter diesen Umständen nicht bloß die Enttäuschung der Frau, sondern auch die ungestüme Heiterkeit der Gäste, als gegen Abend der rote Saverko, der Knecht des Zanko, eintrat und die Botschaft seines Herrn ausrichtete: Leib möge doch sofort zu ihm kommen, er habe etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen.

„Ganz wie unser Pan Paterški!“ lachte Dnufrj. „Wir lassen unseren gnädigen Herrn Zanko von Wygoda bitten, sich hierher zu bemühen. Bei dem trüben Wetter ist ohnehin etwas Spaß nötig.“

Leib erfuhr erst am nächsten Morgen von Zanko's Unterredung mit Miriam und dem Entschluß, den Chane gefaßt. Zunächst erschrak auch er tödlich, aber jener Gedanke, an dem sie sich vergeblich emporzuranken versucht, gab dann ihm bessere Kraft: „So hart straft Er nicht!“ sagte er. „Du täuschst Dich! Unseres Kindes Herz ist auf rechten Wegen!“

Gleichwohl erhob er keinen Einspruch dagegen, daß Miriam sofort nach Halicz übersiedle; die Furcht vor dem Zanko bewog ihn dazu. „Mir ist bang um's Herz,“ klagte er, „wer weiß, was er gestern von mir gewollt hat.“ Nur für den heutigen Tag verbot sich die Reise durch Chane's Zustand; noch immer strömte der Regen in so dichtem Guß hernieder, daß sie nicht einmal die Fahrt, geschweige denn den Gang nach dem Marktflecken wagen konnte.

Was Zanko gewollt, sollte Leib bald erfahren: als er noch mit Chane in eifriger Beratung beisammen saß — Miriam war eben in der Küche beschäftigt — trat der Bauer in die Schänktube. Die Frau erhob sich und wies ihn heftig hinaus, er aber trat näher und sagte finster und drohend: „Es

könnte Euch vielleicht später leid' thun, daß Ihr mich nicht angehört habt. Wir sind bald fertig."

Er sagte es in einem Ton, daß sie ihre Weisung nicht wiederholte.

"Also kurz," fuhr der Bauer fort. "Warum habt Ihr mir Euer Hans verboten — aus Furcht für Eure Tochter oder aus Furcht vor dem Pole?"

"Wir sind Dir darüber keine Rechenschaft schuldig," erwiderte Chane. "Aber warum sollten wir's verschweigen? — es paßt uns aus beiden Gründen nicht."

"Ich aber kann beide hinwegräumen," sagte der Bauer; er sprach rascher und bestimmter als sonst; offenbar hatte er sich die Worte wohl zurecht gelegt. "Wenn ich will, so verlängert der Pole Eure Pacht noch heute auf so viel Jahre, als Ihr wollt."

"So mächtig bist Du?" höhnte Chane.

"Nein! Aber das kann ich versprechen. Der Pole will meinen Obstgarten. Ich habe nichts davon hören wollen. Denn Ihr wißt, daß ich zweierlei geschworen habe: mein Gut bleibt mein und Eure Tochter wird mein Lebend oder tot — mein. Aber es fielen mir schwer, sie töten zu müssen, wenn jede Hoffnung geschwunden ist, denn ich habe sie sehr lieb, und darum will ich, wenn es etwas dazu nützt, meinen Schwur wegen des Gutes brechen. Darum bin ich eben gestern, nachdem ich erfahren habe, daß ihr mich auch deshalb hier nicht dulden wollt, zum Pole gegangen und habe ihn gesagt: "Für den Leibso die Pacht, so lang er will, und Dir meinen Obstgarten zum Preis, den du willst." Er stimmt zu. Das habe ich Dir gestern sagen wollen und sage es Dir heute. Entschliesse Dich, aber rasch, denn nur bis Mittag steht mir der Pole im Worte."

"Wir danken," erwiderte Chane kurz. Leib aber meinte: "Das könnte ich schon deshalb nicht annehmen, weil Du da mit dem Pole ein schlechtes Geschäft machen würdest. Weißt Du, warum er Deinen Obstgarten. —"

"Das ist mir gleichgültig!" erwiderte Zanko.

"Schade, schade, denn die Furcht für Eure Tochter könnte ich Euch nun auch benehmen. Seit ich weiß, daß sie nicht verlobt ist, bin ich wieder ganz ruhig. Aber ich werde auch nie wieder unruhig sein, denn seit gestern weiß ich, daß Ihr vergeblich versuchen würdet,

sie zu zwingen. Seit gestern weiß ich, daß sie mich auch lieb hat. Gewiß nicht so, wie ich sie, denn erstens kann kein Mensch den andern so lieb haben, wie ich die Miriam, und es hat auch noch nie einer ein Mädel so lieb gehabt, seit die Welt steht, und zweitens ist sie ja noch ein Kind."

Leib war erleichtert und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück, Chane aber bange sie zitternd vor; sie war in diesem Augenblick unheimlich anzusehen, so wild verzerrt war das hagere Antlitz.

"Und woher weißt Du, daß sie Dich lieb hat?" kochte sie. "Hat sie es Dir etwa gesagt?"

"Nein," erwiderte er. "Aber wie sie so . . ." Er begann zu stottern; auf diese Frage war er wohl nicht gefaßt gewesen. "Wie sie so . . . neben mir stand . . . und . . . und rot wurde . . . und . . . das weiß . . . ein Mann!" schloß er hastig.

Seltam, der Mann, der da plötzlich verlegen vor ihr stand, war für sie stets nur ein Tölpel gewesen, und was er da hervorstotterte, klang wahrlich hilflos genug — und dennoch zweifelte die Fran keinen Augenblick, daß seine Empfindung die richtige gewesen. Immer leuchtender ging ihr Athem aus und ein, daß Leib angstvoll den Arm um sie legte und dem Zanko heftig zurief:

"Nun geh!"

Aber der Bauer blieb trotzig stehen; die Verzerrung in den Zügen der Kranken vernehmend, glaubte er, daß sie ihn verlasse, weil er zuletzt Unsinn geredet. Und so rief er höhniſch:

"Außerdem hat es mir auch die Kasja gesagt. Daß Du es nur weißt: wie verrückt ist die Miriam nach mir! Bei allen Heiligen hat es mir die Kasja geschworen. Und die Kasja ist eine Christin! Verstehst Du, Zübin? Eine Christin!"

"Die Kasja! . . ."

Diesmal lachte Chane wirklich auf. Aber es war ein grauenvolles Lachen, das jählings in ein Nöcheln umschlug.

"Lache nur!" schrie der Bauer in wilder Wut, "deshalb wird Deine Tochter doch mein Weib! Und willst Du sie nicht taufen lassen, so wird sie meine Nege! Das kann mir noch lieber sein; dagegen hat auch der Pope nichts,

Meine Wege — hörst Du's, Du verdammte Jüdin, meine Wege, wenn ich will!"

Sie wollte erwidern, da brach ein Blutstrom von ihren Lippen.

„Geh!“ schrie Leib schrill auf, „Du hast sie getödtet!“

Entsetzt starrte der Bauer auf die Kranke, den Strom von Blut, der sich über Leib ergoß, der sie in den Armen hielt. Ohne die Augen von dem furchtbaren Bilde losreißen zu können, wich er langsam, rückwärts tannelnd, gegen die Thüre zurück.

Die Miriam hatte den Schrei des Vaters gehört und kam hereingestürzt. Ein Blick auf die Verblutende und den Mann an der Thüre genügte, um sie erraten zu lassen, was da vorgegangen. „Mutter,“ schrie sie verzweiflungsvoll auf, — sie wußte selbst nicht, wie ihr die Worte auf die Lippen traten, ihr war's, als riefte sie eine Stimme in ihrem tiefsten Innern: „Mutter . . . ich will Dir immer gehorham sein!“

Die Augen der Sterbenden wurden noch einmal groß und weit; sie versuchte die Hand zu heben, als wollte sie sie drohend gegen den Mann strecken, der, vom Entsetzen gelähmt, noch immer an der Thüre lehnte und sie mit starrem Blick ansah. Dann wandelte sich der Ausdruck der Züge und wurde mild und friedlich; mit dem letzten Aufgebot ihrer Kraft ließ sie die Hand auf das Haupt ihres Kindes sinken.

„Bleib!“ — es klang kaum hörbar und nur wie ein Hauch — „bleib' ein ehrlich jüdisch Kind!“

Als der Pope Hilarion etwa eine Stunde nach dieser Begebenheit aus dem Fenster seiner Studierstube in's Unwetter hinausblickte, sah er seinen jungen Hausherrn baarhäuptig, verzörten Gesichts und tannelnd durch Sturm und Regen heimwanken. Erschreckt ließ er ihn bei sich eintreten und fragte, was ihm begegnet. Aber es währte lange, bis er's erzuh. Denn was er zunächst von Zanko hörte, war nur die Klage: „Jetzt werden wir Beide nur noch Ein Grab haben,“ und damit schloß er auch. „Ich habe die Jüdin in meiner Wut zu Tode geärgert und sie hat mich verflucht.“

Der junge Pope war ein guter und kluger Mann. Hätte er von dem Tode des verworfensten Weibes im Dorfe vernommen, er

wäre sofort aufgebrochen, die Familie zu trösten und ihr hilfreich zu sein. Der Jude, so sehr er ihn persönlich schätzte, ging ihn nichts an. Wohl fuhr es ihm durchs Hirn, wie hilflos der arme Mann nun sei und was er beginnen werde, die Beide nach Galicz zu schaffen, doch ihm beizustehen, war nach seiner Auffassung keines Christen Sache. Aber der junge Bauer da — das war ein Christ, dem mußte er helfen. Und so tröstete er ihn, daß ihm der Tödt einer Jüdin keinesfalls schaden werde. Die Miriam müsse er sich freilich aus dem Kopfe schlagen, aber nicht deshalb, sondern weil es eben eine Sünde sei. Und als der Zanko erwiderte, das könne er nicht, und müsse zum Mörder werden, wenn sie einen Anderen wähle, da schritt der Pope einige Male in innerem Kampfe auf und nieder und meinte dann: „Vielleicht täuschest Du Dich nicht, daß sie auch Dich gern hat. Dann wird sie vielleicht Deine Geliebte. Schande genug, aber doch besser, als wenn Du sie heirathest, oder zum Verbrecher wirst.“ Es fiel ihm nicht leicht, so zu sprechen, denn er war ein streng ehrbarer Mann, aber das schien ihm wirklich der bessere Ausweg.

Am Nachmittag kam der Richter zum Pope. „Hochwürdiger,“ klagte er, „was saugen wir nun an? Ohne Schänke kann doch kein Dorf bestehen! Eben waren die Juden aus Galicz da und haben die Leiche fortgeschafft, den Leib und seine Tochter mit. „Wann kommt ihr denn wieder?“ frage ich, aber darauf geben sie gar keine Antwort. Das Mädel geberdet sich wie verrückt und klagt sich an, daß sie gegen die Mutter schlecht war, und dem Leib und rinnen auch immer die Thränen über die Backen und er schluchzt, oder flüstert in der jüdischen Sprache vor sich hin. „Das versteh' ich ja nicht“, sag' ich ihm, „so antworte doch, wann Du wiederkommst oder die Kassa schickst für hente mag's hingehen — wir sind ja keine Unmenschen — aber spätestens morgen früh muß die Schänke wieder offen sein, da brauchen wir sie!“ Aber er betet nur immerzu, als hätte ich Unsiin gesprochen, und weint und weint. Hochwürdiger, das ist eine schwere Sache! Wir erwarten ja für morgen die Komissija, die den Weg für das eiserne Pferd bestimmen soll.“

„Die Schreiber brauchen ja die Schänke nicht“, wandte der Pope ein. „Herr von Peterstki hat sie zu sich eingeladen!“

„Die Schreiber nicht, aber wir!“ erwiderte der Richter. „So bedenke doch, Hochwürdiger, morgen machen wir ja das große Geschäft! Morgen kommt der Haufen Gulden ins Dorf! So ein Haufen!“ Er hielt die Hand hoch über den Tisch, um die Größe dieses Haufens Papiergulden zu bezeichnen. „Du hast doch ein Herz für uns, Hochwürdiger, und wirst verstehen: so ein Geschäft will begossen sein!“

„Es würde nichts schaden“, dachte der Pope, „wenn sie es erst am nächsten Sonntag begießen würden.“ Aber er wußte wohl, daß er einen so freventlichen Gedanken nicht äußern dürfe, ohne seine Volkstümmlichkeit für immer einzubüßen, und daß es vielmehr seine Pflicht sei, dem Dorfe in dieser Not beizustehen. Und so gab er dem Richter den Rat, einen Boten zum Vorsteher der Haliczzer Juden-Gemeinde zu senden, damit dieser ihn einen Stellvertreter für den Leib schickte.

Darnach wurde gehandelt. Am Abend stand, obwohl der Regen fortwährte, das halbe Dorf um die verschlossene Schänke und harrete der Wiederkunft des Boten. Er brachte günstigen Bescheid. „Morgen in aller Frühe kommt der krumme Schimmel mit den Schlüsseln des Leibko und bleibt eine Woche da. Denn so lange müssen der Kleine und seine Tochter mit zerissenen Kleidern in einer Stube sitzen und dürfen während der ganzen Zeit nur beten und jüdisch reden.“ Das kam ihm sehr merkwürdig vor, noch mehr, daß die Chane schon begraben war; die Nusitte, die Todten noch vor Sonnenuntergang des Sterbetages zu bestatten, war, wie für alle streuggläubigen Zuden des Ostens, so auch für die Haliczzer Gemeinde unverbrüchliches Gesez. „Und wie sie dabei gehunt haben“, erzählte der Bote, „g'rad so, als ob die Chane ihre Schwester gewesen wäre. Den wenigsten Karm hat eigentlich noch der Leibko gemacht; der hat nur immer geweint und zum Himmel gekunkt.“

Am nächsten Morgen fand sich in der That der krumme Schimmel pünktlich ein, mit ihm

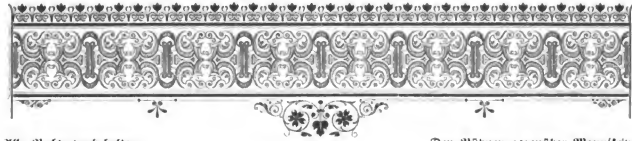
als Wirthschafterin die Kasia. „Zhr Leute“, erzählte sie, „seit dreißig Jahren bin ich ja dazu verdammt, bei Zuden zu dienen, aber was für ein hartherziges Volk dies ist, weiß ich doch erst seit gestern. Die Miriam thut, als ob sie verzweifelt wäre, aber das ist ja nur die Furcht vor Gott. Ich kann ja nicht darüber reden, aber die Alte ist vor Schreck über eine Liebchaft des Mädchens gestorben. Und nun gar der Leibko! Wißt Zhr, was er den Leuten geantwortet hat, als sie ihn trösten wollten? Ich würde es keinem anderen Menschen glauben, aber das habe ich mit eigenen Ohren gehört. „Der Herr hat gegeben“, sagt er, „der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Als ob er seine Ziege verloren hätte.“

Aber sie fand nur Wenige, die ihr zuhörten; die Leute hatten heute Wichtigeres zu bereben. Alle Hausväter waren in der Schänke versammelt und harreten, bis die „Kommissija“ erscheinen würde, um mit ihnen zu verhandeln. Wer eine Fußbreite Bodens besaß, war zur Stelle, nur den Zanko ausgenommen, der wieder einmal stumm brülte in seiner Kammer saß. „Zhr Leute!“ sagte der Richter, „jetzt heißt es schlau sein! Zunächst werden sie kommen und fragen: Wer giebt den Boden ganz billig? Und darauf ich: Keiner billiger als der Andere: Tausend Gulden die Quadratklaster!“ Und da mögen sie nun handeln! Aber viel lassen wir nicht herunter!“ „So soll es sein!“ stimmten alle ein, nur der Schmied lächelte still vor sich hin; er wollte die Quadratklaster, wenn sie gerade darauf bestanden, um achthundert Gulden lassen, aber zur Ausgleichung für jeden Hammerschlag einen Gulden verlangen.

Die Geduld der Harrenden sollte auf eine harte Probe gesetzt sein. Erst gegen neun Uhr kamen die Herren zum Gutshof gefahren und da stärkten sie sich zunächst durch ein Frühstück, das ihnen der gastfreie Peterstki anbot. Und als sie endlich um elf Uhr wieder die Wagen bestiegen, da fuhren sie nicht zur Schänke, sondern vor's Dorf, zum Grenzrain gegen Halicz.

(Schluß folgt.)





Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Rübezahl.

Phantastisches Schauspiel in vier Aufzügen

von
Adolf Wilbrandt.

(Schluß.)

Rübezahl (lacht zusammen). „Das verlorene Glück“
... Laßt mich, sag' ich Euch; Ihr trefft bei mir
keine gute Stunde. Jeder behält, was er hat. Fahrt
wohl! (Weht nach hinten.)

Richard. Rübezahl! Ich verwünsch' Euch,
wenn Ihr so davongehet! Glend über Euch, wie
durch Euch über mich!

Rübezahl (für sich). Tolldreister Bube Du. Glend
über mich? Hab' ich nicht Glend genug?

Richard. Rübezahl, hört noch! Hört!

Rübezahl (mit vor Erregung dämpfter, fast kellerer Stimme).
Wohl. Ich höre noch. (Kommt langsam zurück.) Hört
Ihr. Mit dem Schenken ist's aus; aber einen
neuen Tausch könnt' ich Euch noch bieten. Wollt
Ihr durchaus Euer Spiegelbild, so gebt mir was
andres dafür: die Seele, nach Eurem Tod. Wenn
Euer Leib und Eure Seele sich trennen, dann ge-
hört sie mir; bis dahin noch Euch.

Richard. Ihr seid nicht Rübezahl. Ihr seid der
Böse, der Teufel!

Rübezahl. Beim allmächtigen Gott, Ihr irrt —

Richard. Was wollt Ihr denn mit meiner Seele,
wenn Ihr der Rübezahl seid?

Rübezahl. Ich frag' Euch ja nicht, was Ihr mit
Eurem Spiegelbild wollt; also fragt mich auch nicht.
Für dieses Leben behaltet Ihr sie —

Richard. Nein, nein, nein! Teufel oder nicht
— mein unsterblich Teil geb' ich Dir nicht hin.
Was willst Du hier oben bei uns, steinherziger
Krämer Du aus dem Erdenabgrund? Für Dich
ist meine Seele zu gut. Behalte mein Spiegelbild!
Du und ich, wir sind bis zum Tod geschieden!
(In härmlicher Verzweiflung setzt ab.)

Rübezahl (blickt ihm ungerührt nach; atmet dann tief, höhnend).
Für mich ist sie zu gut? — So sei Du verflucht,
hochfahrendes Sonnenkraut; hundertmal verflucht
... (Schneit sich.) Und ich? Was bin ich? — Ein
schönder, verruchter Schauer rieselt an mir hin-
unter; — das hab' ich auch nicht gekannt —

Dritter Austritt.

Rübezahl; Stella. Dann Ilse. (Starkes Wohllicht.)

(Stella erachtet auf dem Mauervorsprung; ohne Kranz und Schleiter,
bleich, traurig.)

Rübezahl (fährt zusammen; für sich). Stella. — Es
treibt sie auch in die Nacht hinaus. — Wie bleich
und wie kummervoll; wie 'ne Gefangene im Kerker —
Ilse (draußen). Rübezahl! Rübezahl! — Thut mir
doch noch einmal den Gefallen, hört auf Euren
Ramen!

Rübezahl (für sich). Ist das die Ilse von Schreiber-
hau?

Ilse (näher). Rübezahl! Rübezahl!

Rübezahl. Ich will keinen von euch mehr sehn;
keinen mehr Gutes thun. Ihr Sonnenjunker!
Fahrt hin! (Wendet sich zum Fort, dessen Thür aufspringt.)

Ilse (tritt auf, von links). Bester Herr! geht nicht fort!
Nur drei Worte noch, Herr von Rübezahl!

Rübezahl (dreht neben). Fahrt zur Hölle, sag' ich!
Ilse. Das müßt' ich, wenn ich Euch nicht dankte,
meinem Wohlthäter, meinem guten Engel. (Gruß, von
Ilse nicht bemerkt, wird unmerklicher, hört.) Will Euch ja
nur danken; haben will ich ja nichts mehr!

Rübezahl. Ich will keinen Dank —

Ilse. Stellt Euch nicht so schlimm, Herr. Mein
Herz ist so voll; drum renn' ich noch so spät herauf
— weil die Kinder schlafen. Der welsche Brief,
Herr! Nun ist ja alles gut! Als mein Steffen
den Brief hörte, da ist er zuerst völlig dummt und
stumm worden; dann hat er mich aber angesehen,
als hält' ich Flügel getriegt und 'nen Schein um
den Kopf. Und zuletzt hat er mich in die Arme
genommen, aber mit Keipfelt, hat mich wieder wie
dazumal seinen „Schatz“ genannt — und der bin
ich ja auch! sein Goldschatz! — Und so wird's nun
bleiben! Der wird seine liebe Frau nun auf
Händen tragen; und so nach und nach werd' ich
ihm ein Bauerngut heraufkaufen, denn wirtschasten,
das kann er —

Rübezahl. Bekomm's ihm wohl. Gute Nacht!
(Nebet sich wieder zur Thüre. Stella steigt von der Mauer herab, verschwindet.)

Stella (im Noth) Und die Ueberschwemmten, Herr! Denen habt ihr die Felder wieder ausgetrocknet, und die Hüften stehen da wie neu! (auf eine Bewegung Rübezahls) Ja, nun geh' ich schon. Sagen mußt' ich's doch. Wenn ich was sagen muß laß' ich mich nicht halten. Ihr könnt groß sein, Herr, aber Ihr seid mächtig gut. Tausend Dank, Herr, und gute Nacht! (Winkt ab.)

Rübezahl (halb unweis, halb weis). Gute Nacht! — Wer tritt da in die Thür? — Sie sind's!

Stella (in der offenen Thüre, bildet ihn eine Weile schweigend an). Ihr „guter Engel“ sagt sie. Sie sind hilfreich! gut?

Rübezahl (mit einer abnehmenden Gestehe). Davon wüßt' ich nichts. Was so ein Bauernweib schwätzt —

Stella. Ich hab's gehört, seit Sie mein gut!

Rübezahl. Es ist nicht wert, daß man davon spricht. Es war eine Laune —

Stella. O nein, Sie täuschen mich nicht. Und ich bin ebenso stolz wie Sie: Unrecht will ich Ihnen nicht thun! — In meinem Haß hab' ich es gethan . . .

Rübezahl. Sie haßen mich. O Stella! Wenn Sie wüßten, wie elend ich bin, Ihr weiches Herz würde mich nicht haßen. Ich hab' Sie betrogen, ja; aber welche übermächtige Leidenschaft mich forttrieb, wissen Sie doch auch. Und jedem Mann, der Ihnen gefallen konnte, fühl' ich mich ebenbürtig; hoch über sie alle hob mich meine Macht? — Seien Sie gerecht: hab' ich diese Nacht mißbraucht? Ich hab' Sie nicht angerührt, seit Sie mein sind, obwohl die glühende Sehnsucht mich verzehrte; hab' Sie auch nicht hinabgezogen in mein Reich da unten, wie einst die Prinzeßin. Vor ihrer zarten Gestalt — 's ist wunderbar genug — vor Ihrer hilflosen Schwäche wird mein wilder Wille so klein . . . Ich werd' gedulbiger, besser, willensloser, da ich Sie nur ansehe . . . Haßen Sie mich nicht!

Stella (hat ihm weis ins Gesicht gestickt; sinkt nun langsam, wie unbewußt, neben einer Bank auf die Knie, ihre Hände fallend. Eine leise Waft beginnt, wie am Anbe des ersten Aufzugs die Melodie von „Es sangen drei Engel“ spielend.)

Rübezahl. Was thun Sie?

Stella (leise). Ich bete zu meinem Gott: er soll mich erleuchten. (für sich) O wenn Du mir dies alles verhängt hast, mich zu prüfen — zu strafen — o sag' mir, sag' mir, wie ich mich fassen soll!

Rübezahl. Sie haßen mich nicht mehr?

Stella (nach einer Sekunde). Mir verwehrt mein Glaube — mein Stolz — ein Wort, das ich gab, nicht zu halten. — Wie sagten Sie mir gestern? „Werden Sie die Meine, so werden Sie mich gut und wohlthätig machen über alle Menschen“ . . . (nach einem tiefem Atemzug) Lassen Sie mir nur Zeit, bis mir auch die — Kraft kommt das ich's halten kann!

Rübezahl (für sich). „Zeit!“ O Schicksal! Schicksal! — Da kommt es nun geschlichen, das Glück. Zu spät!

Stella (ist aufgestanden). Und lassen Sie mich jetzt hinein: der Nachtwind; mich friert.

Rübezahl. Wie 's Ihnen gefällt. — Ich führe Sie heim. (Sie gehen neben einander — ohne daß er sie berührt zur Gartenthür. Plötzlich bleibt er stehen; für sich) Himmel und Erde! Das Glück! da steht's! Und in einer Stunde — (Schleift die Augen, schwanzt.)

Stella (erschrocken). Was ist Ihnen?

Rübezahl (sucht zu lächeln). Nichts. Nur so ein Traum. Mir war, als — verließ mich das Leben; als tropfte es so weg — unaufhaltsam!

Stella (betommen). Welche Phantasie —

Rübezahl (für sich, mit). Ich reiße sie an meine Brust, eh's zu spät ist . . . (laut) Stella! (wie sie umfließen. Sie tritt zurück. Er, zu sich kommend, lächelt) Fürchten Sie nichts. Wieder nur — eine Phantasie. Der Phantast, der Mond . . . Treten Sie ein! (Sie treten in den Vor; die Thür schließt sich von selbst.)

Vierter Auftritt.

Richard, Malibor.

Richard (noch draußen). Schlechtes und Gutes, sagst Du; ich hör' nichts als Schlechtes. (Werden Richard, von rechts.) Die Gräfin wollte meinen Brief nicht annehmen; wo ist da Gutes, Mensch!

Malibor. Viel sehr: das kommt noch. Ich ging also ehrerbietig fort — und 'ne Stunde später stieg ich wie eine Kage wieder über die Mauer — und auf der Terasse fand ich die auferstandene Comtesse. Sie war allein. Sie hörte mich auch an. Nur Dero Brief —

Richard. Sie nahm ihn auch nicht?

Malibor. „Ich darf nicht und will nicht“, sagte sie. „Geben Sie ihn zurück“ —

Richard. Also alles verloren!

Malibor. Ich bin noch nicht fertig. Zudem die Comtesse dies sagte, liefen ihr plötzlich Thränen über das blasse Gesicht; (seiner gerührt) was für Thränen, gnädiger Herr! — Nun hör' ich aber die Gräfin kommen und machte, daß ich fortkam. Unter den dunklen Bäumen blieb ich wieder stehn — horchte noch so hin, wie das üblich ist. Da hör' ich die Comtesse aufschluchzen und der Gräfin in die Arme sinken und sagen: „Wenn er das gut macht, Mutter, dann vergeb' ich ihm! Dann werd' ich die Seine!“

Richard (Malibor am Arm fassend). Das sagte sie!

Malibor. Görtlich so. Und mit was für 'ner Stimme; 's ging mir selbst zu Herzen —

Richard (hat einige unzulässige Schritte gemacht; schließt Malibor in unbewußter Aufregung). So geh, Malibor; geh. — Ich will etwas thun; etwas thun . . . (für sich) Ja denn!

Ich mach' es gut — und frag' nicht mehr nach dem Preis!

Ratibor. Wenn der gnädige Herr mich hier noch —

Richard. Nein. Geh' nach Schreiberhan, zu unserem Vint. Dort erwarte mich. Was Du auch etwa noch hörst, geh' Du Deiner Wege —

Ratibor. Wie Sie befehlen. Gnädiger Herr haben Sie nur Mut! *(Winkt ab.)*

Richard. Ich habe Mut; grauenhaften Mut lieber mit Stella kurze Seligkeit, als eine unendliche, unbekannte, für die mir das Herz nicht schlägt . . . Stella! Bei diesem Mond, der so geisterbleich auf die Nacht herabsieht — bei der Weisterstande, die so totenstill heranzieht und mein Knaben-Gewissen in Schlaf lullt — jedes, jedes Opfer für Dich! *(Winkt.)* Rübezahl! Rübezahl!

Fünfter Auftritt.

Richard; Rübezahl.

Rübezahl *(erscheint in der aufspringenden Thüre; bleicher als vorhin, die Augen tief eingesunken; leise unterirdische Geräusche, Donner Tommeln und Geigenstriche.)* Ihr ruft wieder. Da bin ich. Wie der Maguei das Eisen, so zieht Euer Ruf mich her —

Richard. Rübezahl! Seid Ihr unerbittlich? Gebt Ihr mir das Meine nicht für das Eure zurück?

Rübezahl. Ruft Ihr mich nur dar um, so fahrt zur Hölle. Niemals! *(Winkt ab.)*

Richard. Bleibt noch! Beim Teufel, bleibt! So zahl' ich denn Euren Preis. Gebt mir mein Spiegelbild und nehmt dafür, was Ihr wollt!

Rübezahl. Eure verschriebene Seele —

Richard. Ich verschreib' sie Euch; ja. Haltet mich nicht auf; sagt, wie Ihr's begehrt!

Rübezahl. Ich halt' Euch nicht auf. *(Für sich, mit düsterer, grimmiger Gesichtsausdr.)* Gradeaus, Reißer Grapengießer, wie Du mich's gelehrt! *(Greift in die Luft, hat ein beschriebenes Blatt in der Hand, hält es hin.)* Ledt. Scheint der Mond hell genug? Sonst soll Euch ein Feuer aus der Erde leuchten —

Richard. Es ist hell genug. — Aber mir graut vor Eurem Gesicht. Wie ein Gespenst — wie ein Sterbender —

Rübezahl. Was kümmert Euch mein Gesicht. Ledt!

Richard *(liest).* „Kraft dieser meiner Unterschrift vermache ich dem Inhaber dieses meine Seele nach ihrer natürlichen Trennung von meinem Leib.“ *(Ein Zittern überläuft ihn.)* Wundert Euch nicht; — noch so ein Knabengefühl. Das vergeht . . . Womit unterschreib' ich das?

Rübezahl. Bei den Teufeln und auch bei den Geistern gilt der alte Brauch; mit einem Tropfen Blut. Da ist eine Feder *(greift eine Federherde aus der Luft, hält sie in Richard's Hand) und da ist ein Tropfen Blut.*

Richard. Und mein Spiegelbild?

Rübezahl. Bei meinem Eid, Ihr bekommt es, sobald Ihr geschrieben habt.

Richard *(legt das Blatt auf seine Hand, schreibt.)* Da habt Ihr's. — Nie gab ein Mensch für den andern ein größeres Opfer hin; — mög's mich nie gereuen!

Rübezahl *(mit ähnlichen Gebärden wie im zweiten Aufzuge, nur umgekehrt, und düster.)* Da habt Ihr Euer Spiegelbild. — Ich hab' Euch mein Wort gehalten; — mehr gelobt' ich Euch nicht. *(Zieht zwei lange Dolche mit goldenem Geiß hervor, hält ihm den einen hin.)* Da nehmt!

Richard. Was soll das? Was wollt Ihr?

Rübezahl. Euer Leben will ich. Sonst hab' ich Eure Seele nicht. Aber ich morde nicht. Kämpft um Euer Leben. Startt mich nicht so an, und nehmt! *(Drückt ihm den Dolch in die Hand.)*

Richard. Teuflicher Vagner Du! Jetzt begreif' ich Dich. O ich Rarr, ich Rarr — so ein grenzenloser Rarr, wie Du ein Verräter!

Rübezahl. Wen verrat' ich? Niemand. Statt Euch den Dolch in die Brust zu stoßen, wie's die Menschen thun, geb' ich ihn Euch in die Hand. Weht Euch! Ihr oder ich!

Richard. Du lügst wie der Teufel. Wie kann ich gegen Dich bestehen? Ein sterblicher Mann gegen —

Rübezahl. Ich bin auch nur einer; meine Unsterblichkeit endet heute Nacht. Ich fühl's ja mit Grausen, wie mein Leben schwindet. So könnt' Eurer blühenden Jugend wohl Nacht gegeben sein, mich zusammenzuwerfen. Aber ohne Kampf geb' ich mich nicht auf. Ihr oder ich!

Richard. Du blaßes Gespenst — so verjuch' ich's. Fahrt hin! *(Stößt den Dolch gegen Rübezahls Brust.)*

Rübezahl *(tanzelt ein wenig zurück.)* Ein grimmiger Stoß . . . Aber doch nicht ins Leben. Bin doch noch der Rübezahl. Nun wehr' Dich! *(Dringt auf Richard ein.)*

Sechster Auftritt.

Die Vorgänger; Stella (von hinten).

(Das unterirdische Getöse hat längst geendet.)

Stella *(ist in der offenen Thüre erschienen, steigt hervor.)* Richard! Richard! *(Wirft sich zwischen die Beiden, Richard mit ausgebreiteten Armen schüßend.)* Töde mich — nicht ihn!

Rübezahl *(hört sie regungslos an.)* Träum' ich das im Bergehn? — „Richard“ sagen Sie. An dem also hängt Ihr Herz . . . Das ist Hölleknäuel. Das kann so ein Erdgeist-Hirn so geschwind nicht fassen —

Stella *(vor Rübezahl knieend.)* Ich will nichts von ihm; nur sein Leben will ich. Dir will ich ja halten, was ich Dir gelobt — Dein Weib — wie Du's willst — nur laß ihm sein Leben!

Richard *(aus der ersten Verbindung erwachend.)* Sein Weib Heiliger Gott! — Darum für mich verloren . .

Rein. Verloren noch nicht. Lieber sterben, als Dich ihm lassen. Rübzahl! Einen letzten Kampf!

Stella (verzweckungsvoll.) Dein gewisser Tod! (Rübzahl lachend unter Aufklammernd.) Du sollst nicht mit ihm kämpfen, Du sollst ihn nicht töten. Gelobe mir's — wie ich Dir's gelobt . . . Und dann nimm mich hin — (mit einer Gebärde gegen die Erde) und ging's da hinunter!

Rübzahl (erschauernd, scharflich keufend, farrt sie schmelzend an; tiefe Mufft ertönt wieder, das Lieb von den drei Engeln spielend.) Hinunter . . . Ja, dann ging's wohl hinunter; aber ich allein. Verwehrst Du mir's, ihn zu töten, so ist's aus mit mir . . . Aber Deine behauten, weichen, herzauflösenden Augen — und Dein süßes Gesicht. Mir ist, als hör' ich ihn wieder, den himmlischen Gesang, der mich damals rührte . . . (mit sich aufreißender Würde) Laß mich los! 'Steh' auf!

Stella. Ich lasse Dich nicht los, bis Du mir's gelobtest!

Rübzahl. Also Du willst meinen Tod! (sie anstarrt) Deine Augen saugen mir Willen und Leben aus. Den Mann, für den Du so bistest, den kann ich nicht töten. — Einmal Weißeit dieses Strapaziergeher, fahr' wohl; lieber vergehen, als ein Sünd-

sott sein. 'Steh' auf — und behalt' ihn! (ernstend, die Augen schließend) Mein Leben tropft so hinweg; meine Zeit ist kommen. (mit erschütternder Stimme) Stella! Stella! Wo bist Du!

Stella (noch freudig, in flüstem Gerauschen.) Hier; für Dich zu beten —

Rübzahl (wieder aufklammernd.) Fluche lieber! Für einen verfallenden Hauch betet man nicht mehr! — So end' ich als Rübzahl! . . . Steig' herauf, schwarze Nacht! (Wüßliche, tiefe Finsterniß) Rost und raß, meine Donner! Heute, mein wilder Wind! (Wüßlicher unterirdischer Donner; Sturm in der Höhe.) Mitternacht! (aus der Tiefe, vergehend) Stella! Stella!

(Wüßliche Mondschleife wie zuvor. Stella fahr noch. Richard kniet neben ihr, seine Hände fallen. Rübzahl ist verkommen; den gleichen die Portinier und die Säule dahinter; die Wäuer ist wieder ebenso wie im ersten Aufzuge. Stella, auf die Stelle blickend, wo Rübzahl stand, legt sich die Hände vor die Augen.

Rebel verdröhen sich rasch, alles dicht verdröhen; tiefe Mufft beginnt, die alten Balken spielen, wie im ersten Aufzuge, das erste Aufzuge. Nach einer Weile fällt die Schmale des Wäunders ein. Durch die Rebel erglüht helles Licht; sie fallen, man erblickt wieder den Wald vom Anfang des ersten Aufzuge. Das Wäuder schwebt herein, auf einem Rollenwagen stehend, langsam nach vorn schiebend; es bläß auf der Schmale. Unbillig singt die Nachtigall.)

(Der Vorhang fällt.)

Einsamkeit.

Herrliches Wandern
In Einsamkeit!
Nur einen Begleiter
Als guten Gefellen,
Den blauen Himmel,
Wolkenlos und ruhend
In göttlicher Schönheit.
Wie meine Seele ruht
In hohen ewigen Gedanken.
Hier am Rande des rauschenden Bachs,
Der über Felsen schäumt,
Die blauen Blüten des letzten Cyrians!
Von grünenden Maffen lönt
Als letzter Gruß menschlicher Siedelung
Das liebliche Ineinanderklingen
Von Glocken weidender Kinder.

Leb' wohl, du freundliches Thal,
Durchduftet vom blühenden Sommer
Und von flügenden Quellen voll
Wonniger Frische umhüllt!

Hinauf in die stinnende Einsamkeit
Weißschimmernder Berge
Treibl mich das Herz!
Hinauf, wo keine Hütte raucht,
Kein Jäger seltene Pfade geht,
Wo kein Besizer menschlicher Qualen
Zum Himmel wandert, keine Thräne
Menschlichen Schmerzes die Erde besuchet!
Wo der unendliche Geist der Natur

Wie in ersten Schöpfungsgedanken ruht
Und aus Felsenbrünnen den
Urquell blühenden Lebens verschäumt!
Sei Führer mir, kindlich eilender Bach,
Der in Wasserfürzen die Schlucht durchdonnert,
Den die Sehnsucht der Jugend treibt,
Aus der stillen, friedlichen Welt
Hinunter zu stürmen zu blühenden, grünenden Ländern.

Ueber Steine hinweg, so klimm ich hinauf,
Ohne Weg, ohne Steg,
Ueber Klippen und Blöcke
Schreitend und springend,
In wagemut Mut und lockender Luft
Des leichten Gelingens!

Das Rauschen verhallt
Und langsamer fließt
Um Steine und Felsen der Bach.
Und dreier das Bett
Und tiefer der Grund
Und träumendes, leises Gemurmel,
Bis auch dieses verstummt,
Und ein schweigender See,
Von Gebirgen umstellt,
Den Wanderer heumt
Kein Baum, kein Strauch,
Kein Grünen und Blüten ringsumher
Kein Klagen, der mich lockte,
Durch das dunkle Gewässer
Das Ruder schäumend zu schlagen.

Ernst starrende Gipfel,
Auf Häuptern, in Kissen
Schimmernd von Schnee,
Agen hinaus zu der goldenen Sonne.
Kein Atem warmquellenenden Lebens.
Kein jubelnder, klagender Laut!
Kein Vogel in der Luft!
Nur meine Seele, gleich einem Adler,
Himmelaufsteigend!

Mein bist du, mein ganz allein,
Sinnende Welt,
Einsam wie mein Herz!
Schrie es nicht auf in heißem Verlangen,
Herzen zu finden, die gleich ihm
In herrlichen, großen Gefühlen
Das Leben verströmen möchten?
Die mit der Glut der Empfindung
Die Welt durchflammen möchten,
Die kleine, armselige Welt
Des flüchtigen Menschentraumes?

Ich halte Freunde, ich liebe sie
Mit der Liebe hingebender Tugend.
Wo sind sie? Ich weiß es nicht.
Sie gingen nach Schätzen,
Sie suchten nach Ehren,
Vergessend die Träume kühnerer Tage,
Sie liebten sich nieder auf sicherem Grunde,
Und sthen im Kreise
Fröhlicher Kinder,
Verlachen den Träumer,
Den ruh'los Wandernden,
Der keine Heimath fand,
Keinen Fleck der weiten grünen Erde,
In stillem Glück und reinem Empfinden
Die Kräfte des Herzens zu nützen
Sie liebten mich einsam,
Lieben meine Liebe
Wie den Stein im Staube der Straße.

Wo ist die Welt, in der Empfindung,
Frei wie der Strom durch grüne Gefilde,
Durch das Leben rauschen darf?
Wo des Herzens ewige Befehle gelten,
Wo edler Seelen große Gefühle
Zu lebendigen Thalen werden?

Alein seid ihr, Menschen!
Nur Sagenen kennt ihr,
Feig und erbärmlich,
Wie euer Leben selbst!
Und wahrhaftig nennet ihr,
Den die Sehnsucht treibt,
Die Sonne des Herzens
Leuchten zu lassen
Ueber dem öden Gewimmel
Des nüchternen Basins.

Es war ein Frühlingstag,
Wo ein Traum von himmlischem Glücke
Blumen über mein Herz gestraut —
Lieblicher, duftender
Als der Herz sie weckte
An grünenden Hecken,
An strebenden Zweigen,
Auf saftigen Wiesen,
In schalligen Gründen.

Wonnige Küsse,
Seltige Worte,
Eifriges Erfassen
Unendlicher Freuden!
Fliehst auch du von mir,
Du schönster Traum,
Der meine Seele ist?
Wilst auch Du mich einsam lassen,
Einsam mit inneren Qualen
Und ruhlosem Verzen?

Schweigend liegt du vor mir,
Einsamer See,
Wie ein Gedanke
Der Natur.
Aber ewige Gewässer
Sendest du leisewirkend hinunter,
Und an ihren Ufern
Lachen blühende Wiesen,
Neigen sich frühgrünende Weiden,
Und längs den stillen Gebüschen
Wandeln selbige Menschen.
Manche Mühle, manches Dorf
Schmiegt wie ein lieblicher Traum
Dem rauschenden Bache sich an,
Und stolze Städte
Mit ragenden Thürmen
Umrauscht der eilende Strom.
Wer aber gedenkt deiner,
Einsamer See,
Der den Bach hinuntergesendet
Und mit seinen Gewässern
Den wogenden Strom genährt?

So wandert des Sängers Lied,
Das er, heiliger Sehnsucht voll,
In Schauern der Einsamkeit sang,
Hinaus zu den Menschen,
Und senkt in die Herzen
Unendliche Wortten.
Doch einsam bleibt die Seele
Des Träumers.
Aber heilige, schöne Gedanken entquellend,
Wandelt sie selbst ihr menschliches Leid
In göttliche Freuden,
Durchströmt mit ewigem Frühling,
Mit Blüten und Träumen
Die sehrende Welt.

Camillo V. Susan.



Dem Mondberg.

„Und er nahm meine Hand und las ihre Zeichen:
„Zum Mondberg führt Deine Lebenslinie“

„Und ich lebe — lebe, so Jahr um Jahre:
Und was ich durchlebte an Wonnen und Leiden,
Es kam vom dunkel mythischen Mondberg,
Es kam aus der Tiefe nächtlicher Träume.
Es kam von drüben, wo andere Wasser,
Die fremden, die dunkelten Ufer bespülen,

Am Mondberg, dessen Violettenschaten
Mein Leben, mein wichtiges Leben umgrenzt,
Dem Mondberg die glutenden, göttlichen Schauer,
Sein Schaffen, beim Bilden werdender Träume.

Nur um den Mondberg wehen die Lüfte,
Daraus meine Seele unendliche Kräfte,
Unendliches, sehndes Sehnen saugt.

„Zum Mondberg führt Deine Lebenslinie.“

Gertrude von Preußen.

Mein Stern.

Ein Sternlein stand am Himmelszelt,
Das gab so wunderhellen Schein,
Als müßt' es für die weite Welt
Bei Nacht das ein'ge Lichtlein sein.
Die weite Welt gab sein nicht Acht,
Am Himmel viele Sterne stehn,
Ich aber hab' in langer Nacht
Den einen ganz allein gesehn . . .

Ein Sternlein fiel vom Himmelszelt
Und jäh verlosch sein heller Schein.
Als müßt' es auf der weiten Welt
Fortan allnächtlich dunkel sein.
Der weiten Welt in mildem Licht
Erglänzen Sterne ungezählt,
Ich aber achte ihrer nicht
Ich sehe nur, daß einer fehlt . . .

Wilhelm Langewiesche.

Lacrimae Christi.*)

Die großen Flammen ruhen lange tot,
Des Dichters Seele glänzt in klarem Licht;
Doch aus erkornen Liebesgluten loht
Zuweilen noch, erinnernd, ein Gedicht:

Aus grauerstarrter Cavadecke blühen
Die vollen Trauben — Lieder schwer und heiß,
Und ihre dunkelsüßen Fluten sprühen
Der fernsten Schöpfungswärme Dank und Preis . . .

Johann Wertheimer.

*) Wein auf den Abhängen des Verano.

Mein Glück.

„Nicht schau' ich mehr in die Ferne zurück
Und gehre nächstens vom Harm,
Und frage auch nimmer: wo weilt mein Glück —
Ich halt' es ja selber im Arm.“

Ich halt' es in seliger Liebeshut,
Schlank ist es und blütenweiß,
Von Lippen röter denn Traubengut
Und Küffen so süß und so heiß!

G. H. C. Tiel.

Was Liebe sei.

(Hilfmannisch.)

„I möcht nu wüsse, wa d'Liebe isch?“
Sait d'Kammerer zur Chätteri.
„Hä,“ fait di sell, „des mecht mer git;
Zum Bispiil ich, won ich min Franz
Ha kenne glehrt, binu Chilbilauz,
Ha no nit gwüßt, daß er mich mag
Und säg im Heiri² guete Tag,
Und streck ihm d'Hand recht fründlicher,

Ich wueg, wie remt min Franz daher.
Sohd wüetig uf de Heiner los
Und schupst en weg mit einem Stoß.
Und wer i mir en Ohrsig git
Des isch de Franz — wie spottet d'Lüt!
Doch ich ha gwüßt, wa sell mot a:
Der hät di gerne! des git die Ma!“

Johann H. Grüniger.

¹ Innammerei; ² Katharina. ³ Kirchweibtag. ⁴ Heirich.



Gottfried Keller.

Nach seinen Briefen und Tagebüchern.

V.

Der Verfasser des „Grünen Heinrich“.

Im April 1850 kam Gottfried Keller nach Berlin, um endlich „etwas Rechtes zu werden.“ Hohe Zeit dazu war's. Volle 31 Jahre alt, befaß er an materiellen Gütern nichts als die mäßige, von Jahr zu Jahr zögernder gewährte Unterstützung seines Heimatskantons und die kärglichen Spenden, die ihm Mutter und Schwester in ihrer unerschöpflichen Liebe und Opferfreudigkeit zuwenden konnten. Aber auch der geistige Besitz war in den Augen der Welt kein übermäßiger. Sein Bändchen Pfrif hatte ihm nur den Beifall einiger weniger gewonnen; in weiteren Kreisen war sein Name völlig unbekannt. Mit dem, was er sonst schrieb, ruhten die Leute nicht viel anzufangen, und seine Ernten als Dramatiker standen auch erst noch auf dem Papier, sofern er selbst — schwerlich war's auch ein Anderer — so optimistisch war, sich von den vielen Entwürfen, die er aus Heidelberg mitbrachte, überhaupt etwas zu versprechen. Diese Ernten in der Berliner Theaterlust reizen zu lassen, war er nach der preussischen Hauptstadt gezogen. Nach dieser Hinsicht blieben die sechs Jahre fast ganz ohne Frucht. Aber Anderes haben sie zur Reife gebracht: den Menschen und den Erzähler.

In Heidelberg zuerst hatte es der ungestüme, so wenig an Selbhzucht gewöhnte Mann verjuckt, die schwere Kunst des Arbeitens zu erlernen. Erst in der Berliner Luft wurde er nach dieser Hinsicht ans einem unwilligen und unbotmäßigen Schüler, der denn auch oft genug eigeninnig hinter die Schule lief, zwar wahrhaftig noch lange kein Meister, aber doch immerhin einer, der zum Mindesten in seiner Art, die freilich nicht die anderer Menschen war, seine fleißigen Zeiten hatte. Berlin wurde ihm, wie er es selbst genannt hat, „eine Korrekions-Anstalt, die ihm vollkommen den Dienst eines pennsylvanischen Zellengefängnisses geleistet hat.“ Hier endlich gewann er es über sich, — oder richtiger: gewann es der Zwang, den er sich auf-

erlegte, über ihn —, das große Werk, das seinen Namen durch die Zeiten tragen wird, zu vollenden, nachdem er fünf Jahre die Arbeit daran mehr als ein Spiel denn als eine Lebensaufgabe aufgeschikt. Was sonst aus diesen Berliner Zeiten zu berichten ist, sei später mitgeteilt. Im Vordergrund unserer Betrachtung muß die Entstehungsgeschichte dieses Werks stehen, und wir gehen des Näheren darauf ein, nicht bloß weil der Roman ein so bedeutendes Werk, sondern weil auch seine Geschichte eine so merkwürdige ist.

Bereits früher haben wir angedeutet, daß Gottfried Keller schon unmittelbar nach seiner Ankunft aus München den Vorsatz faßte, „einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen,“ also wahrlich einen autobiographischen Roman im buchstäblichen Sinne des Wortes. Aus dem Jahre 1846 stammt denn auch das älteste erhaltene Bruchstück des „Grünen Heinrich.“ Es sollte den Eingang des Romans bilden. Die Vergleichung dieses ersten knappen Entwurfs mit dem in der späteren Anlage des Buchs weiter ausgeführten Eingangskapitel war uns sehr interessant und wird es wohl auch jedem andern Freunde des Romans sein. Wir lassen es darum hier folgen:

I.

„An einem schönen klaren, bald blauen und bald grünen See in der Schweiz liegt ein altes graues Städtchen still und freundlich mit seinen schwarzen wunderlichen Thürmen, mit seiner verwitterten Stadtmauer, in welche allerlei irdeliche Wohnungen mit Weinlauben eingebaut sind, mit seinem buntsäuligen Rathsaule und den alten hölzernen Brücken, mit seinem „Goldenen Engel“ und „Blauen Hecht“, und vor allem auch mit seinen großen grünen Lindenbäumen. Vertraut schmiegen sich in schwellenden Kränge dieser Linden die hohen rüchertigen Häuser um die uralte byzantinische Stadtkirche, welche mit ihren verblühten Fenstern wie eine blinde Großmutter ansieht, die im Gewimmel ihrer Enkel sitzt und ihnen Märchen aus dem Morgenland oder von ihrer Jugendzeit erzählt.“

Und aus jedem dieser Häuser steigt eine stille Rauchsäule empor zum blauen Himmel: aus den großen und stattlichen eine dicke und lustig wirbelnde, aus den kleinen und dürftigen eine spärliche und schüchtern zitternde; aber alle vereinigen sich in der Höhe zu einer einzigen blauen Rauchblume. Mir ist sie wie eine fata Morgana, welche das verborgene Leben der Stadt und ihrer Däuser widerspiegelt, und ich glaube durch die Schornsteine hinauf auf jeden Berg schauen zu können, den von Thränen umflummert und jenen von lautem Lachen umstrahlt.

Wenn die Abendsonne auf das Städtchen scheint und der wolkenlose Himmel unmittelbar auf seinen Thürmen und seinen großen vollen Rindenkronen ruht, wenn von allen Fenstern und Beden getrocknete Kinderwäsche flattert und aus den besonnten Höfchen und Gäßchen ein summender Kinderlärm herüber tönt, das einzige Geräusch in der Gegend, wenn hier und da in den kleinen blumenüberfüllten Gärten vor der Ringmauer ein elmsames Mädchen geht und über den See in die glühenden Alpen schaut und das alles zusammen sich im klaren Verwässer spiegelt, so still und selbsthuldig: Dann sollte man nicht glauben, daß in diesem Stilleben jemals ein Herz erwachte, tief und unruhig genug, einen Roman zu durchleben.

Und doch möchte ich nun in dies liebe Nest, wie in einen Blumenschervon, das schwache Reis meiner Geschichte einsetzen und pflanzen, daß es aufwache und raue um diese und jene Fremdesbrust. Es wohnt nur einen kurzen Sommermonat durch grünen und nur eine Aurore tragen, die vor ihrem Entfalten abfällt.

II.

Also war über dem Städtlein der Ostermontag angebrochen in lieblicher Klarheit. Seine milde jugendliche Sonne, welche erst gestern den letzten Schnee vom jungen Rattengrün der Berge hinweggeschmolzen hatte, beglückte golden die stille dichtgebrängte Dörferrasse. Es war aber noch früher Morgen und an der lautlosen Stille keine andere Bewegung sichtbar, als daß hier und da sich ein blühendes Fenster öffnete und ein rosiges Auberantliß zeigte, das ungeduldig dem Dierelamm und seinen Freunden entgegenlächelte oder sang.

Nur in dem alten, fast baufälligen Hause der Frau Elisabeth Walther war schon reges Leben wach, und die neugierige Morgensonne durchstrahlte in der sonst so stillen reinlichen Stube eine geschäftige und ungewöhnliche Unordnung. Denn Petrich, das einzige unter Annen und Sorgen großgewogene Kind der Frau Walther, wollte sich heute ablösen vom bangen Mutterherzen und hinausziehen ins große Deutschland, um zu suchen und zu jagen nach der Erfüllung seiner Träume und Pläne.

Maria sieht, die noch ungeübte Hand schlägt doch sofort den Ton an, der das ganze Werk durchklingt, ein Beweis für die frühzeitige innere Reife und scharfe Ausprägung der Individualität. Es ist unter diesen Umständen nur eben aus den ähneren Lebensverhältnissen wie aus den Charakteranlagen des Dichters zu erklären, daß die Arbeit bald wieder in's Stodfen kam und nur in seiner Phantasie rasch vorwärts schritt, sodaß er bereits 1847 von einer baldigen Vollendung sprach, ja sogar Mutter und Schwester mit dem voraussehbaren großen Honorar, das ihm das Buch demnächst einbringen werde, über die schweren Opfer, die ihm die beiden armen Frauen zu bringen hatten,

zu trösten suchte. Aber auch als er sein Mängel für Heidelberg schnürte, nahm das Manuscript wahrlich keinen großen Raum ein und was dann am Neckar hinzukauf, wog gleichfalls nicht schwer. Es würde unter diesen Umständen sehr befremden, daß der Dichter bereits im Februar 1850, also noch von Heidelberg aus, den Roman durch Vermittlung Hermann Hettners dem Chef der Verlagshandlung Fr. Vieweg & Sohn in Braunschweig, Eduard Vieweg, zum Verlage anbot und sogar Zahlung eines Teils des Honorars bei Beginn des Drucks beantragte, wenn nicht zwei Thatsachen eine Erklärung hierfür geben könnten. Erstlich die uns bereits bekannte, daß Keller fortwährend in den schlimmsten Geldnöthen war, ferner aber eine andere, die seine bona fides bezeugt. Es giebt wohl keinen Dichter, der vor Beginn der Niederschrift das Maß der Arbeit und den Umfang der Dichtung richtig ermizt: Es ist eine Regel, von der es unseres Wissens keine Ausnahme giebt, daß er beide stets unterschätzt. Bei Keller vollends ging diese Selbsttäufchung in's Unglaubliche, wofür wir auch in Zukunft manchem Beispiel begegnen werden.

Es gereicht Vieweg zur Ehre, daß und aus welchen Gründen er in die Verhandlung eintrat. Neben der Empfehlung Hettner's bestimmte ihn „der zuverfichtliche Ton und die nicht gewöhnliche Honorarforderung des ihm so gut wie unbekanntem Autors“ dazu, sich zur Uebernahme prinzipiell bereit zu erklären und mit einer kleinen Probe aus dem Manuscript zufrieden zu sein. Doch erbat er zum Mindesten eine Uebersicht des Inhalts.

Keller mußte sich schon deshalb mit der Antwort Zeit lassen, weil ihm das Ende noch gar nicht feststand, gab aber dem Verleger nicht diesen Grund an, sondern teilte sogar mit, er könne nur deshalb das Manuscript nicht senden, weil er die ungewisse Ausgabe für eine Reinschrift nicht eher anwenden könne, als bis er durch einen Vertrag gedeckt sei! Da aber nur eben noch die Reinschrift, die mit „kleinen Verbesserungen verbunden sein würde“ notwendig sei, so machte er den sofortigen Beginn des Drucks zur Bedingung. Den Umfang schätzte er damals auf „einen mäßigen Bant“ (es wurden dann bekanntlich deren vier) und gab über Idee und Inhalt seines Werkes die folgenden Mitteilungen, die wir hier folgen lassen, weil sie für die richtige Erkenntnis der Absichten unseres Autors von unschätzbarem Werte sind:

„Die Moral meines Buches ist, daß derjenige, dem es nicht gelangt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu erbauen, auch unbeschäftigt ist, im körperlichen Leben seine wirksame Stellung einzunehmen. Die Schuld kann in vielen Fällen an der Gesellschaft und am Staate selbst liegen, und atebann wäre freilich der Stoff

derjenige eines sozialistischen Tendenzbuches. Im gegebenen Falle aber liegt die größtentheils im Charakter und dem besonderen Gesichte des Helden und bedingt hierdurch eine mehr ethische Bedeutung des Romanes. Unternehmung und Ausföhrung des Helden sind nun nicht etwa das Resultat eines bios theoretischen tendenziösen Vorlages, sondern die Frucht eigenster Aufschauung und selber theilweiser Erfahrung. Ich habe noch nie etwas produziert, was nicht den Anstoß aus meinem Äußern oder innern Leben dazu empfangen hat, und werde es auch ferner so machen; daher kommt es, daß ich nur wenig schreibe, und wirklich weiß ich gegenwärtig nicht zu sagen, ob ich je noch einen Roman schreiben werde. Einige Novellen ausgenommen, habe ich für die Zukunft ausschließlich dramatische Versuche im Auge.

Mein Feld ist ein talent- und lebensvoller junger Mensch, welcher für alles Gute und Schöne schwärmend, in die Welt hinausgeht, um sich sein Schicksal, sein künftiges Lebensglück zu begründen. Er sieht alles mit offenen klaren Augen an und gerät als ein lebenswürdiger, lebensfroher Geselle unter allerley Leute, schießt Freundschaften, welche seinem Charaktere alle zur Ergänzung dienen und berechtigt zu großen Hoffnungen. Als aber die Zeit naht, wo er sich in ein festes geregeltes Handeln, in praktische Thätigkeit und Selbstbeherrschung finden soll, da fehlt ihm dieses alles. Es bietet bei den schönen Worten, einem abenteuerlichen Begreifen, bei einem passiven ungeschickten Umbertreiben. Er brüht dadurch sich und seine Angehörigen in ängstliches Geden; während milder begabte, aber praktische Naturen aus seiner Umgebung, die unter ihm hauben, reiflicher und ihm über den Kopf wachsen. Er gerät in die abenteuerlichste, traurigste Pöge, abgesehen von den Schulden und ganz verlassen. Da wendet sich sein Schicksal plötzlich günstiger, er findet Glück und einen Kreis edler Menschen, erholt sich, befestigt seine Grundsätze und betritt eine neue reinere Lebensbahn, auf welcher ihm ein schönes Ziel winkt. So rafft er sich zusammen, eilt mit goldenen Hoffnungen in seine Heimat, um seine alte Mutter aufzusuchen, von welcher er seit gerammer Zeit nichts mehr gehört hat, so wenig als sie von ihm. Er sieht vor den Thoren seiner Vaterstadt auf ihr Versehenhängnis, mischt sich unter die Begleiter auf den Kirchhof und hört mit an, wie der Pfarrer den Tod der verarmten und verlassen Frau ihrem ungerathenen, in der Ferne wohnenden Sohn bemißt.

Da er im Grunde ein ehrenhafter und nobler Charakter ist, so wird es ihm nun unmöglich, auf den Trümmern des von ihm zerstörten Familienlebens eine glückliche und wirksam-gerechte Stellung im bürgerlichen Leben einzunehmen. Das Band, das ihn nach rückwärts an die Menschheit knüpft, scheidet ihm blutig und freudlos abgesehen, und er kann deswegen auch das lose halbe Ende derselben, das nach vorwärts führt, nicht in die Hände fassen, und was führt auch seinen Tod herbei. Dieser wird dadurch noch traglicher, daß ein geübtes schönes Liebesverhältnis gebrochen wird, welches ihm nach früheren krankhaften Liebesgeschichten aufgegangen war. Ein Nebenzeug in seinem Charakter ist eine gewisse aufgeklärte rationale Religiosität, eine uebuloße Schwärmererei, welche darauf blüht, daß in einem unbedingten Vertrauen an einen Gott, an den man nur halb glaubt, von demselben geulter Weise die Lösung aller Dürren und ein vom Himmel fallendes Glück erwartet wird. Nach dieser Seite hin ist die Moral des Buches das Sprichwort: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! und daß es gesünder ist, nichts zu hoffen und das Mögliche zu schaffen, als zu schwärmen und nichts zu thun.

Da, wie gesagt, der Roman ein Produkt der Erfahrung ist, ausgenommen die unglückliche Katastrophe

am Schlusse, so glaube ich mir schmeicheln zu können, daß es kein solches Tendenzbuch sein wird. Es ist wohl keine Seite darin, welche nicht gelebt und empfunden worden ist."

Wie hier jeder Satz für den Kenner charakteristisch ist, so keine Antwort auf die Verhaltung des Verlegers, daß der Honorar-Anspruch doch wohl zu hoch gegriffen sei: „Ich weiß“, schreibt Keller, „in der That nicht recht, was ich, ohne unbescheiden zu sein, darauf erwidern soll. Denn ich kann mich doch nicht selbst als ein Genie herausstreichen, dessen Werke gleich bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregen werden. Ich habe schon vor vier Jahren sechsig Louis'or für ein kleines Bündchen Gedichte empfangen, welche bei Herrn Anton Winter in Heidelberg erschienen sind.“ Der letzte Satz mag in gutem Glauben hingeschrieben sein. Es ist immerhin möglich, daß Sollen, der damals die Drucklegung für Keller besorgte, dem Dichter aus diesem Anlaß in Raten ein so hohes Honorar zuwandte; der Verleger aber hat es gewiß nicht bezahlt.

Bieweg gewann durch das Exposé ein solches Interesse an dem Werke, daß er auf Einsichtnahme des vollständigen Manuscripts verzichtete, den Vertrag unterschrieb, die ersten Honorarzählungen leistete, ja sogar saum, daß einige Klättchen Manuscript in seiner Hand waren, auf Wunsch des Dichters den Druck begann; dies Alles in der seltenselten Ueberzeugung, daß ein so großes Talent doch gewiß auch als Mensch keiner Täuschung fähig sei. Das war ein Trugschluß, der sich zunächst an Bieweg selbst bitter rächte. Er that sich damit für fünf Jahre — denn so lange währte es, bis Keller seine Verpflichtungen ganz erfüllt hatte — unermesslichen Aerger ein, kam zu beträchtlichem pecuniären Schaden und leistete obendrein Keller und der Dichtung einen schlechten Dienst. Hätte er Keller von vornherein nicht geglaubt, oder doch mindestens, als sich herausstellte, wie sehr er ihn getäuscht, keine weiteren Honorarzählungen gemacht, dann wäre der Dichter sicherlich binnen einem Jahre fertig gewesen und der Roman in einem Guffe zu Ende gediehen. „Eine solche Korrespondenz zwischen Verleger und Autor“, bemerkt Baechstod mit Recht, „wurde schwerlich je geführt. Der Anshändler voll warmen menschlichen Anteiis an der Dichtung, in den Helden derselben förmlich verliebt, nobel, von wahrer Himmelseduld, der Verfasser kurz angebunden, unwirlich, saumselig, wortbrüchig bis zur ängstlichsten Rücksichtslosigkeit. Gottfried Keller hatte einen Vertrag eingegangen, den zu halten ihm eine Unmöglichkeit war. Sein Buch erlitt eben wieder einmal nur in seinem Kopfe. Das Manuscript befand sich im Zustande des ersten zu überarbeitenden Entwurfs, größtentheils aber war

es noch gar nicht vorhanden. Es steckte in Keller ein nachlässiger Zug bei Verlagsdingen, den er eigentlich nie überwand. Er hat in der Folge mehr als einen Kontrakt über ein Opus abgeschlossen, das entweder gar nie erschien, oder daß der zum Verlag berechnigte Buchhändler nie erhalten konnte. Für ihn hatte lediglich die Erfindung einer Dichtung und das stille Ausdenken derselben Reiz. Sobald es an die schriftliche Ausführung ging, wurde ihm das Geschäft lästig und er stellte sich demselben mit einer gewissen Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit entgegen.“ Ueberjezt man diese Ausführungen aus dem Allzumilden in's Richtige, so muß man sagen, daß Keller mit seinen Verlegern in einer Art Umsprang, die Gottlob doch selten ist. Denn wäre sie häufiger, dann stünde es jedem in die bürgerliche Unbesophthenheit unserer Schriftsteller. Da nun aber ein derartiges Verhalten natürlich nicht unbekannt blieb und Keller jerner selbst fühlte, wie sehr der Roman durch diese Weise des Arbeitens oder richtiger Nicht-Arbeitens gelitten, so drehte er — ein Verfahren, für welches es keinerlei Entschuldigung giebt und die wir auch nicht versuchen wollen — einfach den Spieß um, und klagte den Verleger an. Er habe eben, versicherte er, mit dem raschen Druck nicht Schritt halten können. Durch diese Rücksichtslosigkeit seien viele Mängel verschuldet und das ganze Opus gleiche nun einer Zeichnung, „auf welcher neben den letzten Federstrichen noch alle anfänglichen Kohlen- und Bleistiftstriche nebeneinander zu sehen sind, ja noch der Verderb und Schmutz des Papiers durch die arbeitende Hand haftet.“ Aber noch mehr! Als er endlich, lediglich, um fertig zu werden, ein letztes Kapitel schrieb, in welchem der Held recht plötzlich starb, war Bieweg nicht wenig entsetzt, und so sehr es menschlich verzeihlich gewesen wäre, wenn er nun trotzdem das Buch in dieser Gestalt hätte ausgehen lassen, um doch endlich einmal zum Abschluß und einem Teil seines Geldes zu gelangen, so gab er sich doch im Gegenteil alle Mühe, Keller zur Fortführung und einem organischen Abschlusse zu bestimmen. Es war vergeblich. Der Dichter erklärte kategorisch, der „Grüne Heinrich“ sei nun tot und müsse es bleiben. Als nun aber die Kritik mit Recht diesen überhasteten Schluß bitter tadelte, brachte Keller das böse Bismort unter die Berliner Schriftsteller, sein Held sei „am Bieweg gestorben“: der Verleger habe brutal den raschen Abschluß erzwungen. Wir erwähnen dies, weil diese höchst ungerade Ansicht noch heute oft gehört wird.

Warum nun Keller sich und dem Verleger eine solche Tortur auferlegte, ist nicht mit einem Worte zu sagen. Gewiß ließ er den Druck nicht allein deshalb beginnen, um zu dem Souvor zu kommen,

sondern auch, weil er sich eben genügend kannte, um zu wissen, daß er ohne äußeren Zwang nicht an den Schreibtisch zu bringen sei. Auch unterschätzte er, wie erwähnt, das noch nötige Arbeitsquantum sehr. Wie sich nun Keller half, wenn der Mahner die Geduld verlieren wollte, ist drollig zu beobachten. Er schwieg entweder oder sährte, wie ihn der gequälte Bieweg einmal vorhielt, „hieroglyphische in einen mythischen Schimmer verhüllte Reden“ oder aber er wurde grob. Zum Glück brauchte er jedoch ab und zu Geld. Und dann wanderten wiederum einige Blätter in die Druckerei. Es giebt kein Mittel der Ueberredung, des Appells an die Ehre und den Ehrgeiz, das Bieweg unverdriecht ließ. Es gereicht ihm selbst zur höchsten Ehre, daß er, die Bedeutung des Werks erkennend, doch geduldig ausdauert, ja, noch mehr, daß er, wie bereits hervorgehoben, lieber einen größeren als einen geringeren Umfang wünschte, obwohl sich dadurch sein Geschäft nur noch schlechter gestaltete.

Die Briefe Biewegs an Keller liegen uns nicht vor. Ebenso hat Baechtold von jenen Kellers an Bieweg nur eben kurze Auszüge gegeben. Hingegen spielt das Werk in den Briefen des Dichters an die Freunde und die Mutter eine große Rolle. Wir ersehen daraus, daß die Freude an der Arbeit tatsächlich in dem Augenblicke zu Ende war, wo er nicht mehr blos im Kopfe Zug an Zug fügte, sondern Zeile um Zeile auf das Papier setzen mußte. Demselben Lehrer und Freunde z. B., dem er kurz zuvor voll innerer Zuversicht über den Roman schrieb, Hermann Fettner, versicherte er schon am 16. September 1850: „Das Werk liegt wie ein Alp auf mir, und ich werde zu keinem frischen und raschen Vorwärtschreiten kommen, bis es endlich ganz aus dem Hauje gesezt ist.“ Auch Freiligrath gegenüber freut er sich, „auf ein fortjches, lebensfrohes Schaffen, das nun beginnen soll“, nachdem erst der Roman zu Ende sein werde. Ebenso häufig sind Bemerkungen, aus denen die Erkenntnis spricht, wie weit das Werk hinter seinen eigenen Erwartungen zurückbleibe, ein Zug freilich, der nicht gegen, sondern für den Dichter spricht, denn es ist noch keinem Berufenen besser gegangen. „Ich hatte“, heißt es z. B. in einem Briefe an Feltner vom März 1851, „die doppelte Tendenz: einesteils zu zeigen, wie wenig Garantien auch ein aufgefärrter und freier Staat wie der Rürdersche für die sichere Erziehung des einzelnen darbiete, heutzutage noch, wenn diese Garantien nicht schon in der Familie oder den individuellen Verhältnissen vorhanden sind, und andernteils den psychischen Prozeß in einem reich angelegten Gemüthe nachzuweisen, welches mit der sentimental-rationalen Re-

ligiosität des heutigen aufgeklärten, aber schwächlichen Deismus in die Welt geht und an ihre notwendigen Erscheinungen den willkürlichen und phantastischen Maßstab jener wunderlichen Religiosität legt und darüber zu Grunde geht. Dies wird der Inhalt des zweiten Teiles sein. Doch ist mir die angewandte Novellistik, zum Teil auf äußeres und inneres Erlebnis gegründet, noch weit bedenkllicher als die Jugendgeschichte, und ich habe eine jämmerliche Angst, das Buch aus den Händen zu lassen, da es mir viel verderben kann und ich, nach dem langen Zaudern und Sprechen davon, mich schämen muß, wenn es durchfällt. Meine Hauptsätze ist die Hoffnung, daß das spezifische Geplauder und Geschwätz des Buches für stillere und feinere Leute, welche nicht auf großen Eklat sehen, angenehm und unterhaltend sein möchte. Und dies wäre mir am Ende genug; denn ich hätte wenigstens den Beweis, daß ich schreiben kann und könnte diese edle Kunst dann später besser anwenden.“

Schweizer Freunden gegenüber, denen er einen tieferen Blick in sein Inneres weiter nicht gönnen mochte, berief er sich freilich zur Erklärung, daß das Buch noch immer nicht fertig sei, auf den kuriosen Grund, daß er doch mit Rücksicht auf seine Staatsunterstützung „etwas lernen müsse,“ eine Mitteilung, über die er selbst innerlich nicht wenig gelacht haben mag, da er sicherlich am wenigsten daran zweifelte, daß das Stipendium nur dem Dichter und nicht dem damals 33jährigen Studenten galt. Fast ebenso kurios berühren uns die Klagen gegen Bieweg in den Briefen an Fetzner, der als Vermittler bei diesem Handel fungirt, was ihm hinterdrein geringes Vergnügen gemacht haben mag. „Bieweg ist auch des Teufels,“ grollt Keller, „das eine Mal schreibt er mir, das Buch sei seiner Meinung nach das beste in seiner Art, und es müsse Erfolg haben, das andere Mal macht — er mir Grobheiten.“ Verschwiegen ist dabei nur, daß diese Grobheiten erfolgten, wenn einmal die Korrekturen ein halbes Jahr lang unerledigt blieben, oder das Manuskript in eben so langen Zwischenräumen folgte. Das mag ihn wohl auch Fetzner vorgehalten haben, denn fortab klagte er wenigstens diesem gegenüber nur sich selbst an. „Könnte ich doch das Buch,“ schreibt er z. B. am 3. August 1853, „noch einmal umschreiben, so wollte ich jetzt etwas Dauerhaftes und durchaus Tüchtiges daraus machen. Es sind eine Menge unerträglicher Geziert- und Flachheiten, auch große Formfehler darin. Dies alles schon vor dem Erscheinen einzusehen, mit diesem gemischten Bewußtsein noch daran schreiben zu müssen, während gedruckte Bände lange vorlagen, war ein Fegfeuer,

welches nicht jedem zu gute kommen dürfte heutzutage. Ich habe aber fortwährend mein inneres Auge offen und schlürfe alle Bitterkeit mit ruhiger und voller Besonnenheit und schmecke jeden Tropfen mit der Kenntnis seines Nutzens. Es geht mir im Kopfe herum, daß ich einmal irgend etwas machen werde, welches durchaus notwendig, berechtigt und aus einem Gusse ist, und ich lasse diesen Augenblick ruhig herankommen; denn er wird alsdann ein ganzes Leben in sich tragen.“

Auch taucht, während noch an der ersten Fassung des Romans gedruckt wird, bereits der Gedanke auf, schon dies Buch durch eine gründliche Umarbeitung tadellos zu gestalten. „Ich habe immer die Hoffnung,“ heißt es z. B. in einem Schreiben an Fetzner vom 26. Juni 1854, „abgesehen von der dramatischen Laufbahn eine nicht große aber gute Sammlung erzählender Schriften zu Stande zu bringen, zu welchem Zwecke ich auch den „Grünen Heinrich“ noch einmal umarbeiten und ihm eine gemeingeueigbare Form geben würde.“ Klein Wunder, daß ihm dies vorliebte, denn mit dem Buche selbst wurde er immer unzufriedener, je weiter der Druck vorschritt. „Ich hatte es,“ schreibt er z. B. im Dezember 1854 an Freiligrath, „noch in der subjektiven und unwissenden Klümmelheit angefangen und den Druck beginnen lassen, ohne zu bedenken, was ein Roman eigentlich ist. Ich blieb bald stecken, von anderen Dingen angeregt, und gab doch dem Verleger mein Wort, vor der Beendigung nichts anderes zu beginnen. So kam ich in die seltsame Situation, alle Zwecke, Projekte und guten Dinge unterdrücken zu müssen, während es mir ganze Vierteljahre unmöglich war, den verfluchten Strickstrumpf auch nur anzurühren. Durch alles dies geriet ich in allerlei bedenkliche Zustände, welche nun endlich bald abgewickelt sind, und ich lebe hier wie in einer Blüthezeit und Verbannung, welche um so tieffressender war, als sie nicht etwa die Folge meiner Thaten, sondern vielmehr meiner Unthaten war.“

Und dennoch, Welch ein Werk ist der Roman trotz alledem geworden! Selbst der strengste Kritiker wird nicht Alles unterschreiben wollen, was Keller dagegen sagt, wie richtig es auch ist, daß die kuriose Entstehungsweise des Buches überall fühlbar wird. Man weiß, daß der alternde Mann zwanzig Jahre später den Rest der ersten Auflage zurückkaufte — „Jüngler Regula mußte,“ erzählt Baechold, „auf den strikten Befehl des Herrn Bruders während des Winters 1878/79 mit wohlgezählten 360 Bänden den Stubosen auf dem Bürgli heizen“ — und das Buch umarbeitete. Namentlich ist der vierte Band eine ganz neue Arbeit für den Dichter selbst bedeutete diese zweite Fassung

eine gewaltige Verbesserung; das Verschwinden der ersten Ausgabe war ihm „eine wahre Herzensangelegenheit“ und fierlich pflegte er zu sagen, daß „die Hand, welche die alte Fassung wieder zum Abdruck bringt, verdorren möge.“ Zweifelloß ist ja auch der Roman in dieser neuen Fassung ein formal viel tadelloßeres Werk und wir unfererseits halten auch gegenüber den meisten Kritikern den neuen Schluß, der auch autobiographisch insofern treuer ist, als er für den Helden ein langes und einjames Leben eröffnet, für innerlich berechtigter als das Todeskapitel des ersten Bandes, aber welche der beiden Fassungen ursprünglicher, dichterisch kraftvoller ist, dürfte doch wohl nicht zweifelhaft sein: gewiß die erste! Es hat immer sein Mißliches, in alten Tagen ein Jugendwerk umzuarbeiten. Soweit eine derartige Aufgabe sich überhaupt lösen läßt, dürfte sie Keller erfüllt haben. Aber ganz läßt sie sich eben nicht erfüllen, ohne daß sehr viel verloren geht und auch eine gewisse Stilverschiedenheit peinlich fühlbar wird, das Wort „Stil“ hier im allgemeinsten und umfassendsten Sinne des Wortes genommen. Baedtold stimmt mit uns insofern überein, als auch ihm die erste Fassung lieber ist. Nur daß er auch ihren Schluß verteidigt, was wir nicht vermögen; einige Worte aus seinem Urtheil über diese Fassung seien hier wiedergegeben:

„Mag man den „Grünen Helmich“ Selbstbiographie oder Roman nennen, gewiß ist das: er ist ein Werk, wie es in unserer Literatur nur einmal vorhanden ist, eine Dichtung voll Verfassung in die geheimsten Tiefen einer träumerischen Gemüthswelt. Wenn man darin liest, wird einem zu Mute, als ginge man Sonntags durch den süßen Sommerwald. Das Gefühl der Beglückung zehrt in die Seele, und was Wohltautendes in ihr vorhanden ist, klingt leise mit. Sie läßt sich von dem Zauber umspinnen, welcher in dem Buche seine goldenen Fäden um das Alltägliche webt. Denn darin besteht die unvergleichliche Kunst Gottfried Kellers, daß er das Gewöhnliche zum Ungemeinen, fast zum Wunder zu erheben weiß. Welche Fülle von Poesie, wozin wir schauen! Welche Behaltungskraft, welche Ausdauer für die abendvolle Welt des jugendlichen Herzens, welche Mannigfaltigkeit und Abstimmung vom hoch Jöpyllischen, tief Nüthrenden, bis zu dem goldenen, lachenden Gottfried Keller-Dumori!“

Populär ist der Roman auch heute nicht, wird und kann es auch nie werden. Aber in der Schätzung eines engeren Kreises wird das Buch noch für lange hinaus so hoch stehen wie heute und die Litteraturgeschichte wird es stets mit vollen Ehren nennen. An der Wiege ist ihm auch dies Schicksal nicht geungen worden. Das Publikum verhielt sich durchaus gleichgültig. „Als der Verfasser“, erzählt Baedtold, „kurz nach dem Erscheinen des letzten Teils an die Verlagshandlung ziemlich festgegewiß die Frage stellte, wie es nun

mit der neuen Auflage stehe, bekam er die Antwort, von den tausend gedruckten Exemplaren seien 150 abgeseht.“ Hierzu kamen in den folgenden 23 Jahren von 1855—1878, obwohl Kellers Verhümtheit von Jahr zu Jahr wuchs, noch etwa weitere 500 Exemplare; den Rest kaufte dann Keller zurück. Es wäre unferes Erachtens nicht richtig, diesen Mißerfolg, wie es Baedtold that, einzig dem Umstande zuzuschreiben, daß der Verleger eben genötigt war, die drei ersten Bände auszugeben, ehe der vierte erschienen war. Noch weniger dürfte man Bieweg anlagen, nicht genug für das Buch gethan zu haben. Dem Eifer, mit dem er für die Verbreitung desselben bemüht war, den Opfern, die er dafür brachte, dürfte in der Geschichte des deutschen Romanverlags nicht viel Aehnliches an die Seite zu stellen sein. Die Schuld lag eben daran, daß das Werk „Naviar für's Volk“ ist und für immer bleiben wird, oder, wie es Barmhagen von Enje aussprach „in jedem Sinne eine ungemaine, eine zwar der Unterhaltung gewidmete, aber nicht für gewöhnliche Romanleser berechnete Dichtung. Sie fordert Leser von Gemüth, von höherem Geist, von edlem Kunstsinne.“ Daß das Werk viele Schwächen enthält, an denen die Kritik nicht vorbeigehen kann, leugnen deshalb auch wir nicht; das beweist bereits das oben Gesagte.

Von den vielen Kritiken, deren die Biographie gedenkt, sei hier nur eine wiedergegeben. Es ist dies ein Brief der Mutter des Dichters an den Sohn vom 11. März 1854 und lautet:

„Dein Roman ist im letzten Dezember endlich hier angekommen, aber nur drei Bände; der vierte ist jetzt noch nicht da. Herr Zialag hat diese drei (Buchhändler) Köhr bekommen. Sobald einmal der vierte kommt, wird er die Anzeige in die Zeitung machen. Diese Bände haben wir von Herrn Zialag zum Lesen bekommen. Sie haben uns beide sehr angesprochen, besonders da der Hauptinhalt meistens Dein Zugenleben, Deine Tugenden und Schulgeschichten betrifft. Obgleich alles in anderen Gestaltungen und fremdartigen Umwandlungen dargestellt ist, so können die Personen, welche diese Erlebnisse am besten wissen, auch das Wahre herausnehmen! Mit besonderem Wohlgefallen las ich die Erinnerungen und die Gedenkschilden Deines treuen unvergeßlichen Vaters. Regula wurde zwar empfindlich, daß nirgends keine Erwähnung von einer Schwester sich findet: man könnte daraus schließen, als würdest Du Dich schämen, sie als Deine Schwester zu betrachten.“ „Solch ein Grund wird es hoffentlich nicht sein“, sagte ich. „Es ist im Ganzen ein Roman, und wir wollen die Beurteilung darüber anderen Leuten überlassen.“ Die Hauptsache ist, wenn's guten Beifall find't, sowie auch die zweite Auflage von Deinen Gedichten, welche darin angezeigt sind.“

Man sieht, das war eine echte Dichtermutter, wie wir nur von irgend einer erfahren! Diesen Herzensadel erst zu rühmen, schiene uns wie eine Entweihung.



Um ein Grab.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

„Was sie dort thun mögen?“ fragten die Leute erstaunt. „Es nützt ihnen ja nichts, sich den Boden auszuwählen, zuerst müssen sie doch wissen, ob er zu haben ist!“ — „Freilich“, meinten Andere, „aber vielleicht sind sie so dumm oder halten uns für dumm!“ Als jedoch die Mittagsglocke läutete und die Herren noch immer nicht sichtbar waren, wurden Boten ausgesandt, die erspähen sollten, was sie eigentlich trieben.

Die Ausgesandten brachten einen Bescheid, der die Leute in nicht geringe Aufregung brachte. Die Herren waren bereits mitten in der Arbeit; die Einen guckten in Papiere und schrieben, die Anderen richteten dreifüßige Gestelle auf, die sie mitgebracht, und maßten die Entfernungen ab und riefen sie einander zu; die Dritten, ihre Diener, ramnten Pfähle ein. Dies Alles aber auf Grundstücken, die dem Polen gehörten. Die Pfähle bezeichneten nun eine große Kurve, die das Wäldchen, das der Gemeinde gehörte, umging. Es schien, daß sie nun zunächst auf den Grundstücken des Patersäki bleiben wollten.

„Betrug!“ schrien die Bauern erregt. „Der Pole hat sie bestochen. Zuerst müssen sie doch fragen, wer Grundstücke verkaufen will und zu welchem Preis und darnach ihre Wahl treffen. Das ist ein Geschäft des Herrn Kaisers — das muß öffentlich sein, und Alle sind gleichberechtigt.“

Nur der dicke Dnustrij verzog keine Miene. „Die Esel haben sich nicht einmal erkundigt, wo die Schmiede ist!“ sagte er verächtlich. „Von der Stelle, wo sie begonnen haben, ist es ja zu meinem Hause über die Nothe Buche, wo sie jetzt sind, ein ungeheurer Umweg. . .

Aber meinethwegen, — mein Geld wird ja da nicht zum Fenster hinausgeworfen!“ Auch mahnte er die Anderen zur Geduld.

Aber die Bauern waren unruhig geworden, zudem hatte sie auch der viele Schnaps erregt. Sie brachen an, „mit den Herren ein Wörtchen zu sprechen.“ Niemand mahnte ab, auch der Richter ging mit, nur daß er dabei weinte. Aber das bewirkte nur der Schnaps, nicht etwa das Bangen vor den Folgen eines Antritts. „Sie betrügen uns,“ schluchzte er, „und wenn wir sie todschlagen, so ist's nicht unsere Schuld!“

Bei dieser Stimmung hätte der Zusammenstoß mit der Staatsgewalt leicht schlimm enden können. Wenn es anders kam, so war dies nicht das Verdienst der Ingenieure — es waren Engländer und Deutsche, die nicht recht verstanden, was der Haufe, der da heranzog, ihnen zubrüllte — sondern des Bezirksrichters von Galicz, Jan Willczuk. Er war selbst Ruthene und wenn er sich auch mit Haut und Haar polonisiert hatte, so kannte er doch seine Stammesgenossen und wußte sie zu befangeln.

Ruhig ging er ihnen entgegen und fragte: „Was wollt Ihr? Aber Einer soll reden!“

Sie schrien deshalb doch zunächst alle wild durcheinander, da er jedoch fortfuhr, sie mit gekreuzten Armen und lächelnd zu messen, so wurden sie unwillkürlich stiller und schoben endlich den Richter vor.

„Gnädigster,“ schluchzte Parasim, „es ist wegen der Gnlden — der Gründe wollte ich sagen. Ist denn unser Boden für das eiserne Pferd nicht ebenso gut, wie der des Polen?“

„Besser,“ erwiderte der Beamte trennherzig. „Es ist Ackerboden; wir nehmen womöglich

Haideland, das sonst zu nichts taugt. Für den Preis, den wir bezahlen, können wir guten Boden nicht fordern. Seht doch selbst, wie der Weg jetzt gelegt ist!"

Sie folgten der Richtung seiner Hand und saßen sich verblüfft an; in der That war es großentheils unfruchtbarer Boden, wo die Pfähle steckten. Nur einer, der dicke Onufrij schmunzelte schlau vor sich hin. „Verzeih, Gnädigster," sagte er, „mich geht's ja auch nichts an, aber wenn es schlechter Boden sein muß, den hätten wir Bauern auch!"

„Natürlich," fielen einige ein, „so schlechten Boden, als Ihr wollt! Warum wird er nur dem Polen abgekauft?!"

Der Beamte wechselte die Farbe; das war ein kritischer Augenblick. So versuchte er es mit einem Scherzwort. „Aber so bedenkt doch, Ihr Leute," sagte er, „das eiserne Pferd kann nicht hin und her taumeln, wie einer von uns braven Ruthenen, wenn er seinen Durst gestillt hat. Ihm muß der Weg hübsch vorsichtig ausgesteckt werden. Die Herren hier" — er deutete auf die Ingenieure — „waren schon vor einigen Monaten in dieser Gegend, und dann haben sie auf der Karte den Strich gezogen und nun sind wir da, den Weg abzustecken und die Ablösungen vorzunehmen. Nämlich — weil es eilt —" Und er suchte den Leuten das Wesen des „summarischen Enteignungs-Verfahrens" klar zu machen.

Das war abermals nicht gut. „Spare Deine Worte," unterbrach ihn Onufrij mit spöttischem Lächeln. „Wäre die Sache wirklich mit Ueberlegung gemacht, so hätten die Herren sich erkundigt, wo die Schmiede liegt — verstehst Du, Gnädigster?! — wo die liegt!"

„Warum?" fragte der Beamte.

„Aber wer anders kann hier im Dorfe das eiserne Pferd ausbessern als ich?!" rief der Schmied.

„Hahaha!" brach der Richter los, und die Diener der Kommission, die ruthenisch verstanden, stimmten ein. Das klang so laut und herzlich, daß die Bauern zunächst verblüfft dreinsahen und dann verlegen mitlächelten.

„O Du Weiser!" rief der Richter endlich und wischte sich die Thränen aus den Augen, „auf Dich haben wir gebaut! . . . Das

eiserne Pferd kann ja hundert Meilen laufen, ohne angubalten und bleibt gesund und bei Ateu, denn es ist von Eisen, Onufrij! Versteht Du, von Eisen!"

Und wieder lachte er schallend los, denn er fühlte, wie viel es auf diesen Augenblick ankam. In der That stimmten nun die Bauern ein und der Beamte benutzte die gute Stimmung. „Leute!" rief er treuherzig, „ein Ruthene belügt den andern nicht! Ich schwöre Euch, der Weg ist nur aus dem Grunde so und nicht anders bestimmt, damit das Pferd rasch und sicher durch Euer Dorf reunen kann. Denn läuft es langsam, dann stinkt es wie die Best, und purzelt es um, so bleibt auf drei Meilen im Umkreis kein Stein auf dem andern! Aber ebenso schwöre ich Euch: es werden heute auch Grundstücke eingelöst, die Bauern gehören!"

„Welche denn?" fragten die Leute, nicht mehr mißtrauisch, nur noch neugierig.

Der Beamte zog eine pißfige Miene. „Unerwartete Freude ist doppelte Freude," sagte er. „Bleibt doch hier, Gevatern, und seht uns zu!"

Das thaten die Bauern eine Weile, aber da es auf der Haid nichts zu trinken gab, so zog einer nach dem andern ab und zur Schänke; als die Herren zum Mittagessen in den Gutshof gingen, folgten auch die Hartnäckigsten ihren Genossen und als die Kommission die Arbeit wieder aufnahm, war sie wieder so ungestört, wie sie es irgend wünschen konnte. Als die Herren am Nachmittag, gegen die vierte Stunde, einen der Bauern wirklich brauchten, mußten sie ihn erst durch die Gerichtsdiener holen lassen und hatten lange zu warten, bis er vor ihnen erschien. Das war nicht seine Schuld, der gute Szymko Mroza wollte gern kommen, die Gulden des Kaisers einzustreichen, nur trugen ihn seine Füße nicht mehr. Die Diener mußten ihn vor die Kommission schleppen; wer noch gehen konnte, gab ihm das Geleite. Aber die Neugierde sollte geringe Befriedigung finden. Der Bezirksrichter fragte den Trunkenen, ob er einen Streifen seines Acker für die Eisenbahn abtreten wolle. „Ja!" gröhnte der Szymko, „aber die Gulden —" „Natürlich," war die Antwort, „aber wie viel?!" — „Hundert Gulden die Quadratlasten," war die Antwort,

„oder zehn — oder tausend —.“ Er wußte nicht mehr, was vorher beschloffen worden. — „Schön!“ war die Antwort, „Ihr sagt uns in den nächsten Tagen Euren Preis. Und werden wir nicht einig, so sollen Schiedsrichter entscheiden!“ Und die Pfäde wurden über den Acker des Szymko gesetzt, gegen den Obstgarten des Zanko zu.

Die wenigen Zuschauer, die noch ihrer Sinne mächtig waren, sahen dies mit Groll und Meid. Dem „Geiztragen“, dem „Duckmäuser“, dem „häßlichen Tölpel“ gönnten sie das Glück „ein Geschäft mit dem Herrn Kaiser zu machen“, fast noch weniger, als dem Polen. Hohnlachend vernahmen sie, wie der Beamte den Auftrag gab, nun den Zanko Wggoda aus der Schänke zu holen. „Der Lump ist ja gar nicht dort“, riefen sie, „sondern auf seinem Acker.“

Der Beamte befahl, ihn von dorthier zu holen. „Ihr könnt ihm sagen“, rief er den Gerichtsdienern nach, „welches Glück seiner harret, nur muß er sich spüten“. Aber es währte lange, bis sie wiederkamen und den Zanko brachten sie nicht mit.

„Gnädigster“, berichteten sie, „das ist wirklich ein Tölpel! Ich komme nicht“, sagt er. „Wich“, sagt er, „geht Euer eisernes Pferd nichts an und Euch mein Garten nichts!“ Und wie wir ihm darauf zuzureden beginnen, jagt er uns davon.“

Der Beamte war erstaunt; der Fall, daß jemand die Gulden des Kaisers nicht haben mochte, war ihm noch nicht vorgekommen. „Ich lasse ihm befehlen, herzukommen“, gebot er dann. „Ist er nicht zur Stelle, so stecken wir den Weg ohne ihn ab.“

Diesmal kehrt die Gerichtsboten rasch zurück. „Gnädigster“, berichteten sie, „das ist ja ein wildes Thier. Er ist totenblaß geworden, wie wir ihm Deinen Befehl ausgerichtet haben und hat vor Wut gezittert. Dann ist er zwar hinter uns hergegangen, aber in seine Hütte, offenbar um sein Gewehr zu holen. . . Wir müssen uns vorsehen. . .“

Die Bauern drängten neugierig heran. „Er hat ja gar kein Gewehr“, trösteten sie. „Und wenn der Duckmäuser wirklich Streit anfangen will, so prügel wir ihn mit Vergnügen durch.“

Seine Nachbarn hatten Recht, ein Gewehr

hatte der Zanko nicht. Aber sein Beil; das hatte er geholt und eilte nun an das Thürchen, das aus seinem unzümmten Obstgarten auf den Acker des Wroza führte. Dicht vor demselben hantierten eben die Ingenieure und ihre Gehilfen.

Als sie den todtblaffen Mann mit der Hacke in der Hand erblickten, wichen sie zurück. Der Zanko sah übel aus; der furchtbare Auftritt von gestern hatte ihn jählings verwüstet; in dem verfallenen Gesicht loderten die Augen in unsterker Glut.

Auch dem Beamten ward es unbehaglich, dennoch trat er sofort pflichtgemäß vor. „Seid Ihr der Zanko Wggoda?“ fragte er. „Durch Euren Garten muß die Eisenbahn geführt werden.“

„Nein“, erwiderte der Bauer schroff und finster, „da wird sie nicht hindurchgeführt. Sucht Euch einen anderen Weg.“

„Das können wir nicht“, erwiderte der Beamte. „Nennt Euren Preis, es soll nicht Euer Schade sein.“

„Ich verkaufe nicht“, war die Antwort. Sein Gesicht wurde noch fahler. „Ich hab's geschworen — dies und noch etwas“, fügte er mürmelnd hinzu. „Und ich halte meinen Schwur!“

„Unsiin“, jagte der Beamte ungeduldig, bezwang sich aber wieder. „Nehmt Vernunft an; ich stehe hier in des Herrn Kaisers Namen und sage Euch: wir brauchen den Grund und nehmen ihn, auch gegen Euren Willen!“

„Ja, ja! Du Duckmäuser“, riefen die Bauern. „Gehorche, sonst prügel wir Dich durch!“

„Versucht's!“ erwiderte der Zanko, stellte sich rückenfrei an einen Baum am Thürchen und hob das Beil.

Der Bezirksrichter bezwang den aufsteigenden Zorn. Er flüsterte einem der Diener einen Befehl zu und rief dann die Bauern barßch an, den Mann nicht zu reizen. „Ihr müßt doch einsehen“, wandte er sich nun wieder in den sanftesten Tönen an den Zanko, „daß ich nicht anders kann. Versteht doch nur recht, um was es sich handelt. Die Eisenbahn ist für alle Menschen von Vorteil. . .“

Und er begann eine lange Rede über den Nutzen der Eisenbahn. Inzwischen aber hatten sich die Gerichtsdiener seinem Befehl gemäß

um's Haus herum in den Garten und an den Janko herangeschlichen, ihn zu entwaffnen.

„Und dann, wenn Ihr z. B. nach Lemberg wollt,“ sagte der Beamte, „früher drei Tage — jetzt sechs Stunden —“

Das Wort stochte ihm; er schrie entsetzt auf. Der Janko hatte die Heranschleichenden nicht gewahrt, bis sie dicht hinter ihm standen. Da aber wandte er sich um und im nächsten Augenblick wälzte sich einer der Diener in seinem Blute am Boden. Der Wütende hatte ihm mit dem Beil auf's Haupt geschlagen. „Kommt nur!“ schrie er außer sich. „Lebend betritt niemand meinen Garten!“

Einen Augenblick standen Alle starr. Aber im nächsten hatten sich zwanzig Leute zugleich auf den Einen gestürzt, Banern, Gerichtsdienere, die Gehülfsen der Ingenieure. Eine Minute später lag er gefnebelt am Boden und sie traten auf ihm herum.

Vielleicht wäre in dieser Stunde noch ein anderes und schwereres Verbrechen geschehen. Aber der Beamte warf sich dazwischen. „Zurück!“ befahl er. „Der Totschläger gehört dem Gericht!“

* * *

Es war drei Wochen später, eine Nacht im Oktober, eine kalte, aber klare, helle Herbstnacht. Zwanzig Tage und Nächte hatte der Regen vom Himmel herabgeströmt, dicht, endlos, in betäubender Wucht, wie ein Strafgericht des Himmels, als sollte alles Leben in den armseligen Flecken und Dörfern der Ebene ausgetilgt werden. Die Straßen waren unwegfam geworden, die Acker um Halicz und die Gäßchen des Marktfleckens ein schlammiges Meer, durch das Mensch und Tier trübselig watete. Der Dniester war angetreten, die Schiffbrücke, die Halicz mit dem jenseitigen Ufer und der Dampfsgäbe verband, stand seit einer Woche unter Wasser; Rähne vermittelten den Verkehr. Graue, kalte Flut, wohin das Auge blickte; sie stürzte vom Himmel nieder, schwoh dräuend ans der Erde empor. In dumpfem Bangen hatten die Menschen vor sich hingeblickt, bis sich endlich an einem Freitag Morgen die Nebel geklärt und die Sonne wieder hervorgebrochen. Sie beschien ein trostloses Bild, aber heitere Mienen.

Nur zwei Menschen in Halicz blieben trotz

der Sonne noch immer in derselben dumpfen Betäubung, wie bisher: Leib Weihnachtstkuchen und sein Kind. Wie eine einzige, sterneulose Nacht waren ihnen diese drei Wochen vergangen, nicht allein die erste, wo sie in der armseligen Kammer der Schwester der Verstorbene bei geschlossenen Tadeln, mit zerrißnem Gewand, auf der Erde hockend, die Totenwacht gehalten und mit trüben Augen, die schließlich kaum noch Thränen fanden, in das Totenlicht gestarrt. Acht Tage und Nächte muß diese Leuchte brennen; zur Erinnerung an die Toten, sagen die einen und die anderen meinen: damit die Seele, die ihre Wohnstätte hienieden verlassen und jene im Himmel noch nicht gefunden, ihre Ruhestätte auf Erden habe, wenn sie ängstlich die schlafenen Lieben umflattert, und hilflos zusehen muß, wie sie ohne sie das Leben auf dieser harten Erde fortkristen müssen. Leib Weihnachtstkuchen war ein frommer Mann, dem jeder Aberglauben fern war; er wußte wohl, daß er, der Allgütige, die Seele der Toten in seinen Himmel aufgenommen und daß nun alle Leiden und Sorgen der armen Hane zu Ende seien. Dennoch krampfte sich sein Herz zusammen, so oft das Lichtlein im Windzug flackerte, und Miriam vollends begann zu zittern und schlug sich an die Brust. Dann legte der Vater den Arm um sie und drückte sie fest an sich. Er fragte nicht, was in der Seele des geängstigten Kindes vorging, auch sie sprach es nicht aus.

Aber zu einer solchen Aussprache kam es auch nicht, als die Trauerwoche vorüber war. Für Leib und seine Tochter war sie noch nicht vorüber und es war ihnen beiden zu Mute, als sollte sie nie, nie wieder zu Ende gehen. Aber die Leute, bei denen sie Aufnahme gefunden, Schwester und Schwager der Verstorbene, traten in derselben Stunde, wo die von der frommen Sägung vorgeschriebene Zeit abgelauten war, vor sie hin und fragten, was es nun werden solle. Not macht hart. Die blutarmen Leute hatten die beiden bei sich aufgenommen, weil dies heilige Pflicht war, und hatten dies nicht einmal allzu schwer empfunden, weil die Trauernden selbst die kärgliche Speise, die sie ihnen vorsetzten, fast unberührt ließen, aber nun brauchten sie ihre Kammer und das Wenige, was sie selbst zu verzehren hatten.

„Ich weiß nicht . . .“, murmelte Leib, als

sie ihn fragten. „Ich . . . Laßt mir noch eine Weile Zeit zum Ueberlegen . . .“

„Not macht hart. „Was ist da zu überlegen?“ sagte der Schwager, Schmul Ledermann. „Ihr habt ja Euer Geschäft in Winkowze. Krumm-Schimmele wird nicht ewig für Euch draußen bleiben wollen. Und wenn auch?! Das ist doch Euer Brot und nicht seines; Ihr müßt hin!“

Die Miriam hatte bisher kaum zugehört; nun aber verstand sie und zuckte angstvoll zusammen. „Nicht heim . . .“, stieß sie bebend hervor und schloß die Augen.

„Was soll das heißen?!“ rief ihre Tante Rachel und stemmte die Arme in die Hüften. „Wer bezahlt denn für Euch, wenn Ihr hier bleibt? Der Alte drüben? Es soll mir recht sein, nur müßt' er's uns sagen!“

„Der Alte?“ fragte das Mädchen erstaunt und strich sich das wirre Haar aus dem blassen Antlitz. „Welcher Alte?“

Die Frau wurde verlegen. Es fiel ihr nun bei, daß Miriam ja noch immer nichts von ihrer Verlobung wisse. Auf diese Weise, in dieser Stunde durfte sie es nicht erfahren.

„Ich dachte . . .“, stotterte sie, „Reb Troim, der uns gegenüber wohnt . . . Er war zwar beim Begräbniß voll Mitleid, aber bezahlen kann er für Euch nicht . . .“

„Später . . .“, bat Leib nochmals.

Schmul Ledermann zuckte die Achseln. „Wie Ihr wollt,“ sagte er. „Aber was soll da beim Warten Verunsichtigtes herauskommen?“

Als die beiden wieder allein waren, faßte Leib die Hand der Tochter mit der Linken, mit der Rechten strich er ihr leise das Haar aus der Stirne. Er fragte nicht, warum sie nicht an die Stätte zurückkehren wolle, wo ihr ein so furchtbares Bild vor der Seele gestanden, warum sie dem Zanfo nicht mehr begegnen wolle; er verstand es ohnehin. Alles verstand er und in seinem weichen, schmerz-durchwühlten, mitleidsvollen Gemüt hallte es wieder. Sie aber wußte, daß sie ihn nichts zu sagen brauche, sie lehnte den Kopf an seine Brust und meinte sich wieder einmal aus, wie so oft in diesen Tagen.

Während die Beiden noch so beisammen saßen, hörte Leib eine helle, quiekende Stimme draußen nach ihm fragen. Er erkannte sie sofort, es war Meyerl Espazierstock. Saus-

machte er sich aus den Armen der Tochter los und trat vor die Thüre.

„Reb Leib,“ empfing ihn Meyerl herablassend, „ich bring' Euch was. Behn Gulden bring' ich Euch.“ Er holte seine Brieftasche hervor und hielt ihm die Papiernote ausgebreitet entgegen. „Welches Glück Ihr habt! — Reb David denkt doch an Alles! In Trauer sein,“ sagt er, „ist bitter, und in Not sein, ist bitter — aber beides zusammen ist zu viel für einen Menschen. Bring ihm das Geld,“ sagt er, „und wenn er mehr will, so kann er's auch haben. Und das Begräbniß,“ sagt er, „ist schon bezahlt und will sein Schwager Schmul für die acht Tage Kost und Wohnung eine Entschädigung, so will ich sie ihm auch geben . . .“ Ja, so sagt er,“ schloß Meyerl gönnerhaft, „Ihr seid zu beneiden, Reb Leib!“

Der unglückliche Mann stand mit gefenkten Augen da; seine Lippen bebten. „Ich danke . . .“, murmelte er, „aber das Geld . . . Es ist ja . . . noch Alles ungewiß . . . Ich muß doch erst mein Miriamchen . . .“

Meyerl that, als traute er seinen Ohren nicht, vielleiht war es wirklich so.

„Was?“ schrie er gellend auf, „was ist ungewiß?! . . . Und worüber müßt Ihr erst Eure Tochter fragen?! . . . Wollt Ihr die Partie — die Stimme schien ihn zu versagen — „zurückgehen lassen?!“ ergänzte er dann schreiend.

Leib hob beschwörend die Hände.

„Still“, bat er. „Sie hört sonst jedes Wort. Und wenn Ihr wüßtet, wie ihr jetzt zu Mut ist, wenn Ihr sie sehen würdet — es kann einen Stein erbarmen . . . Jetzt kann und soll sie es nicht erfahren,“ fuhr er mit festerer Stimme fort. „Und was das Geld betrifft — ich laß' mich bei Reb David herzlich bedanken, aber ich hoff', es geht auch ohne dieses . . . Es wär' zum ersten Mal in meinem Leben . . . Krumm-Schimmele ist ein ehrlicher Mann, er ist ‚aus Mizwe‘ [um ein frommes Werk zu thun] hinausgezogen, ich hoff', er hat Geld für mich und bleibt auch länger draußen, wenn ich ihn drum bitte . . .“

Meyerl hatte sich gefaßt; desto verblüffter stellte er sich. „Verzeiht,“ sagte er und legte die Hand auf die Stirne, „aber mir scheint, Euch hat der Traneffal Euer bischen Ver-

stand — verzeiht, aber was soll man davon denken?! Ihr wisset das Geld zurück, Ihr habt auch ohnehin genug, sagt Ihr! Und woher kommt Euer plötzlicher Reichtum? Weil Krumm-Schimmele inzwischen Euer Verwalter war und auch noch länger dort bleiben will! Bisher hab't Ihr allein nicht von der Schänke leben können, und jetzt soll's plötzlich für zwei Familien reichen, Euch und Euren Verwalter?! Das ist verrückt, Heil Leib, verzeiht, aber da paßt kein anderes Wort . . .“

Der Armste schwieg und blickte dann den Zwerg hüßlos an.

„Ihr mögt Recht haben,“ murmelte er. „Ich will's ja auch ordnen . . . Aber jetzt . . . jetzt weiß ich nur Zweierlei: ich kann kein Almosen annehmen, und kann nicht in die Schänke zurück.“

„Warum?!“ fragte Meyerl, und sah den Anderen lauend an.

„Weil mein Miriamchen sich davor fürchtet“, war die Antwort. „Ihr müßt bedenken, welche fürchtbare Erinnerung der Tod der Mutter für sie ist . . .“

„Und ist das der einzige Grund?“ fragte der Zwerg dann und die quindende Stimme klang scharf, wie ein Messer.

Leib schlug den Blick zu Boden und erröthete. Lügen konnte er nicht und diesem Menschen die volle Wahrheit sagen auch nicht. Er durfte Niemand gestehen, daß Miriam auch deshalb nicht nach Winkowze zurück wollte, um dem Janko nie wieder zu begegnen. Der junge Bauer war an dem Tod ihrer Mutter mitschuldig und doch derselbe Mensch, mit dem sie von Kindheit auf vertraut gewesen und sie wollte ein ehrlich jüdisch Kind bleiben — oh, er verstand Alles! . . . Aber die Anderen?!

„Warum schweigt Ihr?“ fragte Meyerl wüthlich noch schärfer. „Sollte es wahr sein — um Himmelswillen!“ — er sagte Leib's Arm und der Schreden, der sich nun auf seinem Gesicht anspragte, war nicht gehehelt — „sollte es wirklich wahr sein —“

„Was?“ fragte Leib.

„Was die Kasia erzählt!“

„Die Kasia?! . . . Was erzählt sie? Sie ist eine Lügnerin!“

„Möge es Gott so fügen, daß sie auch da gelogen hat“, erwiderte der Zwerg erregt und

der Wunsch war ehrlich gemeint. „Sie sagt, der Janko wäre —“

„Nun?!“ rief Leib außer sich und faßte den Zwerg an der Schulter.

„Der — verzeiht — man soll so was nicht über die Lippen bringen und ich hätt' auch geschwiegen, aber da Ihr mir nicht sagen wollt, warum sie nicht heim will, und so verlegen seid — also: der Janko, sagt die Kasia, ist der Liebhaber Eurer Tochter!“

„Lüge!“ stieß der Kleine hervor und sein Antlitz färbte sich dunkelrot vor Schmerz und Entrüstung. „Eltende Verleumdung!“

Der Zwerg atmete auf. Dieser Mensch war ja so dumm, niemals zu lügen, und zudem war dieser Ton sicherlich echt. Eine schwere Last fiel ihm von der Brust: hätte die Kasia die Wahrheit gesprochen, dann wären die wenigen Heller, die von dem Vermittlerlohn Mendele's für ihn abfielen, verloren gewesen. Ein „Schadchen“ gebraucht mancherlei Mittel, um ein schwieriges Geschäft zu Stande zu bringen oder ein bedrohtes zu retten, aber einem ehrbaren Manne listig eine Entehrte als Braut zuzuführen, mit solcher Schuld belastet kein Mann dieser Kunst sein Gewissen.

„Gottlob!“ murmelte er. Dann aber fiel ihm bei, wie weltfremd und leichtgläubig dieser Mann sei. „Euer Wort in Ehren“, sagte er, „aber könnt Ihr für Eure Tochter — verzeiht“, unterbrach er sich, „ich glaub' ja nichts böses, ich frage nur . . . Solche Fälle sind ja sehr selten, aber Mendele und ich haben erst vor zwei Wochen eine solche Sach' gehabt. Die Tochter eines Sniatnyer Holzhändlers — Ruben der Schneidersohn hat sie vor einigen Tagen geheiratet, jetzt sind sie schon bei der Scheidung . . . Also — könnt Ihr dafür einstehen?“

„Ja!“ rief Leib enstrüßt.

„Ihr könnt es mir schwören?“

„Bei Allem, was Ihr wollt! Mein Miriamchen —“ Und er brach in Thränen aus.

Die Thüre der Kammer hatte sich geöffnet; sie merkten es beide nicht.

„Bei dem Grabe Eures Weibes?“ fragte der Zwerg.

„Ja!“ rief Leib.

„Ich danke Dir, Vater.“

Da stand die Miriam, so blaß, wie die Wand, an der sie lehnte, aber ihr Haupt war

hoch aufgerichtet und ihre Augen blühten. „Die Kasja hat gelogen! Stellet sie mir gegenüber, fraget den Zanko selbst!“

Meyerl war betreten zurückgewichen, nun saßte er sich wieder.

„Verzeiht,“ sagte er, „für Eure Ohren war das Gespräch nicht bestimmt. . . Der Kasja will ich schon den Mund stopfen, Ihr braucht Euch damit nicht zu bemühen. Und den Zanko würden wir auch nicht erst fragen, selbst wenn wir's könnten. Aber wir können ja nicht! Ihr wißt doch, was mit ihm geschehen ist?“

„Nein!“ rief Leib.

„Er sitzt ja im Kerker und gewiß für viele Jahre.“

„Barmherziger Gott!“ schrie Leib auf.

„Der Zanko? Er ist ja ein braver Mensch! Wie ist das zugegangen?“ Die Miriam aber schrie leise auf und wankte. Dann umklammerte sie die Thürklinke und hörte bebend zu, wie Meyerl die Szene an der Gartentreppe erzählte. Nach seiner Darstellung hatte der Rasende ein halbes Dutzend Bauern und Gerichtsdiener schwer verwundet; eines der Opfer war nach seiner Versicherung bereits verschieden. „Man sagt“, schloß er, „er wird überhaupt nie mehr freigelassen werden; Andere meinen, er bekommt zehn oder fünfzehn Jahre Zuchthaus. Aber weniger gewiß nicht!“

„Fünfzehn Jahre!“ jammerte Leib. Miriam aber schwieg, nur ihr Athem ging hörbar aus und ein. Die Dämmerung war immer dichter hereingebrochen; es war nun im Flur fast finster; Meyerl konnte ihre Gesichtszüge nicht mehr unterscheiden. Das war vielleicht gut für ihn, sonst hätte er wohl wieder um seinen Vermittlerlohn zu bangen begonnen.

„Ihr bedauert ihn noch?“ fragte er nur vorwurfsvoll, zu Leib gewendet. „Und um die Leut', die er erschlagen oder verwundet hat, thut es Euch nicht leid?“

„Gewiß“, beteuerte Leib, „aber die kenn' ich nicht, und er war unser Freund. Nicht wahr, Miriam?“

Sie erwiderte nichts, sondern trat schweigend wieder in die Kammer zurück.

„Eure Tochter ist vernünftiger als Ihr!“ sagte Meyerl. „Aber Euch werd' ich nicht ändern. Seid wenigstens in der Hauptsach'

so, wie andere Menschen! Ueberlegt Euch, ob Ihr die zehn Gulden nicht doch nehmen wollt. Ich frag' morgen wieder an. Gut! Nacht!“

Er ging. Als Leib in die Kammer zurücktrat, in der es nun, da auch das Totenlämpchen nicht mehr brannte, völlig Nacht war und leise den Namen seiner Tochter rief, erhielt er keine Antwort. Sie hatte sich wohl schon in die anstoßende Kammer begeben, wo neben dem Bette der Tante ihr Lager aufgeschlagen war. In der That hörte er, als er an die Thüre dieser Kammer trat, von drinnen ihr leises Schluchzen. Er suchte sie nicht zu trösten, er rief sie nicht an. Auch dieser Schmerz war ihm verständlich. . .

Er wollte ins Freie treten, das Unwetter scheuchte ihn zurück. So saß er denn auf dem Schemel nieder, auf dem er die Wache beim Totenlicht gehalten, und überließ sich den Gedanken, die auf ihn einströmten. Aber sie betrafen nicht seine und seiner Tochter Zukunft. Er wußte nicht, wohin er in morgiger Nacht sein und ihr Haupt betten, welche Antwort er Meyerl geben sollte, wenn dieser fragte, ob er die Partie zurückgehen lassen wolle, aber an dies alles dachte er auch nicht. Nur an den Zanko dachte er. . . Dies Furchtbare also hatte sein Traum vom Beil voraus verkündigt; der Hieb war nun niedergefaßt, auf Anderer Haupt und vor Allem auf das Haupt des Unglücklichen selbst. . . fünfzehn Jahre Zuchthaus — ein verlorenes Leben! — Daß dieser Mensch ihm sein Kind bedroht, Daß er mit Recht vor ihm gezittert und nun befreit aufatmen durfte, dies alles huschte ihm nur zuweilen wie ein Blitz durchs Hirn und dann schlug er sich an die Brust und nurrmelte: „Herr, rechne es mir nicht zum Bösen an, wenn ich auch daran denke!“ Aber das waren nur Augenblicke; stundenlang hingegen und unablässig verfolgte ihn ein anderer Gedanke: „Wäre ich doch dabei gewesen, dann hätte ich dies Unglück nicht erlitt. Ich hätte vernünftig mit ihm gesprochen, hätte ihn erklärt, was man eigentlich von ihm will und daß es nur zu seinem Guten ist. Aber so — da schreien sie auf ihn ein, bis er den Verstand verliert und zu rasen anfängt — nur um seinen Schwur zu halten!“

„Um seinen Schwur zu halten!“ hier setzte jeder Gedanke wieder ein, den er als sündhaft

empfang, und ließ sich nun nicht wieder verschonen. War der Zanko zum Verbrecher geworden, um sein Geselbnis bezüglich des Obstgartens zu halten, dann wäre sicherlich auch sein Schwur bezüglich der Miriam nicht unerfüllt geblieben. Vielleicht hatte Er dies gefügt, der Allerbarmere, um nicht noch größeres Unheil geschehen zu lassen. Aber auch diesen Gedanken konnte der Kleine wieder verwinden; wollte Er Unheil verhüten, dann bedurfte Er eines solchen Mittels nicht!

Erst in später Stunde übermannte ihn die Müdigkeit und er schlief auf seinem unbequemen Sitz ein. Als er am Sabbath-Morgen erwachte, fühlte er sich so matt und zerklagen, daß er sich kaum erheben konnte. Und nicht bloß in den Gliedern, auch im Gemüt hastete ihm diese schmerzhaft Schwäche. Grau und trostlos, wie draußen der Tag, war's auch in ihm. Er verrichtete sein Morgengebet, so inbrünstig wie je, der Gedanke an Gott erhob seine Seele, aber als er die Gebetriemen ablegte und sich fragte: „Was nun?“ — da fühlte er sich wieder ratlos und hilflos wie zuvor.

So traf ihn die Miriam. Sie mußte in der Nacht viel geweint haben — er sah es ihr an den Augen an. Auch klang ihre Stimme leise und befangen, als sie ihm den Morgengruß bot. Und als er nach seiner Gewohnheit mit der Hand leise über ihren Scheitel fuhr, zuckte es schmerzhaft um ihre Mundwinkel und die Augen füllten sich mit Thränen. Aber sie bezwang sich, sagte seine Hand und zog ihn auf den Sitz neben sich nieder.

„Vater,“ sagte sie und versuchte sogar zu lächeln, „Du findest es allein nicht heraus, wie es nun mit uns werden soll, und ich auch nicht. Wollen wir es zusammen überlegen?“

„Ja, Kind,“ erwiderte er seufzend.

„Nein,“ sagte sie, „Du mußt tapfer sein. Ich hab' gestern gesagt, ich wollt' nicht heim. Du weißt, warum?“ Eine dunkle Röthe stammte über ihr Antlitz, aber sie sah ihm dabei festen Blicks in's Auge.

„Ich weiß . . .“ erwiderte er.

„Aber das war Unsin,“ fuhr sie fort. „Reicht fällt's mir ja auch heute nicht, umso mehr, da ich nun weiß, was die Kassa über mich ausgesprochen hat. Aber es muß eben sein. Dort haben wir unser Brot — wenigstens für die nächste Zeit,“ flocht sie hastig ein, als

er wieder hörbar aufseufzte — „und dann hilfst uns Gott weiter! Und was geschehen muß, wollen wir lieber heut' als morgen thun. Komm, laß uns zum Grab der Mutter gehen, und dann in unser Hans!“

„Du hast recht,“ sagte er und versuchte die Thränen zurückzudrängen. Was ihm vorher den Senfer erpreßt, was ihn nun so tief ergriff, war neben dem Mitleid mit dem armen, jungen Geschöpf, dem das Schicksal und die Niedertracht der Menschen schon so früh tiefen Schmerz zugefügt, eine Erinnerung, die sich ihm unwillkürlich andrängte: so bestimmt und dabei doch wieder so gut und weich war auch Chane's Art gewesen, ehe sie Not und Kampf hart und bitter gemacht.

„Du hast recht,“ wiederholte er und wehrte den Thränen nicht, die ihm langsam über die Wangen rollten, „wir wollen zum Grabe Deiner Mutter gehen und dann heim!“

Draußen tobte das Unwetter schlimmer als je; das focht sie nicht an und sie machten sich zum Gang bereit. Aber als sie eben das Haus verlassen wollten, trat ein unerwarteter Gast in's Zimmer, der Pope Hilarion.

„Lieber Leibko,“ begann er fremdlich, „ich habe Dich um etwas zu bitten.“ Er warf einen Blick auf das Mädchen. „Es wird nicht lange dauern, Miriam.“

Sie trat in die Kammer zurück; die beiden Männer blieben auf dem Flur.

„Also, lieber Leibko,“ sagte der Pope und schlug seinen regenschweren Mantel fester um die Glieder, denn es zog hier mächtig, „es betrifft den Zanko. Was ihm begegnet ist, weißt Du?“

„Ich hab's gehört,“ erwiderte der Jude mitleidsvoll. „Er hat einen Mann getödet und mehrere verwundet. . .“

„Was nicht noch?“ lachte der Pope. „Die Leute können doch das Uebertreiben nicht lassen! Als ob das Unglück nicht ohnehin groß genug wäre! Er hat einen einzigen Menschen verwundet, einen Gerichtsdiener, den allerdings schwer. Einige Tage schien die Sache bedeutlich, aber der Kerl hatte zum Glück eine Hirtenschaale von Eisen; in zwei Wochen ist er wieder frisch und wohltauf.“

„Gottlob!“ rief der Kleine in aufrichtiger Freude. „Dann wird auch seine Strafe nicht gar so schwer sein!“

„Doch!“ erwiderte der Geistliche. „Schwere Bewundung, dazu noch obendrein bewaffneter Widerstand gegen die Staatsgewalt — wenn's die Herren sehr gnädig machen, so muß er doch immerhin ein halbes Jahr brummen. Aber das ist nicht zu ändern. Hingegen möchte ich bewirken, daß sie ihn bis zur Verhandlung auf freien Fuß setzen, sonst wird leicht aus dem halben ein ganzes Jahr und inzwischen geht seine Wirthschaft ganz zu Grunde. Das kannst Du Dir ja wohl denken?“

„Gewiß, aber —“

„Was Du dabei thun kannst? Sehr viel! Und darauf eben bezieht sich meine Bitte. Ich weiß, mein braver Leibko, Du wirst sie mir nicht abschlagen. . . Also, kurz und gut, der Bezirksrichter verlangt zwei Bürgen aus Winnowitz, nicht, um darüber beruhigt zu sein, daß sich der Zanko zur Verhandlung einfindet — wie könnte er auch entlaufen, da er ja all sein Hab und Gut im Dorfe hat? — sondern um gegen Vorhaltungen seiner Oberen geschützt zu sein, wenn der Mann in der Zwischenzeit wieder irgend eine Gewaltthat begehen sollte. Ich war ganz erfreut, als mir Willczur nur diese Bedingung stellte, denn es schien mir sehr leicht, sie zu erfüllen. Aber denke nur — es geht nicht! Der eine Bürge will natürlich ich sein, aber von den Bauern mag keiner d'ran. Natürlich nur, weil sie den armen Teufel seiner Sparsamkeit und Mächternheit wegen hassen. Mir aber sagen sie: „Wie kann ein Mensch für den Anderen einstehen? Dem trotzigem Löpel ist Alles zuzutrauen. Und stellt er was an, so müssen wir mit ihm in's Loch!“ Und so dachte ich denn: Du, mein Leibko, bist ein braver Mensch, sein guter Freund — Du wirst es thun, wenn ich Dich drum bitte!“

„Zeh?“ rief Leib erblaffend und trat zurück.

„Aber warum nicht?“ fragte der Pope. „Weil er Dir alles Mögliche angedroht hat, wenn Du Deine Tochter verlobst?! Das ist doch kein Grund dagegen! Denn erstens ist vom Reden zum Thun doch immerhin noch ein langer Weg, und zweitens: gerade weil er Deine Tochter so liebt, wird er ihr doch nichts anthun!“

Der Jude schüttelte den Kopf. „O doch,“ sagte er, „weil er sie keinem Anderen gönnt . . .“

„Doch doch jeder Jude ein Hafensuß ist!“ rief der Pope unwillig. „Ist das Deine

Freundschaft für den Zanko?! Aber ich will Dich mit Deinen eigenen Waffen schlagen! Für welchen Fall hat er Dir denn gedroht? Doch nur, wenn Du Deine Tochter verlobst! Und ich nehme zu Deiner Ehre an, daß Du in diesem Augenblick nicht daran denkst. Ihr seid zwar Juden, aber am frischen Grabe der Mutter werdet Ihr doch nicht die Tochter Hochzeit halten lassen?! Ihr werdet doch mindestens ein halbes Jahr warten! Nun denn, in sechs Monaten sitzt er ja jedenfalls schon seine Strafe ab und Du hast auf weiß Gott wie lange nichts von ihm zu befürchten!“

Der Jude schwieg und starrte brütend vor sich hin.

„Aber was ist da zu überlegen?“ rief der Pope ungeduldig. „Nun macht mir der Jude auch Schwierigkeiten! Um Geld an ihm zu verdienen, dazu war Dir der Zanko gut genug, im Unglück willst auch Du ihn verlassen!“

Leib hörte die Worte nicht oder sie schlugen doch wie ein leerer Schall an sein Ohr. Er lauschte, wie in jedem Augenblick einer schweren Entscheidung, auf die Stimme in seiner Brust, und ob er darunter jene heraushören könne, durch die Er zu ihm sprach. Aber er konnte sie diesmal nicht deutlich erkennen. War es Seine Stimme, die in ihm rief: „Befreie den armen Zanko?“ — oder war sie es, die ihn mahnte: „Schütze Dein Kind vor dem Rasenden“ —?!

„Ich weiß nicht. . .“, murmelte er endlich und bat um Bedenkzeit.

„Aber was ist da zu bedenken?“ rief der Pope ungeduldig. „Ja, ja, Ihr Juden getet mit Recht als dankbare Leute!“ Aber dann änderte er die Tonart und bat wieder: „Stieber Leibko, wenn Dir an meiner guten Meinung nur etwas gelegen ist, so wirst Du's thun!“

„Ich kann nichts versprechen“, erwiderte der Kleine, diesmal entschieden. „Erst muß ich wissen, was —“

Er hielt inne. „Was Er will“, hatte er sagen wollen, aber das ging den Popen nichts an.

„In einigen Tagen“, schloß er und war davon nicht mehr abzubringen.

Erzürnt ging der Pope von dannen. „Was hat er von Dir gewollt?“ fragte Miriam, als der Kleine, wieder in die Kammer trat und sie ihm vom Antlitz ablas, wie sehr ihn das Gespräch erregt habe.

„Frag' mich nicht“, bat er, „Du weißt, ich kann nicht lügen, und die Wahrheit sagen kann ich Dir auch nicht!“

Darauf schwieg sie und machte sich abermals zum Gang bereit. Aber das Geschick hatte es anders beschloffen: sie sollten beide ihre Heimstätte nie wieder betreten. Kaum daß sie ihr Tuch abermals festgeknötet hatte, trat Meyerl ein und winkte den Kleinen hastig auf den Flur.

„Kommt“, sagte er dort fliegenden Athems, „Neb David will mit Euch reden! Er wartet!“

„Mit mir?!“ fragte Leib zaghaft. „Was will er —“

„Das mag er Euch selbst sagen“, erwiderte Meyerl ungeduldig, „Kommt! Ein Mann, wie Neb David, wartet ungeru!“

So folgte ihm denn Leib. Zu wem er so plötzlich müsse, fragte Miriam nicht, und das war gut für ihn, die Antwort hätte ihn in arge Verlegenheit gesetzt.

„Wahrscheinlich“, war sein erster Gedanke, während er so in Sturm und Regen hinter Meyerl hereilte, „wahrscheinlich will er mir die Verlobung ankündigen. Ist das ein Unglück? Ist es ein Glück?!“ Dann aber besann er sich eines Besseren. „Das würde er mir nicht mündlich sagen. Und selbst wenn er jener Schändlichen glauben sollte — das sagt kein Mann, der selbst Vater ist, einem Vater in's Gesicht! Aber was es ist, kann ich mir nicht denken.“

Und doch war es nicht überraschend, sondern entsprach ganz und gar dem Wesen dieses Mannes.

„Neb Leib“, sagte der Greis, „ich will Klarheit haben: wollt Ihr mir Eure Tochter zum Weibe geben, oder wollt Ihr nicht? Ich meinerseits bleibe meinem Wort tren. Warum, wißt Ihr. Erstens und vor Allen, weil mir Eure Tochter gefällt. Zweitens, weil sich in den zehn Tagen seit der Verlobung nichts ereignet hat, was meinen Sinn gewandelt hätte. Auf die Neben jener elenden Schwägerin hab' ich nie was gegeben. Ich habe Eure Chane gekannt — sie ruhe im Frieden —, ich kenne Euch — auf Euch ist Verlaß; so weit fällt kein Apfel vom Stamm. Um aber das Meine zu thun, damit das häßliche Gerücht aus der Welt kommt, habe ich Eure Goje noch gestern Abend durch unseren Herrn Probst vernehmen lassen. Er hat nicht viel Mühe

mit ihr gehabt, sie hat sofort gestanden, daß alles Lüge ist, es auch vor mehreren Zeugen beschworen. Das also ist in Ordnung.“

„Ich dank' Euch!“ sagte Leib gerührt.

„Nichts zu danken. Ich hätt's für jedes andere Zudenkind auch gethan. Mir thut der Probst einen Gefallen, weil auch ich ihm gefällig sein kann, Anderen wohl nicht. Und Eure Tochter ist meine Braut. Frägt sich nur, ob sie es auch nach Eurem Willen bleiben und mein Weib werden soll. Meyerl sagt, Ihr wäret plötzlich ‚ungewiß‘ darüber. Also — wollt Ihr oder wollt' Ihr nicht?“

Leib schwieg, aber nur wenige Athemzüge lang. Denn diesmal glabnte er Seine Stimme deutlich zu vernehmen.

„Ich will“, erwiderte er mit einer Bestimmtheit, die ihm selten zu eigen war; es schien, als hätte sich etwas von dem Wesen des Mannes, vor dem er stand, auf ihn übertragen. „Meine Chane — sie ruhe im Frieden — hat's gewollt und ich war zu ihren Lebzeiten nicht dagegen; ich kann es auch jetzt nicht sein. Gewandelt hat sich nur Eins: jetzt muß ich meine Miriam fragen, ob sie will oder nicht . . .“

Dem alten Mann stieg die Röthe des Zorn's in's Antlitz, aber er bewagung sich.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte er.

„Bei Eures Weibes Lebzeiten habt Ihr eine solche Frage für überflüssig gehalten, jetzt haltet Ihr sie für nöthig?! Ich will Euch sagen, wie die Dinge stehen: Ihr seid im Herzen ebenso dagegen, als Euer Weib dafür war; so lang sie lebte, habt Ihr kein „Mein“ gewagt, und wagt es auch jetzt nicht, wohl aber hofft Ihr auf ein „Nein“ Eurer Tochter.“

„So ist's nicht“, erwiderte Leib. „So wahr mir Gott gnädig sei — nein! Die Wahrheit ist vielmehr: ich hab immer geglaubt, daß meine Tochter gefragt werden soll, nur hab' ich's nicht genau gewußt, ob es Pflicht ist. Inzwischen hat sich Etwas begeben, was mich erkennen läßt: ja, es ist Pflicht gegen Euch und gegen mein Kind. Und darum muß ich fragen.“

„Und was war dies ‚Etwas‘?“

„Das kann ich Euch nicht sagen“, erwiderte Leib. „Aber ich schwöre Euch, mit der Ehrbarkeit meiner Tochter hat es nichts zu thun.“

Reb David sah ihn durchdringend an; er hielt den Blick ruhig aus. Es war ein langes Schweigen in der Stube. Der Greis stand auf und schritt einigemal auf und nieder, milder sicheren Schrittes, als er gewohnt war; er rang offenbar einen schweren Kampf.

Endlich blieb er vor dem Schänkwirth stehen.

„Fragt sie,“ sagte er, „und bringet mir dann Bescheid. Ich thäte sonst in solcher Sache keinem Menschen den Willen, Euch will ich ihn thun. Denn Ihr seid ein Anderer, als die Meisten, denen ich bisher begegnet bin. Ein „Schlemihl“ — ja, und Euer Verstand kann hundertmal irren, aber Euer Herz irrt nicht. Es ist unerhört, ein Mädchen zu fragen, aber glaubt Ihr, daß Ihr's in diesem Falle thun müßt, so darf ich nicht dagegen sein. . .“

Leib's Augen wurden feucht. „Wie soll ich Euch danken?“ stammelte er.

„Das habt Ihr Euch selber zu danken“, erwiderte der alte Mann. „Hätt' ich nicht dem Begräbniß Eures Weibes beigewohnt, ich hätt' nicht nachgegeben. Aber da habt Ihr mir's angethan. Wie Euch zu Mut war, wußte ich und darum hat es mich tief erschüttert, wie Ihr da standet, als Euch die Leut' ihr Beileid sagten. Euer Herz hat geblutet und dennoch ist es Euch aus dem Herzen gekommen, als Ihr unter bitteren Thränen sagtet: „Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Wer Solches vermag, ohne zu heucheln, wer so fromm ist, so wahrhaft fromm, der mag ein noch schlechterer Geschäftsmann sein, als Ihr, er ist doch nicht bloß besser, sondern auch klüger, als wir Alle. Sein Verstand ist blöde, sein Herz ist weise. Thut, was Euch Euer weises Herz gebietet, Reb Leib!“

Und er schob ihn sanft zur Thüre hinaus.

Mit wirbelndem Hirn eilte der Kleine heim.

„Jetzt wird's mir leid thun, wenn sie Nein sagt“, dachte er. „Ich kann ihm zurückgeben, was er mir gesagt hat: auch auf ihn ist Verlaß!“

Erst als er dicht vor der Hütte seines Schwagers stand, fiel ihm bei, daß er sich doch die Art, wie er es ihr sagen wolle, zurechtlegen müsse. Er beschloß, es erst auf dem Wege nach Winkowze und so vorsichtig als möglich zu thun.

Der Plan wurde zu Wasser. Als er eintrat, kam sie ihm entgegen.

„Vater“, sagte sie, „es ist nicht gut, wenn wir beide Geheimnisse vor einander haben. Die Tante hat mir eben gesagt, warum Meyerl so oft zu Dir kommt und zu wem er Dich gerufen hat. Es wäre mir lieber gewesen, wenn ich mein künftiges Schicksal von Dir erfahren hätte.“

„Verzeih. . .“, stammelte er. „Aber es ist noch nichts entschieden. Ich hab' Reb David eben gesagt, daß Alles von Deinem Willen abhängt!“

„Von meinem Willen?“ fragte sie in größtem Erstaunen. „Ich hab' gedacht: das haben die Mutter und Du ausgemacht und ich habe zu gehorchen.“

„Wenn Du es nicht willst, so wird die Verlobung aufgehoben“, erwiderte er. „Höre mich an, Kind, und entscheide.“

Und er setzte ihr auseinander, was dafür, was dagegen sprach, verschwieg nichts und beschönigte nichts. Er bekannte, wie sehr Chane die Verbindung gewünscht, aber daß auch sie sich ein anderes und besseres Glück für die Tochter ersehnt.

Das junge Mädchen hörte ihn still an, ohne eine Frage zu thun. Und als er zu Ende war, sagte sie nur:

„Darf ich's mir überlegen? Nur einige Stunden —“

„So lang Du willst!“ rief er.

Aber schon am frühen Nachmittag trat sie mit stillem Antlitz vor ihn hin und sagte ruhigen Ton's:

„Ich will's thun!“

„Uebereile Dich nicht“, bat er. „Hast Du es wohl überlegt?“

„Ja“, erwiderte sie. „Es ist das Beste für uns Alle, für die Mutter, für Dich, für mich. . .“

Es berührte ihn eigen, daß sie dabei vor Allem die Todte nannte.

„Deine Mutter“, sagte er, „sie ruhe in Frieden, weiß heute besser, als Du und ich, was Dir wahrhaft zum Guten ist. Die ist im Licht, sie kennt Deine Zukunft, wir kennen sie nicht. Vielleicht denkt sie nun anders über diese Heirath, als da sie, gleich uns, im Dunkel war. . .“

Sie schwieg lange, erwiderte dann aber:

„Ich kann mich nur an das halten, was mir als ihr Wille bekannt ist. „Wleib ein ehrlich jüdisch Kind!“ hat sie mir mit ihrem letzten Hauch gesagt; ein jüdisch Kind thut, was seine Eltern wollen. Und ich hab' nichts gegen Reb David; im Gegentheil, nach Allen, was Du mir von ihm erzählt hast, hab' ich große Achtung für ihn!“

„Mit Recht“, sagte er. „Aber noch eine Frage mußt Du mir beantworten: Du thust es doch nicht auch deshalb, um mich zu verzorgen?“

„Nein!“ erwiderte sie ruhig. „Denn ich kenne Dich und weiß, daß Du nichts von ihm annehmen wirst.“

„Nun denn“, sagte er, „so will ich in Gottes Namen zu ihm gehen und es ihm sagen!“

Auch seine Stimme klang fest. Aber als er nun zur Thüre ging, geschah etwas Seltsames. Er hielt plötzlich inne und wankte. Sie eilte auf ihn zu und umschlang ihn. „Was ist Dir?“ fragte sie besorgt. Aber er konnte nichts erwidern vor jähem, ungestümen Weinen. Auch ihre Thränen flossen, bis sie sich endlich aus seinen Armen losriß.

„Nun geh“, sagte sie. „Es muß für einen Mann wie ihn demüthigend sein, so lange auf den Bescheid zu harren. . . Und noch eins: wenn er für eine halbige Heirat ist, so sei Du nicht dagegen!“

„Aber die Trauer?“ wandte er ein.

„Die äußere?“ erwiderte sie. „Was liegt daran? Und die Trauer, die ich im Herzen um sie trage, und die Erinnerung an ihre Sterbestunde — das vergeht nicht, und wenn ich hundert Jahr alt werde.“

So erhob denn Leib keine Einwendung, als Reb David wünschte, daß die Hochzeit schon nach vierzehn Tagen stattfinden solle. „Es ist das Beste so“, sagte der Greis. „Soll meine Braut nach Winkowze heimkehren, unter die Bauern, von denen gewiß noch der und jener glaubt, was ihm die Kasja von ihr erzählt hat? Oder soll sie Leuten, wie Schmul und Rachel länger als nötig, zur Last fallen?! Bleibet auch Ihr ruhig hier. Die Sach' zwischen Euch und Krumm's Schimmele laß' ich schon ordnen; vielleicht übernimmt er Eure Pacht, das wäre das Klügste. Denn allein werdet Ihr im verödeten Haus nicht wieder

wirtschaften wollen. Es findet sich schon etwas anderes für Euch, ob mit oder ohne meine Hilfe, mügt Ihr selbst entscheiden!“

Die Ausrichtung der Hochzeit übernahm natürlich der Bräutigam. „Es soll alles auf's Einfachste sein“, versprach er, „nur die notwendigsten Leute, weder Musik, noch ein großes Mahl. Am liebsten ließe ich die 'Schuppe' (den Trauhimmel) in meinem eigenen Hause aufstellen, aber das geht gegen den Brauch, und so mag es im Hause des Rabbi sein. . . Den Brauch“, fügte er lächelnd bei, „wollen wir überhaupt einhalten. Meine Braut ist gefragt worden, als ob sie eine Christin wäre, aber deshalb bin doch ein Jud', sogar ein alter, und darum werde ich sie in den vierzehn Tagen nicht besuchen, auch nicht anderswo sehen.“

So wurde es auch eingehalten, aber das Gegenteil wäre ihm auch schwer geworden. Denn schon nach einer Woche war die Verbindung zwischen beiden Ufern nur noch durch Kähne möglich und die Ueberfahrt nicht ungefährlich. Miriam hörte auch sonst von ihrem Bräutigam nichts; er war sogar feinfühlig genug, ihr kein Geschmeide zu senden. Auch die Anstener, die Rachel für sie besorgte, beschränkte sich auf das Notwendigste. So fehlte dieser Brautzeit aller Duft, alles Licht. Grau und düster, wie Himmel und Erde, war auch das Leben in der engen Hütte.

Wenn der Vater sie ansah, wie sie so mit stillem, ernstem Antlitz, von der Trauer und der ungewohnten Stubenluft noch immer bleich, am Fenster der Kammer saß und bei dem karglichen Licht dieser häßlichen Herbsttage an ihrer Anstener nähte, schwebte ihm oft die Frage auf den Lippen, ob sie ihren Entschluß nicht bereue. Er kämpfte lange, bis ihm die Worte doch einmal — es war am Donnerstag Abend und am Sonntag sollte, wenn nur der Bräutigam aus seinem Hause nach dem Marktplatz gelangen konnte, die Hochzeit sein — laut auf die Lippen traten.

„Nein“, erwiderte sie und hielt seinen prüfenden Blick ruhig aus. „Was hätte sich auch geändert, daß ich es bereuen sollte?!“

Der folgende Tag war jener erste Sonntag nach dem langen Duster. Er zauberte überall eine andere, hellere Stimmung in den Gemüthern hervor, bei diesen beiden Menschen

versagte seine Kraft. blieb es noch die beiden nächsten Tage andauernd schön, dann konnte die Hochzeit sicherlich am Sonntag stattfinden — Vater und Kind wurden dadurch weder schmerzlich noch freudig erregt.

Dem sonnigen Sonntag folgte eine klare, helle, kalte Nacht. Leib blieb bis Mitternacht auf dem Bänkchen vor der Hütte seines Schwagers sitzen; er empfand die Kälte nicht, auch kein Bedürfnis nach Schlaf. Es war nur wieder eine in der langen Reihe von Nächten, da er den Schummer vergeblich ersehnte. Aber heute war noch minder daran zu denken, als sonst. Der Pope war am Vormittag wieder bei ihm gewesen und hatte neuerdings in ihn gedrungen, die Bürgschaft für den Zanko zu übernehmen, diesmal in beweglicheren Worten, als das letzte Mal.

„Der Mensch geht im Kerker zu Grunde“, sagte er ihm. „Wenn Du ihn sehen könntest, Du hättest Mitleid mit ihm, auch wenn Dein Herz von Stein wäre. Und Du hast ein weiches, gutes Herz, Leibko. Denk' daran, wie viel Gutes Du ihm schon im Leben erwiesen hast und füge diese größte, letzte Wohlthat hinzu. Du kannst es ruhig thun, er ist ein anderer Mensch geworden, so traurig und ergeben! Er weiß ja — ich habe es ihm gesagt — daß Deine Tochter am Sonntag heiratet; er hat nur leise aufgesehen, aber nichts gesagt, geschweige denn gedroht oder getobt. Du läufst also gar keine Gefahr dabei. Auch verlange ich Deine Bürgschaft so, daß er erst am Montag frei wird. Da ist Deine Tochter bereits Herrin in einem großen, wohlbehüteten Hause — was kann ihr da geschehen?!“

Leib hatte sich abermals Bedenkzeit erbeten, diesmal bis zum Sonntag Morgen. Und nun saß er in der stillen Nacht und lauschte und lauschte in sich hinein. Aber er konnte auch nun nicht erkunden, was Er ihm befehl.

Am nächsten Morgen fragte ihn Miriam, warum er so lange schlaflos geblieben. „Woher weißt Du das?“ war seine besorgte Gegenfrage.

„So kurz vor der Hochzeit schlafen wohl die wenigsten Bräute,“ erwiderte sie gepreßt. Dann aber drang sie in ihn, ihr zu sagen, was der Pope von ihm gewollt.

Da gestand er es ihr endlich. Sie wurde um einen Schatten bleicher und sagte dann:

„Ich bin nur ein dummes Mädchen, aber weißt Du, was ich an Deiner Stelle thäte? Ich würde Reb David fragen, ob er sich vor dem Zanko fürchtet. Sagt er „Nein,“ so darfst Du das gute Werk thun.“

„Du hast Recht,“ sagte er erfreut, „so will ich's machen.“

Am Sonntag — es war abermals ein klarer, schöner Tag — ließ er sich schon in aller Frühe über den Fluß setzen; die Schiffbrücke war noch immer nicht passierbar. Reb David war erstaunt, als ihm Leib sein Anliegen vortrug; von der Leidenschaft des Zanko für Miriam wußte er ja längst, nicht aber, daß er je so furchtbare Drohungen ausgestoßen.

„Ihr thätet es wohl gern?“ fragte er dann lächelnd. „Es sieht Euch ähnlich, Reb Leib! Gutes für Böses, Trost für ein Unglück, das er sich selbst bereitet hat. Aber ob ich Euch den Gefallen thun kann, weiß ich nicht. Ich geb' Euch hier einen Brief an den Bezirksrichter mit, er soll Euch sagen, ob der wilde Mensch wirklich so zahm geworden ist, wie der Pope sagt. Natürlich soll er aber erst morgen freikommen.“

Die Antwort des Richters lautete beruhigend: „Zahm, wie ein Fudel. Du kannst ruhig unterschreiben, Leibko. Unter uns gesagt, Du thust damit nicht bloß ein gutes Werk, sondern auch mir einen Gefallen. Ich fürchte wirklich, er geht mir hier sonst zu Grunde.“

So setzte denn Leib in hebräischen Buchstaben seinen Namen unter die Bürgschaft neben den des Popen. „Aber er wird wirklich erst morgen frei?“ fragte er besorgt.

„Morgen!“ beruhigte ihn der Richter.

Am Nachmittag kamen Reb David und seine Schwester im Kahn über den Dniester gefahren und die Trauung fand im Hause des Rabbi statt, wie es bestimmt war. Nur währte das Hochzeitsmahl doch etwas länger, als der Bräutigam es gewünscht. Er trauf und ah wenig, die Braut, die mit stillen, ernstern Mienen im Kreise der Frauen da saß, fast nichts, aber die anderen Gäste desto mehr. Er ließ Miriam aus dem Weibergimmer holen, sobald es irgend ging, aber es war doch bereits tiefe Dunkelheit, als er mit seiner Neuvermählten den Kahn bestieg, der sie in sein Haus tragen sollte,

das jenseits der breiten, dunklen Flut hell-schimmernd herüber grüßte.

„Du mußt vorsichtig rudern, Michalko“, sagte er dem Knecht, der im Boot, auf der Ruderbank zusammengekauert, ihrer harrete. „Du weißt doch, auf die Pappeln zu? Sonst trägt uns die Strömung zu weit ab!“

Der Mann murmelte etwas Unverständliches und stieß ab.

„So leid es mir thut, Du mußt Dich recht weit von mir setzen“, sagte Reb David scherzend zu seinem jungen Weibe, „in die Mitte hin, sonst schaukelt der Kahn zu stark.“

Sie that es, aber das Schaukeln ward immer stärker und nun zog der Knecht die Ruder ein und erhob sich.

„Was treibst Du, Michalko?!“ rief Reb David erschreckt. „Bist Du betrunken?!“

„Miriam!“ Im nächsten Augenblick hatte Zanko Wygoda die Entsetzte umfaßt. „Ein Grab . . .!“

Eine Sekunde später schlug der Kahn um und die drei Gestalten versanken in der dunklen, kalten Flut.

Das Hochzeitsmahl ging ungestört weiter; erst als nach zwei Stunden die Schwester Reb Davids heimkam und die Neuvermählten nicht im Hause fand, erkannte sie, daß ein Unglück geschehen, fuhr wieder zurück, und störte die Fröhlichen auf. „Der Zanko!“ stöhnte Leib und brach ohnmächtig zusammen.

Am nächsten Morgen konnte der Bezirksrichter in seinem Protokoll Alles auf's Beste aufklären; der Kerkermeister hatte seine Gefangenen eigenmächtig schon am Nachmittage des Sonntage entlassen, und der Michalko war,

statt auf der Ruderbank zu harren, in die Schänke am Ufer gegangen. Aber davon wurden Reb David und sein junges Weib nicht wieder lebendig.

Leib Weihnachtskuchen hatte nach dem Tode seines Weibes viel geweint; diesmal fand sein Auge keine Thränen. Stumm, mit starren, blassen Wienen saß er auf demselben Schemel, wo er die Todtenwacht um Chane gehalten und blickte in die zuckende Flamme des Seelenlichts. „Sucht! sucht!“ — stieß er dann immer angstvoll hervor. Die Hände hingen schlaff herab, nur manchmal griff er sich an's Herz, als empfinde er da einen ungeheuren Schmerz.

Zwei Tage später war sein brennender Wunsch erfüllt, da wurden die Leichen aus dem Strome gehoben. Zuerst die Reb Davids allein, dann jene Miriams und des Zanko. Er hatte ihre Hand im Todeskampf erfaßt und seine starre Rechte umkrallte die ihre noch immer. Mit Mühe lösten sie die Umföhlungang.

Als man Leib meldete, daß das letzte, was er noch auf Erden wünschen konnte, erfüllt sei, nickte er still vor sich hin; er erhob die Augen zum Himmel und sein Antlitz ward wieder friedlich. Auch hatte er die Kraft, der Leiche bis an's Grab zu folgen. Als die ersten Schollen niederfielen, zuckte er zusammen, die Thränen flossen über das Antlitz und er rief mit markererschütternder Stimme:

„Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn —“

Das Letzte konnte Leib Weihnachtskuchen nicht mehr sagen. Er preßte die Hand auf's Herz und brach todt zusammen.

Die Jugend.

Ihr macht den Anfang jeht, wir schließen nun.
Keg' sein will Jugend und das Alter ruh'n;
So laßt uns beide nach dem unsern thun.

Die Jugend hört nicht drauf, was Alter spricht.
Sie schellen drum, ständ' schlecht uns zu Gesicht;
Jung waren einst auch wir und thaten's nicht.

Selbst steuern will die Jugend nach dem Ziel;
Nicht schrecken Sturm und Alppen ihr den Ziel;
So kräftig ist sie und sie weiß so viel.

Nur Eines nicht, das sie erst spät erfährt:
Was ihr von Dem, wonach sie heiß begehrt,
Wenn sie's errang, noch blieb begehrenswerth.

Nur weiß sie nicht, daß auch, was glanzverkündet
Der Tag an schönsten Stunden ihr gewährt,
Am Abend Keiner doch zurückbegehrt.

Wilhelm Jensen.

Der Rächer von Straßburg.

— 1681. —

H Straßburg, o Straßburg, du wunder schöne Stadt,
Ich künde schweres Schicksal, das dich betroffen hat:
Von Westen sog der Geier, den Eier nach Beute trieb
Und der in deine Weichen die scharfen Fänge hieb.

Was jähern deine Bürger? Was jagt dein hoher Rat?
Das Schwert an ihrer Seite sehnt sich nach Heldenthat;
Sie wissen's nicht zu schwingen; verdorrt sind Herz und Arm;
Der Väter Art und Ehre dahin, daß Gott erbarm'!

Obschon vom Reich verraten, vom heil'gen röm'schen Reich,
Sie mußten dennoch wagen wenn auch nur einen Streich;
Doch da der Sonnenkönig zum Opfer dich erseh'n,
So ließen sie in Ängsten den schlimmen Raub gescheh'n. —

Nun zieht zu Straßburgs Thoren die fränk'sche Heermacht ein;
Den übermül'gen Herren soll heut gehuldigt sein.
Es reitet hoch zu Rosse der neue Kommandant,
Der Veste gold'nen Schlüssel wägt frech des Feindes Hand.

Ihn folgen stolze Reiter, Feldschlangen hinterdrein,
Dann die Muskelenträger in endlos langen Reih'n.
Sie zieh'n mit Prunk und Prangen zum hehren Münsterbau,
Daß Straßburgs Ehrenkmal auch Straßburgs Schande schau.

Dort stehn die Herrn vom Kate, zu schlechtem Schwur bereit;
Sie winseln ihren Glückwunsch; der Pöbel springt und schreit;
Der Bischof aber, schamlos, ruft: „Dank sei Gott dem Herrn,
Der diesen Tag mir schenkte! In Frieden fahr' ich gern!“

Da trill, das Volk theilend, ein schlächter Bürgermann
Mit stillen, ernsten Antlitz dicht an den Zug heran.
Er hebt mit festen Händen an's Haupt ein Schießgewehr —
Es kracht. Ein Franzmann laumelt, vom Schuß getroffen schwer.

„Viktoria!“ jauchzt der Schübe. „Nun her und bindet mich!
Der Bischof grüßt das Sterben nicht freudiger als ich.
Mit dir, mein Straßburg, fall' ich, und Niemand sag' uns nach,
Kein Arm hält' sich gerühret, zu rächen deine Schmach!“

Ernst Behrend.

Geduld.

Wenn sich ein Wunsch, auf den du wartest
Noch immer nicht erfüllen will,
Ob lange, lange du auch harrest —
Halt gläubig noch ein Weilchen still.
O, hab' Geduld mit deinem Lose
Und laß den Zeiten freien Lauf;
Es blühter nimmer sich die Rose
Vor ihrer Zeit der Blüte auf.

Willst du mit roher Kraft erzwingen
Was dir erst später blühen soll,
Nie wird es dir so schön gellenen
Als dir's sich bietet reif und voll;
Nie wirst du aus der Hülle schälen
Des Blütenkelchs verführte Bier:
Nur eine blasse Blume lächelt
Wehmütig fremd entgegen dir.

So sei geruhig und sei stille,
Bis sich der Zauber selbst erfüllt
Und aus der festverschlossenen Hülle
Der Kelch der Offenbarung quillt!
Es springt wohl nächstens, ungeahnet,
Der winterlange, harre Bann,
Daß es dich wundersam gemahnet,
Und wie ein Wunder schau's dich an!

Paul Wimmershof.

Herbst.

Es hat die Sonne ihr Antlitz verhüllt
Mit einem Wolken Schleier,
Und bleigrau hängt er, regenschwer,
Ueber der fröstelnden Welt.

Es hat sich des Herbstes Rhinen erfüllt:
Verlassen liegt der Weiher,
Die Windbraut fächelt vom Nord daher
Ueber das einsame Feld.

Es raschelt das saube vertrocknete Laub
In Föhren der alten Bäume:
So sollen dem Herbst allejährlich zum Raub
Die glühendsten Sommertäume.

Amalie von Ende.

Wagnis.

Ich wage viel! Ich weiß es nur zu gut,
Und weiß, wie Viele Schiffbruch schon erlitten ...
Kenn's wie ihr wollt: Tollkühnheit oder Mut,
Doch euren Glückwunsch muß ich mir verbitten.

Was hilft mir der auf der empörten Flut?
Kann der die Wellen und den Sturm bezwingen?
Wenn noch der Fahrt mein Boot im Hafen ruht,
Dann dürft ihr freundlich euren Glückwunsch bringen

Sie dahin schweig! Der Elemente Wut,
Die mich bedroht, euch braucht sie nicht zu kümmern,
Doch wenn ich ... ihr erlag — dann steht den Mut
Vor meines Schiffleins ausgeschwemmten Trümmern!

Wilhelm Langewiesche.

Posthornklänge.

Ein Schlagbaum sperrt den Waldespfad,
Ein Damm mit Eisenschienen,
Auch summt der Telegraphendraht
Geschäftig über ihn.

Und da mein Fuß noch staunend säumt
Am moosgrünen Gange,
Sich schwellend schon ob Wipfeln bäumt
Des Rauches Flügelschlange.

Schon sauft's wie Reitersturm daher
In langem Wagenzuge —
Ein Pfiff — vorüber an dem Wehr —
Und weiter wie im Fluge.

Die Erde hebt, da schon zu Thal
Die raschen Räder rollen,
Kaum daß ein Windhauch noch einmal
Herüberträgt ihr Grollen.

Dann alles still in weitem Ring,
Als ob ein Weller wehe,
Verängstigt schlüpfst im Busch der Fink,
Kaum rühren sich die Rehe.

Doch horch! Was lönt zum Hag herein
In allen Wonneweisen,
Von Liebesglück und Feuerwein,
Vom Kasten und vom Reisen?

Ein Posthorn ist's. Stets ferner zieht
Und sanfter fort sein Blasen;
Doch lustig schallt das Sinkentied,
Die Rehe ruhig grasen.

Ein letzter Laut. Und grau und hall
Sich rings die Flügel dehnen,
Und felsam raucht empor der Wald,
Als drängte ihn ein Sehnen;

Als hätte ihn geheimes Weh
Im tiefsten Grund zerissen —
O Posthorn! Wie wird Fink und Reh
Und Wandrer einst dich missen!

A. S. T. Vield.

„Stoß im Eisen.“

(Wien)

Wer wandernd dieses Weges ging,
Schlug einen Nagel tief ins Holz;
So schloß sich um den Baum ein Ring
Von breitem Eisen, Solz an Solz.

Und Jahr um Jahr vorüberflog,
Noch starrst du — im Gewand von Erz! ...
Ich dachte, da ich seitwärts bog
An dich, mein vielverwundel Herz:

Von Wunden bist du tief zergerammt.
Du standest frei. Und jeder Wicht
Hat seinen Nagel eingerammt —
Ein scharfes Wort, das bohrt und sticht ...

Die ihr mein weiches Mark gequält,
Schlagt zu — Born, Unbedacht und Reid:
Ich schame, von euch selbst gestählt
Gewappnet, trotzig in die Zeit!

Paul Wertheimer.



Gottfried Keller.

Nach seinen Briefen und Tagebüchern.

VI.

Der Herr Staatschreiber.

Das bedeutendste Ereignis, das in die Berliner Jahre Gottfried Kellers fällt, die mühselige Abfassung und Vollendung des „Grünen Heinrich“, hat unser letzter Aufsatz eingehend dargestellt. Einiges über die Art, wie die norddeutsche Hauptstadt auf den Schweizer Dichter wirkte, bleibt noch zu sagen übrig.

„Zunächst mißfiel“, bemerkt Voechtold, „dem eigentümlichen Schweizer an der neuen Umgebung so ziemlich Alles, Land, Stadt, Leute, Litteratur und Politik“. Erst allmählich trat er auch mit Eingeborenen in nähere Berührung. Sein erster und nächster Verkehr waren wie in Heidelberg Schweizer. Daß er auch in Berlin schlimme Tage hatte, wissen wir, freilich auch, daß dies in gewissem Sinne seine eigene Schuld war, sofern da von Schuld gesprochen werden kann, wo ein reifer Mensch Eigenümligkeiten, die zutiefst in ihm sitzen, eben nicht mehr abstreifen kann. Sehen wir hiervon ab, so ist namentlich zweierlei von jenen Tagen zu erzählen.

Was er schuf, war episch. Rahm jedoch seine Phantasie freien Flug, so baute er dramatische Lustschlösser, die freilich, wenn er sie fest bauen wollte, bald wieder zerrannen. Die Zahl der dramatischen Entwürfe aus jener Zeit ist sehr groß. Einzigermaßen angeführt ist nur das bereits in der „Deutschen Dichtung“ anlässlich der Besprechung des Nachschlagsbandes eingehend gewürdigte, sehr merkwürdige Fragment „Therese“, wogegen ein zweites Trauerspiel, das den curious Titel: „Eli, die seltsame Magd“ führen sollte (nach einer Erzählung Jeremias Gotthelfs gearbeitet), sowie eine Reihe von Lustspielen nicht über die flüchtigste Skizzenform hinausgediehen. Was von diesen Entwürfen vorhanden ist, gestattet kaum einen Schluß darauf, wie sich das Werk etwa in Wahrheit gestaltet hätte. Bemerkenswert sei hier jedoch, weil es psychologisch merkwürdig, allerdings nur ein neuer Beleg für eine uralte Erfahrung ist, daß sich dieser

geborene Epiker bis an sein Lebensende immer wieder mit dramatischen Plänen trug und nichts schmerzlicher beklagte, als daß diese nicht reifen wollten; zwischendurch fielen dann Tage der Gehobenseit, wo er irgend einen Plan, den er sich kaum eben zurecht gelegt, bereits in seiner Phantasie vollendet sah. Als der Herausgeber dieser Zeitschrift im Juli 1886 einige Tage in Zürich verweilte und dort auch Keller kennen lernte, sicherte ihm dieser blühdig zu, er wolle zunächst ein dramatisches Werk für die „Deutsche Dichtung“ liefern. Auf die begriffliche Gegenfrage, ob er mit der neuen Kunstform gut zu Stande gekommen, erwiderte der Dichter, ganz sei er noch nicht fertig, aber des besten Mutes voll. In Wahrheit war von jenem Entwurf noch keine Zeile geschrieben, wenigstens fand sich keine im Nachlaß vor.

Bemerkenswert ist aber auch das unendlich starke Heimatsgefühl des Dichters. So rauh er sonst war, der Heimat gegenüber blieb sein Herz weich wie das weniger Männer, und er hörte nie auf, sich nach ihr zu sehnen oder die Fremde zu ihren Gunsten mit Spott zu belegen. Zwei Lieder, aus denen dies hervorgeht, seien hier mitgeteilt. Zunächst eine Probe für die sentimentale Tonart:

„Tief im Norden auf den sandigen Halben
Gehst ein Sohn von Dir, o Vaterland,
Der zu Delnen hohen Festesfreuden
Diese Vebertaube abgefandt.

Und es folgt sein Herz dem letzten Fluge
Hoch über das deutsche Land, hinauf den Rheinen,
Fliegt voraus dem trägen Wolkenzuge —
Halt — da blüht der See im Morgenschein!

Aus den heterotremen Zytten steigen
Hohe Linden, Mäuser und Aelzel,
Und im Spiegelbild wolk zweifach zeigen
Blüh'ndes Uferland sich stolz und frei —“

Daran sei als Gegenstück eines der Spottgedichte gereicht. Es ist „Rühlenromantik“ überschrieben und lautet:

Als ich den Aeln heruntergefahren,
Haben bei Bonn die Windmühlen begonnen,
Haben mir Aunen nun schon seit Jahren
Zimmer ihr trauriges Lied gesponnen.

Geh' tu der Dämm'ung ich über die Halbe,
Stehn im Nebel die gränthlichen Spinnen,
Stehe hier, eine dort! zum Totenkübel
Häpsetu den Haben die Unholdinnen.

Einst sah ich Mähen an grünenden Rainen;
Lieblich beschattet von Buchen und Erlen,
Sprang die Forell' in den stehenden Schellen.
Stäubten die Häder Demanten und Perlen!

Rosen und Ketten vor klaren Fenstern;
Luftig am Gartenbog' flattert das Vinnen;
Und durch die Blüthe von weißen Gesehnern
Sah man im Mondschein ein Fußchen beglumen.

Doch zu Berlin, im ästhetisch erweckten,
Da sah ich nagelneu und auf das beste
Ausgeführt vom Staatsarchitekten
Eine gewaltige normännische Feste.

Und es war eine Mehlfabrik,
Hoch und herrlich mit Thürnen und Thürmen;
Schäumend und brausend unter der Brücke
Sah die Berliner die Spree bestürmen.

Blieb sein dramatisches Schaffen auch in Berlin wenig mehr als ein Träumen, so kam er als Lyriker auch hier zu ausgiebiger Betätigung seiner Kraft. Ein Beweis hierfür ist die Abteilung aus Berlin in den „Neueren Gedichten“, die 1851 bei Vieweg erschienen. Eine eingehende Charakteristik, müssen wir uns angeht die Grenzen, welche diesen Ausführungen gestellt sind, versagen, können dies auch um so mehr, als wesentlich neue Züge im Charakterbilde des Lyrikers durch diese Sammlung nicht hinzutreten. Hingegen sei es uns gestattet, hier Wachsolds Mitteilungen über eine ungeheurer komische Geschichte, welche das Bändchen angerichtet hat, wiederzugeben.

Eine Dienstmagd, Namens Margarete V., zu Kempen bei Lindau am Bodensee geboren, gattenlose Mutter von zwei Mädchen, Regina Rosina und Barbara, zur Zeit des Erscheinens des Bändchens 43 Jahre alt und als Dienstmagd bei einer deutschen Herrschaft zu Debenburg in Ungarn wohnhaft, stieß eines Tages zufällig in einem Zeitungsblatt auf ein Inserat der „Neueren Gedichte“ und eilte mit klopfendem Herzen in den Buchladen, das Werk zu erwerben. Da dies sonst nicht die Art von Dienstmädchen ist, so wird man ohne Weiteres besondere Gründe dieser opferstrebigen Begeisterung für deutsche Lyrik vermuten und sich auch in dieser Annahme nicht getäuscht finden. Ein Mann Namens Gottfried Keller, seines Zeichens Fassbinder, hierauf Tambour, noch später Schwimmmeister in Lindau, der endlich mit König Otto nach Griechen-

land gezogen, war ihrem Herzen teuer und ohne den Segen der Kirche der Vater der Regina Rosina und der Barbara geworden. Zwar hatte sie durch Vermittlung ihrer Heimatsbehörde auf ihre Erkundigung nach dem Verflohenen einen Totenschein aus Griechenland erhalten, zweifelte jedoch kaum daran, daß dies nur eine List des Ungetrennen sei, weil er sich drüben mit einer Griechin verheiratet habe. Und nun lebte der Falsche richtig, da er doch sonst keine Gedichte hätte herausgeben können! Der letzte Zweifel jedoch schwand, als sie das Bändchen genauer prüfte. So schlimm der Vater an seinen Kindern gehandelt, im Herzen waren sie ihm teuer geblieben. Denn eines der Gedichte hieß „Das rote Vögelchen“ und die Erstgeborene war sogar ihrem Doppelnamen gemäß mit zwei Gedichten bedacht: „Regina“ und „Röschen“. Eine weitere Bestätigung fand sie darin, daß auch ihr Gottfried gerne seiner Heimat gedacht; in einem der Gedichte dieser Art, „Heimweh“ überschrieben, war sogar von einem See die Rede, was sich doch nur auf den Bodensee beziehen konnte. Aber alle diese Beweise waren doch nicht so ausschlaggebend wie der Umstand, daß der in seinen Thaten gefühllose, aber in seinen Versen sentimentale Fassbinder und Tambour ihr eigenes Geschick in dem Bändchen geschildert hatte und sogar mit ihrem eigenen Namen. Im Gedicht „Gretchen“ steht ein Dirnlein vor dem Gnadenbild der Mutter Gottes unter Orgeltonner um den Myrtenkranz, dessen es der Schande zu entgehen so dringend bedarf. Flugs schrieb nun das verlassene Gretchen an den Verleger, er möge den „sogenannten Gottfried Keller“ wissen lassen, daß sie ihn unter Schmerzen erwarre. Der Verleger entledigte sich seines Auftrags, worauf Keller wirklich und wahrhaftig an die Verlassene schrieb, daß es sich hier nur um einen Namensvetter handle. Da mit war aber die Fartende schlecht zufrieden. Sie schrieb dem Dichter, sein Totenschein, wonach er im griechischen Kriege in einem Sumpfe erstickte, imponire ihr nicht im Geringsten. Sie wünsche den tot Geglaubten wieder zu sehen; „sollte er nicht vermöglich sein, um eine große Reise zu unternehmen, so möchten ich und meine Kinder alles anwenden, um selbst ihn zu besuchen oder abzuholen u. s. w.“ Gleichzeitig schrieb Regina Rosina einen Brief voll kindlichen Ziehens. Was Keller geantwortet, erfahren wir leider nicht. Jedenfalls lachte er nicht bloß, sondern suchte auch und wurde den Karger über das furiose Intermezzo lange Jahre nicht los. Als Beweis hierfür mag es gelten, daß er sein Gedicht „Gretchen“ nicht wieder abdruckte und die anderen, die als corpora delicti gegen ihn gedient, sämtlich änderte.

Zwischen die Arbeit am „Grünen Heinrich“

fallen endlich in den Berliner Jahren auch die ersten Geschichten der „Leute von Sedwyla“, die sich bereits 1851 im Tagebuche nach ihren Motiven verzeichnet finden. Bieweg nahm auch dies Buch in Verlag und brachte den ersten Band. Für den zweiten lieferte Keller zwei Geschichten und blieb das restliche Manuscript von 1856 bis 1873 schuldig. In diesen Angaben ist kein Druckfehler; es währte wirklich 17 Jahre, bis dem Verleger endlich doch die Geduld riß und der Vertrag durch Rückerstattung des für diesen Band geleisteten Vorschusses gelöst wurde. Ueber den künstlerischen Wert der Novellen sei hier nicht erst gesprochen. Zu der herrlichsten unter diesen herrlichen Dichtungen „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ wurde Keller durch eine Notiz angeregt, die er in einem Schweizer Blatte fand und die also lautete: „Im Dorfe Allershausen bei Leipzig liebten sich ein Jüngling von neunzehn Jahren und ein Mädchen von siebzehn Jahren, beide Kinder armer Leute, die aber in einer tödtlichen Feindschaft lebten und nicht in eine Vereinigung des Paars willigen wollten. Am 15. August begaben sich die Verliebten in eine Wirtshaus, wo sich arme Leute vergnügen, tanzten daselbst bis nachts ein Uhr und entfernten sich hierauf. Am Morgen fand man die Leichen beider Liebenden auf dem Felde liegen: sie hatten sich durch den Kopf geschossen“. Das ist Alles, und was hat Keller aus dem Stoff gemacht! Uebrigens schätzte er selbst nicht diese Novelle am höchsten, sondern die „drei gerechten Kammmacher“. Wer diese Novelle nicht als seine beste anerkannte, galt ihm als ein Mann, dessen Urtheil für ihn nicht schwer zu wiegen branche. An Selbstkritik fehlte es dem Dichter übrigens nicht. Aus seinen Tagebüchern, die Baechtold für uns auszieht, können wir ersehen, daß er sich zwar die abenteuerlichsten Pläne notirt, sich auch eine Weile mit ihnen mühevoll herumschlägt, dann aber doch alles allzu Bizarre ablehnt.

Es lag wahrlich ebensowenig an dem Kunstwert der Werke, die in Berlin entstanden wie an der Opferfreudigkeit Biewegs, wenn Keller fortgesetzt in Not blieb. Den Freunden, die ihm bereits 1853 anboten, heimzukehren, weil sich in Zürich wohl irgend eine Stellung für ihn würde finden lassen, erwiderte er, daß dieß gegen seine Ehre gehe. Er wollte nicht eher kommen, als bis eines seiner Dramen mit Erfolg aufgeführt war, und später, als er einsah, daß es damit allzulange währen könne, doch mindestens nicht eher, als bis der „Grüne Heinrich“ vollendet war. Inzwischen halfen Mutter und Schwester sowie einige Freunde, unter ihnen vor allen Hermann Feltner. Als die Not bereits sehr arg geworden war, zog Keller

einen heimkehrenden Landsman, Christian Heuser, ins Vertrauen, der denn auch in Zürich eine Altiengeellschaft gründete, deren gleichen die Welt noch nie gesehen. Die Anteile betragen je 300 Franken, der Gesamtertrag wurde zur Tilgung von Kellers Schulden verwendet; die Dividendscheine scheinen einzig in einigen unwirksamen und ungeduligten Briefen des Beschenkten bestanden zu haben. Da auch damit auf die Dauer nicht Hülfe geschaffen war, weil sich naturgemäß neue Aktionäre dieser Art nur spärlich finden ließen, so dachten die Freunde an eine Professur für Kunstgeschichte am Züricher Polytechnikum. Der Dichter lehnte ab, und that recht daran. Statt seiner wurde Friedrich Theodor Vischer berufen. Leicht fiel Keller übrigens die Entsagung nicht, denn er war gerade damals wieder einmal und zwar wieder einmal unglücklich verliebt. Wie die Schöne hieß, erfahren wir nicht, aber zweierlei können wir aus Baechtolds Buche ersehen, erstlich daß ihm auch diese Leidenschaft nahe ging und ferner daß sich seine Liebeskummer in eigentümlicher Weise entluden. Er that es ganz so wie sein „Grüner Heinrich“: er prügelte sein Herzensweh auf den Rücken verschiedener Leute, so eines Schriftstellers, wie er mit sichlichem Behagen in seinen Briefen selbst berichtet. Da nun aber dem Verdrängten doch irgendwie gründlich geholfen werden mußte, so erklärte sich die Mutter schweren Herzens dazu bereit. Sie hatte ihr Haus verkauft und war nach einem Vorort übersiedelt, wo unverweilt ein Zimmer für den Sohn in Bereitschaft gesetzt wurde. „Wenn Du warten willst, bis Du genug Geld hast,“ schrieb sie ihm, „so kommst Du nie mehr heim“. Und auch er sah nach mancherlei Versuchen, sich noch in Berlin zu halten, doch endlich ein, daß es so nicht weiter gehe. Er erklärte sich bereit, heimzukommen, sofern tausend Gulden aufgebracht würden, um ihn aus seinen Berliner Verpflichtungen zu befreien. Da es nicht anders ging, brachte die Mutter selbst den Betrag auf. So konnte Keller endlich im Dezember 1855 die Heimreise antreten.

Vergleicht man die Lage des Dichters nach seiner Heimkunft mit jener vor Austritt der Reise, so wird man zugeben dürfen, daß er nun Grund zu höchstem Selbstgefühl hatte. Der „Grüne Heinrich“, die „Neueren Gedichte“ und die „Leute von Sedwyla“, wer als Frucht seiner letzten Jahre auf solche Werke hinweisen konnte, drängte vor Niemandem mehr die Augen niederzuschlagen. Nur eines allerdings hatte sich nicht gewandelt, seine pelumiäre Lage. Nach wie vor war er im Wesentlichen von der Arbeit der Mutter, der Freigebigkeit der Freunde abhängig. Aber währt ein solcher Zustand Jahrzehnte lang, so wird man ihn ge-

wohnt, und so hörte dies weder seine gute Laune, noch beeinträchtigte es sein Ansehen bei jenen Zürichern, auf deren Meinung es ihm ankam. Namentlich unter den Professoren des neugegründeten eidgenössischen Polytechnikums suchte und fand er seine Freunde; es waren Männer wie Friedrich Theodor Vischer, Gottfried Semper, Jakob Burckhardt darunter. Aber auch von den Einheimischen blickten nur noch wenige deshalb auf den genialen Landsmann herab, weil er eben in ungeordneten Verhältnissen war. Die herzlichste Freude freilich empfanden Mutter und Schwester. Wie es ihm zunächst in Zürich erging, mag folgender Brief an eine Berliner Freundin (Fran Lina Dunder) vom Januar 1856 berichten:

„Meine liebe Mutter und Schwester habe ich wohl und munter angetroffen. Letztere ist sehr dauerhaft und hat sich in den sieben Jahren fast gar nicht verändert; sie macht alles selbst und läßt Niemand dreinreden; auch klettert sie auf alle Kommoden und Stühle hinauf, um Schachteln herunterzuholen und Tintenflappen zusammenzuknicken. Ich mußte mir eine Serviette zum Essen förmlich erkämpfen, und da gab sie mir endlich ein ungeheures Stück aus den neunziger Jahren, von dem sie behauptete, daß es wenigstens vierzehn Tage anreichern müßte! Ich kann es wie einen Fundermantel um mich herumschlagen beim Essen. Meine Schwester ist eine vortreffliche Person und viel besser als ich. Als ich eines Tages wieder melancholisch war und die Mutter in der Bestrennung etwas aufzur, ohne es zu wissen, rühte mir Regula auf das Zimmer und hielt mir eine so scharfe Predigt, daß ich ganz steilunt und verblüfft wurde. Beide hatten große Freunde, als ich kam; aber ich habe ihnen auch nicht im mindesten imponiert.“

„Der in Zürich geht es mir bis dato gut; ich habe die beste Gesellschaft und vielerlei Leute, wie sie in Berlin nicht so häufig bekommen sind. Diese haben mich freundlich aufgenommen. Dann giebt es bei einem eleganten Regierungsrat seine Soupers, wo Richard Wagner, Semper, der das Dresdener Theater und Museum baute, der Fäbinger Vischer und einige Züricher zusammenkommen, und wo man morgens zwei Uhr nach genügendem Schwelgen eine Tasse heißen Thee und eine Pavannachgarne bekommt. Wagner selbst verabschiedet zuweilen einen solchen Mittagstisch, wo tapfer polikert wird, so daß ich, der ich glaubte aus dem Berliner Materialismus heraus zu sein, vom Regen in die Traufe gekommen bin. Au diversen zürcherlichen Zwecken bin ich auch schon gewesen. Berlin habe ich schon gänzlich vergessen, eigentlich in Dresden schon, was ich erwarten ließ. Dennoch sind nicht ohne Verste dort, wenigstens zeitweise.“

Auch die nächsten Briefe athmen dies Behagen. Namentlich freute er sich an dem neu geweckten geistigen Leben, das die fremden Berühmtheiten in die alte Stadt gebracht. Unter den Künstlern war ihm Niemand lieber als Richard Wagner. „Er ist“, schreibt er an Hermann Helmer, „jedemfalls ein hochbegabter Mensch und sehr lebenswürdig. Auch ist er sicher ein Poet, denn seine Ribelungen-Trilogie enthält einen Schatz ursprünglicher nationaler Poesie im Text.“ Wagner sei, pflegte er in der Folge zur Erklärung immer bei-

zufügen, damals eben noch nicht der Prophet wie später sondern nur ein herzlich, angeregter und ausregender Mensch gewesen. Wie Wagner zogen auch dessen vertrauter Freund, der vorhin erwähnte „elegante Regierungsrat“ Dr. J. J. Sulzer und Semper den Dichter in ihren Kreis, obwohl er es ihnen nicht leicht machte. Er war unberechenbar. Hlog ihn eine üble Laune an oder hatte er ein Glas über den Durst getrunken, so konnte er plötzlich mitten in einer eleganten Tafelrunde und ohne jede Rücksicht auf die anwesenden Damen in pöbelhafte Schimpfworte ausbrechen, getrümmerte auch ab und zu ein Stück Tafelgerät. Es spricht für seinen inneren Wert und nicht bloß für seine Berühmtheit als Dichter, daß ihn diese Männer gleichwohl herzlich gern sahen. Das Verhältnis zu Wagner hörte wohl mit dem Wegzuge des Meisters äußerlich auf, doch behielten die beiden einander nach wie vor im Auge und nahmen an ihrem Schaffen Theil. Mit Semper vollends hielt die Freundschaft lebenslang vor und der große Architekt hatte keinen leidenschaftlicheren Parteigänger als den Dichter. Als Semper gestorben war, hatte Keller einen seltsamen Traum, den er mit Vorliebe zu erzählen pflegte:

„Mit Staub bedeckt und unordentlich gelleidet, kommt der gestorbene Freund in's Zimmer herein-geschlüpft; ihm nach die Schatten vieler Züricher Weiber und Männer vom Kindermarkte der, die Keller in seiner Jugend alle gekannt, jedoch längst vergessen hatte. Auf die Frage, ob er denn nicht gestorben sei, antwortet Semper: „Wohl! aber er habe Urlaub genommen; denn dort, wo er sich seitdem befindet, sei's nicht zum Ausdauern!“ Darauf habe er still das Zimmer wieder verlassen, von dem ihn nachhängenden Gesinde begleitet, und unter der Thüre noch einmal gerufen: „Geben Sie nicht dorthin, Herr Keller! Schlichte Wirklichkeit dort!“

Gearbeitet wurde in diesen ersten Jahren nicht viel, eben weil die Notwendigkeit dazu fehlte. Der Tisch der Mutter und der Freunde sorgte für die Nahrung und auf Kleidung wandte er nicht viel. Am Nachmittag gab es fast täglich eine große Aneiperei, die sich regelmäßig bis tief in die Nacht hinein zog und nicht selten endete das Gelage mit widrigen Szenen, die ihn in peinliche Berührung mit der Polizei brachten. Bachhold versichert, daß sein Charakter „unter diesen Kraftausprägungen seiner leicht zu Anschreitungen drängenden Natur“ nicht gelitten habe, ein sehr euphemistisches Urtheil, das immerhin bis zu einem gewissen Grade richtig ist. Ein lüchtiger Kern war und blieb in ihm. Aber selbst Bachhold muß zugeben, daß er es „seinen Freunden oft unglaublich schwer gemacht, ihn so zu lieben und so schätzen, wie sie gerne gewollt hätten“. Galt es irgend ein großes Nationalfest zu feiern, so wurde der Verfasser des nun längst populären Vaterlandsliedes selbstverständlich zunächst dazu berufen. So als Zürich die Eröffnung der

Bodensee-Bahn festlich beging, namentlich aber anlässlich der Schillerfeier von 1859.

Wie wenig Neues ihm auch Ruhm bringen konnte, so begannen doch allmählich die beiden Kreiswerke in engeren Kreisen zu wirken. „Frenud.“ schrieb ihm z. B. Hermann Feltner über die Leute von Seidwyla, „Sie haben ein klassisches Werk geschaffen! Namentlich Ihre ‚Frau Regula‘ und Ihr ‚Romeo und Julia‘ wird leben, so lauge die deutsche Zunge lebt. Glück auf! Glück auf! Auerbach teilt mit mir das Entzücken über Ihre Dichtung. Er hat gestern eine sehr ausführliche Anzeige an die ‚Allgemeine Zeitung‘ geschickt, die Ihnen hoffentlich Freude machen wird.“ Kellers Antwort ist sehr merkwürdig. „Für ‚Romeo und Julia‘“ schreibt er, „war ich am meisten bange und hätte sie beinahe weggelassen, indem ich mir auf die beiden letzten Schnurren am meisten einbildete, was wohl daran liegt, daß sie formal am fertigsten und reifsten sind von all dem Wenigen, was ich bis jetzt zu Stande gebracht.“ Seiner Frenudia Ludmilla Kisting, die gleichfalls eine entzückte Anzeige des Buches veröffentlicht, aber die Rauheit einiger Stellen getadelt, erwiderte er: „Möchte es mir in der Zukunft gelingen, die starken Lobsprüche einigermaßen zu rechtfertigen, welche mir so unvorzüglich gesendet werden. Die ungehobelten Stellen werden dann auch von selbst wegbleiben, da ich von vornherein edlere Stoffe haben werde. In der Welt dieser Erzählungen freilich konnte ich ihrer nicht ganz entbehren, da jedes Kunstwerk leider seine eigenen Regeln hat. Auch glaube ich, man sieht es den Grobheiten und Ungezogenheiten an, daß sie absichtlich hingestellt sind. Dies ist die beste Verteidigung: ‚Merke man die Absicht und sei verstimmt!‘ Dies macht mir das größte Vergnügen. Doch wie gesagt, mit dem fürnehmern Stoff wird auch eine ehrbarlichere Sprache kommen.“ Aus gleichem Anlaß schrieb er an Auerbach: „Sie haben des Guten mehr als zu viel an mir gethan, indem sie mich so freundlich in Dresden aufgenommen, mir Ihr schönes Buch zugesandt, und ehe ich nur für dasselbe gedankt habe, mein eignes Nachwerk auf eine Weise angezeigt haben, wie ich nie erwarten noch verlangen durfte. Für diese letztere Günstigkeit danke ich Ihnen wohl am besten, wenn ich Ihnen offen gestehe, welche eine Wirkung sie gemacht und welche angenehmen Vorjubel sie mir in meiner gesellschaftlichen nächsten Umgebung geleistet hat. An allen Orten wurde mir förmlich gratuliert, Leute, die mir fernher stehen, zogen vor mir den Hut ab; überall wurde ich angehalten und beschauet, als ob ich das große Voos gewonnen oder mich kürzlich verlobt hätte, so daß ich bald ausgerufen hätte: ‚Hol' der Teufel den Auerbach! Ich habe, scheint's

gar nichts getaugt, eh' dieser Eichmeister mich in der ‚Allgemeinen‘ gericht hat! Den schönsten Schluß von ‚Romeo und Julia‘ würde ich sicherlich jetzt streichen und werde es thun, wenn das Büchlein irgend wieder einmal abgedruckt wird. Dagegen muß ich den Titel der gleichen Erzählung in Schutz nehmen.“ Auerbach hatte nämlich den Titel als durchaus unpassend verworfen: „Er trotzt einer Stimmung und versetzt in jene Litteralen-Litteratur, die nicht vom Leben ausgeht, sondern von der gedruckten Welt und ihren Erinnerungen, die doch wohl nun überwunden ist.“ Keller verteidigte sich wie folgt:

„Erstens ist ja das was wir selbst schreiben, auch auf Papier gedruckt und gehört von dieser Seite zur papiernen Welt, und zweitens ist ja Shakespear, obgleich gedruckt, doch nur das Leben selbst und keine unlebenbige Reminiszenz. Hätte ich keine Bemerkung über die Wirkliche Vorkommenheit der Anekdote und über die Rebllichkeit mit dem Shakespearischen Stoffe gemacht, so hätte man mich einer geizichten und dämlichen Wiederholung beschuldigt, während, jene kurze Notiz vorausgesetzt, die Geschichte dadurch eine berechtigte Pointe erhelbt; denn diejenigen, welche an ‚Romeo und Julie‘ nicht einmal gedacht hätten — und solcher sind viele, da man heutzutage ziemlich gedankenlos liest — würden alsdann die Sache für viel zu trass und abenteuerlich erklärt haben!“

Als sicheres Anzeichen, daß man an seine Zukunft glaube, konnte es Keller aufnehmen, daß nun die meisten Schriftsteller, die durch Zürich kamen, ihm ihren Besuch machten. So auch Adolf Stahr und seine Gattin Janny Lewald. „Sie mußte“, erzählt Keller launig, „erfahren, daß eine Menge Leute die ‚Wandlungen‘ nicht einmal gelesen habe. Anfänglich sagte Janny etwa: ‚Da thun Sie sehr unrecht; es ist ein ernstes Werk‘, aber sie sprach von ihrem ‚Schaffen.“ Als sie aber bemerkte, daß dergleichen hier nicht Unus sei, zog sie die Pfeifen ein und war dann sehr liebenswürdig. Wegen mich waren beide außerordentlich angenehm und beschworen mich, ihnen zu schreiben, woraus ich entnahm, daß sie an mein Aufkommen glauben.“ Daran sei eine heitere Notiz über „Fischer“ gereicht. „Die Bildungssucht in Zürich“, schreibt Keller 1857, „graffirt immer fort: alle Wochen wenigstens zwei Vorlesungen vor Damen und Herren. Die Norddeutschen und die Süddeutschen bekriegen sich dabei wegen der Aussprache. So hält Fischer sehr hübsche Vorträge über Shakespear, die Sachsen und Preußen mokquieren sich aber über sein Schwäbels, worüber er während wird. Reulich, als er aus einem norddeutschen Vortrag kam, sagte er: ‚Des soll nun des richtige Deitsch sein, wenn so a Kerle sagl statt ‚verloren‘ ‚vohlahren‘ und statt ‚Liebe‘ ‚Lübhe.‘ Ich mußte sehr lachen und hinterbrachte es stads den Nordlischen.“ Auch an Laquer fand er nun ab und zu weniger Gefallen als kurz vor-

ler. „Er ist,“ berichtet er 1857, „durch die Anwesenheit Liszts, der seinerwegen kam, wieder sehr rappelförmig und eigenförmig geworden, denn jener bestärkt ihn in allen Thorheiten. Die Herzögin Wittgenstein hat mit allen gelehrten Notabeln Zürichs Freundschaft geschlossen, schreibt lange Briefe an sie und schenkt ihnen ungeheure Gipsmedaillons Liszts; Frau Köchly hat auch eins bekommen, ist aber jalouse auf Frau Herwegh, die dasjenige der Fürstin mittheilt. Uebrigens ist letztere eine geschickte Frau; denn alle die gelehrten Eisenfresser und Brutusse rühmen sie. Ich allein bin dunkel vor ihren Augen geliebt und habe weder Brief noch Medaillon, worüber ich mich nicht zu fassen weiß.“ Viele Freude machte ihm Paul Heyse's Besuch. „Er war vorgelesen bei mir,“ erzählt er „und sagte mir, daß die vom König von Baiern besoldeten Genies alle auf die drei gerechten Kammmacher schwören und damit Puntum. Denn diesen Leuten glaube ich, da sie das rühmen, was mir selbst am besten gefällt.“ Als es sich jedoch darum handelte, welche Novelle Heyse in den Novellenschatz aufnehmen wollte, nahm er doch „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ und hat ungewissheit recht darauf gethan. Bitterböse äußerte sich eigentlich nur Guckow über das Novellenbuch. Es wurde viel gelobt, hatte sogar ein wenig Erfolg, und das rief jenen Dämon in ihm wach, der ihm und andern das Leben vergällt, den Dämon des Reibes. „Guckow ist eine Ratte,“ schreibt Keller empört. „Ich habe ihn auch gesehen. Er mißgönnte mir sogleich mein bißchen Schmirerelei und das minzige Erfolgsgelch und suchte es durch förmlich wissenschaftliche Entstellung zu paralyzieren.“ Seine Entrüstung über die allerdings ungewöhnlich gemeinen Angriffe Guckows war so groß, daß er beschloß, in sein Gedicht: „der Apotheker von Chamounix“ einige Strophen einzuflechten, in welchen Guckow gegährt werden sollte. Dann aber liebte er die „dumme Retour-Chaise“ sein. „Ich habe mich entschlossen“, schreibt er darüber, „mich von derlei Dingen fern zu halten, die niemals meine positiven Produkte fördern. Hauptsächlich dachte ich, wenn Guckow ein Esel ist, so wolle ich nicht auch einer sein und ihn seinem eigenen dialektischen Prozesse überlassen. Er ist aber doch ein scholler Geselle.“ Das Uebrig ist natürlich an sich zu hart. Aber daß bei Guckow die ruhige Uebersetzung und gewissenhafte Abschätzung da erbeite, wo der Reid begann, darüber dürfte heute wohl Niemand mehr im Zweifel sein.

Das eben erwähnte Gedicht, bekanntlich in Heine'scher Manier gehalten, erhielt erst in diesen Jahren jene Gestalt, in der es uns nun vorliegt. Bereits 1851 jedoch hatte es der Dichter veröffent-

lichen wollen. Zwei Jahre später, anlässlich einer zweiten Auflage der „Neueren Gedichte“, wiederholte er diesen Versuch, jedoch ohne Erfolg — aus einem sehr komischen Grunde. Die bereits bestellten vergoldeten Pappdeckel des Bändchens waren für diese Hinzufügung zu eng! „Das kommt von unserer Buchbindepoesie“, klagte Keller. „Man wird nächstens leere Einbände kaufen mit schönen Titeln.“ An größeren Arbeiten sind die Jahre von 1856—61 nicht reich. Zu nennen ist vor Allem das „Fähnlein der sieben Aufrechten“, eine prächtige, echt schweizerische Geschichte, welche Auerbach für seinen Kalender verlangte und erhielt, ferner zwei andere Geschichten geringeren Werthes — „Verschiedene Freiheitskämpfer“ und „der Wahltag“, die Keller jedoch nicht in seine Sammlungen aufnahm, womit ihnen, nebenbei bemerkt, kein Unrecht geschah, eublich eine Reihe von Gedichten. „Ein reicher lyrischer Nachsommer“, schrieb er 1858, „ist mir allerdings im Anzuge und ich verpüre ihn öfter, muß ihn aber, der Verhältnisse wegen, immer noch vor der Thür stehen lassen; hoffentlich wird er dort nicht erfrieren.“ Unter den Verhältnissen hat man hier einzig seine Natur zu verstehen. Mühte er nicht arbeiten, so that er eben wenig oder gar nichts. Kam ihm der Drang, sich mitzuteilen, so beschiedigte er ihn gelegentlich durch einen langen Brief an Ludmilla Aßing, Freiligrath, Auerbach oder einen andern der Freunde. Vier einige Proben aus diesen behaglichen Schilderungen:

„Die vergnüglichschte Tour machte ich vor vierzehn Tagen nach meinem Dorfe, wo ich Gewatter sehen mußte. Ich ging, da es das herrlichste Frühlingswetter war, zu Fuß hinaus, und schon unterwegs fand ich in einem alten Städtchen, wo ich einkehrte, um ein Schöpflein zu trinken, ein junges Landbäuschen vor, das da mit seinem Bräutigam Einkäufe für die Hochzeitkleider gemacht hatte. Ich setzte mich mit ihnen auf ihr Gefährt und fuhr mit hinaus. Das Bäuschen, welches in bloßen Armen war und in der Herbstdämmerung aufzug zu frieren, zog meinen Leberzucker an, und der Bräutigam sang himmlisch schön, während ich den Pad mit seinen und seiner Braut Hochzeitskleiderstoffen auf den Antken hielt, was mir auch warm gab. Am Sonntag mußte ich den ganzen Tag neben der Patin, einem wohlgejogenen Bauernmädchen, figuriren, das einfach schwarz gekleidet war in vollstem Zeug, aber mit einer schönen goldenen Kette. In der hellen freundlichen kleinen Kirche mußten wir am Taufstein zierliche Ankre machen und wachet beim Wable vom Mittag bis in die Nacht oben an Tischchen sitzen. Hier bemerkte ich etwas sehr Artiges. Als nämlich die Gäste lustig wurden und begannen, die üblichen Schwänke vorzutragen, wobei keiner zurückbleiben wollte, geschah es, daß der eine oder andere sich etwas ungeschickt anließ, übernahm aber gänzlich verunglückte. Nun war meine läudliche Nebenpatin die höchste Instanz am Tische, vermöge ihres Geschlechtes, ihres heutigen Amtes und ihres „Auges“ im Dorfe; denn ihr Pava hat zwanzig Kühe im Stall. So war es an ihr,

mit dem Fachen über einen Schwanz das Signal zu geben, und sie übte dies Amt mit solcher Lebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit, daß letzter um das rettende Weisäster kam. Nicht einen armen Teufel ließ sie reden, und wenn man glaubte, der ober jener gar zu Blumpe siele nun gewiß durch, so erhob sie doch noch rechtzeitig die wohllautende Stimme, als ob sie sich königlich amüsierte, und wir lachten alle auf's besternte mit, wie wenn der feinste Witze gefallen wäre. Dergleichen habe ich nun in einem Salon noch nie gesehen. (Pardon!) All dies junge Volk waren in meiner Zeit, wo ich auf dem Dorfe nicht untrief, ganz kleine Ainderchen, die ich in der Wiege gesehen habe."

In demselben sehr langen Briefe bittet er die Adressatin, seine Verleger zu grüßen „und sie sollten sich das Warten auf meine Novellen wohl schmecken lassen.“ Einige Monate später, die Freundin hatte inzwischen vergeblich wieder zur Schriftstellerei gedrängt, entschädigte er sie durch das folgende Genrebildchen aus Zürich.

„Unsere Strafen sind heute, den 2. Januar ganz mit gepuzten Kindern bedekt, weiche von Mädchen und Bedienten herumgeführt werden. Auf Neujahr geben nämlich die Gelehrten, Künstlerischen, militärischen, wohlthätigen und andere Gesellschaften sogenannte Neujahrsgüde heraus, welche Biographien verdienter Mitbürger, lokalgeschichtliche Monographien u. dergl. enthalten, nebst Porträts und Kupfern aller Art, je nach dem Gebiete der Gesellschaft, zur Belehrung und Erquickung der Jugend. Diese Güde läßt man am 2. Januar durch die festlich gepuzten Kinder aus den Gesellschaftslokalen abholen, wo einige wohlwollende freundliche Herren sitzen und aus langen neuen Thonpfeifen Tabak rauchen, der auf einem silbernen Teller liegt. Die Kinder überbringen in ein Papier gewickelt ein Weibgeschenk für die Gesellschaftskasse (die sämtlichen Mädchen tragen sie in einem niedlichen Körbchen) und erhalten dafür das Neujahrsgüde, werden mit Thee, Musikateller und Confect bewirtet und dürfen die etwaigen Sammlungen und Karitäten der Gesellschaft besichtigen. So geht's von Haus zu Haus, und die gedünneten Helligtämmer der alten Stadt sind von einer jubelnden Ainderwelt angefüllt. Seit ein paar Jahrhunderten besteht der Brauch, da einige Gesellschaften ebenso alt sind, wie die Musikgesellschaft, die Gesellschaft der Stadtblotbel und die Feuerwehrgesellschaft, welche letztere in ihren Neujahrsgüden stets martialische Kriegsgegenstände abhandelt, zum Vergnügen der Knaben. Auch bekommen diese den alten Wappensaak zu sehen mit der ehrwürdigen Kriegsgewichte aus den früheren Jahrhunderten, während auf dem Musiksaale die kleinen Mädchen kofelt ein Morgenkonzert anhören und ihre Mütter nachschauen. Wer keine eigenen Kinder hat, beglückt fremde Kinder, die seine oder unvermöglische Eltern haben, mit der Zundung. Einzig die derde Schüßengesellschaft (vierhundert Jahre alt) ist so unlitlerarisch geblieben, daß sie statt Schrift und Bild ein Paak Knaben verabreicht und überdies im Geruche steht, die Jungens mit kleinen Knäusen zu versehen, indem sie dieselben aus ihren alten Ehrenpokalen trinken läßt."

Inzwischen war Dunder, dem die Novellen zugesichert waren, denn doch ungeduldig geworden und da er sich die wuchtigen Höflichkeiten, die der Poet auf seine Wahnungen bereit hielt, nicht selber

holen wollte, so ließ er durch seine Frau Lina anfragen, da Keller sie persönlich sehr schätzte. Aber dieser erwiderte faßlich: „Meine Wortbrüchigkeit wegen meiner Novellen macht mir nicht viel zu schaffen. Ich weiß, daß durch dieselbe Niemand zu Schaden kommt und kenne mich überdies selbst, was mir genügt. Wer in wichtigeren Dingen noch ehrlich und naiv zu sein vermag, darf sich in dergleichen Schnurpfeisereien schon etwas erlauben. Die Novellen sind hauptsächlich steden geliebten, weil sie dem Plane nach ausschließlich aus Liebesgeschichten bestehen und mir die leichte Stimmung für dergleichen einstweilen abhanden gekommen ist, während ich durch mein hiesiges Leben für festere Dinge angeregt wurde.“ Aber nach diesen Dingen sehen wir uns zunächst, wenn wir die Briefe durchblättern, vergeblich um. Das Ernsteste, was wir finden, sind Kritiken moderner Dichter, die zwar oft ein wenig kraus, aber immer geistreich sind. Ab und zu berührt uns ein solches Urteil deshalb seltsam, weil wir daraus ersehen, wie über Erscheinungen, über die heute das Urteil unter allen Bernünftigen feststeht, damals noch heftig getritten werden konnte. So z. B. wenn Keller gegen Lubmilla Assing Heyse als Novellisten verteidigt und meint, er sei doch als Erzähler bedeutender als Hartmann. Paul Heyse und Moriz Hartmann! — wer wird heute die beiden Namen überhaupt noch in einem Atem nennen!

Während der Dichter allmählich ganz wieder in jenes ungeordnete, fast unthätige Leben hinabglitt, wie er es bis zu seiner Abreise nach Heidelberg geführt, waren seine Freunde aus mehrfachen Gründen eifrigst bemüht, ihm irgend ein Amt zu schaffen, vor Allem, damit er sich endlich selbst ernähren könne, hauptsächlich aber, weil sie sich von dem Zwange eines Amtes guten Einfluß auf ihn versprachen. Mit der Professur am Polytechnikum, auf die immer wieder zurückgegriffen wurde, ging es denn doch nicht. Einmal deshalb, weil Keller selbst fühlte, daß er neben Gelehrten und Vortragekünstlern wie Vischer und Jacob Burckhardt keine gute Rolle spielen könne und ferner, weil er nach seinem ganzen Wesen nicht recht zum akademischen Lehrer, der doch den Studenten auch durch seine Lebensführung imponieren mußte, zu taugen schien. Da kam einer seiner Freunde, der Finanzdirektor Franz Hagenbuch, auf einen kühnen Gedanken. Die bestbesoldete Staatsstelle des Cantons, jene des Staatschreibers, war eben frei geworden. Der Freund candidirte Keller für den Posten, obwohl dieser nie vorher im Staatsdienste gewesen, noch auch, wie wir wissen, juristisch gebildet war. Rechnet man hinzu, daß kein Mensch dem Dichter nach seiner bisherigen Lebensführung den nötigen stilllichen

Ernst und die Energie gewissenhafter, stätiger Pflichterfüllung zutrauen konnte, so wird man zugeben müssen, daß es einem Wunder gleich kam, daß Hagenbusch thatsächlich die Mehrheit des Collegiums für seinen Plan gewann. Durch welche Mittel dies geschehen ist, erfahren wir theilich nicht, wohl aber, daß das öffentliche Erkennen groß war, und der Gewählte selbst nicht recht wußte, wie ihm geschehen. Die Zeitungen, soweit sie in den Händen der Regierungspartei waren, verhielten sich zuwartend, die Parteilosen sowie jene der Gegenpartei entleerten auf das Haupt des Dichters die volle Schaale ihres zornigen Hohns. Gleich der erste Tag schien ihre Meinung zu bestärken, daß die Wahl für Keller selbst, wie für den Kanton ein rechtes Unglück sei.

Am 23. September 1861 sollte Keller sein Amt antreten. Am Abend vorher befand er sich in einer großen Gesellschaft, die sich zu Ehren Ferdinand Lassalles in einem Züricher Hotel versammelt hatte. Er verhielt sich nach seiner Gewohnheit schweigsam, trank aber desto mehr. Als jedoch Lassalle einige Kunststücke als Tischrüder und Magnetiseur zum Besten gab, erregte dies plötzlich den Zorn des Trunkenen. Unter dem wütenden Aufschrei: „Jetzt ist mir's zu did, ihr Lumpenpack, ihr Gauner!“ ergriß er plötzlich einen Stuhl und drang auf Lassalle ein. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Die Frauen weinten, die Männer schimpften, bis der Störenfried endlich vor die Thüre gesetzt war. Was er nun that, war vernünftig. Er taumelte heim und schloß seinen Rausch aus. Aber die Folge davon war, daß der Regierungsrat, als er sich am nächsten Morgen 8 Uhr versammelte, um den neuen Herrn Staatschreiber feierlich in sein Amt einzuführen, vergeblich harren mußte. Bis 10 Uhr warteten die Herren; dann wurde sein Ökonomie Hagenbusch entleudet, seinen Schübling zur Stelle zu schaffen. Er riß ihn aus dem Bette, half ihm beim Ankleiden und stellte ihn vor den Regierungsrat hin, der nun seines Amtes walten konnte. Man wird gerne glauben, daß sich unter

den Herren keiner fand, der die Wahl in jenem Augenblicke nicht herzlich gerne rückgängig gemacht hätte.

So unverblümt und nachdrücklich dies Alles berichtet werden mußte, eben weil es die Wahrheit ist, so darf nun auch andererseits nicht verschwiegen bleiben, daß Keller von diesem Augenblicke ab die Pünktlichkeit und Pflichttreue selbst war. Wenn wir einmal, sobald das Baechold'sche Werk zu Ende geführt sein wird, den Faden dieser merkwürdigen Entwicklungsgeichte wieder aufnehmen, werden wir im Einzelnen nachzuweisen haben, daß Keller als Staatschreiber so voll seine Pflicht gethan, wie nur irgend einer und wie sehr der Kanton mit ihm zufrieden sein durfte. Aber andererseits durfte auch er mit seinem Amte zufrieden sein. „Diese Wendung“, bemerkt Baechold, „wurde thatsächlich sein Heil. Denn er befand sich auf dem nächsten Wege zur Vermilderung. Er war wild, in unbeschränkter Freiheit aufgewachsen, ohne Schulzucht, ohne regelmäßige Lehrzeit, ohne einen bestimmten Lebensberuf geblieben.

„Sonne um Sonne ersteh'n und führen die
blühenden Jahre
Mir aus der mäßigen Hand strahlenden Glanzes
hinweg.“

klagte er damals. Jetzt mit zweiundvierzig Jahren lenkte er — es war die höchste Zeit — in die geregelte Bahn des Beamten ein und lernte endlich an sich und seinem ganzen Thun den Segen einer vorgeschriebenen Berufsarbeit kennen. In diesem Sinne sagten auch seine Freunde die Wahl als eine moralische Rettung auf.“

Mit diesem Ereignis schließt, wie bereits erwähnt, der zweite und bisher letzte Band von Baecholds Werk. Der Zweck dieser Aufsätze wäre verfehlt, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, den Leser nach dem vortrefflichen Buche begierig zu machen. Möge es ihnen gelungen sein, diese Absicht zu verwirklichen. Wir wünschen dies nicht im Interesse des Biographen oder seines Verlegers sondern in dem des Lesers.

Neue Bücher.

Nachstehend bezeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:
Wichert, Ernst. Munde Liebe. Novelle. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1895.
Teichmann, Konrad. Unter den Dolomiten. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1895.
Munich, Anna. Frauen. Ein Kind Entwicklungsgeichte. Eine Erzählung aus Christiania. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. Grabhoff. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.
Stoeffel, Alfred. Brandung. Leipzig. Hob. Pfeife. (Zev. Gonto.) 1895.
Wierbaum, Otto Julius. Lobetanz. Ein Sing-

spiel. Berlin. Im Mai 1895. Verlag der Genossenschaft Pan.
Münchs Werke. Gesammelt, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von einem Verehrer des Dichters. Adolf Kemme. Überswaabe. 1895.
Streckel, Hildegard. Gedichte. Zweiter Band. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1895.
Mylius, Frida. Brennendes Erden. Roman. Heft 5 und 6. Weimar. Schriftvertriebsanstalt.
Neue Reime. Vom Verfasser „Deutscher Weisen“. Gotha. Stollberg'sche Verlagsanstalt 1895.
Derold, Franz. Fremde und Vaterland. Vermischte Dichtungen. Wachthum-Dresden. Max Weßner. o. J.

Hedigerer unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Carl Emil Franjos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Pag & Goeble in Berlin.



32101 064479973



